

Fritz Stilling.

Erinnerungen
aus dem Leben eines Arztes.
von

Philipp Galen.

ERSTER THEIL.

I. ARM, ABER GESEGNET.

Ich bin am 28. April 1789 zu Wesel am Rhein geboren. Mein Vater war ein wohlhabender Mann, Eigentümer eines kleinen, doch hübschen Hauses und seines Handwerks ein Schneider. Ich erinnere mich noch lebhaft zweier Lindenbäume mit rundgeschnittenen Kronen, die vor unserem Hause in der Kreuzstraße standen und vielleicht noch stehen, so wie eines geräumigen Zimmers, worin auf hohem Bocktische zehn bis zwölf singende Gesellen im Kreise bei der Arbeit saßen. Im kleinen engen Nebenstübchen aber stand vor seinem Zuschneidetische, ernsten Angesichts, die große Scheere in der Hand, mein Vater selber, von Zeit zu Zeit einen prüfenden Blick durch die Thür auf seine lustigen Arbeiter werfend. Ich spielte dabei bald hier bald da herum, die bunten Tuchläppchen erhaschend, die, von dem einen oder dem andern Tische fallend und sich anhäufend, einen natürlichen Teppich bildeten, der eine ganze Woche auf dem Fußboden des Zimmers liegen blieb, Sonnabends aber, nach dem Abendbrote, von meiner Mutter und einer flinken Magd mit zwei großen Besen ausgefegt wurde.

Das sind beinahe alle Erinnerungen aus meiner frühesten Jugendzeit. Später aber habe ich durch die Erzählungen meiner Mutter und einiger Nachbarn vernommen, daß mein Vater zwar ein ernster und wortkarger, aber auch ein streng fleißiger und dabei zartfühlender Mann gewesen sei, der das Zutrauen seiner Obrigkeit

und die Liebe seiner Mitbürger im vollsten Maaße genossen habe. Meine Mutter, die wir später noch näher kennen lernen werden, war eine kleine, rührige, blasse Frau von weichem Herzen, großer Frömmigkeit und nie ermüdender Thätigkeit. Geschwister hatte ich keine mehr, denn drei Brüder und eine Schwester waren schon vor meiner Geburt in ihrer ersten Kindheit gestorben.

Mein Selbstbewußtsein wurde früh, in meinem sechsten Lebensjahre schon, auf eine sehr ernste Weise geweckt, und gerade dem heftigen Eindrücke, den dieselbe auf mein kindliches Gemüth machte, schreibe ich den Umstand zu, daß der Augenblick des Erwachens dieses Selbstbewußtseins mir so fest in der Erinnerung geblieben ist.

Eines Morgens nämlich, ich glaube, es war ein kirchlicher Feiertag und die Glocken des nahen Mathenaerkirchthurms hatten noch nicht ihre friedlichen Töne verklingen lassen, klirrten plötzlich die Fensterscheiben unseres Wohnzimmers und ein dumpfer Donner dröhnte durch die Straßen der Stadt, in welcher eilende Menschen schreiend umherliefen und auf- und abjagende Pferde Funken aus den Steinen sprühen ließen. Mein Vater sprang vor die Thür, kehrte aber bald darauf blaß und aufgereggt zu uns zurück. Er sprach mit der weinenden Mutter eine Zeitlang in seinem Zuschneidekabinet; diese band darauf ein kleines Bündel zusammen und legte es auf den Tisch. Etwas später trat mein Vater wieder hervor, seinen Rohrstock in der Hand haltend und einen klappernden Säbel an der Seite nachschleppend.

Er setzte seinen kleinen dreieckigen Hut auf seine graue Perrücke, küßte meine Mutter, die die Hände rang, und sprach einige ermahrende Worte zu den zwei ältesten zurückgebliebenen Gesellen, denn die übrigen jüngeren hatten bei dem ersten Kanonenschuß das Haus in größter Eile verlassen.

Ich sah alle diese Vorgänge mit ziemlicher Gleichgültigkeit an, denn ich wußte nicht, was sie bedeuteten. Als aber meine Mutter, die Schürze vor den Augen, meinem Vater, der sich noch mit einem Nachbar besprach, vor die Thür nachgeeilt war, faßte ich plötzlich, ich weiß nicht warum, den Entschluß, dem Vater heimlich nachzugehen. Es wurde mir leicht, mich den Augen der Bewohner des Hauses zu entziehen, denn alle waren in sichtbarer Bestürzung und wenig geneigt, auf die in der Regel gleichgültigen Bewegungen eines Kindes zu achten.

Mein Vater schlug den Weg nach dem Rheinthor ein; hundert Schritte hinter ihm folgte ich etwas langsamer nach. Auf der Straße lief Alles schreiend hin und her. Kanonen und Pulverkarren, mit schäumenden Pferden bespannt, jagten um die Wette auf und ab; dumpfer Kanonendonner dröhnte in raschen Schlägen vom Rheine her. Als ich meinen ziemlich schnell gehenden Vater am Eingang des Rheinthores einen Augenblick stehen bleiben und mit einem Offizier sprechen sah, stand ich ebenfalls still, indem ich mich in eine Thürnische drängte, da eben ein Pulverwagen vorbeirasselte. Gleich darauf folgte ich meinem Vater wieder, gelangte trotz der das

Rheinthor stopfenden Menge glücklich in's Freie und betrat die Brücke, die zur Rheinthormühle führt, meinen Vater beinahe am Ende derselben erblickend, der eiligen Schrittes jetzt der Mühle zuing. In diesem Augenblicke wurde ich heftig erschreckt. Ein schwerer Gegenstand, von dem ich später hörte, daß es eine Granatenkugel gewesen, fiel dicht neben mir mitten in den Festungsgraben. Schlamm und trübes Gewässer spritzte hoch auf und befleckte mir Gesicht und Kleider. In diesem Augenblick sah sich mein Vater um, warf einen Blick auf die Stelle, wo die Granate niedergefallen war, und dann einen hinter sich. Schon hatte er sich gewandt, um weiter zu eilen, da kehrte er sich noch einmal um und erblickte mich. »Großer Gott!« rief er, »was willst Du hier, Fritz?« Und schnell zu mir tretend, umfaßte er mich mit seinen Armen, hob mich empor und trug mich mit sich fort.

Gleich darauf waren wir an der Mühle. Ein Sergeant stand an dem Eingange derselben und schrie meinen Vater schon von Weitem mit barscher Stimme an:

»Meister! seid Ihr des Teufel? Was wollt Ihr mit dem Jungen hier?«

»Er ist mir ohne mein Wissen nachgelaufen, Sergeant, und jetzt kann ich ihn doch nicht zurück bringen. Ich will ihn in die Mühle legen, da ist er wenigstens vor den Kugeln sicher.«

Gesagt, gethan. Ich wurde in die Ecke des unteren Mühlenraums niedergelegt und mit heftigen Worten verwahrt, bei Todesstrafe mich nicht vom Platze zu rühren.

Mein Vater räumte und arbeitete im Mühlenraum herum; was er that, weiß ich nicht. Wahrscheinlich aber gehörte er zu der Bürgermiliz, die sich bewaffnet hatte, um die schwache Garnison in der Vertheidigung der Festung und bei dem Aufwerfen neuer Schanzwerke zu unterstützen, denn Wesel wurde von den Franzosen beschossen. Für diejenigen Leser, die mit der Oertlichkeit meiner Vaterstadt nicht vertraut sind, muß ich erwähnen, daß Wesel in jener Zeit nicht zu den stärksten Festungen gehörte, daß aber der breite Rheinstrom, nachdem die Brücke abgebrochen war, dem Feinde das unübersteiglichste Bollwerk bot. Unmittelbar an das bombenfeste düstere Rheinthor schließt sich eine vielleicht zweihundert Schritt lange hölzerne Brücke, die Rheinthorbrücke, welche über den eben so breiten Festungsgraben führt, und etwa abermals zweihundert Schritte weiter dem Rheine zu liegt jene Mühle, die damals für bombenfest galt und in Kriegszeiten theils zur Warte, theils zur Aufbewahrung von Muniton dienen mochte. In ihrem unteren Raume, in dem ich mich damals befand und der etwa eine Fläche von zwölf Schritten in die Breite und Länge darbot, lagen demzufolge verschiedene Gegenstände umher, an den Seiten bis zur Decke aufgehäuft und nur in der Mitte einen engen Raum zur Durchfahrt übrig lassend. Auf einer dieser Tonnen, Kisten oder Ballen saß ich nun und schaute neugierig umher. Zwischen Brücke und Mühle, also hinter mir, sah ich bald eine Menge Kanoniere mit ihren Geschützen anlangen, vor mir aber, dem Flusse entgegen, bemerkte ich anfangs nichts, als einen fünf bis

sechs Fuß hohen Wall, an dem mehrere Soldaten und Bürger, unter ihnen mein Vater, emporgekrochen waren, den Kopf über die Schanze erhebend, um den Feind zu erspähen, bei jedem Schusse aber sich weislich duckend und einige Schritte abwärts wendend.

Wie lange ich hier saß, weiß ich nicht und eben so wenig, was ich dachte. Endlich aber fühlte ich einige Langeweile und die knabenhafte Neugier stachelte mich an, ebenfalls auf den Wall hinaufzukriechen und zu schauen, was denn da zu sehen sei. Mein Vater war gerade abseits gegangen und ich war nahe daran, meinen wagehalsigen Vorsatz auszuführen, als mir ein Anblick zu Theil wurde, den ich nie vergessen werde, und der eigentlich der Brennpunkt aller dieser meiner jugendlichen Erinnerungen ist.

Auf dem etwa sechs Fuß hohen Walle vor der Mühle, dem Rheine zu, hatte man nämlich, während ich im inneren Mühlraume gesessen, zwei Geschütze aufgefahren, die von sechs bis acht Artilleristen bedient wurden und vor einigen Minuten ihren brüllenden Mund geöffnet hatten. Es krachte entsetzlich von dem mir so nahe gelegenen Walle herunter. Die ersten donnerartigen Schüsse raubten mir beinahe jeden Gedanken, so erschrocken war ich; allmählig aber gewöhnte ich mich daran und endlich sogar fand ich an den kräuselnden Luftwellen des aufsteigenden Pulverdampfes und dem kräftigen Geruche desselben eine Art Wohlgefallen, an welchem die kindische Neugier und der angeborene knabenhafte Muthwillen ihren Antheil haben mochten.

Ein vom Flusse herüberwehender Morgenwind hatte so eben diesen stark duftenden Nebelschleier zur Seite getrieben und ich sah nun deutlich die beiden Kanonen vor mir auf dem Walle stehen. Ueber die mir zunächst stehende bückte sich in diesem Augenblicke ein Artillerist, um zu zielen, als plötzlich, indem er sich wieder ausrichtete und: ›Feuer!‹ kommandirte, ein heftiger Schlag hörbar wurde, der Mann verschwand und den Wall herunter zu meinen Füßen eine dunkle, blutige Masse stürzte, die sich wie im Wirbel herumzudrehen schien und von welcher zuletzt nichts als einige Stücke Fleisch und blutige Lappen übrig blieben, die den Rasen um mich her roth färbten und mich sogar selbst mit einigen warmen Tropfen zu meinem nicht geringen Entsetzen besprützten.

Es war dies das erste Blut, welches ich in meinem Leben sah und der erste zerstückelte Leichnam, in welchen vor meinen Augen, schneller als ein Gedanke, ein lebendiger Mensch, inmitten seiner Jugendkraft und Lebensthätigkeit, verwandelt wurde. Ich ahnte damals nicht, daß es mir beschieden war, in Zukunft viele solche Anblicke zu erleben und mehr Blut fließen zu sehen, als einem fühlenden Wesen auf dieser Erde lieb sein kann.

Was kurz nach diesem Verfall in der Mühle und um mich her vorging, weiß ich nicht mehr. Nachdem ich aber einige Stunden, von Niemandem beachtet, in meiner Ecke, vielleicht auf einer Pulvertonne, gesessen, empfand ich einen quälenden Hunger. Glücklicherweise erschien um diese Zeit mein Vater wieder in der Mühle,

und ich bat ihn, mir etwas zu essen zu geben. Er zuckte die Achseln und blickte sich suchend um, aber er fand nichts für mich.

»Du mußt warten, thörichter Junge,« sagte er, »bis wir in die Stadt zurückkehren; warum bist Du nicht zu Hause geblieben!«

»Was will denn das Kind?« fragte ein Grenadier, der soeben in die Mühle trat und einen blutigen Lappen um die linke Hand gewickelt trug.

»Der Junge hat Appetit und ich habe kein Stückchen Brod für ihn.«

»Da kann ich helfen, Meister! Da, bindet mir die Binde fest so, und nun faßt in meinen Brodbeutel – habt Ihr das Brod?«

»Ja,« rief mein Vater und brach mir ein Stück von dem groben Kommissbrod des Verwundeten ab, welches mir vortrefflich schmeckte, aber kaum hinreichend war, meinen übergroßen Hunger zu stillen.

Kurz nach dieser Zeit, ich glaube, es ging schon gegen Abend, kam ein Bürger, es war ein Schmied und unser nächster Nachbar in der Kreuzstraße, hastig vom Rheinthore her in die Mühle gelaufen und rief laut den Namen meines Vaters. Dieser sprang sogleich herbei und fragte, was man von ihm wolle?

»Lauft nach Hause, Nachbar,« versetzte der Schmied, »lauft, lauft! Eine Granate ist in Euer Haus gefallen und hat gezündet.«

Mein Vater schlug die Hände über dem Kopfe zusammen, konnte aber kein Wort hervorbringen, so sehr hatte

ihn der neue Schrecken übermannt. Endlich faßte er sich, wies auf mich und rief: »Kamerad, ich bitte Euch, nehmt Euch meines Jungen an, ich muß zu meinem Weibe eilen.«

Und mit diesen Worten sprang er davon und ich sah ihn sich mit ängstlicher Geberde durch die Menschen drängen, welche die Neugier oder irgend eine Beschäftigung auf die Rheinthorbrücke getrieben hatte. Bald darauf ergriff mich die kräftige Hand des Schmiedes und zog mich zum Stadtthore hin. Ich mochte dem lebhaft bewegten Manne aber wohl zu langsam gehen, denn er hob mich auf seine Arme und trug mich beinahe im vollen Laufe in die Stadt. Aber nach wenigen Schritten schon wurde seine Eile gehemmt, denn die Straßen waren voller Menschen, rasselnde Spritzen jagten mit wüthender Hast an uns vorbei und kreuzten mehrere Male unsern Weg. Durch Nebengassen gelangten wir endlich in die Kreuzstraße, fanden dieselbe aber gesperrt, denn es brannte darin an mehreren Orten. Mein Beschützer setzte mich im Hause eines Bekannten ab, dann lief er rasch davon. Es dunkelte bereits. Man brachte Licht in das Zimmer, in welchem ich mich befand; eine mitleidige Frau gab mir hinreichend zu essen, dann wurde ich müde und bald schlief ich ein, Angst, Blut und Tod vergessend, wie nur ein Kind schnell und ahnungslos das Unglück des Lebens vergißt.

Ach! ich wußte nicht, daß dieser eine Tag über meinen ganzen künftigen Lebenslauf den Stab gebrochen hatte!

Denn das Feuer, mochte es nun durch eine feindliche Granate oder durch sonst einen unglücklichen Zufall entstanden sein, hatte alle irdischen Besitzthümer meiner Eltern verzehrt. Aus einem wohlhabenden Manne war mein Vater ein Bettler geworden und ich – war der Sohn dieses Bettlers. –

Ich sah meine Eltern erst nach einigen Tagen wieder. Sie hatten, wie ich, ein Unterkommen bei mitleidigen Nachbarn gefunden. Nie werde ich den Anblick meines Vaters vergessen, als er eines Morgens wankend in das Zimmer trat, in welchem ich mit anderen Knaben spielte. Er sah bleich und kummervoll aus und sprach kein Wort. Mich blickte er so wenig wie die übrigen Kinder an. Meine schluchzende Mutter machte ihn auf mich aufmerksam, aber es war, als wenn er das Gehör verloren hätte. Freilich, sein Unglück war gränzenlos gewesen. Er hatte mit einem Worte Alles verloren. Das Feuer war so schnell ausgebrochen und die Hülfe war, da an vielen Orten geholfen werden mußte, so mangelhaft gewesen, daß ihm nur einige Bettstücke und das Wenige erhalten blieb, was er gerade am Leibe trug. Doch erfuhr ich dieses erst längere Zeit nachher von meiner Mutter, als ich schon verständiger geworden war und Nachdenken genug besaß, das uns widerfahrene Unglück einigermaßen begreifen zu können.

Ich übergehe hier die nächste Zeit nach jenem Unglückstage. Die Franzosen hatten die Belagerung Wesel's

aufgegeben und waren südlicher gezogen, einen günstigeren Uebergangspunkt am Rheine suchend. Mein Vater, meine Mutter und ich waren wieder zusammen, wir bewohnten gemeinschaftlich ein Dachstübchen in einer engen Gasse, aus dessen kleinen Fensterchen ich nichts als den Giebel des gegenüberstehenden Hauses wahrnehmen konnte. In diesem Dachstübchen – ich habe davon eine lebhafte aber traurige Erinnerung bewahrt – glaube ich noch meinen armen Vater zu sehen, wie er, in seiner Trostlosigkeit vor sich hin brütend, still und schweigsam auf einem alten Sessel mit drei Beinen saß, von Zeit zu Zeit mit den Händen nach seiner Brust griff und dabei leise Seufzer ausstieß. Meine Mutter, still weinend, saß ihm gegenüber, strickte langsam, trocknete sich die Augen und blickte ohne Unterlaß meinen Vater ängstlich, flehend, liebevoll an.

So verging eine lange Zeit. Wovon meine Eltern damals eigentlich lebten, da mein Vater auch nicht das Geringste durch irgend eine Arbeit erwerben konnte, weiß ich nicht. Vielleicht wurden sie von einigen alten und treu gebliebenen Freunden unterstützt, war dies aber der Fall, so weiß ich bestimmt, daß meinem Vater jeder Tropfen, den er trank, und jeder Bissen, den er aß, bitter schmeckte. Aus diesem Grunde fing denn auch meine Mutter bald mit ihren eigenen Händen für Fremde zu arbeiten an, anfangs heimlich, denn mein Vater litt sichtbar, wenn davon gesprochen wurde; sodann aber, als ihr Erwerb nicht mehr zu verbergen war, vor seinen Augen. Sie war von jeher sehr geschickt im Zurichten feiner Wäsche

und schmucker Kleider gewesen, wie sie denn nicht allein früher im Wohlstande, sondern auch jetzt in ihrer Armuth immer äußerst sauber und reinlich gekleidet ging, und auch mich stets dazu angehalten hatte. So wurde denn die Bearbeitung feiner Wäsche ihre jetzige Hauptbeschäftigung. Wenigstens verdiente sie so viel damit, daß für meinen Vater die Arzeneien und die nothwendigsten stärkenden Speisen, für mich aber der Schulunterricht bezahlt werden konnte. Aber sie selbst arbeitete sich bei diesen edlen Bestrebungen, einen kranken Mann zu erhalten und ein junges Kind unterrichten zu lassen, sichtbar ab, und da unsere Freunde fürchteten, die ungewohnte und anstrengende Arbeit möchte auch für ihre Gesundheit nachtheilig werden, so mußte sie wenigstens die nächtlichen Arbeiten unterlassen, was indessen erst geschah, als es vielleicht schon zu spät war.

Von den Besuchern, die uns damals von Zeit zu Zeit beglückten, sind mir vorzugsweise zwei im Gedächtnisse geblieben, theils weil sie am häufigsten kamen, theils weil sie zumeist unser Elend uns ertraglich machten, denn die früheren alten Bekannten und Nachbarn, die sonst so häufig des Abends einen Buchweizenpfannkuchen bei uns verzehrt und aus des Vaters bleiernem Tabakskasten sich die Pfeife gestopft hatten, kamen jetzt viel seltener und die meisten blieben allmählig ganz aus.

Jene zwei vorher angedeuteten Besucher waren ein Arzt und ein Geistlicher, beides junge Leute, ihrem Berufe treu ergeben und von warmem, tiefgefühlendem Herzen. Der Arzt hieß, glaube ich, Eichelberg, und ist, wenn ich

nicht irre, derselbe, der erst vor wenigen Jahren in We-
sel als Physikus gestorben und den Ruf eines geschick-
ten und braven Mannes mit in's Grab genommen hat.
Zu ihm hatte meine Mutter ihre Zuflucht nehmen müs-
sen, als mein Vater unverkennbar mehr und mehr dahin-
siechte, ohne jedoch irgend ein hervorstechendes äußer-
liches Krankheitssymptom zu verrathen. Auch verordne-
te ihm der junge Arzt anfangs nichts als ein Glas stärken-
den Weines und schob den Hauptgrund seines Uebels auf
die geistige Erschütterung, die jener Unglückstag in sei-
nen Nerven zurück gelassen hatte. Aus demselben Grun-
de wahrscheinlich führte er nach einiger Zeit den jungen
Geistlichen zu uns, der Kaplan an unserer Kirche war und
Kleine hieß. Dieser setzte sich bei seinem ersten Besuche
zu meinem Vater an's Bett, faßte seine Hand und redete
ihm tröstlich zu. Mein Vater aber nickte wohl Beifall, lob-
te ihn auch sehr, als er fortgegangen war, allein eine dau-
erhafte Besserung brachten auch diese Tröstungen und
Zusprüche nicht bei ihm hervor.

Auf diese beiden ehrenwerthen Männer beschränkte
sich mehrere Jahre lang fast der ganze gesellige Ver-
kehr in unserem Hause; Beide sorgten auf jede Weise
für unser Bestes, gaben Rath und verschafften meiner
Mutter Verdienst, so daß es mir natürlich schien, wenn
letztere mich aufforderte, sie mit dankbarem Herzen in
mein Abendgebet einzuschließen. Namentlich für mich
sorgte der Kaplan, ein Mann, dessen Aeußeres mir noch
jetzt, nach so langen Jahren ziemlich deutlich vor Augen
schwebt; er war hoch gewachsen, blond von Haaren und

mit freundlichen Mienen ausgestattet. Er war es auch zunächst, der mich in eine Schule brachte, die nur ein geringes Schulgeld in Anspruch nahm; freilich war es die sogenannte Armenschule, in welcher die Kinder der Bettler und Hilfsbedürftigen ein Unterkommen fanden.

So vergingen einige Jahre und ich war bereits ein stämmiger Bursche von acht Jahren geworden, als mein Vater eines Morgens plötzlich aus dem Bette sprang, sich gesund und kräftig erklärte und Arbeit suchen zu müssen vorgab, um Frau und Kind zu ernähren. Meine Mutter erschrak hierüber sehr und glaubte anfangs, er habe den Verstand verloren; dennoch half sie dem alten Manne in die Kleider und redete ihm freundlich zu. Ich habe, sehe ich hier, vergessen, über das Alter meiner Eltern zu sprechen und muß es also nachholen. Mein Vater war damals dreiundsechzig Jahre alt, meine Mutter dagegen etwa zwanzig Jahre jünger. Ich war also schon in vorgerücktem Alter beider Eltern und zehn Jahre später, als mein jüngster verstorbener Bruder geboren, also ein Nachzügler oder ein Geschenk Gottes, wie es so hübsch die römische Kirche nennt. Meine Mutter half also an jenem Morgen dem alten Vater, dessen Haar während seiner Krankheit schneeweiß geworden war, in die Kleider und wollte ihn auch auf seinem Gange begleiten. Allein er litt es nicht und verließ uns eiligst, ohne sein Frühstück ungerührt zu haben, während meine Mutter ihm folgte, um ihn vor etwaigem Schaden zu bewahren, wie man einem Kinde auf der Straße nachgeht, um zu sehen, ob es seinen Weg findet.

Mein Vater stieg die Treppen des Rathhauses hinan und blieb lange Zeit in dem Innern desselben. Freudestrahlend kam er endlich zurück; der Bürgermeister hatte ihm, wie er sagte, eine kleine Anstellung versprochen. Welcher Art diese aber war, wußte er auch nicht einmal anzudeuten. Diese erste Freude indessen verschwand wieder allmählig, denn bald waren vier Wochen vergangen und von der erhofften Anstellung keine Rede gewesen. Schon wollte der arme Mann wieder verzweifeln, als eines Morgens ein Magistratsbote bei uns eintrat und ihn auf das Rathhaus beschied. Diesen Morgen war es das letzte Mal, daß ich meinen Vater in einer Art von Fröhlichkeit sah. Er sprang beinahe die Treppe hinunter und hatte sogar seinen alten Hut zu nehmen vergessen, den ihm meine Mutter auf die Straße nachtrug. Nach einer halben Stunde kehrte er langsam und – ein seltener Anblick für die Mutter und mich – leise weinend zurück. Man hatte ihm eine – Nachtwächterstelle angeboten. Er, ein alter Mann mit weißem Haupte, gebrochener Kraft und gebeugtem Geiste – ein Nachtwächter!

Wir weinten alle zusammen, ich namentlich, weil ich die Eltern weinen sah, und aßen diesen Tag kein Mittagsbrod. Trotz der Vorstellungen meiner Mutter aber, daß dieser Posten für meinen Vater nicht geeignet sei, bestand derselbe doch darauf, ihn anzunehmen und ich mußte sogar eines Abends von der Wittwe seines Amtsvorgängers, der kürzlich verstorben war, eine alte rostige Pike und ein blechernes Horn holen. Als ich mit diesen Insignien eines erbärmlichen Amtes in die Stube trat, schrie mein

Vater laut auf und sank hintenüber in seinen Stuhl. Wir glaubten anfangs, er sei todt. Bald darauf kam der junge Doktor und erklärte meiner Mutter, daß sein Herz, wie man zu sagen pflege, gebrochen und er nicht im Stande sei, jenes Horn und jene Pike zur Bewachung seiner Mitbürger jemals zu gebrauchen.

Einige Tage darauf fanden wir meinen Vater des Morgens todt im Bette liegen und ich war mit meiner trostlosen Mutter allein auf der Welt. Von der schrecklichen Stunde seiner Beerdigung und der entsetzlichen Stille, welche nach unserer Rückkehr vom Friedhofs in unserem Dachstübchen herrschte, schweige ich, denn dergleichen erregt nur das Mitgefühl der Betheiligten allein. –

Abermals vergingen zwei Jahre, als mein Schicksal entscheidendere Wendung nehmen sollte. Meine Mutter hatte fortgefahren, fleißig für reichere Leute zu arbeiten, und um für sich und mich reinliche Kleider zu beschaffen und die Kosten meiner kleinen Schulbücher zu bestreiten, hatte sie mehr gearbeitet, als ihr dienlich war. Vergebens warnte der Arzt, der uns von Zeit zu Zeit aus alter Gewohnheit besuchte, ja, er verbot ernstlich jede nächtliche Arbeit. Aber meine Mutter war eben so ungehorsam in diesem Punkte, wie unermüdlich in ihren Anstrengungen. Nachdem sie bei Tage gewaschen, gebügelt und gebessert hatte, nähte und stickte sie Abends bis spät in die Nacht bei dem matten Lichte einer kleinen Lampe, nachdem ich längst in mein Bett gegangen war. Und da diese unausgesetzten Anstrengungen noch häufig von reichlichen Thränenergüssen begleitet waren,

die ihre Augen wund rieben, so war es nicht zu verwundern, daß allmählig eine Abnahme ihrer Sehkraft eintrat, die bald einen ernsteren Charakter annahm. Wenigstens erklärte eines Tages der Arzt in meiner Gegenwart und, wie mir schien, mit betrübtem Gesichte und einer deutlich wahrnehmbaren Aengstlichkeit, daß von jetzt an alle feinen Arbeiten aufhören müßten und namentlich bei Lichte nicht mehr genäht werden dürfte. Da nun natürlich auch das Lesen verboten war, so begann eine traurige Zeit für meine arme Mutter. Stundenlang saß sie gesenkten Hauptes in demselben Sessel, in welchem früher so oft mein Vater gesessen, und seufzte, wie ehemals mein Vater geseufzt. Wenn ich mich alsdann gedrungen fühlte, auf kindlichster Seele ein Wort der Tröstung zu äußern, so wurde die Sache erst recht schlimm, sie fing leise zu weinen an und rieb sich die Augen so roth, daß sie noch am andern Morgen geschwollen waren.

»Ach, mein Kind,« pflegte sie oft zu sagen, indem sie mit ihren immer magerer werdenden Händen mich an sich zog, »ich weine nicht meinetwegen, denn für mich bin ich ganz zufrieden.«

»Und warum weinst Du denn, liebe Mutter?«

»Ganz allein um Dich, mein Kind!« Und nun fing sie laut an zu schluchzen. –

Da ich sehr gut lesen gelernt hatte und gern laut las, so ergötzte ich mich oft des Abends im Winter damit, meiner Mutter aus den Büchern vorzulesen, welche uns der gute Kaplan geliehen hatte, und das war für die arme Frau ein hoher Genuß. Wenn wir dann im Bette lagen,

besprachen wir das Gelesene und meine Mutter erläuterte mir manches für mich noch Unverständliche mit liebevollen Worten und lehrreichen Bemerkungen. Mit der Zeit aber glaubte ich wahrzunehmen, daß meine Mutter nicht mehr so aufmerksam meiner Vorlesung zuhörte, wie früher, oder daß sie das Gehörte bereits vergessen habe, denn meine Anfragen des Abends beantwortete sie oft falsch oder suchte der Antwort sogar auszuweichen. Obgleich mir dies immer auffallender wurde, so schwieg ich doch, um sie nicht zu betrüben. Erst später habe ich mich darüber aufgeklärt, indem ich mir dachte, daß sie ihren eigenen Gedanken mehr nachgehungen, als auf meine Vorlesung geachtet hatte. Was mochten dies aber wohl für traurige Gedanken sein? Daß sie traurig waren, sah ich an ihrer kummervollen Miene, ihrem bleichen, immer spitzer werdenden Gesichte und an den geschwollenen und roth geweinten Augen, mit denen sie mich des Morgens beim Frühstück anzulächeln bemüht war.

Als der Frühling sich näherte – ich war gerade meinem zehnten Geburtstage nahe – hatte sie häufige und lange Gespräche mit dem Kaplan, deren Zuhörer ich schon seit längerer Zeit nicht mehr sein durfte. Ich wurde dann zu den Nachbarkindern oder auf die Straße geschickt, um mit ihnen zu spielen, wozu ich indessen in dieser Zeit wenig Lust empfand, denn mir ging das Leiden meiner Mutter nahe und ich fühlte mich eigentlich nur in ihrer Nähe wohl, wenn sie, wie gewöhnlich, liebevoll und mit ihrer milden Stimme mütterlich und freundlich zu mir sprach.

Eines Tages – es war gerade ein Sonntag und wir waren so eben aus der Kirche in unser Dachstübchen zurückgekehrt – kam der Doktor Eichelberg zu uns. Er war sonst immer heiter und erzählte sogar bisweilen spaßhafte Geschichten. Heute aber schien er mir sehr ernst und wortkarg und sein kluges Auge blieb wunderbar forschend auf das Gesicht meiner Mutter geheftet.

»Frau Stilling,« begann er nach seiner Begrüßung, »ich komme heute absichtlich um diese Zeit zu Ihnen, ich habe Sie in der Kirche gesehen und beobachtet. Lassen Sie mich bei dieser Morgenbeleuchtung Ihre Augen betrachten, da die Sonne heute so klar scheint.«

Und er stellte sich vor meine Mutter mit dem Rücken gegen das Licht und schaute lange und aufmerksam in beide Augen meiner Mutter. Als er seine Untersuchung beendet hatte, sprach er kein Wort, sondern nahm Hut und Stock und ging leise grüßend aus der Thür. Ich schlich ihm, ich weiß nicht warum, nach und hörte, wie er der unten aus der Hausflur fragenden Wirthin des Hauses, wahrscheinlich in Antwort auf ihre Anrede, erwiderte

»Es ist, wie ich fürchtete, der grüne Staar.«

»O mein Gott! also keine Hülfe, Herr Doktor?«

»Keine, liebe Frau; ich werde mit dem Kaplan Kleine sprechen.«

Und er ging. Mich überlief es ganz kalt, da ich die Worte CCkeine HülfeDD hörte, denn ich dachte sogleich an den Tod auch meiner Mutter. Ich schlich leise über den Hof in den kleinen Garten hinter unserem Hause und

weinte mich aus. Als ich eine Stunde später in das Dachstübchen zurückkehrte, fand ich den Kaplan im eifrigen Gespräche mit meiner Mutter und er faltete eben ein Papier zusammen, welches er ihr vorgelesen zu haben schien. Meine Mutter sagte blos: »Ich bin damit zufrieden, Herr Kaplan, ich danke Ihneu, und möge es Gott zum Guten lenken!«

Noch einen wenn auch kleineren Kummer empfand ich um diese Zeit. Meine Mutter hatte, wie es bei unserer Armuth nicht anders sein konnte, bisher immer selbst unsere Speisen bereitet, und diese Speisen hatten mir, obgleich sie höchst einfach waren, immer sehr gut geschmeckt. Seit einiger Zeit durfte sie nicht mehr am Feuer stehen und eine arme Frau, unsere Nachbarin, war die Köchin unserer Mahlzeiten geworden. Diese Mahlzeiten aber, mir schien es wenigstens so, obwohl meine Mutter nie ein Wort darüber äußerte, schmeckten durchaus nicht so, wie ich es gewohnt war, auch fielen sie an Menge sehr dürftig aus und ich stand nicht selten, ohne mich jedoch zu beklagen, nur halb gesättigt vom Tische auf. An einem Tage, wo mir dies recht auffallend war, fragte mich plötzlich meine Mutter, ob ich auch gesättigt sei? Ich bejahete die Frage, um sie nicht traurig zu stimmen. Indessen schien das mütterliche Ohr auf meinem leisen: »Ja, liebe Mutter!« das Gegentheil errathen zu haben, denn sie umfaßte mich, mit den Armen nach mir tastend, und zog mich an ihr Herz, indem sie in ein krampfhaftes Weinen ausbrach.

»Gedulde Dich, mein Kind,« brachte sie schluchzend hervor, »gedulde Dich noch eine kurze Zeit. Es wird bald besser werden und ich werde weder um Dich zu weinen, noch Du halb gesättigt vom Tische aufzustehen brauchen.«

An demselben Tage brachte der Postbote, der eine seltene Erscheinung bei uns geworden war, einen Brief. Meine Mutter zitterte, als sie ihn berührte, und da sie ihn mit ihren fast ganz erblindeten Augen nicht mehr selbst lesen konnte, so steckte sie ihn behutsam in ihren Busen, was mir wunderbar vorkam, da ich ja sehr gut Geschriebenes lesen konnte.

Abends besuchte uns der Kaplan und ich wurde auf die Straße geschickt. Es mochte vielleicht eine Stunde vergangen sein, als der Geistliche mich wieder heraufrief. Die Dämmerung war bereits eingetreten und ich sah meine Mutter, von einem mattrosigen Strahle der untergehenden Sonne nur halb beleuchtet, auf ihrem Stuhle sitzen, die Hände wie im Gebet gefaltet, das Gesicht bleich, aber eine unaussprechliche Rührung darauf ausgebreitet.

»Fritz,« sagte der Kaplan, als ich mich vor meine Mutter gestellt hatte, »komm' und höre, was Dir Deine gute Mutter zu sagen hat.«

»Mein Kind,« begann diese mit zitternder Stimme, »Du bist verständig genug, die Wahrheit dessen, was ich Dir sagen werde, begreifen zu können. Du weißt, welches Unglück Dein armer Vater vor vier Jahren gehabt hat und welches Unheil darauf in dieser langen Zeit gefolgt ist. Der allmächtige Gott muß das Maaß meiner Leiden, die

ich demüthig auf mich nehme, noch nicht für vollwichtig genug hatten, um mich den Lohn seiner Gnade finden zu lassen, darum hat er mir das Augenlicht genommen und in kurzer Zeit werde ich selbst die Sonne des Himmels nicht mehr sehen können. Nicht meinetwegen allein beklage ich dieses Uebel, vielmehr hauptsächlich Deinetwegen, denn ich kann nicht mehr für Dich sorgen, wie mein armes Mutterherz es verlangt und wie Deine Erziehung es nothwendig macht. In Gemeinschaft mit unserem guten Beichtvater habe ich daher beschlossen, ehe es zu spät ist, für Deine Zukunft zu sorgen und Dir ein Unterkommen zu bereiten, wie es Deine Jugend erheischt. Wisse, ich habe noch einen Stiefbruder in Amsterdam, der in guten Verhältnissen lebt und ein tüchtiger Wundarzt ist. An ihn habe ich schreiben und unsere Lage schildern lassen und siehe, wie ich gehofft, hat er heute geantwortet und will Dich bei sich aufnehmen, wenn Du die Lust und den Muth hast, zu ihm nach Amsterdam zu gehen, denn meine Mittel reichen nicht so weit, Dich auf eine bequemere Weise dahin schaffen zu lassen. Es ist nun allein die Frage: willst Du zu ihm und hast Du den Muth, zu Fuße nach Amsterdam zu wandern?«

»Meine Mutter,« antwortete ich fest, obgleich mir die mit Mühe zurückgehaltenen Thränen beinahe das Herz abdrückten, »wenn ich mich von Dir trennen soll und muß, so habe ich den Muth, überallhin zu gehen, wohin Du und der Herr Kaplan mich gehen heißest.«

»So segne Dich Gott, mein Kind, und hier der Herr Kaplan wird Dich, bevor Du Deinen Weg antrittst, confirmiren und Dich an den Tisch des Herrn treten lassen, damit Du geweiht hist für jegliches Begegniß. Denn obwohl Du noch jung bist, so hält der Herr Kaplan Dich doch für reif und verständig genug, jenes ernste und heilige Werk zu beginnen. Und jetzt, mein Sohn, gehe hinaus und überlege Dir wohl, was Dir bevorsteht, ich habe noch mit Herrn Kleine zu sprechen und Du sollst gerufen werden, wenn wir Deiner bedürfen.«

Ich ging, oder vielmehr, ich schlich die Treppe hinab, indem ich Thränen über Thränen vergoß, ob wegen der bevorstehenden Trennung von meiner Mutter oder aus einem anderen Grunde – ich weiß es nicht mehr.



Mehrere Wochen waren vergangen, als endlich der Tag meiner Abreise von Wesel erschien. Ich hatte den letzten Religionsunterricht und das heilige Abendmahl von unserem guten Kaplan empfangen und war von ihm und meiner Mutter genügend auf meine weite Fußwanderung vorbereitet worden. In ein Jäckchen von grauer Leinwand gekleidet, neues Schuhwerk an den Füßen, ein kleines Ränzchen auf dem Rücken, worin zwei Paar von meiner Mutter gestrickte Strümpfe, drei Hemden, ein Halstuch und ein Gebetbuch enthalten waren, trat ich vor meine Mutter im Dachstübchen und meldete ihr, daß ich zu meiner Reise gerüstet und getrosten Muthes sei.

»So gehen wir mit Gott!« sagte sie und ergriff meine Hand. Vor der Thür auf der Straße wartete schon der wackere Geistliche, der treue Gefährte und Theilnehmer aller Leiden und Bekümmernisse unserer Familie. Es war ein herrlicher Morgen eines der ersten Junitage und nicht allzuwarm; ein reiner blauer Himmel wölbte sich über uns und ein frischer Morgenwind bewegte leise die Blätter der Bäume, die sich eben erst in vollster Jugendblüthe entfaltet hatten. Der Geistliche hatte meiner langsam schreitenden Mutter den Arm geboten, sie hielt fest mit ihrer linken Hand meine rechte umschlossen. So wendeten wir uns durch die Stadt dem Cleverthore zu, ohne fast ein einziges Wort zu sprechen, so lange wir innerhalb der Festungsgräben waren. Durch das dunkle Gewölbe des alten Thores schritten wir hindurch und traten nun in Gottes freie Natur, deren kräftige Morgenfrische unsern bedrückten Athem wie mit neuer Lebenshoffnung zu erheben schien. Langsamem Schrittes wandelten wir die breite Landstraße hinab, an den damals nur sparsam stehenden Häusern der Vorstadt vorbei und gelangten endlich ganz in's Freie, wo kein Haus mehr zu sehen und nur der unabsehbare weite Weg, der nach Holland führt, mit seiner doppelten Pappelreihe vor uns lag. Von Zeit zu Zeit fühlte ich die Hand meiner Mutter krampfhaft um die meinige zucken, was mir jedesmal ein Zeichen gab, auch die ihrige, gleichsam ermuthigend, liebevoll zu drücken. Und wenn ich dann zu ihren blöden Augen meinen Blick erhob, so schienen mir auch die Muskeln ihres Gesichtes

jenes Zucken zu wiederholen, als wenn sie bemüht wäre, einen inneren, immer heftiger aufsteigenden Schmerz gewaltsam zurückzudrängen.

Ich wunderte mich anfangs über das hartnäckige Schweigen der neben mir Wandelnden, die gerade in einem Augenblicke ihrer Stimme Einhalt geboten, der mir so recht zur gegenseitigen Mittheilung geeignet schien, da sie aber schwiegen, so schwieg auch ich, und bald kam es mir vor, als ob in diesem schweigsamen Wandeln mehr des Feierlichen läge, als in der vertraulichsten und liebevollsten Unterhaltung.

So gelangten wir auf eine kleine Anhöhe, von der herab, rückwärts blickend, man die Thürme der Stadt und die höchsten Häuser bequem überschauen konnte. Bis hierher hatten meine Gefährten mir das Geleit zu geben sich vorgenommen. Rechts am Wege, von schattigen Linden traulich umgeben, stand ein steinernes Muttergottesbild, davor eine Rasenbank, auf der die Vorübergehenden knieend zu beten pflegten. Auf diese Rasenbank ließen wir uns nieder, ich in der Mitte, die Mutter und der Geistliche mir zur Seite sitzend. Jeder von ihnen hielt eine meiner Hände, aber immer schwiegen sie noch. Meine Mutter schien mit sich selbst zu kämpfen, was sie mir sagen sollte, denn ihr Geist mochte wohl von bitteren Gedanken erfüllt und ihr mütterliches Herz von ängstlichen Gefühlen beklommen sein, da sie ihren letzten und einzigen Sohn ohne Rother und Führer in die weite Welt zu schicken vom Schicksal genöthigt war.

»Mein Sohn,« fing sie endlich leise an, »höre die Mutter noch einmal zu Dir reden und merke Dir genau, was ich sage. Du gehst jetzt weit von mir fort, auf einem langen und unbekanntem Wege, in eine neue und Dir vielleicht nicht allzu freundlich gesinnte Welt. Meine armen trüben Augen haben jetzt nur noch einen ungefähren Schimmer von Deinem lieben Kindergesicht und sind wahrscheinlich nicht so glücklich, Dich noch einmal in Deiner männlichen Ausbildung in Zukunft zu schauen – laß mich daher Dein Antlitz noch einmal, so viel ich kann, in meine Sinne fassen – so – Ach! ich kann ferner nicht Deinen Weg wie bisher vom Unrath säubern, aber das große Auge Gottes wird mich vollständig vertreten und Dir eine Leuchte sein, die alle Deine Wege erhellet. Ich flehe zu ihm, wie ich ihn oft in meinen Nöthen angefleht, auch jetzt, und wie er mich früher gütig erhört hat, so wird er mich, das sagt mir eine innere Stimme, auch diesmal erhören und wird Dich schirmen und beschützen, ja, wird Dir Vater und Mutter und Freund zugleich sein. Habe also Vertrauen zu ihm, wie ich es habe, und ich zweifle keinen Augenblick daran, Du wirst nie ohne Rath und Beistand sein. Mein Kind, ich bin ein armes und gebrechliches Weib, aber ohne Schuld arm und gebrechlich; wäre ich wohlhabend oder nur weniger arm, nicht die Macht einer Welt hätte Dich aus meinen Armen und von meiner Seite reißen sollen. So aber thue ich Deinetwegen das Schmerzlichste, indem ich dem Willen der Vorsehung gehorche, und trenne mich von Dir; beuge auch Du Dich vor ihm, der da oben in den Wolken thront, und wandle

wie ein braver, rechtschaffener Mensch Deinen ferneren Weg. Was ich Dir nicht geben kann, hinreichende Unterstützung zu Deiner künftigen nothwendigen Ausbildung, wird Dir Gott durch meinen Stiefbruder geben, denn er hat es mir in seinem Briefe treulich versprochen. Gehorche ihm wie Deinem Vater und liebe ihn, wie Du Deine Mutter geliebt hast. Du wirst mir schreiben, wie er Dich empfangen hat, und hier, unser braver Freund, wird Dir meine Antwort zukommen lassen. Gern hätte ich für Dich gesammelt bei meinen alten Freunden und Nachbarn, um Dir einen reichlicheren Zehrpennig mit auf den Weg zu geben, als ich jetzt zu thun im Stande bin. Aber die Unterstützung der früheren Freunde scheint mir nicht den Segen in sich zu schließen, den der karge Sparpfennig der Mutter birgt, denn es klebt vielleicht ein trüber Gedanke des Unwillens an der erbetenen Gabe, während an der kleinen Mitgift der Mutter nur Wohlwollen und Segen haftet. Hier gebe ich Dir, was ich habe – es sind nur zwei Speziesthaler. Lange haben sie schon in meiner Truhe für Dich gelegen und wenn meine Bitten da oben erhört werden, wird der Segen Gottes sie in Deiner Hand verzehnfachen. Da, nimm sie und Gott vermehre sie Dir! Baue auf ihn – liebe ihn immer – thue nur das Rechte und Gute, damit, wenn Du wieder zu mir zurückkehrst und ich Deine Stimme höre, ich daraus vernehme, daß Du mit Ehren mein Sohn und mit Demuth das Kind Gottes bist. Hier – nimm meinen Segen und – Gott geleite Dich!« –

Ich war bei den letzten Worten, die meine Mutter sprach, vor ihr auf die Kniee gesunken und hatte meinen Lockenkopf unter ihre segnende Hand gebeugt. Ach! wie leicht ruhte sie auf meinem Scheitel und doch, welche Wärme und welcher Trost strömte aus ihr auf mich über! Es war, als wenn der Segen Gottes, durch ihre Hand hindurchgehend, fühlbar sich in meine Seele senkte, und ich gelobte im Stillen, zu handeln und zu leben, wie sie mir gebot.

Als sie geendet, umschlossen wir uns mit den Armen und ich weinte lange und laut an ihrer Brust.

Da, als sie mich endlich losgelassen, sagte der Geistliche zu mir, indem er anstand: »Fritz, die Worte Deiner Mutter umschließen Alles, was ich Dir sagen könnte; ich weiß nichts mehr hinzuzufügen, als: wache und arbeite! Und so sei der Segen des Herrn mit Dir! Lebe wohl, mein Sohn, und bleibe, wie Du jetzt bist, gut und fromm!«

Bei den letzten Worten ließ er in meine Hand eine kleine Rolle mit Geld gleiten und als ich ihn darauf verwundert ansah, winkte er still mit der Hand, daß ich schweige und der Mutter nichts davon verrathe. Ich drückte ihm dankbar die Hand und er küßte mich.

Noch einige Augenblicke – und ich stand allein. Meine Mutter und der Geistliche waren davongeschritten und hatten sich wieder der Stadt zugewendet. Da fing mein Herz so heftig an zu schlagen, daß ich glaubte, es müßte mir zerspringen. Ich mußte laut weinen, ob ich auch nicht wollte, und sprang meiner Mutter nach, fiel ihr um den Hals und dankte ihr für alles Gute, was sie mir in

meinem Leben erwiesen. Noch einmal machte sie sich aus meinen Armen los und der Geistliche zog sie fort, dem Thore entgegen. Ich aber stand, so lange ich sie sehen konnte, und schaute ihr nach, bis der sich krümmende Weg sie mir entzog. Da wandte auch ich mich und schritt, allein von Gott geleitet, der Fremde, der Zukunft, dem Leben entgegen.

II. DER BARBIER VON SEVILLA.

Ich habe mich etwas lange bei diesen kleinen Begegnissen meines jugendlichen Lebens aufgehalten, aber der nachsichtige Leser verzeihe mir, es waren ja die einzigen wenigen Erinnerungen, die mich mit meinen Erzeugern verknüpften, und ich werde ihn bald rascher in ein thatkräftigeres Leben und das Gewühl meiner ferneren Tage führen.

Als ein zehnjähriges, unerfahrenes Kind also trat ich jene erste und ernste Ausflucht in meinem Leben an. Ich war arm und verlassen, aber keineswegs trostlos und furchtsam, vielmehr fröhlichen und Gott ergebenen Herzens. Nur das bittere Gefühl unvermeidlicher Trennung von meiner Mutter lag augenblicklich schwer auf meinem Gemüthe. So schritt ich in der ersten Zeit bedrückt dahin, mechanisch, gedankenlos, ohne etwas Bestimmtes um mich her mit meinen Sinnen wahrzunehmen, denn meine innere Erschütterung hatte mir für die Gegenwart das Gefühl des Selbstbewußtseins genommen. Eine Art lebendiger Maschine wankte ich auf dem staubigen Wege fort, Baum an Baum tanzte an mir vorüber, ohne daß

ich sie eigentlich sah, ich war nur damit beschäftigt, die Thränen zu trocknen, die in ungewohnter Fülle meinen Augen entquollen. Endlich aber kam ich wieder zu mir selber; ich beschloß mich zu fassen, drückte mein nasses Tuch in die Tasche und sprach einige ermuthigende Worte mir zum Troste; dann stand ich still. Aber noch wagte ich nicht, mich noch einmal umzusehen; ich fürchtete, meine Mutter zu erblicken, die die Arme gegen mich erhob, mit ihrer sanften Stimme mich zurückrief. Endlich drehte ich mich mit einer gewissen Hast, in der eine Art von Selbstbezwungung lag, um, und da ich nichts von dem Befürchteten wahrnahm, fühlte ich mich getröstet, mein ganzer natürlicher Muth kam mir wieder und, anstatt rückwärts zu schauen, wandte ich mich schleunigst vorwärts, der unbekanntten Ferne entgegen. Ich muß eine tüchtige Strecke rüstig fortgeschritten sein, denn als ich nach etwa einer halben Stunde zur Seite sah, bemerkte ich einen Wegweiser, auf dem Wesel eine halbe Meile geschrieben stand. Ich glaubte schon sehr weit vom mütterlichen Hause entfernt zu sein und ging etwas langsamer, denn mein Ränzel drückte mich und der Schweiß tropfte mir von der Stirn herab. Noch eine Stunde weiter vorgerückt, empfand ich einen nicht unbedeutenden Appetit und sah mich nach einer bequemen Stelle am Wege um, wo ich mein von Hause mitgenommenes Frühstück so behaglich wie möglich verzehren könnte. Bald saß ich in der Vertiefung eines Grabens, den Rücken an einen Baum gelehnt, und selten hat mir ein Stück graues Brot, in dessen Mitte eine große Scheibe Wurst gelegt war, so

herrlich geschmeckt, wie an diesem Morgen. Als ich mit meiner kleinen Mahlzeit zu Ende war und die noch übrig gebliebene Hälfte in die Tasche steckte, kam mir das Geldröllchen des Kaplans in die Hand. Ich öffnete es neugierig und fand funfzig kleine Stüber vor, für mich damals ein unerschöpflicher Schatz, die mir der gute Mann wahrscheinlich absichtlich in einzelnen Stücken verabreicht hatte, um mich des lästigen und gefährlichen Geschäfts des Wechsels zu überheben. Da ich plötzlich so viel Geld zu meiner Verfügung sah, glaubte ich auch einen kleinen Durst, der sich allmählig bemerklicher machte, stillen zu dürfen. Ich trat also in das zunächst gelegene Bauernhaus und trank für einen ganzen Stüber einen großen Topf Milch aus, nachdem ich mich erst vorsichtig abgekühlt, wie die Mutter sorgsam es geheißen. Dann ging ich wieder weiter.

Es mochte kurz vor Mittag sein, als ich mich müde werden fühlte. Ein frisch zusammengetragener Heuhaufen auf der Wiese am Wege lud mich gastfrei ein und bald hatte ich Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in süßem Schläfe vergessen. Als ich erwachte, kam ich mir wunderbar einsam vor. Es war Niemand da, der mich, wie sonst meine Mutter, fragte: »Hast Du gut geschlafen, mein Sohn?« Ich hatte mir immer gedacht, auf einer Reise müßten dem Wanderer sogleich sehr viele Menschen, Wagen und Pferde begegnen, und nun, obgleich ich schon beinahe drei Stunden unterwegs war, fand ich mich immer noch ganz allein, nur in der Ferne waren

einige Landleute auf dem Felde mit ihrer Arbeit beschäftigt.

Mittags aß ich für zwei Fettmännchen in einer Dorfherberge, welche am Wege lag, ein Stück Brod und holländischen Käse, schlief darauf eine gute Stunde auf der Ofenbank, dann ging ich langsamen Schrittes wieder weiter, denn ich hatte erfahren, daß Rees, mein heutiges Ziel, in drei kurzen Stunden zu erreichen sei. Ich fing an, etwas müde zu werden, als ich etwa eine halbe Stunde vor Rees einem Manne begegnete, den ich an seiner Kleidung für einen Schulmeister erkannte. Nach meiner Beantwortung seiner Fragen: wer ich sei, wohin ich wolle und warum ich allein wandere? forderte er mich auf, langsam zu gehen, er wolle nur eine Bestellung in einem nahe gelegenen Hause machen und dann mich bis Rees begleiten. In zehn Minuten hatte er mich auch wirklich wieder eingeholt und bald Alles von mir erfahren, was ich zu verschweigen keine Ursache hatte. Er ergriff meine Hand, und als wir die Stadt erreicht, führte er mich in sein ärmliches Haus, welches dicht am Rheine lag, speiste, tränkte und beherbergte mich, und begleitete mich am nächsten Morgen eine Strecke auf dem Wege nach Emmerich.

Als ich wieder allein war und die Hitze des Tages anfang sich fühlbar zu machen, fand ich mich aufgelegt, über mein Schicksal etwas nachzudenken. Trübe Gedanken wollten mir schon durch den Kopf fahren, indem ich an meine zurückgebliebene blinde Mutter dachte, als ein zweispänniger Wagen mich einholte und rasch an mir

vorüber rollte. Ein alter Herr saß allein darin, der mich im Vorbeifahren ziemlich genau musterte. Als er mir etwa hundert Schritte voraus war, beugte er sich aus dem Wagenschlage und sah sich noch einmal nach mir um. Gleich darauf hielt der Wagen.

»Wohin willst Du, Kleiner?«

»Nach Amsterdam!«

»Hoho! Heute doch nicht? Steige ein, ich fahre bis Arnheim.«

Ohne Umschweife folgte ich der freundlichen Einladung und saß bald wunderhübsch weich auf einem Kissen. Das war das erste Mal, daß ich das Glück hatte, in einem Wagen zu fahren. Ich kam mir ordentlich vornehm vor, als ich durch das niedliche Emmerich rasselte, wo ich über die ungeheure Breite des Rheins erstaunte, da er hier wenigstens noch einmal so breit wie bei Wesel ist. Gegen Mittag hielt der Wagen in einem sehr hübschen und reinlichen Dorfe, und ich erfuhr, daß wir jetzt in Holland seien. Ich wunderte mich sehr, daß die Menschen hier nicht anders aussahen, als bei uns, und noch mehr, daß ich so ziemlich ihre Sprache verstand, die eigentlich nur ein plattes Bauerndeutsch war, wie es auch nicht viel anders in der Umgegend von Wesel gesprochen wird.

So freundlich der alte Herr, mit dem ich fuhr, gegen mich war, so wenig sprach er doch, denn er las fast beständig in einem prächtig eingebundenen Buche, welches er vorsichtig in seiner großen Brusttasche bei sich trug. In jenem Dorfe aber lud er mich mit ihm zu speisen ein.

Es schmeckte mir köstlich und auch ein Glas Wein mußte ich mit ihm trinken, wovon ich ganz schläfrig wurde. Er stieß sogar auf eine glückliche Reise mit mir an; dann aber verhielt er sich wieder still und las in seinem Buche weiter. Die Rast kam mir hier etwas lang vor und schon glaubte ich, der Herr habe mich und mein Fortkommen vergessen, als er mich von der Thürbank, auf der ich mich niedergelassen, abrief und fragte, ob ich noch Hunger habe? Auf meine verneinende Antwort ließ er anspannen und wir fuhren wieder weiter. Wie lange wir unsre Reise fortsetzten, weiß ich nicht, denn ich schlief in meiner Wagenecke, als ich plötzlich durch ein starkes Gerassel geweckt wurde. Wir fuhren eben durch ein langes, dunkles Thor und es war beinahe Nacht geworden. Ich bekam einen gewaltigen Schreck, denn schon glaubte ich wieder in Wesel zu sein. Auf meine Frage: wo wir seien? sagte mein gütiger Herr:

»In der Festung Arnheim, mein Sohn; Du hast einen guten Nicker gemacht.« Bald darauf hielt der Wagen vor einem Gasthaus. Der Wirth sprang aus der Thür und begrüßte den Herrn, der ein Bekannter von ihm zu sein schien. Dieser gab mir zum Abschied die Hand und ich bedankte mich bei ihm.

»Der Kleine schläft bei Euch, Mynherr, laßt es ihm an nichts fehlen, ich zahle für ihn – morgen Mittag bin ich wieder hier. Gute Nacht!«

Fort fuhr er, und der dicke Wirth, den ich Herr Mynherr nannte, worüber er lachte, führte mich in ein kleines Zimmer, wo ich in Fülle zu essen und zu trinken bekam.

Nachher aber schlief ich herrlich in einem köstlichen Bette.

Am nächsten Morgen führte mich ein Knabe, der mir eine schreckliche Spukgeschichte erzählte, die sich vor einiger Zeit in Arnheim ereignet hatte, nach dem Thore, welches die Straße nach Amersfoort eröffnet. An diesem Tage war die Hitze sehr lästig und ich wurde ungewöhnlich früh müde. Die Haut meines Rückens prickelte mir unter dem Ränzel und der Schweiß strömte mir unablässig die Stirn herunter. Ich ging daher sehr langsam und erreichte gegen Abend ein Dorf, in welchem ich bei dem ersten besten Bauer auf einem Heuboden schlief.

Der nächste Reisetag – es war ein Donnerstag – führte mich nach der Stadt Amersfoort, in deren Umgebung ich zum ersten Male kleine Berge sah, wonach ich mich schon lange gesehnt. Gern wäre ich länger in dieser reizenden Gegend geblieben, aber ich war zu jung, um darin umherzustreifen, und ich durfte ja auch nicht bei dieser meiner ersten Reise, die einen ernsthaften Zweck hatte, an mein Vergnügen denken.

Am Freitag kam ich ziemlich früh Nachmittags nach Naarden, einer kleinen befestigten Stadt. Hier erschrak ich beinahe, als ich ein so großes Wasser vor mir sah, daß ich die gegenüberliegenden Ufer nicht mehr erkennen konnte. Es sei der Zuydersee, sagte mir eine Gärtnerfrau, neben der ich seit einer Stunde rüstig dahinschritt. Sie machte mich auch auf die hier gebräuchlichen Wasserfahrzeuge aufmerksam, Treckschuiten genannt, die von Pferden an langen Stricken wunderbar

schnell gezogen werden, erklärte mir überhaupt Vielerlei, was ich jedoch nicht recht verstand, denn sie sprach etwas zu rasch und zu undeutlich. Als ich am nächsten Morgen – es war ein Sonnabend – aus meinem Wirthshause auf der Straße nach Amsterdam fortschritt, sah ich mitten auf dem Fahrwege einen Gegenstand liegen. Ich nahm ihn auf und fand, daß es eine ziemlich gefüllte Briefftasche von grünem Leder war. Innerhalb des silbernen Drückerschlosses, welches ich öffnete, stand mit goldener Schrift der Name van Hees gedruckt. Vorsichtig steckte ich sie in meine Brusttasche und schritt vorwärts, in Gedanken versunken, wer wohl so unglücklich gewesen sei, diese Tasche verloren zu haben. Ich war noch nicht sehr weit gegangen, als mir ein offener Wagen entgegen kam, der langsam fuhr, denn dicht vor den Pferden her ging ein großer Herr mit ergrautem Haar, dessen starker Schnurrbart aber noch ganz schwarz war. Als er mir nahe genug gekommen, um sich verständlich machen zu können, rief er mir zu: »Junge, hast Du nichts gefunden?«

»Ja, mein Herr, eine Briefftasche.«

»Wo ist sie?«

»Hier!«

»Ich danke Dir. Wo willst Du hin?«

»Nach Amsterdam.«

»Amsterdam ist groß. Wen willst Du besuchen?«

»Meinen Oheim.«

»Es giebt viele Oheime daselbst.«

»Der meinige heißt Humperdink und ist ein Wundarzt.«

Der fremde Herr sah mich an und lächelte. »Wie? Humperdink ist Dein Oheim?«

»Ja, mein Herr!«

»Und was willst Du bei ihm?«

»Ich bin ein armes Kind, mein Vater ist todt, meine Mutter blind und ich soll bei ihm die Wundarzneikunst lernen.«

Der Fremde schwieg und lächelte nicht mehr. Er nahm seinen Hut von der schwitzenden Stirn und trocknete sie mit einem seidenen Tuche ab. »Gut,« sagte er endlich, »gehe nur diesen Weg weiter – er führt gerade auf Amsterdam zu. Am Thore frage nach dem Barbier von Sevilla, jeder Mensch kennt ihn, das ist Dein Oheim Humperdink. Da hast Du – doch nein! ich werde Dich in Amsterdam belohnen, Du siehst wie ein ehrlicher Junge aus. Es thut mit leid, daß ich Dich nicht in meinem Wagen mitnehmen kann, aber ich muß auf ein paar Tage nach Utrecht. Nun, Lebewohl bis auf Wiedersehen, mein Junge!«

Und damit stieg er in den Wagen, der unterdessen gewendet hatte, und fuhr in raschem Trabe davon, daß der Staub, den seine Räder aufwühlten, mich beinahe erstickte.

Je mehr ich mich der großen Hauptstadt Holland's näherte, um so heißer schien mir die Luft zu werden und um so mehr entbehrte ich des wohlthuenden Schattens, der mich bisher von Zeit zu Zeit gekühlt hatte, denn die Bäume verschwanden allmählig und das fruchtbare Land breitete sich rings in ungeheure Wiesenflächen

aus, auf denen nur hie und da ein kleines und vereinsames Buschwerk, desto mehr klappernde Windmühlen aber zu sehen waren. Auf diesen herrlichen, saftiggrünen Wiesen weideten, so weit meine Augen reichten, Heerden brauner Rinder und zwar in solcher Menge und von solcher Größe und Schönheit, daß ich, darüber erstaunt, lange Zeit verweilte, um sie gehörig zu betrachten. Um den unerträglichen Staub der großen Straße zu vermeiden, schritt ich einen schmalen und sich schlängelnden Fußpfad auf einer dieser Wiesen entlang, als sich der Himmel plötzlich von allen Seiten mit dunkelen Wolken umzog, ein starker Wind zu wehen begann und ein mächtig dröhnender Donnerschlag sich dicht über mir hören ließ. Gleich daran schien sich der Himmel selber zu öffnen, denn es stürzte ein solcher Strom Wassers herab, daß ich in zwei Minuten bis auf die Haut durchnäßt war. Sorgsam blickte ich mich rings nach einem Schutzdache um, aber es war nirgends eins in der Nähe zu sehen. Blitz folgte jetzt auf Blitz und Donnerschlag auf Donnerschlag. Mir wurde dabei etwas ängstlich zu Muthe, denn die bisher ruhig weidenden Kühe fingen an zu brüllen und liefen, die Hörner drohend zur Erde gebeugt, in toller Flucht rings um mich her. Ich kehrte wieder auf die große Straße zurück, auf der mich wenigstens ein Graben vor den Anfällen der wild gewordenen Thiere schützte. Endlich, als ich nicht mehr nasser werden konnte, erreichte ich ein kleines Haus, in dessen offene Thür ich ohne Weiteres trat. Das ganze Haus war leer, wenigstens antwortete Niemand auf meinen wiederholten Zuruf. Die

Bewohner waren wahrscheinlich nach der Stadt oder auf den Anger zum Melken der Kühe gegangen. Ich setzte mich vor einem kleinen Kamine nieder, dessen Feuer leider ausgelöscht war, und, ohne mein Ränzel abgelegt zu haben, überraschte mich hier der Schlaf, denn meine Müdigkeit war sehr groß. Als ich mit ziemlich steifen Gliedmaßen wieder erwachte, sandte die untergehende Sonne gerade noch einige blaßrothe Scheidestrahlen in die offenstehende Thür des kleinen Hauses herein und ich erkannte daraus, daß das Gewitter vorüber war und der Regen aufgehört hatte. Schnell machte ich mich wieder auf den Weg. Als ich auf dem noch nassen Pfade etwas eilig dahinschritt, bemerkte ich, daß die Scene um mich her sich insofern geändert hatte, als die Anger zu beiden Seiten des Weges sich mit regsamen Menschen belebt hatten. Aber ich erblickte meist nur Frauen, die, mit bis zum Knie aufgeschürzten rothen Rücken, auf den Köpfen glänzend polirte Gefäße und in der Hand einen kleinen Schemel tragend, von Kuh zu Kuh gingen, um dieselbe zu melken. Da mich der Durst sehr peinigte, trat ich, bis über die Knöchel im Wasser watend, an ein auf ihrem Schemel sitzendes Mädchen heran und bat sie um einen Schluck Milch. Sie sah mich freundlich vom Kopfe bis zu den Füßen an, lächelte und hob ihren blanken Eimer auf, um mich trinken zu lassen. Nie hat mir ein Trunk süßer geschmeckt und nie habe ich mich danach gelabter gefühlt. Ich trank, so lange ich konnte, und das Mädchen war freundlich und stark genug, den schweren

Eimer eben so lange an meinem Munde in der Schweben zu halten.

»Willst Du nach der Stadt, Kleiner?« fragte sie mich.

»Ja, und ich danke Ihnen recht sehr für die schöne Milch, ich war so arg durstig.«

»Das habe ich wohl gemerkt – willst Du noch einmal trinken.«

»Nein, ich kann nicht mehr.«

»Aber Du bist so naß, Du wirst Dir das Fieber holen.«

»O, ich fürchte mich nicht und bin immer gesund gewesen, nur bin ich sehr müde. Ist es noch weit nach Amsterdam?«

»Wenn Du rasch nach der Stadt kommen willst, so warte ein wenig, oder gehe lieber langsam voran, immer den großen Weg entlang. Es wird sogleich ein Wagen kommen, der mich und die Milch nach der Stadt holt. Sieh, da drüben, glaube ich, kommt er schon. Nun geh voran, ich hole Dich bald ein.«

Und so ging ich denn raschen Schrittes voran, denn mich fröstelte etwas, obgleich es noch immer sehr warm war. Nicht lange aber dauerte es, so holte mich der Wagen mit dem freundlichen Mädchen ein. Sie saß auf einer kleinen Bank, die sie mit mir theilte, während ein Knabe fuhr, und war von blechernen und hölzernen großen Milchgefäßen ganz umringt. Sobald ich meinen Sitz neben ihr eingenommen, peischte der Knabe das schwere, stämmige Pferd kräftig an und wir rollten ziemlich rasch der Stadt entgegen. Als mich aber wiederholt ein sichtbarer kalter Schauer überlief, band sich das Mädchen ihr

eigenes großes Busentuch ab und wickelte mich fest darin ein. So saß ich ganz behaglich und plauderte Alles aus, wonach mich meine wißbegierige Nachbarin fragte.

Es war beinahe Nacht, als wir in die Stadt einfuhren. Ich hatte bisher immer Wesel für die schönste und größte Stadt auf der Welt gehalten, wie erstaunte ich aber jetzt, als ich die ungeheuern Häuser, die langen Brücken, die schönen Kirchen, die vielen Kanäle, Grachten genannt, und vor Allem die von so vielen lachenden, sprechenden und wohlgekleideten Menschen belebten Straßen Amsterdam's sah. Das freundliche Mädchen benannte mir Alles, was ich sah, ich habe aber das Meiste beinahe wieder vergessen. Plötzlich, wir waren schon fast eine halbe Stunde, von vielen Wagen und Sänften, die Menschen trugen, aufgehalten, in der Stadt gefahren, hielt unser Milchkarren in der Nähe eines Kanals vor einem großen Hause an, über dessen Thür, zu der einige steinerne Stufen hinaufführten, ein ungeheures blaues Schild hing, auf welchem ein goldenes Bild befindlich war, einen Mann vorstellend, der von einem anderen sehr anmuthig mit dem Scheermesser bedient ward. Mit großen goldenen Buchstaben stand darunter: Zum Barbier von Sevilla, und zu beiden Seiten des Bildes waren an eisernen Stangen wenigstens acht wie Gold glänzende metallene Becken aufgehängt. Ich war also am Orte meiner Bestimmung angelangt.

»Hier, Kleiner, bist Du zu Hause; steig herab und wärme Dich,« sagte meine Führerin.

Gleich darauf erschien in der Hausthür ein ungeheuer großes, breites und dickes, aber dabei sehr hübsches junges Mädchen, welches mit meiner Führerin einige rasche Worte wechselte. Dann stieg ich herab, dankte der letzteren und befand mich alsbald auf der gastlichen Schwelle des Barbiers von Sevilla. Der Milchkarren fuhr ab und ich war abermals in Gesellschaft einer Fremden.

»Gott soll mich verdammen!« rief mit sehr kräftiger Stimme meine neue Gefährtin. »Du bist ja so naß wie ein Pudel, der in die Amstel gefallen ist! Was würde die Herrschaft sagen, wenn sie nach Hause käme und Dich so fände. Geschwind in die Hinterstube und die Kleider gewechselt! Komm rasch, kleiner Vetter aus Wesel!«

Und mich beinahe mit der Leichtigkeit fortschleppeud, mit der man einen Stecken trägt, trug sie mich mehr, als sie mich zog, in den etwas düsteren Hintergrund des Hauses, wo mir beim raschen Vorübergehen ein eigentümlicher Anblick zu Theil wurde.

Dieser große Hinterraum schien die Küche zu sein, denn außer blank gescheuerten kupfernen und zinnernen Gefäßen aller Art, die an den Wänden herumhingen, brannte unter einem großen Kessel, der an einer eisernen Kette befestigt war, ein mächtiges Feuer. Um dieses herum waren mehrere Stühle gestellt und auf diesen saßen gruppenweise fünf bis sechs junge Leute von siebzehn bis achtzehn Jahren, deren Gesichter sonderbar grell von dem flackernden Feuer beleuchtet wurden. Diese mitunter sehr großen jungen Leute vollführten einen Höllenlärm, denn sie lachten, sangen und schwatzten um die

Wette, so daß man vor lautem Geschrei kein Wort verstehen konnte. Ich war ganz verdutzt davon, während sie nicht die geringste Notiz von mir nahmen. Weitere Bemerkungen konnte ich nicht anstellen, denn die Großmagd Grete – das war und so hieß meine neue Führerin in dem Hause meines Oheims – schleppte mich ein paar Stufen hinauf in ein großes Zimmer und riß mir hier schleunigst die nassen Kleider vom Leibe, so daß ich beinahe fürchtete, sie würden nur in Fetzen wieder aus ihrer mächtigen Hand kommen. Ohne sich aber im Geringsten um meine Besorgnisse zu bekümmern, noch weniger aber mein Schamgefühl sich zu Gemüthe ziehend, das mich mit Erröthen übergieß, als ich halbnackt vor einem fremden Frauenzimmer stand, warf sie meine nassen Kleider über einen Stuhl, öffnete eine große Schublade und nahm ein drei Ellen langes Hemde, wahrscheinlich ein Kleidungsstück meines Oheims, heraus, zog es mir blitzschnell über den Kopf, band mir sodann eine wollene Leibbinde um den Körper, die mir vom Halse bis zu den Knien reichte und wickelte mich in einen Schlafrock von dunkler Wolle ein, der mir drei Fuß auf dem Boden nachschleppte und eben so wie das Hemde in den Aermeln eine halbe Elle über meine Hände hinausragte. Ich war ganz betroffen über die Schnelligkeit, mit der dies Alles geschah und gäbe jetzt etwas darum, wenn ich meine damalige drollige Verwandlung mit eigenen Augen noch einmal anschauen könnte. Indeß ließ ich es ruhig geschehen, da ich es nicht ändern konnte.

Im nächsten Augenblick raffte die Magd meine nasen Kleider zusammen und lief damit aus dem Zimmer; gleich darauf aber kam sie schon wieder und brachte eine Menge Schüsseln auf einem Brette herein, deren Inhalt zehn hungrige Menschen hätte sättigen können, wenn sie da gewesen wären. Ich wußte gar nicht, was ich zuerst essen sollte, und mußte Alles auf ihr Geheiß kosten, Rahmmilch, Käse, harte Eier, Schinken, Wurst, Brot und Fleisch.

Während ich nun diese Speisen so tapfer verschlang, wie mir möglich war, erfuhr ich, daß mein Oheim und meine Tante sich auf einem Taufschmause befänden und erst spät in der Nacht zurückkehren würden, so wie, daß jene lärmenden Gesellen, deren Getobe bis in meine Stube drang, Studenten, das heißt, Barbiergesellen meines Oheims waren. Ich selbst war schon seit einigen Tagen erwartet worden und Grete hatte Befehl empfangen, mich gehörig zu bedienen, wenn ich etwa heute Abend eintreffen sollte.

Kaum fühlte ich mich vollständig gesättigt, was die Magd mir gar nicht glauben zu wollen schien, da ich nach ihrer Meinung nur wie ein Sperling gegessen hatte, so wurde ich in ein Bette gepackt, welches mir für ein Dutzend Menschen eingerichtet zu sein schien, denn es war so groß und weit wie eine kleine Stube. Ich verschwand förmlich darin und kaum konnte ich einen Schimmer von dem Lampenlichte wahrnehmen, welches auf dem Tische brannte, nachdem die Magd ihr letztes Werk gethan, das heißt, ein halbes Dutzend entsetzlich schwerer Betten auf

meinen kleinen Körper gehäuft hatte. Ich lag wie unter einer Presse und fing sogleich dermaßen zu schwitzen an, daß ich glaubte, ich würde mich ganz in Dunst und Wasser auflösen. Das war aber heilsam, denn so entging ich dem für Fremde unausbleiblichen holländischen Willkommen, dem Fieber.

Am nächsten Morgen, nachdem ich schon eine Weile die Augen aufgemacht und vergebens einen sichtbaren Ausgang aus meinem Bettlabyrinth gesucht hatte, öffnete sich die Thür und, gravitätischen Schrittes, von der dienstfertigen Grete gefolgt, eben so groß wie diese, nur noch an Breite und Dicke sie überragend, trat eine nicht unschöne und sehr sauber in dunkle Stoffe gekleidete Frau mittleren Alters in mein Zimmer. Dies war meine Tante, die Frau Humperdink. Ihre Gesichtszüge, von frischen Farben belebt, drückten wohl eine gewisse, nicht gerade allzu weibliche Festigkeit, aber doch auch keine Härte aus, und ihr nußbraunes Auge schaute unter einer stark mit Spitzen besetzten Morgenhaube wohlwollend genug in die Welt. Langsam, wie ihr gewöhnlicher Hauschritt war, kam sie auf mein Bett los und fing sogleich an, einige Bettstücke mit ihren starken Armen bei Seite zu wühlen, um mich, den sechs Fuß tief in Daunen Vergrabenen, an's Tageslicht zu ziehen.

»Grete!« war ihr erstes Wort, »ein anderes Hemd – er schwitzt! Ei! das ist er? Bei'm lieben Gott! Solchen kleinen Knirps von Jungen habe ich in meinem Leben noch nicht gesehen. Und zehn Jahre soll er alt sein? Das muß ein Irrthum sein. Da hätten wir das große Bett nicht aufzuschlagen gebraucht, eine Wiege hätte für ihn hingereicht! Guten Morgen, Herr Neffe, gut geschlafen?«

»Guten Morgen, Frau Tante; ich danke, ich habe gut geschlafen und wünsche Ihnen dasselbe.«

»Grete! bei'm lieben Gott! Was spricht das Kind für eine Sprache? Ist das holländisch? Bist Du auch aus Dorsten gebürtig, wie mein kleiner Ehegemahl?«

»Nein, aus Wesel, liebe Tante!«

»Still, Bube, wer fragt Dich? Nicht allzu vorlaut, denn ich kenne Deine Herkunft. Aber merke Dir Eins gleich zu Anfang: es giebt nur eine einzige reine und richtige Sprache in der Welt, und das ist die holländische Sprache, gegen welche die deutsche sich verhält, wie der saure Esig zum süßen Syrup – wenn Du meine Gunst erlangen willst, so lerne baldigst holländisch. – Vor allen Dingen aber, Grete, müssen wir aus dem Schwächling einen Menschen machen. Ich binde ihn Dir auf die Seele. Füttere ihn wie ein junges Schwein, das man fett machen will. Ich kann die kleinen und mageren Menschen nicht leiden, wenn sie auch Kinder sind. In meinem Hause muß Alles hübsch rund, glatt und rothwangig sein, wie ich selber, damit es nicht heiße, die Leute hungerten bei mir. So, nun bist Du frisch gekleidet, mein Bürschchen, laß Dich

jetzt von der Grete waschen und iß, was man Dir vorsetzt.«

»Ich danke, Grete,« sagte ich zu dieser, die meinen Kopf in einen Porzellankübel tauchen wollte und sich zu dieser Arbeit schon die Aermel über ihre drallen Arme aufgeschürzt hatte, »ich kann mich schon allein waschen.«

»Faß ihn und wasch' ihn, Grete, ich befehl's! So! hier ist der Schwamm und hier die Seife. Reibe ihm die Haut tüchtig – nur zu, auf daß sie weich und elastisch wird, damit sie sich dehnt und Fett aufnimmt. Bei'm lieben Gott, er sieht schon ganz anders aus!«

So wurde ich gewaschen, geseift und zum Fettaufnehmen vorbereitet. Als dieses Unternehmen beendet war, wurde ein ganzer Tisch, mit Theegeschirr und Eßwerk beladen, hereingebracht und ich that hier so lange meine Schuldigkeit, wie ich es vermochte, während welcher Zeit meine Tante so gütig war, nebst den saftigsten Bissen mir auch einige Fragen über meine Mutter vorzulegen.

Dies war der erste Morgengruß in meines Oheims Hause. Eine Stunde später wurde mir angekündigt, daß ich sogleich die Ehre haben würde, diesem selber vorgestellt zu werden. Grete führte mich denselben Weg, den ich Abends vorher gegangen war, zurück in das Vorhaus. In der Küche war es am Morgen bedeutend stiller, als am Abend vorher; kein Student war zu sehen oder zu hören und nur zwei oder drei wohlbeleibte Mägde wirthschafeten lautlos in ihrem Berufe. Meine Tante schien eine musterhafte Hausfrau mit etwas diktatorischer Beimischung

zu sein und die Studenten tanzten in der That nur, gleich den Mäusen, wie man zu sagen pflegt, auf Tischen und Bänken, wenn der Kater und die Katze nicht zu Hause waren.

Ich betrat also das Vorderhaus. Rechts und links vom Flur, zunächst der Hausthür, lagen zwei große Zimmer. In dem zur linken Hand wurden die besuchenden Kunden bedient, dieses durfte nie und nimmer ein Frauenzimmer betreten. Das zur Rechten war das Besuchzimmer, in welchem aber auch alle wichtigen Handlungen, wenn sie Hausmitglieder betrafen, vorgenommen wurden. Darum befand sich auch heute Morgen mein Oheim darin, denn meine Vorstellung war eine solche wichtige Handlung, während sein gewöhnliches Wohn-, Sprech- und Schlafzimmer eine Treppe hoch lag, welches meine Tante mit ihm theilte. Ich war sehr gespannt, meinen Oheim zu sehen, denn ich glaubte, der Bruder meiner Mutter, wenn er auch nur ihr Stiefbruder sei, müsse dieser sehr ähnlich sehen. Aber wie sehr täuschte ich mich. Die Thür öffnete sich unter Grete's einer Faust, während ihre andere mich mit einem gewissen, nicht ungeschickten Puffe, der Berge hätte versetzen können, in's Zimmer schleuderte, weshalb ich denn auch mit einem halb komischen Sprung bis in die Mitte desselben befördert ward.

Da sah ich denn meinen theuren Oheim in ganzer Person vor mir sitzen, und obgleich ich etwas gerührt war,

zum ersten Male in meinem Leben, außer meinen Eltern, einem Blutsverwandten gegenüberzustehen, so verschwand doch eine Rührung sogleich, als ich diese sonderbare und gutmüthige Persönlichkeit genauer betrachtete.

Auf einem großen und bequemen, mit braunem Leder überzogenen Lehnstuhl, die dampfende Thonpfeife in der linken Hand, mit der rechten eine Theetasse, die gewiß ein Quart faßte, zum Munde führend, saß mein Oheim, vom Kopf bis zu den Füßen in leichten Nanking gekleidet, Selbst im Sitzen schien er ein Riese zu sein, denn er war so breit und sein Bauch so kugelrund, daß er den ganzen ungeheuren Lehnstuhl damit ausfüllte, und seine Beine glichen zweien Säulen, die einen gewaltigen Thurm zu tragen geeignet schienen. Sein Gesicht, auf dem zunächst meine Augen haften blieben, war dunkelroth, äußerst sorgfältig barbirt und ziemlich männlich und hübsch, aber ohne irgend eine Spur von Aehnlichkeit mit meiner Mutter. Seine Haarfarbe konnte ich nicht erkennen, denn eine fußlange baumwollene Zipfelmütze reichte beinahe bis zur Nasenwurzel herab. Dicke Dampf wolken stiegen aus seinem Munde hervor, als er die Tasse niedergesetzt hatte und bei meinem Sprunge in's Zimmer ein behäbiges Lächeln nicht unterdrücken konnte.

»Aha!« begann er seine Rede. »Also da bist Du. Willkommen in Holland! Was macht die Mutter? Gieb mir die Hand, Junge, wie heißest Du?«

Bei der Nennung meiner Mutter kam mir eine Thräne in's Auge. Ich unterdrückte sie aber sogleich und beantwortete schnell alle seine Fragen, indem ich meine geforderte Hand hinreichte.

»Ich heiße Fritz Stilling, ich grüße von meiner Mutter ihren guten Bruder; sie selbst aber ist leidend an den Augen, fast blind und in jeder Hinsicht hülfsbedürftig.«

»Hm! das thut mir leid, sehr leid. Hm! Arme Frau! Hat nicht viele Freuden in ihrem Leben gehabt, hm! Warum heirathete sie auch einen Schneider! habe es ihr gleich gesagt! Doch das sage ich nicht zu Dir, dummer Junge, sondern zu mir selber; Du mußt nie darauf achten, wenn ich zu mir selber spreche. – Wie alt bist Du und was willst Du hier?«

»Ich bin zehn Jahre alt und soll die Wundarzneikunst bei Ihnen lernen.«

»Kunst? Sehr gut. Hm! Sie ist eine Kunst, das wirst Du bald erfahren. Aber wie, Du sollst sie lernen? *Willst* Du denn auch?«

»Ja, lieber Oheim, ich habe Lust zur Arbeit, ich bin gern fleißig und freue mich, Gutes bei Ihnen zu lernen.«

»Hm! Nicht übel! Hast Du schon gefrühstückt?«

»O ja, sehr viel!«

»Das konnt' ich mir denken. Höre, Fritz, Du sollst bei mir etwas Gutes lernen. Wir werden bald sehen, ob Du für die Kunst geschaffen ist. Doch dazu haben wir noch Zeit. Du bist gestern erst angekommen. Acht Tage lasse

ich Dir für Dich. In der Zeit sollst Du andere Kleider bekommen, damit Du holländisch aussiehst, jetzt siehst Du noch – ruppig aus.«

»Wie?« fragte ich, denn ich glaubte ihn nicht recht verstanden zu haben.

»Dummer Junge, schweig', wenn kluge Leute reden, das ist die erste Regel hier im Hause. Also – ich gebe Dir acht Tage Zeit, Dich an die Regeln im Hause zu gewöhnen. Sieh' Dir dabei die Stadt an, bürgere Dich ein, fülle den Magen und Deine hohlen Backen, damit Du holländisch aussiehst, sonst verdirbst Du es von vorn herein mit meiner Frau; nach Ablauf dieser acht Tage beginnt der Unterricht und das Weitere wird sich finden. Grete!«

Dieses mit Donnerstimme ausgestoßene Wort rief das Faktotum des Hauses, die unermüdliche und in allen Enden und Ecken aufmerksame Magd in's Zimmer. Sie behielt die Thür in der Hand und horchte still auf die Befehle ihres Herrn.

»Rufe mir den Schlingel Ernst Goy herein!«

Das Mädchen verschwand und an seine Stelle trat nach einigen Minuten eine andere Erscheinung, die ich am vergangenen Abend am Feuer flüchtig gesehen zu haben mich erinnerte und die allerdings ein etwas schlingelhaftes Aussehen hatte. Der ungefähr siebzehn Jahre alte ›Student‹, dessen persönliche Bekanntschaft zu machen ich zuerst die Ehre haben sollte, war groß, kräftig, brünett und im Ganzen hübsch, trug aber den unzweifelhaften Ausdruck des Leichtsinns in seinem ganzen Wesen zur Schau. Er zeigte eine nachlässig lächelnde Miene; ein

gewisser gutmüthiger, aber spöttischer Zug spielte um seinen Mund, und eine unverkennliche jugendliche Sinnlichkeit leuchtete aus seinen beweglichen Augen hervor. Gekleidet war er in einen abgetragenen schwarzen Manchesterrock mit großen zinnernen Knöpfen und eben solche Beinkleider; den Hemdenkragen hatte er über den Rockkragen etwas weit zurückgeschlagen und dadurch ließ er seinen nervigen Hals und einen Theil seiner Brust etwas weiter entblößt sehen, als nöthig war. Die Aermel seines Rockes waren um ein Bedeutendes zu kurz, so daß ein Paar auffallend dunkelrother Fäuste von schwerem Kaliber jederzeit kampffertig weit daraus hervorragten. Am rechten Zeigefinger trug er einen schmalen Goldreif, den er indessen wohlweislich vor meinem Oheim zu verbergen bemüht war.

Etwas verlegen, mit vorgebeugtem Kopfe und hängenden Ohren trat dieser ächte, windbeutelige Barbiergeselle vor seinen Herrn, den er, nachdem er mich flüchtig angeblickt, mit einer unverkennbaren Ergebenheit anstarrte.

»Ernst Goy,« begann mein Oheim, »nicht weil Du mein Liebling, sondern weil Du ein Deutscher bist und eben so gut holländisch wie deutsch sprichst, habe ich Dich zu dem Geschäfte ausersehen, welches ich Dir sogleich auftragen will. Aber, zum Teufel, warum stopfst Du Deine rechte Hand in die Hosentasche, wenn ich mit Dir spreche? Ist das ein Zeichen von Anstand oder eine neue vortreffliche Angewohnheit Deiner werthen Person? Hand heraus!«

Die Hand erschien etwas zögernd am Tageslichte und es zeigte sich sogleich der schon vorher erwähnte goldene Reif daran.

»Hm! Zum Teufel auch, Ernst Goy, was soll das Ding, der Ring da? Seit wann trägt man Ringe bei mir im Geschäfte? Wo hast Du das Ding her?«

»Mit Verlaub, Herr Doktor (so wurde mein Oheim von seinen Studenten genannt), der Ring ist Gretens, ich habe ihn von ihr! Aber nur zum Späße, Herr Doktor!«

»Grete!« donnerte es wieder von den Lippen meines Oheims, die nebenbei einen Dampf von sich wirbelten, wie eine losgelassene Kanone.

Die Gerufene erschien sogleich und trat, von der Hand des Gewaltigen näher gewinkt, mitten in's Zimmer.

»Grete, Wahrheit! Woher hat der Schelm da den Ring an seiner Hand und zu welchem Zweck? Zeig' ihn, Ernst Goy!«

Die Hand wurde vorgestreckt; Grete erröthete sichtbar vor Unwillen und starrte bald ihren Herrn, bald mich an.

»Mit Verlaub zu sagen, Herr Humperdink, Herr Goy hat ihn mir gestern Abend mit Gewalt vom Finger gezogen, als wir am Feuer in der Küche saßen.«

»Tausend Schwerenoth, Herr Goy, ich verbitte mir das! Du wirst Dich acht Tage lang nicht am Abendfeuer blicken lassen, merke Dir das, auch in diesen acht Tagen nicht auf Kundschaft gehen. Noch einmal solch' ein Diebstahl – und Holland ist für Dich zu eng geworden!«

»Diebstahl – Herr Doktor?«

»Halt's Maul, Schlingel – Grete, Du kannst gehen.«

Grete entschlüpfte, so leicht ihr schwerer Körper entschlüpfen konnte, und es entstand nach ihrem Abgange eine Pause, die nur durch dichtere Rauchwolken ausgefüllt wurde, unter deren Beistand mein Oheim seine gewöhnliche Fassung und Gemüthsruhe bald wieder gewann.

»Ernst Goy,« fuhr er darauf mit besänftigtem Tone fort, »ich will Deinen Leichtsinn vergessen, Deine Strafe hast Du. Höre, warum ich Dich gerufen habe. Dieser Knabe ist mein Neffe. Er soll hier gesund und stark werden und außerdem die Kunst lernen. Dich habe ich ausersehen, ihn in den Anfangsgründen derselben zu unterrichten, weil ich weiß, daß Du kannst, was Du willst. Behandle ihn gut – ich verbitte mir jede übliche Empfangsfeierlichkeit – und höre wohl, ich binde ihn Dir nicht auf Deine Seele und Dein Gewissen, denn Du hast keins von beiden, sondern auf Dein dummes Genie. Ich meine aber nicht hiermit Deine Hopser und Sprünge, sondern die Führung des Scheermessers, die kunstgerechte Handhabung des Pelikans und den weisen Gebrauch des Schnepfers. Abgemacht – Du bist entlassen.«

Stolz winkte er mit der Hand, demüthig, mit noch gesenkteren Ohren, als er gekommen war, schlich Ernst Goy zur Thüre hinaus, nachdem er einen verzweifelten Bückling versucht hatte.

Gleich nach ihm erhob sich mein Oheim und entfernte sich ebenfalls, wahrscheinlich, um sich seine ausgerauchte Pfeife wieder zu stopfen, und ich blieb allein im großen Besuchzimmer, in dem ich mich nun erst umblickte und

es über alle Maßen vornehm ausgestattet fand, denn ich nahm Spiegel, Bilder und Teppiche wahr, Dinge, welche ich noch nicht viel in meinem Leben gesehen hatte.

Eben wollte auch ich mich entfernen, weil ich nicht wußte, was ich allein im Zimmer anfangen sollte, als sich die Thüre leise öffnete und ein reizender Mädchenkopf, von blonden Locken reichlich umwallt, hereinguckte. Die großen blauen Augen desselben glänzten mir wie freundliche Sterne entgegen und ihre kirschrothen Lippen lächelten, wie nur die Lippen eines Engels lächeln können.

»Guten Morgen,« flötete das kleine Geschöpf in reiner deutscher Sprache, »bist Du der Vetter aus Wesel?«

»Ja, der bin ich und wer bist Du?«

»Ich bin Christel van Hees, Deine Nachbarin. Ich hörte, Du wärest gekommen und ich wollte Dich sehen. Wenn Du Zeit hast, können wir zusammen spielen.«

Dabei war sie in's' Zimmer gehüpft und hatte mich bei der Hand gefaßt. Von Greten erfuhr ich späterhin, daß sie eine geborne Deutsche, sechs Jahr alt und das Pflegekind des Majors van Hees sei, eigentlich anders heiße, aber für ein Wunder in jeder Beziehung gelte. –

Das war mein erster Morgen im Barbier von Sevilla.

III. ANFANGSGRÜNDE, FORTSCHRITTE UND ENDE IN MEINER KUNST.

Aus dem Vorstehenden ersieht man schon, ohne daß ich es noch besonders anführe, daß es mir im Hause meines Oheims zu Amsterdam an nichts Aeüßerlichem gebrach. Ich wurde von Jedermann freundlich behandelt,

vortrefflich gespeist und hatte ein schönes Bett. Was will ein Knabe von zehn Jahren mehr? Und doch wollte ich mehr. Ich dachte oft an meine arme Mutter nach Wesel zurück, die es nicht so gut hatte wie ich, und ich würde jeden Tag gern und freudig meine ganze Mittagsmahlzeit hingegeben haben, wenn ich sie nur täglich fünf Minuten hätte sehen und sprechen können. Ach! in ihrem mütterlichen Tone, ihrer Sprache, ihrem ganzen Wesen lag etwas so Weiches, Rührendes, Herzgewinnendes, was ich mit Worten nicht beschreiben kann. Alles das sah und hörte ich nun nicht mehr und konnte es nicht sehen und hören. Das sagte ich mir selbst und zu wiederholten Malen, und darum fügte ich mich mit der Zeit.

Die ersten acht Tage in Amsterdam waren bald vorüber. Ich hatte mich schon an die Unruhe im Hause des geschäftsreichen Barbiers von Sevilla gewöhnt, lernte schnell mich in Kleinigkeiten ganz holländisch ausdrücken, wodurch ich noch höher in der Gunst meiner Tante stieg, und that überhaupt gern Alles, was ich ihr gleichsam an den Augen absah und was ich von ihr als gern gesehen wußte. Mit der kleinen Christel spielte ich täglich ein paar Stunden, ging mit ihr an das Wasser vor der Thür, wo wir mit vielen Freuden die auf- und niederfahrenden Boote betrachteten, auch mitunter uns selbst auf einem kleinen Boote schaukelten, welches ihrem Vater gehörte. In der Stadt wurde ich theils von Grete selbst, theils von einem damit beauftragten Studenten – denn Ernst Goy hatte strengen Hausarrest – herumgeführt und sah dabei Alles, was ein Knabe von meinem

Alter in der berühmten und alterthümlichen Stadt sehen konnte. Bald hatte ich mich ganz in das so ungewohnte Treiben eingelebt und stand mit allen Bewohnern des Hauses, in dem sehr viel Mittelalterliches zurückgeblieben war, auf gutem Fuße.

Herr van Hees, der den letzten französischen Feldzug in der Champagne unter dem Könige von Preußen mitgemacht hatte und dabei leicht verwundet worden war, seitdem aber, als geborener Holländer, in Amsterdam zurückgezogen und von seinem Vermögen lebte, hatte nach seiner Rückkehr von Utrecht meinen Oheim, seinen Nachbar und Leibmedikus, wie er ihn scherzweise nannte, besucht und ihm meinen glücklichen Fund auf der Landstraße erzählt. Hierdurch war ich eigentlich am allermeisten in der Gunst meiner Verwandten gestiegen und man erlaubte mir sehr gern, das Haus des vornehmen Nachbars zu besuchen und mit dessen reizender Pfliegerochter kindlich zu verkehren. Die kleine Christel war in der That ein sogenanntes Wunderkind ganz eigener Art. Für ihr Alter körperlich und geistig außerordentlich entwickelt, verrieth sie große Anlagen zur Musik. Ihr Pflegevater, der verwittwet war und zwei Zwillingsöhne in einer ausländischen Erziehungsanstalt hatte, liebte sie sehr und gewährte ihr jeden natürlichen Wunsch. Er besaß ein sehr schönes Klavier und es dauerte nicht lange, so nahm er einen guten Lehrer an, der das Kind in den Anfangsgründen der Musik unterrichtete. Ihre kleine Hand lernte sehr bald die Tasten bewegen und es war

eine meiner höchsten Vergnügungen, sie in ihren allmählichen Fortschritten zu beobachten und ihrem Spiel zuzuhören. Dabei trällerte sie oft mit ihrer hellen und klaren Stimme ein Kinderliedchen und bald bewog sie auch mich, mit ihr zu trällern und endlich Theil an ihrem Unterricht zu nehmen. So geschah es, daß ich spielend die Musik lernte und frühzeitig Geschmack an dieser herrlichen Kunst gewann. Auch in den Anfangsgründen mehrerer Wissenschaften ward ich in einer Schule unterwiesen, in die mein Oheim mich nach einigen Wochen geführt hatte, worin, nach damaliger Gewohnheit, täglich vier Stunden, zwei Vormittags und zwei Nachmittags, Unterricht ertheilt wurde. Doch ich eile hier schon den Ereignissen voraus und muß zu Ernst Goy zurückkehren, der, nachdem er seine achttägige Strafzeit überstanden, den Hauptunterricht begann, worin er mir zum Lehrmeister gegeben war.

Es war ein Sonntagmorgen, als nach dem Besuche des Gottesdienstes, wozu alle Bewohner des Humperdink'schen Hauses streng angehalten wurden, Ernst Goy in mein Zimmer trat, seinen langen Hals mir entgegenstreckte und lächelnd bemerkte:

»Fritz, ich bin frei, kann wieder thun und lassen, was ich will; morgen früh beginnt unser Unterricht, sobald das Frühstück genossen ist. Folge mir jetzt in den Garten und sieh, was ich kann.«

Dieser sogenannte Garten lag hinter dem Hofe des Hauses und bestand aus einem großen viereckigen Rasenfleck, um den herum ein breiter Weingang lief und

an dessen vier Ecken große Nußbäume standen, in deren Zwischenräume Tulpenbeete angebracht waren, die mit großer Sorgfalt von meinem Oheim selber in Ordnung gehalten wurden und zur Tulpenzeit auch mit herrlichen Exemplaren jener in Holland so sehr beliebten Blumen geschmückt waren.

Sobald wir uns im Garten befanden, die Thür nach dem Hofe sorglich geschlossen und Ernst Goy überzeugt war, daß wir allein und ungesehen zwischen den Weinlauben seien, begann er mir seine Kunststücke zu zeigen, indem er zuerst seinen Rock auszog und sorgfältig zusammengefaltet auf den Rasen legte. Mit einem ungeheuren Satze sodann, wobei er Augen und Mund weit aufriß, warf er sich auf die Hände, streckte die Beine hoch in die Luft und lief zu meinem Erstaunen rings um den Rasenfleck auf den Händen herum. Mit einem starken Schneller warf er sich gleich darauf wieder auf die Füße, lachte überselig laut auf, drehte sich seitwärts, ließ seinen langen Körper erst auf eine, dann auf die andere Hand nieder und zeigte eine so vollkommene Fertigkeit im sogenannten Radschlagen, daß er mir nicht allein große Bewunderung einflößte, sondern auch jedem herumziehenden Künstler dieser Gattung heutigen Tages damit Ehre gemacht haben würde.

Athemlos erhob er sich endlich und starrte mich mit blaurothem, geschwellenem Gesicht und mit von Blut strotzenden Augen an.

»Mach das nach,« sagte er, »und sieh, wie schwer es ist.«

»Ich glaube es Dir, aber ich kann es nicht.«

»Uebe Dich; ich konnte es anfangs auch nicht und jetzt bin ich, ich kann wohl sagen, ein Meister darin geworden. Vorwärts – laß Dich nieder – zuerst die linke Hand – so – sieh!«

Und ich versuchte es sogleich, fiel aber ungeschickt auf die Nase, die mir ganz stumpf und breit geworden zu sein schien und auch einige Tropfen Blut von sich gab. Ernst Goy erschrak darüber sehr und blickte sich besorgt um. Schnell lief er zu einem Regenfaß unter der Dachtraufe und wusch mich mit seinem Taschentuche rein, wobei er mich bat, von diesem Unglücksfall meinem Oheim nichts zu sagen, was ich ihm auch versprach und hielt. Für heute hatten seine Kunststücke, und meine Uebungen ein Ende, wurden aber alle Sonntage emsig fortgesetzt, so daß ich auch in dieser Kunst einige nicht bemitleidenswerthe Fortschritte machte, was meinem Lehrer ein großes Vergnügen zu gewähren schien.

Am Montag nach dem vorerwähnten ersten Sonntage begann der ernstere Unterricht in der großen Kunst und zwar folgendermaßen: Ich wurde mit großer Ceremonie und ernstem Gebahren des weisen Studenten zum ersten Mal in die Geschäftsstube des Hauses geführt und sah mich in einem weiten Raum, dessen Hinterwand von großen Glasschränken eingenommen wurde, deren Scheiben aber durch grüne Vorhänge undurchsichtig gemacht waren. In der Mitte des Zimmers stand ein runder Tisch mit tiefen Schubkasten. Mehr zum Fenster

hin ein niedriger Schemel, der mit bunter Stickerei bezogen war, die einen krähenden Hahn vorstellte. Rechts und links von den Fenstern standen zwei kolossale Drehspiegel, davor zwei bequeme Stühle, über deren gepolsterten Rückenlehnen reine Servietten oder Handtücher hingen. Auf diesen Stühlen pflegten die Kunden zu sitzen, die barbirt oder zur Ader gelassen wurden; auf dem Hahne aber mußten sich diejenigen niederlassen, denen ein Zahn ausgerissen werden sollte, denn diese drei Verrichtungen wurden allein in dem geheimnißvollen Zimmer ausgeübt.

Für heute, wo gerade kein Besuch gegenwärtig war, begnügte sich Ernst Goy damit, mir die Schubkasten des Tisches und das verborgene Innere der Schränke zu zeigen. In den ersteren lagen sehr schön gearbeitete Bestecke mit Rasiermessern, Zahninstrumenten jederlei Art und jederlei Alters, sowie Schnepper und Lanzetten zum Blutlassen, wenigstens für eine ganze Armee hinreichend. In den letzteren aber standen zu meinem nicht geringen Schrecken, als sie mir unerwartet entgegengrins'ten, große Menschenskelette, deren Knochen auf künstliche Art zusammengefügt waren und die dazu dienten, den Studenten zu zeigen, wie man einem Knochenbruche oder einer Verrenkung am lebenden Körper heilfertig begegnen müsse. Auch einzelne Schädel lagen in reichlicher Anzahl darin, von denen ein Theil ohne Zähne war, ein anderer aber die herrlichsten Zahnreihen zeigte. Von letzteren dienten einige dazu, dem wißbegierigen Kunden einen schönen Zahnschmuck zu zeigen und

ihn auf das Verdienst eines Zahnkünstlers aufmerksam zu machen; andere dagegen, dem Schüler Gelegenheit darzubieten, seine ungeübte Hand zuerst an ein nicht mehr schmerzfähiges Gebiß zu legen. In einem besonderen, sehr großen Behälter, welchen Ernst Goy auszog, sah ich zu meinem gränzenlosen Erstaunen mehr als einen Scheffel ausgerissener Zähne liegen, von denen Vorzeiger behauptete, wenigstens den vierten Theil selber aus ihrer natürlichen Begränzung gebrochen zu haben, was ich ihm auch mit einem leichten Hautschauder glaubte.

Eben schloß er den Schrank wieder, als ein leises, bescheidenes Pochen an der Stubenthür vernommen wurde.

»Das ist ein Kunde,« sagte Ernst Goy wichtig, indem er sich in die Brust warf. »Er klopft so leise, weil er ängstlich ist vor dem kommenden Schmerz. Meine Erfahrung sagt mir, daß er sich einen Zahn will ausreißen lassen. Ich habe heute den Dienst – gieb Acht, Du kannst etwas lernen. – Herein!« rief er mit stolzem und lautem Tone.

Langsam, bescheiden und augenscheinlich etwas ängstlich trat ein ungeschlachter Landmann ein. Er klagte sogleich über heftige Zahnschmerzen und bat, ihm den Uebelthäter auszuziehen. Mit höchst wichtiger Miene ließ Ernst Goy ihn den Mund öffnen und besah sein Gebiß und den kranken Zahn.

»Das ist eine Kleinigkeit,« sagte er, »setzt Euch – da auf den Hahn.«

Der Bauer hatte Mühe, mit seinem steifen Körper, ohne zu fallen, auf den niedrigen Schemel zu gelangen, und

blickte sich ängstlich um, denn Ernst Goy war an einen Kasten des Tisches getreten und hatte ihn hervorgezogen.

»Seht Euch nicht um!« rief er streng, »schaut lieber wohlgemuth zum Fenster hinaus – Ihr werdet sogleich von Euren Schmerzen befreit sein.« Zu mir aber sagte er flüsternd, indem er mir ein eisernes Instrument zeigte: »Das ist der berühmte Pelikan, der Allerbarmer, ein wahrer Sorgenbrecher – so faßt man ihn, paß auf!«

Und ein rothseidenes Tuch um einen der gefährlichen Haken schlingend, stellte er sich, die Arme mit einer gewissen kunstgemäßen und anmuthigen Bewegung vorstreckend, hinter den Patienten.

»Haltet still, mein Lieber,« sagte er in süßem Tone, »ein Augenblick und Ihr seid den Sünder los.«

Aber dieser eine Augenblick dauerte etwas lange. Kaum saß das Eisen im Munde des Mannes, so brüllte er entsetzlich; beinahe hätte ich ihm geholfen. Aber Ernst Goy ließ sich nicht stören, er war in wissenschaftlicher Arbeit begriffen. Er zog und brach und drückte, daß mir angst und bange wurde und ich jeden Augenblick glaubte, den Kopf des Unglücklichen vor seine Füße rollen zu sehen. Mit einem Male und ohne daß ich wußte, wie es geschah, war der Patient vom Hahne heruntergerissen, aber der Allerbarmer Pelikan hielt mit eiserner Gewalt sein Opfer fest. Ich sah den Operateur an; sein Gesicht war dunkelroth, wissenschaftliche Wuth prägte sich in allen seinen Zügen aus.

Er schwitzte, aber dies hinderte ihn nicht, wie ein Karrenpferd zu ziehen. Schon befand er sich mit dem Bauer im Hintergrunde des Zimmers und dieser brüllte wie ein angestochenes Schwein; da trat mein Oheim zur Thür herein, ein einziger Blick fiel auf Ernst Goy und sein Opfer und er hatte begriffen. Er winkte dem ersten seitwärts zu, von dem Kranken abzulassen. Indessen gehorchte der junge Künstler nicht sogleich, seine Ehre stand auf dem Spiel – noch ein Druck, ein furchtbarer Bruch mit einer ungeheuren Anstrengung gethan – und der Uebelthäter, der heillose Zahn lag heil in der Hand des konsequenten Operateurs.

Der Bauer wusch sich seinen Mund aus und schien sehr glücklich. »Der Herr Doktor haben schwere Arbeit gehabt,« sagte er, »aber Sie sind sehr geschickt, ich bin zufrieden – hier ist mein Dank, die Hälfte für den Zahn, die andere für die Mühe.« Und er legte ein blankes Guldenstück auf den Tisch und verließ grüßend das Zimmer.

Ernst Goy wischte sein Instrument ab und blieb mäuschenstill seitwärts stehen. Der Oheim aber sagte lächelnd und in unterweisendem Tone: »Welches Glück der Mensch hat! Reißt einen Zahn aus wie ein Kameel und bekommt einen Gulden! Ich hätte für den schnellsten und geschicktesten Zug nur einen halben zu fordern gewagt. Aber so ist es leider in unserer Kunst – der Charlatan trägt immer und überall den Sieg davon. Indessen aufgepaßt, Ernst Goyl Mehr Ruhe, viel mehr Ruhe! Auf dem Hahne muß er bleiben! Wozu dieses Reißen, dieses Abrackern? Damit schändest Du die Kunst. Zahnbrechen

ist keine Kunst; einen Zahn kunstgemäß entfernen, das ist die Aufgabe. Da hast Du zwei Stüber!«

An einem der nächsten Tage wurde ich in der Behandlung und Führung des Scheermessers unterwiesen, was Ernst Goy für eine Hauptsache in der Barbierkunst bezeichnete. Denn das bischen Muth, welches dazu gehörte, es an das Fleisch zu legen, könne sogar bei einem Weibe gefunden werden. »Für die geschickte Führung des Pelikans,« setzte er hinzu, »wie Du es bei mir gesehen hast, bist Du noch zu schwach; für die Anwendung des Schnepfers oder gar der Lanzette bist Du zu unwissend und zu unerfahren. Das Scheermesser aber kann selbst ein Kind führen lernen, und je jünger die Hand, um so leichter der Strich, um so zarter der Ansatz. Bei der nächsten Leiche werden wir Gelegenheit haben, Deine Anlagen zu prüfen; an einen lebendigen Leib darfst Du Dich aber erst wagen, wenn Du die Probe bestanden hast.«

»Leiche?« fragte ich mit einem kleinen Frösteln – »und was für eine Probe denn?«

»Nun, über die Probe darf ich Dir nichts sagen, das ist ein Amtsgeheimniß; aber was die Leiche betrifft, so wirst Du Dich doch wohl nicht sogleich an einem Herrn versuchen wollen? Das habe selbst ich nicht gewagt. Kleiner Kerl, in einem halben Jahre wollen wir uns wieder sprechen, bis dahin gieb Acht und beobachte genau meine Handführung, ich habe nicht allein großes Geschick darin, sondern werde auch oft von unserm Meister wegen meiner Anmuth belobt.«

»Ja, ich habe es gesehen. Wozu liegt aber hier die gekerbte Seife neben den Schneppern?«

»Das ist wahr – Du hast Recht. Die Seife kannst Du schon jetzt zur Ader lassen. Sieh, so faßt man kunstgerecht den Schnepper – so drückt man ihn los – in diese Rinne der Seife, kein Haarbret daneben, muß der Schnitt fallen, paß auf – Schnapp, da sitzt er.«

Ich übte mich in diesen kleinen Handgriffen und fand, daß sie keine Schwierigkeiten boten. Während einer dieser Uebungen trat mein Oheim zu uns.

»Das ist recht, Fritz,« begann er im Meistertone, »ich bin mit Deinem Fleiße und Deiner Anständigkeit zufrieden. Wenn Du zwei oder drei Jahre älter bist, werde ich Dir die Anatomie der Blutgefäße des menschlichen Armes vorgetragen; bis dahin darfst Du kein Blut vergießen, außer etwa bei'm Schröpfen. Aber, Knabe, merke Dir das, es ist das Grundprincip unserer erhabenen Kunst, was ich Dir sage. Sei stets im Leben, auch in der Zukunft Deiner Praxis, mag sie so groß oder klein sein wie sie will, vorsichtig mit dem Blutvergusse. Blut ist der edelste Stoff im Menschen. Ohne Blut kein Leben, denn im Tode gerinnt es. Ehe Du einmal Blut abzapfest, bedenke Dich zweimal, oder lieber dreimal. Es entsteht nicht so leicht und bald wieder, wie das Haar wächst, welches das Scheermesser entfernt. Mit diesem ist es etwas Anderes. Das Haar zu stutzen, ist oft eine Wohlthat, jenes zu nehmen, kann ein Todtschlag werden. Barbieri so viel Du kannst, lasse zur Ader so wenig wie möglich. Und wahrhaftig, so lange die Menschen die Thorheit begehen, sich

die Haare abzuschneiden, die die Natur wachsen läßt, so lange geht Dir darin der Stoff nicht aus. – Aber, andere Zeiten, andere Sitten! Vielleicht erlebst Du es noch, daß sie vernünftig werden und die Haare wachsen lassen; dann aber – sind wir nicht mehr!«

Ernst Goy gaffte mit offenem Munde seinen also sprechenden Lehrer an, denn dergleichen wissenschaftliche Weisheit hatte er ihn vielleicht noch nie vortragen hören. »Wie denn, Herr Doctor,« fragte er, »ist es denn eine Thorheit, den Bart sich zu scheeren? Ich muß Ihnen ja jeden Morgen diesen Liebesdienst erweisen.«

»Narr! bedanke Dich für die Ehre und schweig, wenn klügere Leute sprechen. Ziemt es mir etwa, mir, dem Meister und Lehrer in der Kunst, struppig wie ein Raubmörder einherzuwandeln, vor dem sich die kleinen Kinder fürchten? Muß ich nicht des guten Beispiels wegen sonnenklar beweisen, was unsere Kunst vermag?«

»Ja – aber –«

»Halt's Maul und geh' auf die Kundschaft!«

Sehr bald hatte ich Gelegenheit, zu zeigen, daß ich das Geschick besaß, ein Scheermesser zu führen. Ein armes Kind in der Nachbarschaft war gestorben und Ernst Goy trabte mit mir hin, des Kindes Kopf von seinen Haaren zu befreien. Dafür wurden der armen Mutter zu ihrer Freude ein paar Stüber bezahlt. Zwar schnitt ich einige Male

in die Haut, aber Ernst Goy jauchzte dennoch über meine Geschicklichkeit, die er angeboren nannte.

»Es ist viel schwerer, einen Todten zu scheeren, als einen Lebendigen,« belehrte er mich. »Bei jenem ist die Haut zusammengeschrumpft, sie runzelt sich, man schneidet leicht in die sich bildende Hautfalte; bei'm Lebendigen ist sie glatt, elastisch, voller Lebenssaft. Die Wissenschaft nennt das *turgor vitalis*. Möchten doch bald mehr Nachbarn sterben, damit Du fortschreitest, denn ich bin stolz auf Deine Entwicklung – Du hast Anlagen.«

Und so schritt ich von Leiche zu Leiche, die mir nicht mehr wie das erste Mal einen Schauer einflößte, allmählig zu einem Lebendigen. Ich fürchtete indessen sehr, ihn mit meinem Messer zur Leiche zu machen und das Herz klopfte mir stark dabei. Glücklicherweise war Niemand bei dieser ersten Operation zugegen, als mein Lehrer Ernst Goy. Es ging mit einigen Kratzen ab. Das nächste Mal aber ging es schon besser, es erfolgte nur *ein* Kratz. Das dritte Mal war ich Triumphator. Ernst Goy theilte das glückliche Ereigniß dem Oheime mit. Dieser war sehr erfreut, fragte mich aber, ob Ernst Goy geschnurrt habe? Auf meine Verneinung sagte er: »Gut! Morgen soll die Probe sein. Bestehst Du sie, so bekommst Du einen Gulden.«

»Welche Probe?« fragte ich heimlich Ernst Goy.

»Warte es ab,« ich darf Dich nicht bange machen.

Ich schlief beinahe die ganze Nacht nicht, vor Angst, der unbekanntten Probe nicht gewachsen zu sein und ich

konnte mir gar nicht denken, worin sie bestehen würde. Am nächsten Morgen, es war ein Sonntag, wurde ich nach dem Frühstück in das Geschäftszimmer gerufen. Ich trat mit Herzklopfen ein, welches noch stärker wurde, als ich ungewöhnlicher Weise alle Studenten versammelt und in feierlichem Stillschweigen fand. Alle betrachteten mich auf eine gewisse geheimnißvolle Art. Gleich darauf pochte es laut an die Thür. Man rief: herein! Da trat zu meinem Erstaunen und Schrecken mein Oheim selber ein. Er hatte eine feierliche Miene angenommen und sprach kein Wort.

»Meine Herren,« sagte er endlich in einem bittenden Tone, wie ich ihn nie bei ihm gehört hatte, »ich wünsche barbirt zu sein – wer wird mich bedienen?«

Alle blickten mich an. Jetzt erst verstand ich den Scherz und begriff den Ernst des Scherzes. Ausweichen konnte ich nicht, ohne mich in den Augen der ganzen Versammlung blozustellen, daher machte ich gute Miene zum bösen Spiel. Schon saß mein Oheim auf dem Scheersessel. Ich seifte ihn leicht und vollkommen ein. Alle nickten bei dieser Ceremonie mit dem Kopfe. Meine kleinen Finger tippten sehr richtig in der vorgeschriebenen Linie zwischen Nase und Oberlippe herum, ohne die erstere zu färben, was in diesem Falle gewiß Gelächter hervorgerufen hätte. Dann ergriff ich kunstgerecht ein gutes Messer und zog es ab. Nun faßte ich mir ein Herz, umspannte sanft mit der Linken, die Finger in die vorgeschriebene Form spreizend, meines Oheims Gesicht – es war wegen seiner glatten Fülle sehr leicht zu scheeren –

und, in wenigen Minuten war das große Werk ohne Kratz beendet.

Beinahe hätte ich das Messer zu Boden fallen lassen und dadurch wieder Alles verdorben, so sehr erschrak ich jetzt, denn Alle klaschten Beifall. Mein Oheim aber stand auf, nahm die von meiner Hand artig dargebotene Serviette, wischte sich das Gesicht ab, umarmte und küßte mich – er roch sehr nach Seife und Tabak – und sagte feierlich: »Gesellen! Dieser ist mein approbirter Lehrling von heute an, er hat die Probe bestanden. Hier ist Dein Gulden, mein Junge, und nun komm zur Tante.«

So war ich noch nicht ganz elf Jahre alt, eingeweiht in die große Kunst des Barbierens. So auch lernte ich Schröpfen, Aderlassen und, nachdem ich es vorher an Todtenschädeln versucht, an wackligen Zähnen endlich das Zahnausreißen. Mein Oheim war mit mir zufrieden und ich war glücklich.



Aber die Zeit hat Flügel, wir wissen es Alle nur zu wohl, und ich hatte, schneller als ich es für möglich gehalten, schon zwei Jahre im Hause meines guten Oheims verlebt, dachte an keine andere und bessere Zukunft und hegte nur zuweilen einen trüben Gedanken in Bezug auf meine arme Mutter, als ein Ereigniß eintrat, welches mich abermals in eine neue und unverhoffte Bahn treiben sollte.

Wir zählten den 28. April 1801, ich war also zwölf Jahre alt geworden, als ich früh Morgens von der guten Grete, die in einem Alkoven neben meinem Zimmer im Hinterhause schlief, geweckt wurde. Es war ein trüber und nebeliger Morgen und man fror beinahe wie im Februar. Grete wünschte mir Glück zu meinem Geburtstage und verehrte mir einen selbstgebackenen Kuchen, auf dessen bezuckertem Rande zwölf kleine Kerzen brannten. Nachdem ich mich angekleidet, ging ich zu meinem Oheime und meiner Tante, die wegen des festlichen Tages im Besuchszimmer ihr Frühstück einnahmen, und empfing auch hier gute Wünsche und einige neue Kleider, sowie ein Besteck mit verschiedenen Instrumenten und einigen vortrefflichen Scheermessern zum Geschenke. Gleich darauf kamen Herr van Hees und Christel, um Abschied von uns zu nehmen. Denn derselbe wollte in Erbschaftsangelegenheiten einige Zeit den Haag besuchen und sein Pflegekind sollte ihn diesmal begleiten.

Dieses liebe Kind, nun acht Jahre alt, war mir ganz in die Seele gewachsen. Wir waren wie Bruder und Schwester. Wir spielten zwar immer noch zusammen, führten aber schon ganz verständige und über unser Alter eigentlich hinausgehende Gespräche. Die Musik hatten wir mit großem Eifer betrieben; zwar war ich nicht so geschickt und so herrlich bei Stimme wie Christel, aber ich hatte doch Fortschritte gemacht und sang einen ganz hübschen Sopran, weshalb ich auch schon einigemale als Chorknabe auf den Straßen und bei festlichen Gelegenheiten in der Kirche hatte mitwirken müssen.

Wie sehr mich also Christel's Abreise schmerzte, brauche ich nicht zu erwähnen. Wir weinten inniglich, als wir uns Lebewohl sagten und schwuren uns ewige Freundschaft zu, und in der That, dieser Abschied am Morgen verdarb mir den ganzen Tag, indem er mich mit einer mir sonst unbekanntem trüben Stimmung erfüllte.

Als Herr van Hees und sein Pflegekind unser Haus verlassen hatten, ging ich allein, trotz des feinen Sprühregens, im Garten auf und nieder, um mich wenigstens etwas zu zerstreuen. Das Mittagsessen wurde später in aller Stille und wie gewöhnlich abgehalten, nur bekam ich nachher ein Glas Rothwein, von dem mein Oheim jeden Tag eine volle Karaffe nach Tische trank.

Ich weiß nicht, wie es kam, ich konnte aber den ganzen Tag und besonders, je näher der noch trübere Abend rückte, den Gedanken an meine Mutter nicht aus dem Kopfe verbannen, und es war mir zu Muthe, als müsse ihr etwas Unheilvolles begegnet sein. Ich sprach aber mit Niemand darüber, selbst mit Grete nicht, die nach Christel meine ergebenste Vertraute war. Abends um sechs Uhr, besonders im Winter, versammelten sich gewöhnlich alle Bewohner des Hauses um das lodernde Feuer des Herdes in der großen Küche. Mein Oheim und meine Tante, die auch häufig mit an diesem Feuer saßen, der eine rauchend und erzählend oder belehrend, die andere wollene Strümpfe strickend, waren heute auf ihrem Zimmer im oberen Stockwerke geblieben. Die Späße und Schnurren, die gewöhnlich in dieser gemüthlichen Stunde im

Kreise der jugendlichen Bewohner des Hauses losgelassen wurden, wollten mich heute gar nicht belustigen. Ich saß stumm und gedankenvoll zwischen Grete und Ernst Goy, eine Anordnung, die meine Tante getroffen hatte, wahrscheinlich um die Flüstereien zu mäßigen, mit denen Ernst Goy Greten unablässig zu überschütten pflegte. Es schlug acht Uhr.

Da donnerte es wie so häufig von oben herab: »Grete!« Grete sprang sogleich mit behenden, aber mächtigen Sätzen, so daß die kleine Treppe krachte, die Stufen hinauf. Nach einer Weile kam sie wieder herunter und flüsterte mir in's Ohr, mein Oheim begehre mich zu sprechen.

Sogleich ging ich hinauf und fand das gemüthliche Paar höchst behaglich vor einem mit blankem Geschirre besetzten Theetische sitzen. Meine Tante strickte, mein Oheim aber rauchte nicht, sondern hielt die ausgegangene Pfeife und einen offenen Brief in der Hand.

Ich weiß nicht, warum mir meine Verwandten in der Stellung, wie ich sie heute Abend vor mir sah, ungemein rührend verkennen, aber ich fühlte so recht, als ich jetzt vor ihnen stand, wie viel ich ihnen bereits schuldig geworden war.

»Mein Sohn,« fing mein Oheim mit einer etwas milderen Stimme als gewöhnlich an – »setze Dich eine Weile zu uns und trinke eine Tasse Thee mit uns. Da – die Tante hat sie Dir schon zubereitet. Höre, mein Sohn, Du hast heute zum zweiten Male Deinen Geburtstag in meinem Hause begangen und ich habe Dir schon diesen Morgen

gesagt, daß ich mit Deiner Aufführung und Deinem Fleiße zufrieden bin. Ich wiederhole Dir das jetzt noch einmal. Ich habe Dich so lieb, wie meinen eigenen Sohn, der leider in Java ist und erst in einigen Monaten von seiner Reise zurückerwartet wird. Ich werde Dich auch darum ferner auf allen Deinen Lebenswegen unterstützen.«

Ich wollte einige Worte des Dankes stammeln, aber Thränen unterdrückten meine Stimme.

»Laß es gut sein, Fritz,« fuhr er fort und nahm den Brief in die Höhe, den er vorher gelesen hatte. »Hast Du noch einen besonderen Wunsch für jetzt oder künftig? Besinne Dich – nur will ich Dir gleich sagen, daß ich meinerseits schon in so fern an Deine Zukunft gedacht habe, als ich gesonnen bin, Dich nicht Zögling meiner Schule allein bleiben zu lassen. Du sollst, so Gott will und Du Lust dazu hast, ein ordentlicher gelehrter Doktor werden und dadurch meiner freilich immer stümperhaften Erziehung Ehre machen – hast Du sonst noch etwas auf dem Herzen?«

»Nein, nein, mein guter Oheim,« stammelte ich, »ich habe nichts als Dank auf dem Herzen für Deine Liebe, wenn es nicht der Wunsch ist, meine gute Mutter zu sehen und ihr von dem Ueberflusse, der mich umgiebt, etwas mitzutheilen.«

»Mein Kind, das ist ein natürlicher und mir erfreulicher Wunsch. Aber ich kann Dich darüber beruhigen. Ich habe schon längst, ohne es Dir mitzutheilen, für Deine

Mutter in alle Zukunft gesorgt. Sie ist in einer wohlthätigen Blindenanstalt, denn – erschrick nicht vor der ganzen Wahrheit – sie ist vollständig blind geworden.«

»Ach, mein Gott!« weiter konnte ich nichts sagen.

»Fritz! Sei ruhig, fasse Dich. Gott hat es gegeben! Auch erträgt sie ihr Geschick mit Ergebung und Geduld, wie sie mir in diesem Briefe schreiben läßt. Sie grüßt Dich und schickt Dir zu Deinem Wiegenfeste ihren erneuerten Segen. Das wollt' ich Dir sagen, mein Junge. Nun trinke Deinen Thee aus und dann laß uns allein. – Grete!«

Grete erschien auf der Stelle, sah aber sehr niedergeschlagen aus.

»Grete, es ist so kalt hier; bringe uns ein Kohlenbecken herauf, wir wollen uns ein wenig wärmen, ehe wir zur Ruhe gehen.«

Grete ging, erschien aber nicht wieder. Nach einiger Zeit wurde ich ihr nachgeschickt, um zu sehen, warum sie zögere. Ich suchte sie vergeblich im ganzen Hause. Endlich fand ich sie auf ihrer Kammer, mit dem Kopfe auf einem kleinen Tische liegend und weinend.

»Grete, die Kohlenpfanne!« rief ich. »Aber Du weinst – was fehlt Dir denn?«

»Ach, Du armes Kind,« schluchzte sie, schlang ihren vollen Arm um meinen Leib und zog mich an ihre riesige Brust. »Deine Mutter ist ganz erblindet und so arm – könnte ich doch bei ihr sein!«

»Wie, hast Du es gehört?«

»Ja, ich habe an der Thür gestanden, als Dein Oheim es sagte.«

Und nun fingen wir beide an zu weinen und trösteten uns gegenseitig. Als ich nach einer Weile auf das Zimmer meines Oheims zurückkehrte und den Grund der Zögerung Gretens erzählte, sah ich die Kohlenpfanne schon unter dem Tische stehen, auf die der Oheim und die Tante ihre Füße gesetzt hatten. Gleich darauf verabschiedeten sie mich und ich ging zu Bette.



Grete pflegte von allen Bewohnern des Barbiers von Sevilla Morgens zuerst aufzustehen und zwar um fünf Uhr. Sie machte immer sogleich den Theetisch zurecht, den dann mein Oheim und seine Frau um sechs Uhr dampfend und mit allem Nöthigen versehen fanden. Um diese Zeit mußte Alles im Hause auf den Beinen sein.

Ich war an dem Morgen, nach meinem vorher bezeichneten Geburtstage gegen sechs Uhr damit beschäftigt, mich zu waschen, als ich einen entsetzlichen Angstschrei unten in der Küche zu hören glaubte. Ich trocknete mich rasch ab und sprang auf den ersten Treppenabsatz hinauf. Alles war wieder still. Einen Augenblick später aber hörte ich ein Schreien und Rufen im Hause, wie noch nie. Rasch mich vollständig ankleidend eilte ich die Treppe hinab und hier erfuhr ich denn bald den entsetzlichen und für mich unbeschreiblich unglücklichen Vorfall.

Grete hatte den Theetisch wie gewöhnlich in ihrer Herrschaft Frühstückszimmer angerichtet, aber vergeblich auf ihr Erscheinen gewartet. Die ungewohnte Zögerung nicht begreifend, war sie in ihr unverschlossenes Schlafzimmer getreten und hatte hier die beiden Eheleute im Kohlendampfe erstickt gefunden. Sie saßen, wie sie gestern Abend am Theetische gesessen, aber, in ihre Sessel zurückgesunken, steif und kalt.

Nun ging eine aufgeregte Scene im Hause vor. Alle Barbiergesellen, sechs an der Zahl, und zwei eiligst herbeigerufene Aerzte bemühten sich um die Wette mehrere Stunden lang, die schnell in die Küche herabgetragenen Entseelten in's Leben zurückzurufen. Sechs willige Schnepfer setzten sich mit einem Male in Bewegung – es wurde mit zehn Bürsten zugleich gerieben – von kräftigen Lungen wurde abwechselnd lebendiger Athem eingeblasen, starkkriechende Essenzen unter die Nase gehalten, Senfteige gelegt, endlich brennender Siegellack auf die entblößte Brust geträufelt – Alles, Alles aber vergebens, denn sie waren und blieben todt.

Nun ging es an ein Schreien und Wehklagen ohne Gleichen. Grete besonders geberdete sich wie eine Wüthende. Sie schlug mit Fäusten und Füßen um sich, wie ihre gigantische Natur es verlangte, und verschonte Niemand dabei. Ich selbst erhielt einige Pfüffe, als ich ihr zu nahe kam und die Leichen besehen wollte, und Ernst Goy trug acht Tage lang eine geschwollene Nase und ein blaues Auge davon.

Bald kam die ganze Nachbarschaft in Aufruhr und das allbekannte Haus füllte sich mit Neugierigen und Theilnehmenden.

Einige Stunden später erschienen schon die Todtenbeschauer und in ihrem Gefolge sehr wichtig thurende Gerichtspersonen in ihren neuesten Perrücken und mit großen silberbeschlagenen Stöcken. Nur eine kurze Stunde stöberten sie in allen Winkeln herum, sahen Jedermann mit mißtrauischen Blicken an und schon waren alle Zimmer, Kasten und Schlösser versiegelt; uns blieben allein das Geschäfts- und unsere Schlafzimmer zum beliebigen Gebrauche frei. Wie es dabei eigentlich herging, wer das Alles veranstaltet, kann ich unmöglich genau angeben, aber solche traurige Vorgänge kommen ja überall vor, Jeder kennt sie und kann sich auch meinen Gemüthszustand dabei vorstellen, der ich in einer Verfassung war, daß ich Alles nur halb sah und hörte.

Drei ungemüthliche, trostlose und unvergeßliche Tage verlebten wir so, sie dauerten uns wenigstens so lange wie drei Wochen, trotz aller Arbeit, alles Laufens, alles Hin- und Herredens. Am Ende dieser drei Tage fand die Beerdigung statt. Ich glaube, halb Amsterdam war auf den Beinen, denn der Barbier von Sevilla war ein allbekannter und geachteter Mann in allen Kreisen der Stadt und seine schnelle Todesart hatte allgemeine Theilnahme erweckt. Jedermann wollte mich dabei sehen und doch fragte nachher kein Mensch mehr nach mir.

Endlich war auch diese traurige Feierlichkeit vorüber; wir waren Alle im Sterbeause versammelt, in dessen

sonst so belebten Räumen jetzt eine Todtenstille herrschte. Ernst Goy saß in einem Winkel und flennte, Grete war nicht aus ihrem Alkoven zu bringen, wo sie unaufhörlich schluchzte; die Andern thaten, was sie wollten, wenn sie nicht ihre Kunden zu bedienen hatten.

»Wenn der Sohn noch hier wäre,« rief man allgemein, »dann wüßte man doch, was man zu thun hätte, dann käme man vielleicht noch zu dem Seinen. Aber so!«

Bald auch zeigten sich die unausbleiblichen Folgen allgemeiner Dienstauflösung. Einer nach dem Andern suchte seine Habseligkeiten zusammen und verließ das Haus, Manche sogar auch die Stadt, um sich ein anderes Unterkommen zu verschaffen. Zuletzt waren nur noch Grete, eine alte Hausmagd, ich und Ernst Goy übrig, welcher letztere, glaube ich, allein Gretens wegen blieb. In diesen unheilvollen Tagen berathschlagten wir Drei miteinander, was zunächst mit mir anzufangen sei. Ich wollte durchaus nach Wesel zurück, denn die Sehnsucht nach meiner Mutter war unter den jetzigen Umständen unwiderstehlich geworden. Grete sträubte sich aber mit allen Kräften dagegen und wollte mich, wenn ich doch ginge, begleiten. Dem widersetzte sich aber Ernst Goy, indem er die Ansicht vorbrachte, daß sie an das Haus gebunden sei, weil eine treue Seele wenigstens dasselbe hüten müsse. Und dadurch wurde sie überzeugt und zum Bleiben bestimmt.

Endlich hatte sie sich auch dazu entschlossen, mich allein reisen zu lassen. Meine kleinen Habseligkeiten wurden zusammengesucht, meine Ersparnisse überzählt. Ich

zog meine besten Kleider an, genügende Wäsche wurde in mein Ränzel gepackt und Grete schenkte mir eine alte Börse für mein Geld. Denn ich besaß nicht nur die unangerührten zwei Speziesthaler von meiner Mutter, meinen theuersten Schatz, sondern auch noch einige Stüber von dem Gelde des Kaplans, so wie den durch die glückliche Probe verdienten Gulden, dem Ernst Goy einen zweiten und Grete einen dritten hinzufügte. All dieses Geld steckte man in die alte Börse, die Speziesthaler ausgenommen, die ich in einem kleinen ledernen Beutel an einem Bande um den Hals trug.

So war die Scheidestunde gekommen, alle meine Taschen waren mit Speisen überladen und der Abschied sollte beginnen. Grete heulte beinahe vor Schmerz, als ich ihre Hand ergriff und ihr für alle Liebe und Mühe, die sie mit mir gehabt hatte, dankte. Sie drückte und küßte mich dergestalt, daß mir einige Male der Athem ausging. Aehnlich verhielt es sich mit Ernst Goy. Beide geleiteten mich durch die Stadt, vor das Thor hinaus, beinahe eine Meile Weges weit. Hier, unter einer großen Windmühle, die in zahllosen Gruppen rings die nächste Umgebung Amsterdam's bilden, fand unsere Trennung statt. Noch eine doppelte Umarmung, noch einmal dreifache Thränen und ich – war wieder allein und auf der Landstraße nach Wesel ein einsamer Wanderer.

IV. DIE URSULINERIN.

Meine zweite Wanderung fiel inmitten eines freundlichen Mai's. Rings um mich her sproßte und keimte Alles,

und die Vögelchen sangen so munter in den Lüften und den zitternden Zweigen der Bäume, daß es eine Lust gewesen wäre, dies erneute Leben mit heiterem Gemüthe bewundern und genießen zu können. Ach! dieser süße Genuß wurde mir damals nicht zu Theil. Die kurz vorhergegangenen schrecklichen Tage drückten zu schwer auf mein Herz, als daß es sogleich kindlich froh und unbefangen hätte in die Welt schauen können. Nur der Gedanke, bald meine Mutter wiederzusehen, war mir von Anfang an ein Balsam für mein Leid, er beflügelte meine Schritte und trieb mich ohne Rast weiter, wenn ich anfing, vor Traurigkeit müde und vor Müdigkeit traurig zu werden.

Dennoch aber ging ich, die Gedanken der Gegenwart abgerechnet, mit ganz anderen Gefühlen diesen Weg zurück, als ich ihn vor zwei Jahren in entgegengesetzter Richtung gewandert war. Ich war zwei Jahre älter geworden, ein großer Unterschied in jenem glücklichen Alter; und wenn ich auch nicht nach meiner seligen Tante Wunsch und Absicht ein Riese geworden, ja, überhaupt nicht einmal auffallend gewachsen war, denn ich wuchs erst von meinem dreizehnten bis siebzehnten Jahre zu meiner vollen Größe – so war ich doch kräftiger, muthiger und vor allen Dingen erfahrener geworden. Ich hatte viele fremde Menschen kennen gelernt, Männer und Frauen, wußte mit ihnen deutsch und holländisch zu verkehren, kannte schon mehr das Gefährliche der Welt oder glaubte es wenigstens zu kennen und begann allmählig

mir das menschliche Leben in einem ganz kleinen Horizonte nach meiner Art darzustellen. Vor allen Dingen aber trug ich jetzt Etwas in mir, was mich in meinen Augen bedeutend über die Zeit meiner ersten Reise erhob, ich meine das Bewußtsein: etwas gelernt zu haben. Ich war meines Oheims Schüler gewesen, hatte Ernst Goy zum Lehrer gehabt, hatte ich mir nicht von Beiden mancherlei Nützliches angeeignet? Konnte ich mir nicht im Nothfalle überall mein Brot als Bartputzer selber verdienen? Ja, dieses Bewußtsein, ich gestehe gern die kleine Eitelkeit ein, erhob mich sehr und es kam mir vor, als ob ich mit der mir beigebrachten Kunst einen wahren Schatz von Weisheit in die vor mir liegende Welt schleppete. Aber so sind die Träume der Jugend, jeden Tag glauben wir in Erkenntniß höher gestiegen zu sein, und nicht selten geschieht es, daß wir heute mit Verachtung auf die That blicken, die wir gestern mit Wonne und stolzem Selbstgefühl und mit Aufbietung aller unserer physischen und moralischen Kräfte vollbracht haben. Thörichte aber auch glückliche Jugend! Jetzt denke, handle und urtheile ich über mich selbst und Andere anders. Ob vielleicht richtiger? Beantworte sich das Jeder selbst, der sich im Alter weise dünkt, während seine Jugend von dem göttlichen Hauche des Instinktes geleitet wurde. –

Doch ich kehre zu meiner Reise zurück, die wenigstens mit einigen Worten erwähnt werden muß, da sich an sie eine bedeutende Wandelung meines ganzen Lebensweges knüpft. In der ersten Nacht also schlief ich

wieder in Naarden, und zwar in demselben Zimmer desselben Wirthshauses, wo ich vor zwei Jahren eine Nacht zugebracht hatte. Und obgleich ich dieselbe Magd noch traf, die mich damals bedient, so erkannte sie mich doch nicht wieder, wenigstens sagte sie nichts und ich schwieg auch, da mir dieser Umstand schmeichelhaft war, indem ich mich für bedeutend gewachsen hielt und auch andere Dinge in Gedanken hatte. Am zweiten Abende in Amersfoort schwankte ich, ob ich einen Tag in den schönen Bergen bleiben oder weiter gehen sollte. Hätte ich das Erste gethan – dann wäre ich vielleicht Zeitlebens ein Barbier geblieben, doch – ich darf dem Kommenden nicht vorgreifen. Ich entschied mich endlich dahin, mich nicht in den Bergen umzusehen, sondern unaufhaltsam nach Wesel zu eilen.

So ging es denn am dritten Morgen von Amersfoort nach jenem kleinen Dorfe oder Flecken, ich glaube, es heißt Ede, wo ich vor zwei Jahren aus einem Heuboden geschlafen hatte. Die Erinnerung daran that mir, nachdem ich in Amsterdam auf Daunen geruht, nicht sehr wohl und ich glaubte mit meiner gefüllten Börse auf ein Bett Anspruch machen zu können, zumal die Mainächte ziemlich kalt waren. Ich begab mich also nach der Herberge des Ortes und bat um ein Stübchen mit einem Bette. Es war noch ziemlich früh am Tage und ich konnte mir noch etwas die Gegend besehen, die zwar flach und im Ganzen unschön, aber mit einigen Bäumen besetzt war, die in ihrem zarten Frühlings schmucke von Jugend an meine Freude gewesen sind.

Als ich hier, von meinem Ränzel befreit, im Freien langsam umherging, traten zwei junge Leute, Wanderburschen wie ich, an mich heran, die sehr freundlich thaten und nach Allem und Jedem in der Unterhaltung zu fragen wußten. Kinder von zwölf Jahren sind zwar plauderhaft und mittheilsam, ich aber war es in meiner damaligen Stimmung weniger und antwortete wahrscheinlich ungenügend in Anbetracht der großen Neugier der Fremden. Gerade diese Zurückhaltung indessen erregte vielleicht in den mir immer abenteuerlicher erscheinenden Burschen den Verdacht, daß ich einen Grund haben müsse, ihnen meine Verhältnisse zu verschweigen.

Bei'm Abendessen, welches gemeinschaftlich im Gastzimmer verzehrt wurde, und sehr kärglich war, saßen die beiden Wanderer mir gegenüber. Ich ging schon um neun Uhr zur Ruhe, um am anderen Tage wieder früh munter zu sein. Als ich am Morgens meine kleine Zeche unten in der Wirthsstube bei einer Tasse warmer Milch bezahlte und dabei einen Gulden wechseln mußte, standen die jungen Leute vom vorigen Abend in der Nähe. Das vom Gulden herausbekommene kleine Geld that ich in meine Börse und steckte diese, ich weiß es bestimmt, in die Tasche meines Beinkleids. Gleich darauf, nachdem die Burschen mir sehr freundlich die Hand gereicht, gute Reise gewünscht und bei'm Umthun meines Ränzels mir behülflich gewesen waren, trat ich meinen Weg an. Ich ging allein. Ich hatte einen ziemlich kurzen Marsch vor mir, da es von Ede bis Arnheim nur vier kleine Poststunden

sind; daher ging ich langsam, ganz nach meinem Gefallen. Dicht vor Arnheim sah ich an einem Vorstadthause bei einem Bäcker sehr leckere Fladen am Fenster stehen. Mich wandelte die Lust an, einen davon zu verzehren. Ich trete in den Laden, habe den Kuchen schon zum Einbeißen in der Hand – da, wer beschreibt mein Entsetzen, vermisse ich Gretens Geschenk, meine volle Börse. Mir sträubten sich die Haare auf dem Kopfe empor und ein kalter Schauer rieselte über meinen Rücken. All das schöne Geld, für die ganze Reise ausreichend, mit einem Male verloren! Der Bäcker sah meinen Schrecken und schenkte mir zum Trost den Fladen, weiter konnte oder mochte er nichts thun. Ich aber, kaum ihm dankend, stürzte vor die Thür und lief eine große Strecke weit den Weg zurück, den ich so eben gekommen war; aber vergebens. Wohl ermüdeten meine Beine, wohl schwindelte mir der Kopf, allein meine Börse fand ich nicht wieder. Wankend, vor Müdigkeit und Kummer, betrat ich das dunkele Thor von Arnheim. Unwillkürlich trugen mich meine Füße in dasselbe Gasthaus, vor welchem mich der freundliche alte Mann vor zwei Jahren abgesetzt und für mich bezahlt hatte. Der Wirth erinnerte sich meiner und ich erzählte ihm sogleich mein letztes Unglück, was gewiß nicht das größte der bisher erlebten war. Damals aber schien es mir unglaublich groß zu sein. Er bedauerte und fragte mich, ob ich denn Alles eingebüßt hätte? Da fielen mir meine zwei Speciethaler ein, die konnten nicht mit verloren sein. Schnell griff ich nach dem Beutelchen am Halse und siehe! es hing an seinem Platze und war von seinem

köstlichen Inhalte schwer. Ich zeigte es ihm. Der Mann lächelnte und sagte: »Nun, was denn mehr? Du hast ja noch, was klagst Du denn? – Joseph, dem Knaben *Nr. 3!*«

Ich begriff den hartherzigen Mann gar nicht, daß er meinen Schmerz nicht begreifen konnte. Freilich hatte ich noch Geld; was ich aber hatte, wollte ich meiner Mutter zuliebe behalten – das wußte und konnte er freilich nicht wissen.

In Arnheim also flog mir ein Speciethaler davon. Den anderen behielt ich glücklich und will ich hier gleich erwähnen, daß ich denselben als eine Erinnerung an die einzige Mitgift meiner guten Mutter bis auf den heutigen Tag aufbewahrt habe und stets in meiner Börse mit mir herumtrage. Oft beschaue ich ihn, der so viel Freude und Leid mit mir getheilt, und es ist mir dann, als könnte er mir beinahe eben so viel erzählen, als sich hier dem nachsichtigen Leser erzähle.

Vorsichtig steckte ich das vom Wirth in Arnheim empfangene Geld in meine Brusttasche, und froh, daß ich wieder so viel kleines Geld zur nächsten Zehrung herausbekommen, schritt ich meinen Weg vorwärts. Der Verlust wurmte mich aber doch sehr, denn es stieg in mir der Gedanke auf, daß ich das Geld nicht verloren, sondern daß es mir von den beiden Taugenichtsen bei'm Anschmalen meines Ränzels entwendet worden sei. Ich war also dumm gewesen, daß ich das Geld in ihrer Gegenwart gezeigt und die Börse in meine Tasche gesteckt hatte. Diese Dummheit that mir meiner selbst wegen weh; ich habe mir nie dergleichen vergeben können, wenn ich sie

nach geschehener That einsah. Auch habe ich in meinem ferneren Leben größere Dummheiten begangen, aber ich glaube nicht, daß mich je eine so geschmerzt hat, wie diese erste. Sie hatte aber den Vortheil, daß ich beschloß, in diesem einen Punkte wenigstens klüger zu werden, und mir ist späterhin wohl Geld auf unbegreifliche, aber nie durch greifliche Weise abhanden gekommen.

Doch sehen wir, was mir an diesem Tage begegnete. Er war gegen meine Vermuthung in meinem Lebenskalender roth angestrichen, denn die Vorsehung, Gott oder der Zufall – wer es auch war – sandte mir für meinen überstandenen kleinen Kummer ein großes Glück, so groß, daß ich selbst jetzt seinen Umfang nicht ganz ermessen kann, da ich ohne dasselbe wahrscheinlich niemals im Stande gewesen wäre, diese meine Erinnerungen niederzuschreiben; denn mein ganzes Leben nahm von dem heutigen Tage an eine völlig unerwartete und so bedeutende Wandelung, daß es mir heute noch wunderbar erscheint, wenn ich darüber nachdenke.

Die Thatsache selbst aber ist, wie wir sogleich sehen werden, eine höchst einfache.

Langsam schlenderte ich zum Thore von Arnheim hinaus, denn es war heuted er erste warme und sogar sehr warme Tag im Monat Mai 1801. Ich hatte mir vorgenommen, bis Emmerich zu wandern, wenn meine Kräfte so weit reichten, und daher mußte ich sparsam mit ihnen umgehen. Ich hatte auf diese Weise, langsam vorschreitend, ich weiß nicht wie viel Stunden gemacht, als ich

die preußische Gränze erreichte, was ich an den vaterländischen Farben des Schlagbaums erkannte. Ein gewisses Freudengefühl überkam mich, als ich mich wieder in meinem Heimatlande sah. Ich glaubte meiner Mutter mit einem Male näher gerückt zu sein und mehr Ansprüche auf den Beistand der Menschen zu haben. Ein sonderbares, aber sehr häufig und bei vielen Menschen sich wiederholendes Gefühl!

Kaum hatte ich die Gränze überschritten und war in ein kleines Erlengebüsch gelangt, welches sich rechts und links von der Straße in die Umgegend ausbreitete, so gewahrte ich schon von Weitem unter zwei prächtigen, in der ersten Blüthe stehenden Linden ein steinernes Muttergottesbild, in einen kleinen hölzernen Schrein eingeschlossen und mit grellen Farben bemalt, wie man dergleichen in katholischen Ländern so häufig am Wege findet. Vor diesem Muttergottesbilde blieb ich stehen und schaute es lange an.

Ich habe nie, auch nicht einmal als Kind, vor ein solches Muttergottesbild, mochte es aus Holz, Stein oder Gold sein, mich niederwerfen und es als meinen Gott anbeten oder nur bitten können, bei meinem Gott für mich sich zu verwenden. Dieser Weg war mir stets zu weit und unbequem. Gott lag mir unmittelbar viel näher, ich trat immer gern ohne Anmeldung sofort in sein Wohnzimmer und sprach vor ihm selbst meine Bitte kurz und bündig aus. Ich weiß wohl, daß die katholische Religion lehrt, nicht diese oft von erbärmlicher Menschenhand geschnitzten Bilder anzubeten, daß sie nur verlangt, man

solle sich unter diesem Bilde den Vermittler zwischen Gott und sich vorstellen; indeß, wie gesagt, solcher Vermittler, also solcher Bilder bedurfte es für meinen reinen Glauben nicht. Das schöne Bild Gottes lebte viel erhabener und göttlicher in mir, und wo ich gerade war, in freier Natur, vor einem Altare oder in einem Dachstübchen, ich warf mich stets vor seinem Stuhl unmittelbar nieder und fühlte überall seine Nähe gleich stark, seine Einwirkung und Begnadigung gleich groß.

Als ich diese oder ähnliche Betrachtungen auf meine damalige kindliche Art angestellt, setzte ich mich zu den Füßen des Muttergottesbildes nieder und dachte zum ersten Male ernstlich über den verschiedenen Glauben der Menschen nach. Dieses Nachdenken, ich weiß es noch heute so gut, als wenn es gestern geschehen wäre, wurde durch eine plötzliche und unwiderstehliche Müdigkeit unterbrochen, wie sie junge Leute nach großen Anstrengungen oft überkömmt. Fast augenblicklich schlief ich, den Ränzel auf dem Rücken behaltend, ein; Während meines Schlafes muß ich von der Rasenbank, auf der ich saß, herabgeglitten sein, denn ich fand mich, als ich erwachte, lang im Sande vor der Bank liegen. Doch, verharren wir noch eine Weile bei meinem Schläfe. Dieser war ängstlicher Natur. Ich träumte sehr lebhaft. Ich sah meinen Oheim und meine Tante mit dem Tode ringen, fühlte, wie sie allmählig erstickten, Hülfe suchten und nicht fanden. Ich wollte die Hülfe herbeiholen und konnte nicht von der Stelle, endlich versuchte ich zu schreien, und ich glaube, ich schrie wirklich. Da erwachte ich – eine Hand

berührte sanft meine Schulter – ich schlug die Augen auf und blickte um mich. Erst allmählig erkannte ich Alles deutlich. Auf der Straße hielt ein Wagen mit zwei kleinen Pferden bespannt, vor mir selbst aber stand, mit etwas ängstlichem Ausdruck auf ihrem wachsbleichen Gesicht, eine ältliche Dame im Nonnengewande der Ursulinerinnen, von deren liebevollern Wesen, namentlich gegen Kinder, mir so oft meine Mutter erzählt hatte. Sie war klein und mager, ihr ernstes, würdevolles und mildes Gesicht litt, wie schon gesagt, an einer auffallenden Wachsbleiche, wie man sie bei älteren Klosterfrauen so häufig findet, aber hoheitsvoll umfloß sie ihr schwarzes langes Wollengewand und schneeweiß glänzten die Falten ihres Vorhemdchens und ihres Stirnbandes. Ich sprang auf die Füße und blickte die Erscheinung verwunderungsvoll an, denn ich glaubte anfangs, die Mutter Gottes selbst habe mir diese heilige Frau zu meinem Schutze gesendet.

»Bist Du krank, mein Kind?« fragte sie mich mit wohl-lautender und sanfter Stimme.

»Nein, ich habe nur geschlafen und geträumt.«

»Bist Du allein hier auf der Landstraße und wohin willst Du ohne jeden Gefährten?«

»Ich bin allein auf der Reise und will nach Wesel.«

»So folge mir in meinen Wagen, ich werde Dich an Dein Ziel bringen, da ich Wesel auf meinem Wege berühre.«

Ich folgte, wie man sich denken kann, ohne Zögern und bald saß ich neben ihr. Die kleinen Pferde aber liefen

so rasch dahin, daß der bequeme Wagen wie mit dem Winde auf der guten Straße rollte.

Was so Besonderes an mir zu sehen war, weiß ich nicht; aber das weiß ich, daß meine neue Führerin fast kein Auge von mir verwandte. Sie schien mit ihrem sanften und klugen Blick bis in mein Innerstes dringen zu wollen, bis sie endlich ihren stillen Gedanken Worte lieh und geradezu fragte:

»Wie kommst Du so jung, so allein und so furchtlos auf diese weite Wanderung?«

Das war denn freilich der passende Schlüssel zu einem gehorsamen Schloß und ich erzählte ihr Alles, was ich von mir wußte, von Anfang meines Lebens an bis auf den jetzigen Augenblick, und nichts ließ ich meines Wissens aus.

Aufmerksam und schweigend hörte die Nonne zu, wobei sie mich fortwährend forschend ansah, als ob sie die Wahrheit meiner Aussagen gleichsam aus meinem Wesen herausaugen wollte. Als ich zu Ende war, hielten wir in Emmerich. Wir rasteten etwa eine halbe Stunde, um die Pferde verschnaufen und füttern zu lassen. Mir wurde auf

Geheiß meiner Begleiterin ein wohlschmeckendes Frühstück vorgesetzt, über welches ich mich mit großem Appetit hermachte. Sie selbst genoß nur eine Tasse Fleischbrühe und ein Brötchen. Darauf fuhren wir wieder weiter. Im Wagen sitzend, legte sie mir wiederholt verschiedene Fragen vor, die ich so genau wie möglich beantwortete, weil sie viel Gewicht darauf zu legen schien, namentlich auf den Umstand, daß meine Eltern aus Dorsten herstammten

»Und hast Du Lust,« fragte sie, »das erlernte Handwerk auch ferner fortzusetzen?«

»Es ist eine Kunst,« erwiderte ich, »wenigstens hat mein Oheim das sehr oft gesagt.«

»Ist seinem Sinne hat er auch Recht gehabt, Du wirst das noch später begreifen. Ich kenne aber eine bei Weitem schönere und erhabenerere Kunst.«

»Und welche wäre das?« fragte ich naiv.

»Es ist die Kunst, Gott zu dienen und den Menschen Gutes zu thun. Hast Du mich verstanden?«

»Ein Wundarzt zu sein, heißt aber auch den Menschen Gutes thun.«

»An dem Leibe, ja, ich meine aber an der Seele.«

»Aha, ich verstehe!«

»Und hast Du keinen Trieb, keine Neigung, Dich diesem erhabenen Werke zu widmen?«

»Ich habe zu Allem Neigung und Trieb, was gut ist und meine Mutter zufrieden und glücklich machen kann.«

»So bin auch ich zufrieden,« schloß sie, »morgen wollen wir mehr davon sprechen. Wir werden bald in Rees

sein, da wirst Du Dich gedulden müssen, ich habe in der Stadt Geschäfte und will die Nacht darin zubringen. Morgen gleich nach Tagesanbruch fahren wir gen Wesel.«

Und so geschah es. Wir blieben in Rees und ich wurde auf ihre Kosten sehr anständig gepflegt.

Am nächsten Morgen, kurz nachdem wir den Wagen bestiegen hatten, sagte die Nonne Folgendes zu mir:

»Mein Sohn, höre mich wohl an. Ich habe Alles, was Du mir über Dich mitgetheilt hast, gründlich überlegt. Habe Vertrauen zu mir, ich will Dir auch sagen, wer sich bin. Ich bin die Oberin des Ursulinerinnenklosters zu Dorsten und komme aus Arnheim, wo ich eine kranke Verwandte besucht und getröstet habe. Ich kenne vom Hörensagen Deine Familie und ihre traurigen Schicksale. Auch habe ich gestern in Rees Jemand gesprochen, der mir Deine Aussagen zum Theil bestätigt hat. Als ich Dich gestern am Wege liegen sah und ängstlich um Hülfe rufen hörte, glaubte ich, von der heiligen Mutter Gottes herbeigeführt zu sein, Dir diese Hülfe zu bringen. Und das will ich und muß ich, denn es ist dies mein irdischer Beruf. Ich habe bereits einen Plan mit Dir im Herzen. Du willst zu Deiner Mutter nach Wesel zurück. Hast Du wohl reiflich bedacht, daß Dir die Mutter nicht helfen kann, daß Du ihr sogar ein Hinderniß bist, welches ihr Kummer und Sorge bereitet? Sie ist blind und unfähig, für Dich zu sorgen. Wovon willst Du bei ihr leben? Wer soll Deine Erziehungskosten bestreiten? Aber beruhige Dich, ich werde in Wesel Deine Mutter besuchen und ihr erzählen, daß Du gesund, brav und getrost im Herrn bist. Siehe, ich

habe einige gute Freunde und Brüder in einem Kloster, welches beinahe auf unserem heutigen Wege liegt; dahin werde ich Dich bringen. Es ist nicht allzu weit von Wessel entfernt, und Du kannst von Zeit zu Zeit Deine Mutter besuchen. Ich bin überzeugt, daß meine Freunde, die Bewohner jenes Klosters, Dich gern aufnehmen und erziehen werden. Magst Du dann einen Beruf wählen, zu welchem Dein Herz Dich treibt, im Priester- oder Laienstande, sie werden um Gottes und meinetwillen für Deine Zukunft sorgen. Was sagst Du zu diesem Plan, gefällt er Dir?«

Anfangs war ich über diesen ihren Vorschlag erstaunt, aber die Sanftmuth, mit der sie ihn mir mittheilte, beruhigte mich schnell. Allmählig fing ich an einzusehen, daß sie Recht habe, und das war keine schwere Aufgabe. Denn bei meiner Mutter, die in einem Blindenhouse lebte, konnte ich in der That nicht auf die Dauer bleiben, und wohin sollte ich mich weiter wenden? Auf's Ungeheure in die Welt geschleudert zu werden, war mir nicht halb so recht, als in die Hände guter und verständiger Menschen zu gerathen, was mir die Oberin versprach. Ich sagte also nach einigen Nachdenken zu, worüber sie außerordentlich befriedigt schien.

Gleich darauf erreichten wir eine Stelle der Landstraße, von welcher zur rechten Hand ein sandiger Seitenweg abführte. Auf diesen befahl die Oberin den Wagen zu lenken. Wir näherten uns also dem Rhein und nicht lange dauerte es, so konnte ich von meinem hohen Sitze

die grünlichen Wogen dieses großen und schönen Flusses dahin schwellen sehen. Zugleich fuhren wir in einen prächtigen Buchenwald ein, worin die Vögel ihr Morgenlied zwitscherten, sonst aber die süßeste Ruhe herrschte. Noch eine Strecke weiter, und wir gelangten in eine noch nicht alte Anpflanzung saftgrüner Edeltannen, deren harzige Knospen einen frischen und balsamischen Duft in die Luft verstreuten. Da hörte ich von ferne eine silberhelle Glocke das bekannte *Angelus* läuten und bald darauf sahen wir die friedlichen Mauern eines großen, viereckigen, aus grauen Quadersteinen errichteten Gebäudes durch die grünen Wipfel ragen. Das Kloster lag auf einer moosigen Anhöhe, von welcher herabblickend man deutlich den breiten Rheinstrom und an seinem jenseitigen Ufer zur linken Hand die Thürme des Xantener Domes in bläulichem Nebel auftauchen sehen konnte.

Der Wagen hielt vor dem Eingangsthore des Klosters, über dessen Giebel ein steinernes Kreuz sich erhob, welches zwei Lanzen kreuzten und eine Dornenkrone zierte, deren früher vergoldete, jetzt aber halb verrostete Spitzen matt in der Mittagssonne leuchteten. Unter diesem Kreuze in einer Mauernische aber stand das ungefähr drei Fuß hohe steinerne Bild eines Franziskanermönchs, mit den Farben des Lebens roh bemalt, wie wir noch heutigen Tages diese frommen Männer einherwandeln sehen.

Wir stiegen aus und traten in eine kleine Vorhalle, an deren Wand ein kleiner Kasten befestigt war, worauf die Worte standen: ›Wer giebt, den segnet Gott.‹ Daneben

hing in Kreuzesform der Griff eines Schellenzuges. An diesem zog meine Begleiterin und wir hörten den Ton einer silbernen Glocke leise durch die stillen Räume des Klosters zittern.

Es dauerte ziemlich lange, bis wir aus der Tiefe des Hauses her den schlurrenden Schritt eines weichen Schuhs über den steinernen Fußboden des Flures gleiten hörten, denn es war die Zeit des Mittagessens und die Mönche und Laienbrüder sämmtlich im Refektorium versammelt. Endlich ward die Thür von einer leichten Hand geöffnet und ein junger Mann mit sanften, friedfertigen Gesichtszügen, der Bruder Pfortner, trat uns mit fragender Miene entgegen. Er trug die gewöhnliche braune Kutte der Franziskaner, ihre weißledernen Sandalen an den Füßen und ihre hänfene Doppelchorde mit dem Rosenkranze daran nur den Leib geschlungen. Nur die Art der Schuur seines Haupthaares verrieth, daß er kein Pater, das heißt, geweihter Priester, vielmehr nur ein Laienbruder, ein mönchischer Arbeiter war, der sich aus der Welt zurückgezogen und den Regeln des Klosters unterworfen hatte. Er trug nämlich nicht, wie die Mönche, den nackt geschorenen Kranz, die Krone genannt, in der Mitte des behaarten Kopftheils, sondern sein Haar war zur oberen Hälfte auf dem Kopfe stehen geblieben, während die untere Hälfte, etwa eine Handbreit, nach unten und hinten glatt abgeschoren war, ein Gegenstand, der mir als Kunstverständigem sogleich in die Augen fiel.

Kaum hatte der Bruder Pförtner meine Begleiterin angeblickt, so verneigte er sich tief und legte die rechte Hand auf seine Brust.

»Friede sei mit Dir!« begann die Oberin. »Ich grüße Dich, Bruder Johannes; seid Ihr bei Tische?«

»Ja, Euer Hochwürden, die Väter sind im Refektorium, sie werden aber sogleich mit ihrer Mahlzeit zu Ende sein.«

»So führe uns einstweilen in's Sprechzimmer und bitte den Pater Guardian, mir einen Augenblick Gehör zu schenken.«

Bruder Johannes öffnete uns dienstfertig das erste in dem langen, mit rothen Fliesen gepflasterten Korridor gelegene Zimmer und bat uns einzutreten. Sodann begab er sich eiligst fort.

Es war ein einfaches, weißgetünchtes, mittelgroßes Gemach, in der Mitte mit einem hölzernen Tische von rohem Eichenholze, rings herum an den Wänden mit eben solchen Bänken und einigen Stühlen versehen. Dem eisernen Ofen gegenüber an der Wand hing als einziger Schmuck ein Krucifix mit dem Heilande von Gußeisen und daneben ein Namensverzeichnis der im Kloster anwesenden Mönche und Laienbrüder. Von ersteren zählte ich vierundzwanzig, von letzteren zwölf.

Nach einigen Minuten trat mit etwas hastigem Schritte, freudige Regung auf dem wohlgenährten aber männlichen Gesichte, der Gerufene in das Zimmer. Er war ein großer, breitschultriger Mann, etwas stark im Leibe entwickelt, mit offenen Zügen und hellbraunem Haar, etwa

vierzig Jahre alt. Seine blauen Augen drückten offenbar Aufrichtigkeit, Wohlwollen und Herzengüte aus.

»Gesegnet sei Dein Eintritt, sehr würdige Schwester!« rief er der Oberin entgegen und streckte ihr seine fleischige Rechte hin, die sie sogleich erfaßte und ihren herzlichen Druck lebhaft erwiderte. »Welch ein freundlicher Zufall führt Dich hierher und womit kann ich Dir dienen?«

»Nicht der Zufall, hochwürdiger Franziskus, führt mich zu Dir, sondern der Wille des Höchsten. Es betrifft das Schicksal dieses armen Knaben (hier sah ich das gegen mich gerichtete behagliche Gesicht des Paters auf eine sanfte Weise lächeln), den ich auf der Straße unter dem Muttergottesbilde an der Gränze gefunden und in meine Obhut genommen habe. Aber sage mir, weilen die Brüder Maximilian und Ludovikus noch im Hause?«

»Gewiß, Schwester, gewiß – soll ich sie Dir rufen?«

»Nein, Franziskus, ich will nur mit Dir sprechen. Habe ich es gethan, so muß ich noch heute nach Wesel und Dorsten – aber laß uns in das geheime Sprechzimmer treten, ich habe Dir ernste Dinge zu sagen.«

Der Guardian nickte Beifall und öffnete die Thür zum Nebenzimmer, welches, wie ich später erfuhr, das letzte dem Fremdenbesuche gestattete Zimmer war, auch bisweilen zur Speisung vorüberwandernder Armen diente, mit dessen hinterster Wand die eigentliche Klausur des Klosters begann.

Wohl eine volle halbe Stunde dauerte das geheime Gespräch zwischen dem Guardian und der Ursulinerin, und

ich konnte, ohne zu horchen, ihr ziemlich lautes Flüstern vernehmen. Als diese Zeit verflossen war, während welcher ich zwei oder drei Mal die Namen der Mönche auf der Tafel durchgelesen hatte, traten die beiden Oberen mit befriedigten Mienen wieder in das erste Zimmer und blickten mich an.

»Sei mir willkommen, mein Sohn,« redete der Guardian mich an und ergriff meine kleine Hand, die seine große beinahe vollständig einhüllte, »sei mir sehr willkommen! Du bist von heute an ein Mitglied unseres guten Hauses, wenn Du es sonst willst, ich aber will Dein Vater und meine Brüder sollen auch Deine Brüder sein. Ich werde jedoch heute noch mehr mit Dir reden. Und nun, sehr würdige Schwester, willst Du in der That nicht die guten Väter sehen?«

»Nein, Franziskus, heute nicht, ich habe Eile. Grüße sie von mir und – halte Dein Wort. Deine Hand noch einmal darauf!«

Und sie reichten sich die Rechte, dann darüber gekreuzt auch die Linke und drückten sie sich eine Weile so lebhaft, daß das rothe Fleisch der Hand des Paters sich weiß färbte.

Darauf sagte mir die Oberin Lebewohl, indem sie mir mit der Rechten die Hand gab und die Linke auf meinen Scheitel legte; dann ging sie, von uns Beiden begleitet, zur Klosterpforte, und fuhr rasch den Weg zurück, den sie mit mir gekommen war.

Laut schlug hinter ihr und uns die Pforte zu, und mich an die Hand nehmend, schritt der Pater Guardian langsam einen langen Korridor hinab und eine Treppe hinan – ich war, ohne je daran gedacht zu haben, Bewohner eines Klosters geworden.

V. DAS KLOSTER UND SEINE BEWOHNER, DIE FRANZISKANER.

Bevor ich in der Erzählung meiner Lebensereignisse fortfahre und dem Leser die Charaktere der Männer schildere, die von jetzt an einen überwiegenden Einfluß auf meine ferneren Schicksale ausüben sollten, will ich ihn in verschiedene Einzelheiten des Klosterlebens einweihen, die er kennen muß, um eine klare Vorstellung von meinen damaligen Verhältnissen zu gewinnen. Und diese waren freilich, von allen meinen bisherigen Erlebnissen so gänzlich abweichend, daß ich anfangs oft mein Herz vor Einsamkeit schauern fühlte; allmählig aber goß gerade diese tiefe Stille, die Werkstatt einer mächtigen inneren Sammlung, einen so süßen und heiligen Frieden über mein Gemüth und meine Wünsche, daß ich mich nicht erinnern kann, jemals wieder so ungetrübt zufrieden gewesen zu sein, wie während meines Aufenthalts in dem Kloster der guten Franziskaner.

Und das war ganz einfach zu erklären. Gewöhnt sich doch der Mensch an Alles, selbst an das seinen natürlichen Anlagen Widerstrebende. Er fühlt die Gegensätze des Lebens bei wichtigen Veränderungen desselben wohl, sie bedrücken ihn oft schmerzlich, aber er überwindet sie

und gewinnt zuletzt sogar die Kette lieb, die ihn gefesselt hält. Wie sollte es mir, dem Kinde, nicht so ergangen sein, dessen Herz noch Wachs war, dessen Gedanken noch zu leiten, dessen Triebe noch zu regeln waren? Und wohl mir! Mit Gottes Hülfe wurde ich gut geleitet und zu ernstesten Regeln erzogen, wofür ich ihm noch jetzt alle Tage meinen tiefgefühlten Dank sage, da ich den guten Menschen, die mir jene Wohlthaten erwiesen, denselben leider nicht mehr sagen kann. –

Die romantische Lage des Klosters im schattigen, duftreichen Walde auf einer grünen Anhöhe, die den Rhein in einer Ausdehnung von wenigstens zwei Stunden beherrscht, kennt man schon. Das Gebäude selbst, beinahe drei Jahrhunderte alt, aber vor einigen Jahren wieder frisch in Stand gesetzt, nahm, wie fast alle Klöster, einen viereckigen, von allen Seiten mit Baulichkeiten umschlossenen Raum ein. Drei davon enthielten im Untergeschoße die allgemein benutzten Räumlichkeiten, das große Refektorium, die Bibliothek, die Bußsäle, die Apotheke und so weiter, im oberen Stockwerke die Zellen der Mönche und Laienbrüder, und der zu disciplinaren Bußübungen verurtheilten Weltgeistlichen, denn auch von diesen hielten sich immer einige zu meiner Zeit im Kloster auf. Der vierte Flügel umfaßte die Wirthschaftsräume, die ungeheure Küche, die Brauerei, Bäckerei und Schlächtereie, denn alle diese Gewerbe wurden im Kloster selbst betrieben und von einem Pater beaufsichtigt; ferner das Waschhaus und die Wohnungen der acht Klosterknechte.

Innerhalb dieser vier Flügel lag der Klosterhof mit thurmhohen Haufen klein gespaltenen Holzes Jahr auf Jahr ein wohlbesetzt. Durch die Küche gelangte man unmittelbar in den Klostergarten, einen hübschen und mit manchfachem Gemüse- und Küchenvorrath bepflanzten Aufenthaltsort, der die herrlichsten Obstbäume enthielt, in seiner äußersten Umfassung aber, wie bei meinem Oheime in Amsterdam, Weinlauben blicken ließ, an dessen Spalieren die wohlschmeckendsten Trauben alljährlich zur Reife gelangten. An der östlichen Wand spaltete sich dieser Weingang und ließ im Hintergrunde eine blau getünchte Mauernische sehen, in der ein großes Krucifix mit dem Heilande daran von jedem Theile des Gartens aus bemerkbar war. Auf der westlichen Gartenseite war die Weinlaube ebenfalls, aber in größerer Ausdehnung, gespalten und hier war die Breitseite eines Kreuzganges sichtbar, der, von Säulen getragen, nach dem Garten hin offen stand und bei Wind oder Regenwetter den Bewohnern des Klosters einen verdeckten Raum zum Spazierengehen darbot. Die Mitte des Gartens aber war durch eine Sonnenuhr von Sandstein bezeichnet, um die herum ziemlich geschmackvolle Blumenbeete mit Sitzbänken angelegt waren.

Die Kirche mit dem kleinen spitzen Glockenthurme lag außerhalb der vier Ringmauern an der Westseite des Klosters. Ihr Inneres war in altdeutschem Style ausgeschmückt und in die gewöhnlichen zwei Abtheilungen geschieden. Das Schiff, nicht allzu groß, war von einem Chorgange umgeben, der an seinen langen Seiten

vier altväterische Beichtstühle, an seiner hinteren schmalen aber eine sehr alte, wiewohl klangvolle Orgel zeigte. Langgezogene Spitzbogenfenster, mit kleinen in Blei gefaßten blaßblauen und rothen Scheiben versehen, ließen nur ein mattes Dämmerlicht in diesen Raum fallen, dessen Sitz- und Kniebänke von altem Nußbaumholze geschnitzt waren.

Das Chor, durch die alte Glasmalerei seiner beiden Fenster noch mehr beschattet, lag hinter einem metallenen Gitterwerke einige Stufen höher als das Schiff der Kirche. Sein geweihter Raum war mit Holzschnitarbeiten alter Meister, Heiligenbildern und steinernen Bildsäulen verstorbenen Bischöfe sehr schön verziert. Rings herum, im Halbkreise, der nur nach dem Schiffe und dem Hochaltare hin geöffnet war, standen in zwei Reihen hintereinander vierzig Chorstühle für die Mönche des Klosters, von Buchsbaumholz schön geschnitzt und durch langen Gebrauch wie mit der glänzendsten Politur überzogen. Auf den Pulten vor jedem dieser Stühle lagen große aufgeschlagene Gebetbücher, deren Alter nur nach Jahrhunderten berechnet werden konnte.

Der Hochaltar war mit weißer Oelfarbe gestrichen und lackirt, hatte aber durch die Zeit ein vergilbtes Ansehen augenommen; nur seine hervorspringenden Ecken und Leisten waren stark vergoldet. Das Altarbild, von der Hand eines niederländischen Meisters gemalt, stellte

die Abnahme Christi vom Kreuze dar. Vor diesem Hochaltar, ungefähr in der Mitte des Chores hing, von vergoldetem Metalle, die heilige Lampe an langen silbernen Ketten herab, und schließlich standen nicht allein auf dem Hochaltare, sondern auch auf zwei kleinen Nebenaltären an seiner Seite große und kleine silberne Leuchter, mit gelben Wachskerzen von jeder Größe und Dicke besteckt.

Der Gottesdienst war im Kloster auf folgende Weise geordnet: Die Frühmesse, von der ich für immer entbunden blieb, fand um halb fünf Uhr Morgens statt, und selbst im Winter war dieselbe immer schon von einigen frommen Zuhörern aus der nächsten Umgegend besucht. Um halb sieben Uhr wurde die allgemeine Messe für sämtliche Klosterbewohner gelesen; dieser mußte auch ich stets beiwohnen. Zu ihr wurde kein Laie von Außen zugelassen. Hier wurde der Wohlthäter des Ordens gedacht und für ihr Seelenheil eine besondere Messe gelesen. An Sonntagen wurde diese Art Hochmesse durch Gesang verherrlicht; sechs Mönche und zwei Laienbrüder, vorzugsweise mit guten Stimmen begabt, waren die Sänger, aber auch der allgemeine Gesang der Mönche ließ nichts von dem entsetzlichen Geplärre hören, welches man leider noch jetzt in so vielen katholischen Kirchen findet. Um halb acht Uhr Morgens fand die sogenannte Studentenmesse statt. An dieser nahmen zumeist die jungen Leute der Nachbarschaft Theil. Um zehn Uhr war allgemeine Messe für Erwachsene und Kinder, Männer und Frauen. Sie hieß die Langschläfermesse, weil

sich bei ihr in großer Anzahl diejenigen Frommen einfanden, welche die erste wegen ihrer frühen Stunde unbesucht gelassen hatten. Sonntags wurde um diese Zeit die Predigt gehalten, die abwechselnd, wie die Messen, von den Mönchen gesprochen wurde, jedoch kamen einige von ihnen, die den Beifall der Zuhörer genossen, öfter an die Reihe. Auch diese Predigt durfte ich nie versäumen und ich hörte sie gern, weil meistentheils gute und erbauliche Dinge gesagt wurden. Sonntag Nachmittags von drei bis vier Uhr war feierliche Vesper, der ich schon darum gern beiwohnte, weil jedesmal eine schöne kirchliche Musik von jenen acht Männerstimmen ausgeführt wurde, an der ich späterhin, nachdem man meine gute Stimme entdeckt hatte, selbstthätig Theil nehmen durfte. Um halb fünf Uhr in der Woche war Abendmesse, gewöhnlich nicht so fleißig wie die Morgenmesse und dann nur von alten Frauen besucht, weshalb sie scherzweise die ›Alte Weiber-Messe‹ genannt wurde. Um zwölf Uhr um Mitternacht endlich war Kloster- und Büßermesse, an denen nur die jungen Mönche und Büßenden, also die verbannten Weltgeistlichen besonders, Theil nehmen mußten; Klosterbewohner über vierzig Jahre hinaus waren von dieser nächtlichen Andachtsübung frei.

Um sechs Uhr Morgens wurde das Frühstück, um zwölf Uhr das Mittagessen, und um sechs Uhr Abends das Abendessen, stets gemeinschaftlich im Refektorium eingenommen. Zwischen diesen Stunden wurde nichts gespeist, eine Anordnung, die mir gar nicht gefiel, weil

mein jugendlicher Appetit einen häufigeren Anreiz empfand, die ich aber bald zu umgehen wußte, wie man späterhin sehen wird.

Die zwischen den Messen und Speisestunden liegende Zeit war jedem Einzelnen zum beliebigen Gebrauche überlassen und wurde nach Bedürfniß zum Lesen, Schreiben, Spazierengehen, Beichtehalten oder zum Gespräch benutzt. Nach neun Uhr Abends durfte Niemand mehr außer Bett sein, was auch genau befolgt wurde, da man Morgens wieder früh bei der Hand sein mußte.

Uebrigens bemerke ich gleich im Voraus, daß alle diese eben angegebenen Regeln, gleich allen Regeln in der Welt, auch hier im Kloster ihre Ausnahmen hatten. Der Pater Guardian konnte nach Belieben einem Jedem Dispens ertheilen, wie er denn auch, was sich von selbst versteht, Strafen verschiedenen Grades diktiren durfte.

Nach dieser einleitenden Mittheilung kehren wir zu dem Tage meiner Ankunft im Kloster zurück. Es war fünf Uhr und die Nachmittagsmesse vorüber, als ich aus meiner kleinen Zelle, die mir neben der des Guardian's eingeräumt worden war, zu diesem gerufen wurde.

Ich trat also zum ersten Male bei'm hochwürdigen Pater Franziskus selber ein. Er saß auf einem hohen gepolsterten Lehnstuhle vor einem Tische und hatte ein aufgeschlagenes Buch nebst einem großen Glase appetitlichen Bieres vor sich. Ich erblickte in seinem geräumigen

Zimmer einen großen Bücherschrank, einige kleine Tische an den Wänden mit verschiedenen Gegenständen bedeckt, von denen kein einziger den Klosterpriester verrieth. Auch nahm ich einen ziemlich starken Geruch von holländischem Kanaster wahr, und wirklich! in der einen Ecke stand eine irdene Pfeife, die, nach dem daraus aufsteigenden Dampfe zu urtheilen, noch nicht ganz kalt geworden war. Sein Bett, mit wollenen Decken reichlich versehen, stand in dem kleinen, offenstehenden Nebenzimmer; auch faßte mein schneller Blick ein kleines Betpult darin auf, worüber ein Krucifix aus Ebenholz mit einem Heiland von Elfenbein hing.

Ich trat also vor den Guardian und sah seine würdevolle aber freundliche Miene ohne Zagen an.

»Guten Abend, mein Sohn,« fing er zu sprechen an. »Nun, hast Du Dich schon bei uns umgesehen? Ist Dein Zimmer Dir groß genug?«

»Ich danke, Hochwürdigster, es ist groß genug und das Kloster liegt in einem schönen grünen Walde.«

»Das wollt' ich meinen! Es ist hübsch hier, ach so!« Und er seufzte auf eine Weise, daß mir sein letzter Ausdruck etwas zweifelhaft vorkam. Sogleich aber fuhr er fort: »Indessen – ich will Dir das Herz nicht schwer machen, nur vorbereiten auf die Zukunft will ich Dich. Es ist ein wenig einsam hier für einen Knaben Deines Alters. Du wirst Dich aber daran gewöhnen und es werden sich mit der Zeit genug Spielgefährten in der Umgegend für Dich finden. Also suche Dir immerhin einen aus, er soll mir willkommen sein, wenn er gesittet und bescheiden ist. Nun

noch Eins. Ich werde Dich nachher bei'm Abendessen den versammelten Patres und Fratres vorstellen. Alle nennst Du Du, nur mich und den Pater Vikarius nennst Du Sie, so ist es Sitte bei uns. Fürchte Dich übrigens nicht vor den vielen dunkelen Kutten, die Du auf einem Flecke versammelt finden wirst. Sie sehen nur von Außen so dunkel aus – innen, hier im Herzen, fließt bei Manchem ein helles, fröhliches Blut, das wirst Du bald und zu Deiner Freude erfahren. – Sodann, wenn Dich einmal etwas bedrückt, was Dir die Beichte erschwert, sage es mir; überhaupt habe Vertrauen zu mir, und nach mir zu Jedermann. Wir werden es uns angelegen sein lassen, Dich zu fördern und Deinen Lebensweg zu ebenen; das habe ich meiner Schwester in Gott, der Oberin der Ursulinerinnen, gelobt und ich – ich, der Guardian von St. Franziskus – halte, was ich verspreche. Du verstehst mich! – Und nun, wie steht's mit Deinem Wissen? Was hast Du gelernt? Was kannst Du?«

Ich nannte Alles bei'm Namen, was ich wußte, und da dies in der That sehr wenig war, so fügte ich den Wunsch bei, bald mehr zu lernen.

»Dem kann genügt werden, habe Geduld. Ich werde Dir sogleich Deinen künftigen Lehrer vorstellen und Du wirst mit ihm zufrieden sein können. Also ein Wundarzt wolltest Du gern werden?«

»Ja, Ew. Hochwürden, wenn es angeht, obwohl mir die Frau Oberin einen anderen Rath gegeben hat.«

»Hm! Ich weiß ihn. Geduld! Frauen denken darin anders als Männer. Du sollst bei uns zu nichts gezwungen

werden, frei sollst Du in Zukunft schalten und walten können über Deine Bestimmung – das ist des Menschen eigene Sache. Geht er dann fehl, so ist es seine Schuld und keines Anderen – Und wie? Barbieren kannst Du schon und zur Ader lassen und Zähne ausziehen?«

»Ja, Ew. Hochwürden, letzteres so ziemlich, barbieren aber gut.«

»So? Das ist spaßhaft. Wer wird sich Dir aber anvertrauen? Du bist ja noch ein Kind.«

»Ich habe es aber schon zwei Jahre lang gethan und meine Probe bestanden und Gesichter geschoren, die Runzeln hatten und alle möglichen Schwierigkeiten boten. Lassen Sie an Ihrem Gesichte es mich einmal versuchen – Sie sind, glaube ich, seit vier bis fünf Tagen nicht barbiert.« –

»Junge – nicht so hastig!« rief der Guardian lächelnd und strich sich mit dem Rücken seiner Hand langsam über das Kinn, um die Schärfe seines Bartes zu prüfen. Er knirschte unter seinen Fingern und meine Hand juckte mir vor Vergnügen und Hoffnung, ihn zu glätten. »Wenn Du mich schindest, so ist es mein Blut, welches fließt, und mein der Schmerz obendrein.«

»Hochwürden, ich will mich selber bis an's Herz schneiden, wenn ich Sie verwunde. Lassen Sie mich einen Augenblick fort, ein gutes Messer zu holen, welches ich besitze, und im Nu, wenn Sie Seife haben, sollen Sie bedient sein.«

»Junge – halt!« – Aber ich war schon zur Thür hinaus und holte ein herrliches englisches Messer, welches ich

mit einigen anderen Instrumenten zu meinem Geburtstage von meinem Oheim zum Geschenke erhalten hatte. Als ich wieder in's Zimmer zum Guardian zurückgekehrt war, stand schon ein Seifnapf und ein Pinsel zu meiner Verfügung bereit.

»Ich will mich Dir einmal anvertrauen, mein Sohn,« sagte der Guardian mit ernster Stimme, »obgleich ich selbst nicht weiß, wie ich so dumm sein kann, Dir meine Kehle darzubieten. Doch Du siehst ehrlich aus und ich habe heute meinen muthigen Tag.«

»Sie sollen es auch nicht bereuen, Hochwürdigster, sehen Sie nur, ich bin es gewohnt.«

Während ich diese Worte sprach, hatte ich ihn eingeseift und fing mit leichter Hand und langen Zügen sein sehr leicht zu behandelndes Gesicht, denn es war rund und voll, zu scheeren an. In drei Minuten war ich fertig. Der Guardian besah sich lächelnd in einem kleinen Handspiegel und betastete genau sein Kinn und seine Wangen.

»Herrlich!« rief er. »Das muß ich sagen, Du bist ein Schatz, in der That von der Mutter Gottes gesendet, denn diese Arbeit ist mir schon lange sauer geworden. Du sollst mich von jetzt an einen Tag um den andern bedienen.«

»O, jeden Tag, wenn es nöthig ist.«

»Es ist nicht nöthig, ich besuche keine Gesellschaften und sehe keine Damen als im dunkelen Beichtstuhl – alle zwei Tage ist übermäßig genug.«

»Aber Sie haben ja heute erst Damenbesuch gehabt!« schaltete ich ein.

»Still, das war eine Schwester in Gott, die sieht die Haare und Flecken auf meinem Gesichte nicht.«

Und von dem heutigen Tage an barbierte ich einen um den andern Tag den guten Guardian, so lange wir zusammen blieben, und es waren nicht meine unangenehmsten Augenblicke im Kloster, die ich in seiner stets heiteren Gesellschaft zubrachte. Ich war stolz auf sein Vertrauen und – ich schäme mich nicht es zu sagen – ich bin es noch heute, wo ich Niemand mehr mit dem Messer zu scheeren brauche, jenem braven, edeln Manne den kleinen Dienst in meiner Jugend haben erweisen zu können.

Gleich nach verrichtetem Geschäfte trat er vor die Thür und rief einen Knecht herbei, der ihn zu bedienen pflegte.

»Rufe mir den Pater Ludovikus herauf!«

»Noch jetzt, Hochwürdigster?« fragte der Knecht. »Es wird gleich angerichtet werden.«

»Noch jetzt, sogleich, ich habe mit ihm zu reden, das Essen kann fünf Minuten warten. Aber er soll sich nicht übereilen, sag' ihm, damit er nicht außer Athem ankommt.«

Nach einigen Minuten hörten wir einen etwas schweren Tritt langsam die Treppe heraufkommen, denn Pater Ludovikus war schon unten im Refektorium gewesen. Es dauerte eine Weile, ehe er in's Zimmer trat. Da ging die Thür auf und herein schritt ein Mönch, der mit folgenden Worten vom Guardian begrüßt wurde:

»Ludovikus! *Ecce homo!* Siehe, da ist er. Du hast Dir lange einen Schüler gewünscht, Deine Weisheit in ein

jüngeres Gefäß auszuschütten, hier stelle ich ihn Dir vor. Die Mutter Gottes hat ihn Dir selber geschickt.«

Aber der Mönch antwortete noch lange nicht. Er war stark engbrüstig und das Treppensteigen schien ihm seinen ganzen Lebenshauch genommen zu haben. Er stand keuchend vor uns und drückte beide Hände gegen sein Herz. Er war nicht groß, aber breit, besonders in der Brust, vielleicht zu breit im Verhältnisse zu seinem übrigen Körper gebaut. Wie ich später hörte, sollte er an einem organischen, wiewohl nicht allzu gefährlichen Brustübel leiden, und wahrscheinlich stand sein stark gewölbter Brustbau mit dieser Krankheit in Verbindung. Seine Engbrüstigkeit hinderte ihn aber nur selten an seinen Arbeiten, denn sie befiel ihn nur periodisch und ging in der Regel schnell vorüber. Heute hatte er sie sehr stark und seine Gesichtsmuskeln arbeiteten bei'm Athmen gewaltig und fast krampfhaft mit, wobei seine Züge ein fast diabolisches Aussehen annahmen und seine Stirnhaare sich emporzusträuben schienen. Je mehr die Aufregung seiner armen Brust sich aber legte, um so sanfter wurden seine Züge und endlich trugen sie nur noch den Ausdruck eines ruhigen, mildherzigen aber scharfsichtigen Denkers. Und alle diese Eigenschaften waren dem guten Pater Ludovikus in der That eigen, dem ich so viel verdanke und den ich noch heute in der Erinnerung so liebe, wie ich ihn damals bei seinen Lebzeiten nur lieben konnte.

Endlich war seine Beängstigung ganz gewichen und er setzte sich auf einen Stuhl, dem Guardian gegenüber,

während ich aufrecht vor Beiden stand und mit einem forschenden Blicke meines künftigen Lehrers beglückt wurde.

»Hast Du mit Pater Maximilian gesprochen, Ludovicus?« fragte der Guardian.

»Ja!«

»Und was hat er gesagt?«

»Er hat nach seiner Art nichts gesagt. Ich hoffe aber das Beste.«

»Ich auch. Nun, wie gefällt Dir Dein Schüler?«

»Wenn sein Inneres seinem Aeußeren entspricht, gut!«

»Du triffst immer den richtigen Punkt. Mann, gieb mir Deine Gelehrsamkeit, so will ich Dir mein Glück geben.«

»Und ich könnte Dir mit dem Gegentheil antworten, wenn unterdessen nicht die Linsen kalt würden,« versetzte Pater Ludovicus. Zu mir aber gewandt, fügte er mit so sanftem Tone hinzu, daß er mich sogleich ganz gewann. »Folge uns, mein Sohn. Morgen früh um acht Uhr werde ich Dich zu mir holen und prüfen, und dann, so Du willst, wie ich, sollst Du auch ein kenntnißreicher Mensch werden, wie Du mir als ein hoffnungsvoller empfohlen bist. – Ist es gefällig, Bruder Franziskus?«

Und er wies mit emporgehobenem Arm lächelnd auf die Thür, durch die wir jetzt alle drei in das untere Stockwerk hinabschritten.

Trotzdem mir der Pater Guardian den Wink gegeben hatte, mich nicht vor so vielen dunkeln auf einem Flecke versammelten Kutten zu entsetzen, so brachte doch die Gesellschaft aller dieser Mönche, die ich im Refektorium unserer harrend fand, einen gewissen gespenstischen Eindruck auf mich hervor. Dabei diese sonderbar gestalteten Mienen, die um so mehr auffielen, da die Kleidung dieselbe und die Köpfe gleichmäßig geschoren waren, also nur der Unterschied im Gesichte und höchstens in der Haltung wahrgenommen werden konnte – wie soll ich diesen ersten wunderbaren Eindruck auf mein jugendliches Gemüth der Wahrheit getreu schildern! –

Das Refektorium war ein mehr langes, als breites Zimmer. An der hintern Wand, dem ungeheuren eisernen Ofen am anderen Ende gegenüber, hing ein niederländisches altes Oelbild, das Abendmahl des Heilands vorstellend. Sonst war weiter nichts darin als der gedeckte Tisch in eckiger Hufeisenform, von hochlehnigen Bänken auf beiden Seiten umgeben. Alle Versammelten standen bereits, vielleicht sehr hungrig, vor ihren Plätzen am Tische, als wir eintraten, und verneigten sich vor dem Guardian. Dieser, mit der einen Hand auf mich weisend, sagte ganz einfach:

»Meine ehrwürdigen Patres und Fratres, hier ist ein neuer und unser jüngster Hausgenosse; nehmt ihn willig auf, fördert und liebt ihn, denn er ist eine Waise, und lasset ihm unser bescheidenes Haus eine Stätte des Friedens sein. Im Namen des Heilandes, Amen!«

Dabei trat er an seinen Platz und wies mir den meinen in seiner Nähe zwischen Pater Ludovikus und Hilarius an. Darauf wurde von einem Pater ein kurzes Tischgebet gesprochen und wir setzten uns.

Bevor ich mich jedoch in Gedanken und Worten meines ersten Abendessens im Kloster zum heiligen Franziskus erinnere, gestatte mir der Leser, wenn auch nur mit wenigen Bemerkungen, der Patres zu gedenken, die ich ihm nothwendig sobald wie möglich vorführen muß. Es sind dies nur drei, außer dem Pater Ludovikus, den er schon kennt, und also beschwere ich seine Nachsicht und sein Gedächtniß nicht. Zunächst aber bemerke ich, daß ich unter allen Versammelten nur etwa drei bis vier silberhaarige fand, die meisten waren ziemlich jung, zwischen dreißig und vierzig, wenige über funfzig Jahre hinaus. Dickwanstige Gestalten mit hängenden schlaffen Gesichtern, rothen Augen und Nasen, wie man gewöhnlich die Mönche in einem Kloster sich denkt und nicht immer ganz der Wahrheit getreu beschrieben findet, sah ich fast gar keine, höchstens einen oder zwei und diese waren die ältesten von allen.

Unmittelbar unter dem Abendmahlbilde saß der Guardian. Neben ihm zur Rechten sein Stellvertreter, wenn er abwesend oder krank war, der Pater Hilarius, Henrikus mit Namen, zur Linken aber der schon öfter erwähnte Pater Maximilian. Diesen gegenüber saßen wir drei vorher Genannte. Der Pater Vikarius, ein düsterer Mann mit ergrauendem Haar, schien älter als er war, denn er zählte, wie ich später erfuhr, noch zwei Jahre

weniger als der Guardian. Sein langer Körper aber entbehrte jeder blühenden und verjüngenden Fülle, er war mager, spitzknochig und schmal. Sein Gesicht gefiel mir vom ersten Augenblick an nicht sonderlich; auch blickte er auf mich nicht sehr freundlich und willkommen heißend. Ich schien ihm vielleicht eine überflüssige Bürde für das Kloster zu sein. Alle einzelnen Theile dieses ziemlich gelb gefärbten Gesichts stimmten insofern harmonisch mit den übrigen Körpertheilen, als sie ebenfalls spitz und hervorstehend waren, namentlich die Nase und die Backenknochen. Auch die Augen des Paters Vikarius waren scharf geschlitzt und lagen, sehr klein und glitzernd, unter stark hervorstehenden Augenbrauen, wie ein kleiner Glühwurm unter einem großen Busche liegt. Sie warfen fast stets einen stechenden Blick um sich, der keineswegs dadurch gemildert wurde, daß er durch das hellblaue Glas einer in Messing gefaßten Brille fiel. Noch bemerke ich hier sogleich, daß der Pater Vikarius gewöhnlich für sich allein lebte, wenig sprach und nur im nothwendigsten Verkehr mit dem Guardian stand. Auch suchten Wenige seine Gesellschaft, denn keinem behagte sein schroffes und schneidendes Wesen, welches immer den Anschein hatte, als brüte er über Gedanken, die, wenn sie verwirklicht werden könnten, den ganzen Zustand der jetzigen Dinge im Kloster über den Haufen werfen würden. Einen ganz anderen Eindruck machte auf mich das Gesicht und Wesen des zur linken Hand des Guardians sitzenden Paters Maximilian. Ich war ihm am Nachmittage, als ich mir den Klostergarten besah, schon

einmal begegnet, er hatte mich aber anscheinend nicht bemerkt, da er wie gewöhnlich tief in Gedanken versunken einherschritt. Wie gern hätte ich nun, da er mir beinahe gerade gegenüber saß, in sein Auge geschaut, das mir Vieles und Schönes zu verheißen schien, wenn es seinen übrigen Zügen entsprach. Aber auch jetzt schien er mich durchaus nicht zu bemerken, denn er warf, wenigstens nach meiner Wahrnehmung, keinen einzigen Blick auf mich. Daher kam er mir nach dem ersten Anschein sehr stolz vor. Von Gestalt war er groß und kräftig; sein schön geformter Kopf war mit kastanienbraunen Haaren bedeckt und wurde, wie man den Kopf des Jüngers Johannes darstellt, etwas zur Seite geneigt getragen, als drücke eine innere schwere Last ihn dahin. Sein Gesicht war bleich, aber von edlem Ausdruck und schien, wie das des Vikarius, obwohl in ganz anderer Richtung, ebenfalls sehr ernste Gedanken zu verarbeiten. Er war mit dem Guardian innig befreundet und außer diesem verkehrte er fast nur mit Pater Ludovikus, mit dem er häufig in der Bibliothek zusammen arbeitete. Gewöhnlich aber ging er allein, sprach sehr wenig und sah immer ernst, fast sorgenvoll aus, was mich vom ersten Augenblick an außerordentlich zu ihm hinzog. Er machte alle Tage weite Spaziergänge im Walde und war durch die Gunst des Guardian's von manchen Dingen, zum Beispiel vom Predigen und den sogenannten Bettelgängen, dispensirt.

Doch ich komme zu dem letzten Pater, den ich näher beschreiben muß, zu meinem Tischnachbar zur Linken, meinem guten Pater Hilarius. Er war der Aufseher der

Küche und aller der Anstalten, welche Lieferungen für dieselbe zu leisten hatten, und zu diesem Amte paßte er vortrefflich, denn er war ein mönchisches Leckermaul. Kein Mensch wußte besser als er, wie ein Braten oder ein Fisch oder sonst eine leckere Speise dem Gaumen ersprißlich zubereitet werden mußte, er hielt dies für seine Pflicht, wie er mir bisweilen sagte, und übte sie, wo er nur konnte. Von Gestalt war er klein und behende, in Wesen und Worten sehr lebhaft, namentlich in der Küche vor den kochenden Klosterknechten, und schon seine schmunzelnden, gleichsam kostenden Augen verriethen sichtbar den lüsternen Prickel, der auf den Nerven seiner kennerischen Zunge thronte. Etwas Eigenthümliches an ihm bot noch die Gewohnheit, hinten in der Kapuze seiner Kutte eine Dose mit Schnupftabak zu tragen, die er oft, mit dem Arme über den Kopf greifend, hervorsuchte und jedem Begegnenden, ohne Unterschied des Standes und Alters, darbot.

Nachdem ich diese drei in verschiedener Art hervorragenden Patres oberflächlich geschildert, bemerke ich noch, daß bei der Tafel die übrigen nicht nach dem Alter, sondern wie es Gewohnheit oder Neigung mit sich brachte, durcheinandergemischt saßen. Nur an dem einen Ende der Tafel saßen die Laienbrüder zusammen, die gegen die Patres eine große Bescheidenheit im Benehmen und in Worten an den Tag legten. Die Bedienung geschah durch vier Klosterknechte, die in ihre gewöhnliche Arbeitstracht gekleidet waren.

Das Essen war, obwohl nicht so ausgewählt und fein bereitet wie bei meinem Oheim in Amsterdam, doch kräftig und genießbar. Heute zum Beispiel hatten wir eine Linsensuppe mit Speck und einen großen gekochten Schinken nachher. Vortrefflich war das Brot. Nie in meinem Leben habe ich wohlschmeckenderes gegessen; es hielt die Mitte zwischen Weiß- und Schwarzbrot und sah erbsengrau aus. Auch das Bier, wovon jeder Tischgenoß einen ziemlich großen zinnernen Becher voll vor sich stehen hatte, war wohlschmeckend und stoffreich, ziemlich dunkelbraun von Farbe und schäumte stark, was ich immer sehr geliebt habe, womit aber den Herren Patres durchaus nicht gedient war, weil sie ihre Portion dadurch verringert glaubten.

Bier, Brot, Gemüse wurde, wie schon erwähnt, im Kloster selbst bereitet und gezogen, wo aber die großen Massen Fleisch, Fisch und so weiter herkamen, wußte ich anfangs nicht, bis ich später erst erfuhr, daß die umliegenden Gemeinden verpflichtet seien, dasselbe dem Kloster zu liefern, und daß dies nie in kargem, vielmehr in sehr reichlichem Maaße geschehe, daß überhaupt mehr Speise vorhanden, als gebraucht würde, weshalb denn auch an Arme, Wandernde und Kranke alltäglich bedeutende Spenden verabreicht wurden. Auch brachten die Bettelgänge, im Kloster selbst Bittgänge, in der Kirchensprache Terminationsgänge genannt, Vielerlei in's Haus, zum Beispiel Eier, Geflügel, Käse, Wurst. Wein lag auch im Keller, doch hörte ich sehr bald, daß derselbe nur auf dem Zimmer des Guardian's oder, wenn vornehmer Besuch da

war, bei Tafel, außerdem aber nur noch von Schwächlichen und Kranken getrunken wurde.

Das erste Abendmahl war vorüber; ich ging zur gehörigen Zeit zu Bett und schlief auch im Kloster vortrefflich. Am nächsten Morgen holte mich Pater Ludovikus auf seine Zelle, in der ich sehr viele Bücher und gelehrte Dinge aufgestellt sah, und begann unser Tagewerk damit, meine Kenntnisse zu prüfen. Dies dauerte etwa eine Stunde. Ob er damit zufrieden war, weiß ich nicht, wenigstens sprach er sich darüber nicht deutlich aus. Als jedoch die Prüfung zu Ende war, sagte er Folgendes in liebeichem Tone zu mir: »Nun; ich sehe, es wird gehen. Du bist noch jung, aber fleißig mußt Du sein, denn Du hast ein großes Feld zur Bearbeitung vor Dir. Deine Lektionen werden in der Hauptsache folgende sein: Deutsch und Französisch, Latein und Mathematik, Geographie und Geschichte.«

»Was?« fragte ich, »Deutsch? das ist ja meine Muttersprache, die kann ich ja!«

»Freilich, aber Du sprichst sie wie ein junger Holländer, und außerdem, glaube mir, könnten von vierzig Millionen Deutsch Redender neun und dreißig Millionen mit großem Nutzen Deutsch sprechen und schreiben lernen. Unsere Muttersprache richtig zu brauchen, ist schwerer als es aussieht, und seltener als es gut ist. – Und Französisch mußt Du lernen, damit Du es kannst, wenn Du es nöthig hast.«

»Werde ich es denn nöthig haben?«

»Leider, ja! werden wir es Alle bald nöthig haben, ich sehe es kommen, und darum wird es besser sein, wir

lernen es in der Jugend im Spielen, als im Alter unter Thränen. Doch lassen wir das jetzt. Erschrick nur nicht vor den vielen verschiedenen Zweigen des Lernens. Es sieht im Ganzen mehr aus als es ist. Auch ist das Jahr lang, denn es hat Tage, und jeder Tag muß wenigstens seine sechs Arbeitsstunden haben, wenn der Mensch seine übrige Zeit mit innerer Zufriedenheit und Behaglichkeit verleben will. Sogar Sonntags einige Stunden zu arbeiten, beleidigt, meiner Meinung nach, weder Gott, noch schändet es den Tag. Essen, trinken und schlafen wir doch Sonntags, und ist arbeiten sündhafter als das? Doch, sehen wir noch einmal die Zahlen der Stunden an. In vier Jahren kann man viel lernen. Vier mal 365 mal sechs Stunden machen aber 8760 Stunden aus, und in dieser Zeit muß ein vernünftiger Mensch so viel an Weisheit sammeln können, als alle Prüfungen des Lebens von ihm verlangen. Also tummle Dich, ergreife jede Gelegenheit, die Vorrathskammer Deines Geistes zu füllen. Und hast Du sie gefüllt, so übe Dich und wiederhole, das ist die Hauptsache. – Und nun noch Eins. Von mir kannst Du nicht Alles lernen, meine Weisheit ist nur ein Atom gegen die Weisheit der Welt. Lerne daher auch von Anderen, zum Beispiel vom Pater Maximilian; zeige Dich ihm gefällig, er ist ein kluger und kenntnißreicher Mann und kann Dir namentlich förderlich werden, wenn Du dabei beharrst, Wundarzt werden zu wollen, denn er ist selbst ein Arzt und ein sehr tüchtiger, das kann ich Dir versichern.«

»Seht wohl, wie soll ich mich ihm aber gefällig zeigen? Er sieht mich nicht einmal an und vermeidet mich.«

»Und, das scheint Dir nur so. Du mußt Dich an seine etwas eigenthümliche Art und Weise gewöhnen. Warte die Zeit ab. Durchbrich sein starres Wesen mit Geduld und Ergebenheit. Uebrigens sei versichert, daß er Dich scharf genug beobachtet, um bald zu wissen, was Du werth bist, denn er ist ein Menschenkenner wie Wenige, und einem Knaben, wie Dir, sieht man so bald auf den Grund seiner Seele, wie einem klaren Wasser.«

Mit dieser Unterredung, die ich hierhergesetzt habe, weil sie manches Charakteristische enthält, begann mein langer und, warum soll ich es nicht sagen, segensreicher Unterricht bei meinem neuen Lehrer. Denn was ich an Schulweisheit besitze, habe ich von ihm, der so umfangreich und gründlich in seinem Wissen war, wie selten ein jetziger Schulmeister. Eigentlich war er Naturforscher, namentlich aber ein großer Botaniker und Chemiker. Er hatte bisweilen, besonders wenn seine Engbrüstigkeit eintrat, eine etwas heftige Art der Belehrung an sich, denn er war alsdann kurz, streng, bisweilen sogar rauh. Sobald er aber wieder genesen, war er die Milde selbst. Und so wurde unser Unterricht regelmäßig alle Tage fortgesetzt und ich hatte meine Freude daran, Dinge zu hören und zu behalten, von denen ich mir in Wesel und Amsterdam nichts hatte träumen lassen

VI. JUGENDSTREICHE, DIE GUTE ANLAGE ZUM KÜNFTIGEN MÖNCH VERRATHEN.

Erst wenige Wochen waren vergangen und schon war ich im Kloster so gut eingebürgert, wie ich es nur im Barbier von Sevilla gewesen zu sein mich hatte rühmen können. Auch war ich bereits mit allen Oertlichkeiten und Persönlichkeiten des Hauses und seiner Umgebung bekannt, wie man es in meinen Jahren sein konnte, als ich eines Abends vor Schlafengehen zum Guardian gerufen und zu meiner großen Freude mit einem unerwarteten Vorschlage überrascht wurde.

»Fritz,« sagte der gute Pater, »Du hast Dich nun an uns gewöhnt; ich hoffe, es wird Dir hier an nichts gefehlt haben und Du wirst für's Erste keine Lust fühlen, uns sobald wieder zu verlassen?«

»Nein, ganz gewiß nicht, Hochwürden!«

»Nun gut, so will ich Dir eine Freude bereiten. Sieh, hier ist ein Brief von unserer guten Ursulinerin, die Dich hierhergebracht hat. Sie grüßt Dich. Auch hat sie ihr Versprechen gehalten und Deine Mutter in Wesel besucht. Sie ist in ihrer Art wohl und dankt Gott für Dein neues Unterkommen. Du hast aber gewiß Verlangen, sie einmal zu sehen. Das kann zufällig morgen geschehen. Einer unserer Knechte fährt nach Wesel, um einige Schweine für's Kloster zu holen; er wird Dich mitnehmen, also mache Dich fertig, denn es geht morgen in aller Frühe fort.«

O, wer war glücklicher als ich! Ich sollte meine gute Mutter wiedersehen! Ich sprang vor Freuden und konnte

fast die ganze Nacht nicht schlafen. Schon um vier Uhr war ich zur Reise gerüstet und ging lauend um den Stall herum, in dem die Pferde noch ihr Futter fraßen. Endlich waren diese vor den Leiterwagen gespannt, und ich saß neben dem Knechte auf einem Strohsack und fuhr durch den duftigen grünen Wald nach Wesel, meiner lieben Heimat.

Man kann sich die Seligkeit meiner Mutter denken, als sie mich nach so langer Trennung wieder bei sich wußte. Wohl eine Stunde lang ließ sie mich nicht aus ihren Armen und ich mußte wohl zehnmal alles und jedes Erlebte erzählen. Der gute Oheim hatte ihr aus eigenem Antriebe eine kleine Pension ausgesetzt, von der sie jetzt in einem stillen Hause sorgenlos lebte. Ihre Zukunft war also gesichert und sie war um so glücklicher, da auch ich ein Unterkommen gefunden hatte, welches ihr nichts kostete, denn für meine Unterhaltung wäre ihr von ihrem geringen Besitz nichts übrig geblieben. Doch die Zeit drängte, der Tag verging wie im Fluge, und der Klosterknecht kam schon Nachmittags drei Uhr wieder mit der Erklärung, daß die Schweine glücklich auf dem Wagen und also die Stunde der Rückkehr gekommen sei. Nach einigen vergossenen Thränen, zärtlichen Umarmungen und frischen Ermahnungen schied ich denn, in der Hoffnung, bald einmal wieder Schweine zu holen, und langte Abends um neun Uhr mit meinen grunzenden Begleitern glücklich im Kloster an.

Hier hatte sich seit einiger Zeit mein Verhältniß in Bezug auf meine Unterhaltung und Zerstreuung dadurch

wesentlich gebessert, daß ich in der Person des Sohnes eines Rheinschiffers einen Genossen gefunden hatte. Sein Vater bewohnte nicht weit vom Kloster ein freundliches Häuschen am Flußufer und sah seinen Handel von Jahr zu Jahr mehr gedeihen. Dieser gutmüthige, muntere und schlaue Knabe, jahrelang mein Spielgefährte, später und noch jetzt mein alter, treugebliebener Herzensfreund, hieß Karl Lehmann. Er war größer als ich, blond von Haaren und von noch leichterem Geblüt, als meine geringe Person. Er hatte die glückliche Gabe von der Natur empfangen, jedes Ding im Leben von der rosigen Seite aus zu betrachten, daher trug er das Leben selbst leicht und froh, und das Glück strömte überall seinem redlichen Eifer mit vollen Segeln zu. Da man ihn im Kloster schon lange kannte und wegen seiner munteren Laune und Herzensgüte lieb hatte, so verzieh man ihm gern die lustigen Streiche, die er früher allein, jetzt aber mit mir verbunden, allezeit auszuführen nur zu leicht geneigt war, und es dauerte nicht lange, so nahm er sogar an meinem Unterricht Theil, was nicht wenig dazu beitrug, meinen Eifer zu spornen, denn er war ein fähiger, aufgeweckter Knabe und hatte, was man im Leben einen anschlägigen Kopf nennt. Sehr bald hatte er mir meine Lebensgeschichte abgelockt und mir zur Belohnung dafür seine eigene aufgetischt, die etwas weniger hervorstechend als die meinige und im Ganzen sehr kurz war. Nach kurzer Bekanntschaft thaten wir Alles gemeinsam, was wir gemeinsam thun konnten und nicht in die strengen Regeln des Klosters griff; und da wir zusammen spielten, lernten

und gingen, so war es natürlich, daß wir auch zusammen dumme Streiche machten, wobei ich durch ihn zu Dingen ermuthigt wurde, die ich, wenn ich allein geblieben wäre, wahrscheinlich in meinem Leben nicht zu Stande gebracht hätte. Er auch war es, um mit der Erzählung nur einiger unserer Jugendthaten zu beginnen, der mich aufmerksam machte, wie man sich auch außer den eigentlichen Mahlzeiten des Klosters schmackhafte Bissen verschaffen könnte, denn mein Appetit hatte in dieser Zeit die höchste Stufe seiner Ausbildung erreicht, wozu gewiß die Bewegung in der freien Luft, mein schnelles Wachstum und meine gesunde Constitution, die sich allmählig lebhafter und stärker entwickelte, beitrug. Als ich ihm eines Tages erzählte, wie mir die langen Pausen zwischen den Mahlzeiten im Kloster gar nicht sonderlich behagten, sagte er:

»Du bist ein Thor. Fange es klug an; Pater Hilarius ist der Mann, Deinen Hunger zu stillen. Geh' ihm um den Bart; ich kenne ihn, er ist gut und außerdem Inhaber der Schlüssel aller Vorrathskammern.«

Das war ein guter Vorschlag und es wurden allerlei Pläne ausgebrütet, die anfangs nicht recht glücken wollten, bis mir später ein glücklicher Zufall, der nachher erzählt werden muß, die volle Gunst des Paters Hilarius verschaffte. Für jetzt kamen wir beide unserem Ziele nur langsam näher und erst nach vielen vergeblichen Versuchen übersprangen wir die letzten Schranken, wo wir denn gewannen, was wir so eifrig erstrebt hatten. In

den Zwischenzeiten unseres Unterrichts nämlich spazierten wir oft im Klostergarten umher und naschten hier recht nach Herzenslust von den reifen kleineren Früchten, die zum Nachtisch der frommen Väter bestimmt waren. Aber Pater Hilarius hatte ein wachsames Auge, sogar zwei. Oft pochte er an ein Küchenfenster und drohte lächelnd mit dem Finger, wenn wir bei einem schönen Strauche etwas zu lange saßen, wobei er anfangs nur ermahnte, vorsichtig im Genusse des unreifen Obstes zu sein. Das hielt uns nun gerade nicht sehr davon ab; aber wir gingen weiter. Der Besuch des Gartens verlangte, wie der Leser weiß, den Durchgang durch die Küche. Hier roch es bisweilen sehr appetitlich. Unsere Zungen aber waren eben so und noch mehr begehrllich, als unsere Nasen. Eines Tages kamen wir gerade hindurch, als zwei Körbe mit Fischen ausgepackt wurden. Wir warfen nur einen einzigen kundigen Blick darauf und schon hatten wir begriffen. Scheinbar gleichgültig und leise mit einander sprechend traten wir in den Garten.

»Weißt Du, was darin ist?« fragte Karl Lehmann, als wir außer dem Bereiche der Ohren des Paters waren. »Der eine enthält Stockfische, der andere getrocknete Bücklinge. Sie sind zwar nicht so schmackhaft wie frisch geräucherte, aber immer angenehm genug. Laß den Pater aus der Küche und wir wollen sehen, ob nicht einer oder der andere zu bewegen ist, sich zwischen unsere Zähne zu bemühen.«

Wir spionierten lebhaft, aber der Pater schien heute mit wichtigen Anordnungen in der Küche beschäftigt und

hielt unserer Geduld Stand. Schon wurden wir leidenschaftlich, denn die Fische dufteten sogar bis in den Garten. Endlich glaubten wir nicht länger zögern zu dürfen, denn unser Appetit war der Verzweiflung nahe. Wir wagten uns also kühn in das Heiligthum. Aber, o weh! Der Pater stand seitwärts in einer Ecke, hielt seine Schnupftabaksdose in der Hand und belehrte zwei Knechte, die mit großen Holzschlägeln auf einen armen Stockfisch losarbeiteten, um ihn breit zu klopfen.

»Jakob, ich habe Dir schon oft gesagt,« sprach er in didaktischem Tone, »das starke und lange Klopfen der Fische ist nach der alten Schule. Wir haben Fortschritte gemacht, Kinder, nehmt doch Vernunft an. Laßt es für heute genug sein. Legt ihn lieber in laue Milch, ehe ihr ihn kocht, dann schmeckt er viel besser und ist saftiger und zergeht wie Butter auf der Zunge. – He, Ihr Rangen, was schnuppert Ihr da? Wittert Ihr das Wild, Ihr jungen Hunde? Hier ist nichts für Euch, wartet bis zur Mittagszeit.«

Aber Karl Lehmann's Hand war hinter seinem Rücken rascher gewesen, als des Paters Auge. Er hatte schon zwei herrliche Bücklinge gepackt, in seine Tasche zusammengedrückt und winkte mir mit den Augen, ihm in den Garten zu folgen. Die Näscherei verdiente beinahe einen anderen Namen; aber der Geruch der Fische und mein Appetit rannte meine Bedenklichkeit zu Boden. In kurzer Zeit war unser Fang in der hintersten Ecke der Weinlaube

verspeist, als der Pater plötzlich am anderen Ende erschienen. Schnell wurden Köpfe, Gräten und Schwänze weggeworfen und wir schritten unbefangen dem Pater entgegen und an ihm vorüber. Eben wollten wir uns aus der Gesichtswerte desselben entfernen, als wir hinter uns beinahe einen Angstschrei und gleich darauf unsere Namen rufen hörten. Langsam drehten wir um, da trat er uns schon entgegen, in der Hand die beiden unglücklichen Bücklingskelette haltend.

»Hol' der Teufel und alle Heiligen den Sünder! Hier sind die Leichname zweier fußlangen Bücklinge. Wer hat sie gefressen? Jungen – heda! Wer hat diese zu Schanden gemacht?«

»Das wird die Katze gewesen sein,« erwiderte mein Spielkamerad meisterhaft unbefangen; »ohne Zweifel, Herr Pater, ich habe sie vorher an der Küchenthür lauern gesehen.«

»Die Katze? Ich habe sogar zwei gesehen, es waren aber Kater und wenn ich nicht irre, zweibeinige obendrein! Aufgepaßt! Ich werde Eurer Pfiffigkeit einen Riegel vorschieben, wenn Ihr lange Finger macht!« Und er eilte sogleich in die Küche, den Verschluß der Fische besorgend, so daß weder Katzen noch Kater, weder vier- noch zweibeinige, Gelegenheit zur Befriedigung ihres harmlosen Zungenkitzels fanden.

Allmähig kam die Zeit der Wein- und Aepfelreife. Bäume und Spaliere hingen zum Brechen voll; Stützen und Netze waren überall angebracht. Jeden Morgen wurden die in der Nacht abgefallenen Aepfel aufgelesen und in

den Keller getragen. Mit dem Weinnaschen ging es nicht recht, wir wußten in der Eile nicht die Schalen zu beseitigen, und diese mit zu verschlingen fühlten wir keine Neigung. Aber die Aepfel, die konnte man in den Taschen verbergen und überall verzehren. Sehr bald ertappte man uns aber dabei. Pater Hilarius, immerwährend auf der Lauer, erschien unvermuthet eines Nachmittags, betastete unsere Taschen und entlarvte in uns die gefährlichen Katzen.

»Oho! Jungen,« sagte er, »das ist nicht Recht, sie sind noch nicht ganz reif; wartet doch ein wenig, nachher schmecken sie besser.«

»Sie schmecken schon jetzt ganz gut, Herr Pater,« sagte Karl Lehmann, »und sind so reif, daß sie abfallen.«

»Ich sehe gar nicht, daß sie vor Reife abfallen. Ihr Höllenhunde, ich sehe es durchaus nicht. Ich verbitte mir ernstlich, die Aepfel abzureißen, sonst werde ich mit Seiner Hochwürden und Pater Ludovikus sprechen.«

»Aber, Herr Pater,« fragte ich, »dürfen wir denn nicht einen oder den anderen aufnehmen und essen, wenn er im Grase liegt?«

»Einen oder den anderen? Nun freilich – aber nur, wenn er im Grase liegt.«

Wir gingen und warteten, daß einige uns den Gefallen thun und abfallen würden, aber es fielen keine oder nur sehr wenige im Verhältnisse zu unserem Appetite, der wieder in der Blüthe stand. Mit Steinwürfen vermochten wir auch nichts zu erreichen, denn das konnte Jedermann in der Küche hören und sehen. Wir fielen also auf

einen anderen Plan, es möglich zu machen, gefallene Aepfel zu speisen. Dieser neue Plan war so natürlich, daß ich mich wunderte, nicht eben so leicht wie mein Spielgefährte darauf gekommen zu sein.

Wir fingen uns nämlich an zu haschen und richteten es dabei so ein, daß wir uns stets unter einem Apfelbaume faßten. Wir balgten uns, daß der uns zuschauende Pater oft laut lachen mußte. Auch schlug ich bisweilen dabei das vom Ernst Goy gelernte Rad. Kaum aber hatte Pater Hilarius sich einen Augenblick abgewandt, so änderte sich unser Zweikampf. Merkwürdig war es, daß alsdann jedesmal einer von uns so heftig gegen den Baumstamm geschleudert wurde, daß es Aepfel regnete. So hatten wir gefallene Aepfel. Aber auch dieser Kunstgriff fand sein Ende. Denn dem schlaun Pater war die merkwürdige Taktik nicht entgangen und er gebot uns, wenn wir uns ferner balgen wollten, es lieber im Walde zu thun. Und so hörte unser Zwiegefecht auf, da es im Walde keine Aepfel regnen wollte.

Eines Morgens, es war am Sonnabend und die Studentenmesse eben zu Ende, als Karl Lehmann und ich durch den Wald hinab nach dem Rheinufer lustwanderten. Hier, dicht am Hause des Vaters meines Freundes standen, durch dichtes Weidengestrüpp gegen den Anprall der Wogen geschützt, mehrere Boote, größere und kleinere, mit Rudern und Segelwerk versehen, um jeden Augenblick im Geschäfte verwandt werden zu können. Mein Freund, auf dem Wasser erzogen, liebte und scherzte mit dem flüssigen Elemente und verstand es, selbst

beim stärksten Winde ein Segelboot sicher zu führen. Schon seit längerer Zeit hatte er auch mir darin Unterricht ertheilt und die Jugend lernt ja, wie man weiß, Alles sehr schnell und das Ueberflüssige am schnellsten. Wir fuhren also häufiger spazieren, als nothwendig war, und stets kehrten wir glücklich wieder heim. Heute begnügten wir uns aber, in dem Kahne zu sitzen, ihn zu schaukeln und die starken Wellen des Stromes sich an den Kieseln des Ufers brechen zu sehen. Es war ein überaus warmer Tag am Ende des Septembers und der Rhein wallte heute verhältnißmäßig so sanft dahin, wie wir ihn fast noch nie gesehen hatten. Lange saßen wir schweigend und schauten den Fluß hinauf bis zur Stelle, wo die Fähre, in dortiger Gegend Punkte genannt, nach Xanten übersetzt und folgten dann dem hinüberfliegenden Gefährte mit den Augen auf das jenseitige Ufer, wo sie endlich auf den Thürmen des Doms haften blieben. Da unterbrach mit einem Male der Sohn des Schiffers unser Stillschweigen, indem er zu mir sagte:

»Bist Du schon einmal drüben in Xanten gewesen?«

»Nein!«

»O, wie Jammerschade! Die Kirche ist sehr schön. Weißt Du aber, was noch schöner ist?«

»Nun?«

»Drüben im Fährhause giebt es ein sehr gutes Glas Wein. Du hast den jüngsten Jahrgang wohl noch nicht versucht?«

»Jahrgang? Was soll ich damit versuchen? Ich verstehe Dich nicht.«

»Nun, ich meine den jungen Wein vom vorigen Jahre. Es ist zwar kein Siebenundachtziger, schmeckt aber doch vortrefflich.«

»Ich habe überhaupt noch keinen Rheinwein getrunken; bei meinem Oheime kam nur Rothwein auf den Tisch; ich glaube, es war französischer.«

»Was! Du ein Rheinländer und keinen Rheinwein getrunken? Schäme Dich! Komm und laß uns heute Nachmittag hinüberfahren und eine Flasche zusammen trinken. Des Fährmanns Sohn ist mein Freund, er wird uns welchen verschaffen und sollte ich ihn selbst bezahlen, so verschlägt das nichts, ich bin stolz darauf, Dir zuerst unsern Wein zum Kosten vorzusehen. Willst Du?«

»Ob ich will! Wenn ich nur die Erlaubniß erhalte, hinüberzugehen – wir könnten sonst auch mit der Punte die Fahrt versuche,«

»O was Punte! Das ist gar keine Lust, das geht so langsam, wie ein alter Karrengaul bergauf schleicht. Ei was, wir rudern uns hinüber, das macht Appetit, der Rhein ist ruhig und vielleicht kommt ein wenig Wind und wir segeln sogar. Wann ist Deine lateinische Stunde heute Nachmittag zu Ende?«

»Ich habe heute keine, Pater Ludovikus ist zu engbrüstig.«

»Nun wohl, so iß geschwind und dann komm hierher. Sage im Kloster, Du gingest zu mir.«

Der Vorschlag war verführerisch, das Wetter einladend; Wasserfahrt, Abenteuer, Dom, junger Wein lockte. – »Vorwärts,« sagte ich, »ich bin dabei!«

Schneller hatte ich nie meine dicken Bohnen und meinen Stockfisch verschlungen, als diesen Mittag, und doch konnte ich nicht eher fort, als bis das Gebet gesprochen war. Dann aber eilte ich in Pater Ludovikus Zelle und sagte ihm, ich würde den Nachmittag im Lehmann'schen Hause zubringen. Er nickte beistimmend mit dem Kopfe, denn er war gerade sehr leidend, und ich flog davon wie ein junger Sturmwind, dem die Flügel losgelassen sind, dem Rheine zu. Karl saß schon im Boote und hatte Alles zurecht gelegt. Ein sanfter Nordost hatte sich erhoben und war unserer Fahrt günstig. Wir landeten nach einer kleinen halben Stunde nicht weit von der Fährbrücke, befestigten das Boot und schlüpfen in das Fährhaus, den Sohn des Ueberfahrers suchend. Bald war er gefunden und von unserem Vorhaben unterrichtet. Er versprach Wein zu besorgen, bis wir vom Dome zurückgekehrt wären. Rasch schlugen wir den kurzen Weg über das Feld nach der Stadt ein, besichtigen im Fluge die herrliche Kirche, die an Vollendung im Ganzen und Einzelnen ihres Gleichen sogar bis jetzt nicht hat, und kehrten durstig und begehrllich an den Strand zurück. Hier, in einer kleinen abgelegenen Laube im Garten des Fährmanns, hielt unser dritter Spießgeselle zwei Flaschen und drei Gläser bereit. Wir fingen an zu trinken. Mir schmeckte der vielgerühmte junge Rheinwein anfangs sehr sauer. Je mehr ich aber trank, um so mehr schien er mir an Säure zu verlieren und an Süßigkeit zu gewinnen. Bald waren die zwei Flaschen geleert. Es wäre Alles gut abgelaufen,

wenn wir dabei stehen geblieben wären. Aber der rheinische Teufel, der die Menschen verführt, mehr zu trinken, als vernünftig ist, packte auch uns an und wir wurden seine Opfer. Bei der vierten Flasche schmeckte ich für meine Person gar nichts mehr, die Jugend des Weins hatte meine eigene Jugend bezwungen. Dennoch trank ich unter fortwährendem Gelächter und Gejauchze der beiden Anderen und verlor mein heutiges Ziel, das Kloster, ganz aus den Augen. Plötzlich bemerkten wir, daß es dunkelte und ein heftiger Wind sich erhob, hatte, der den alten Vater Rhein wie einen Störenfried am Schopfe schüttelte. Mich schüttelte er auch am Schopfe und mein Kopf ward wirr. Ich wollte noch zurück mit der Punte, aber Karl Lehmann litt es nicht, indem er, glaube ich, anführte, es sei schmachvoll, zu Fuße zu Hause anzulangen, nachdem wir fortgesegelt wären. Ich gab nach, denn ich hatte weder Willen noch Kraft zum Widerstande. Der Rhein kam mir außerdem wie ein Rinnstein vor, den ich überspringen könnte, wenn ich es nur wollte. Ich verfiel auf tausend Tollheiten, von denen ich jetzt keine einzige mehr weiß. Endlich, als es schon ganz dunkel geworden war, taumelte der junge Charon, der uns im berauschten Zustande der Unterwelt nahe gebracht hatte, fort und kam nicht wieder. Wir legten Beide die Köpfe auf den Tisch und fingen an zu schnarchen. Nach einer Weile erwachte ich, ich glaube vor Frost, und doch hatte ich eine Hitze in mir, wie ein glühender Ofen. Auch Karl wurde wieder munter. Wir erhoben uns beide maschinenmäßig – taumelnd bewegten wir uns fort – wahrscheinlich, um

in das Fahrhaus zu gelangen. Es war verschlossen. Wir wankten zurück, einer sich an dem andern haltend – da stießen wir auf ein kleines Haus, dessen Thür offen stand. Karl trat zuerst hinein – ich ihm nach. Ich fühlte, wie ich der Länge nach hinstürzte, aber auch, daß ich weich und warm lag. Ich war mit meiner augenblicklichen Niederlage zufrieden.

Wir müssen beide sehr fest und lange geschlafen haben, denn als wir erwachten, schien die Sonne zur offenen Thür herein. Mich umschwebte ein warmer, sonderbarer Duft – aber im Kopfe nebelte es mir noch und im Magen empfand ich ein ekles Gefühl. Da erschien ein Mann in der Thür.

»Jesus Maria! Was ist denn das?« schrie er. »Wo sind die Säue? Da liegen ja Knaben im Saustall!« Nach einigen Minuten waren wir an's Tageslicht gezerrt. Ich hätte vergehen mögen vor Schmerz, und doch mußte ich über den Anblick meines Gefährten krampfhaft lachen. Wie sah er lächerlich und gräßlich aus! Die Haare zerzaust, die Kleider triefend von brauner Flüssigkeit, das Gesicht kaum menschlichen Ansehens! Und ich – o, welch' ein Erwachen! Und dieses tiefe innere Schaamgefühl, dieser physische und moralische Jammer, der darauf folgte! Mit einem Wort, ich kann das Gefühl des Unheils, welches mich beinahe erstickte, nicht beschreiben.

Allmählig versammelte sich um uns mit wieherndem Gelächter die ganze Bewohnerschaft des Fährhauses; man wollte uns eben abwaschen, ja, meinen Freund hatte

eine willige Magd schon mit meinem Eimer frischen Wassers begrüßt, da erschien mit der eben anlangenden Punkte – heilige Mutter Gottes, schütze mich! Pater Hilarius mit zwei Klosterknechten, voller Angst, die beiden Entwichenen nur als Leichen wiederzusehen. Nie aber werde ich seine Geberde und seinen Gesichtsausdruck bei unserm unverhofften jetzigen Anblick vergessen. Er erhob mit den Zügen des Abscheus beide Arme gen Himmel und sprach ein inbrünstiges *Apoge Satanas*. Denn er glaubte anfangs, durch ein Wunder der Mutter Gottes geblendet zu sein. Aber die Fähre fuhr augenblicklich wieder ab; er trieb uns wie zwei Verbrecher hinein und wir, starrend von Schmutz und Entsetzen, folgten willenslos. Die Knechte aber ruderten unser Boot hinüber, um es dem Vater meines Freundes wieder zuzustellen.

Welche Gedanken mich unterwegs auf dieser kurzen Wasserfahrt befielen, weiß ich nicht mehr, nur schien mir der Rhein nicht tief genug, mich hineinzustürzen und meine Schmach auf seinen Boden zu versenken. Wir langten jenseits an; unter erbaulichen Reden des Paters legten wir den ziemlich weiten Weg nach dem Kloster zurück, während mein Freund sich schon abseits nach Hause geschlichen hatte, eine wohlverdiente Tracht Schläge seines sonst nicht allzu strengen Vaters in Empfang zu nehmen. Wie ich durch die Klosterpforte kam, weiß ich nicht mehr, ich glaube, die Schaam hatte mich blind und unsichtbar zugleich gemacht. Dicht davor aber begegnete mir das Schlimmste, in meinen Augen das Schmachvollste, was mir begegnete konnte. Denn Pater Maximilian

trat mir hier unverhofft entgegen, und zum ersten Male leuchtete sein Auge gegen mich auf. Es schien mir in Feuer zu schwimmen und ich gab ihn in meinem jetzigen traurigen Zustande auf ewig für mich verloren.

In der Küche angekommen, mußte ich mich entkleiden. Zwei Knechte wuschen und salbten mich – vielleicht um mich zum Opferthier herauszuputzen; wenigstens ist es gewiß, daß ich im Stillen schon an eine lebendige Einmauerung in meinem erfinderischen Geiste dachte. Denn kaum hatte man mir eine kleine alte Mönchskutte, die kleinste, die man finden konnte und die dennoch einen halben Fuß hinter mir herschleppte, in Ermangelung anderer Kleidungsstücke übergeworfen, so wurde ich wie im Triumphe zum Pater Guardian geführt, zu dem sich bereits Pater Hilarius begeben hatte, seine pflichtschuldige Meldung über den Erfolg seiner Sendung abzustatten. Als ich mit einer tiefen Verbeugung eintrat, hatte er sie schon beendet; aber was sah ich mit meinen pfeilschnell herumlaufenden Blicken? Zuerst den Pater Guardian, der, wie es mir schien, ein gewisses inneres Lächeln, wahrscheinlich über mein halbmönchisches Aussehen, nicht verbeißen konnte; sodann aber, ach! den Pater Vikarius, der leider zufällig bei'm Guardian war. Er schaute mich mit einem durchbohrenden Blicke an und sah aus wie eine grimmige Dogge, die über einen fremden kleinen Hund herfallen will, von der Gegenwart ihres Herrn aber zurückgehalten, für diesmal nur die spitzen Zähne zeigt. Er rümpfte die Nase und sagte dann, zum Guardian gewandt:

»Er wird Dir das Zimmer verpesten, Hochwürdigster, mich ekelt vor solchen Bubenstreichen.«

Und er erfaßte glücklicherweise die Thürklinke und enthob sich, vom Pater Hilarius gefolgt, der eine ungeheure Prise in seine feine Nase gestopft hatte. Mir aber wurde das Herz leicht, als ich mich jetzt dem guten Pater Guardian allein gegenüber sah.

»Fritz,« fing er mit seiner gewöhnlichen milden Stimme an; und immer noch kam es mir vor, als ob er nur gewaltsam ein Lächeln unterdrücke, »Fritz, Du hast großes Unrecht gethan; zuerst uns in Besorgniß versetzt, sodann –«

»Ew. Hochwürden, ja, ja,« fiel ich ein, indem ich die Hände rang, »ich weiß es, ich fühle es; aber ich kann nicht dafür – der junge Wein –«

»Ja, ja, der junge Wein, ich glaube es Dir. Aber erzähle mir Alles und wie es gekommen ist.«

Und ich erzählte Alles, von unserer stolzen Ueberfahrt bis zum Erwachen in unserer schmachvollen Niederlage im Schweinekoben.

Jetzt lächelte er wirklich, gleich darauf fing er herzlich und laut zu lachen an. Dann legte er seine rechte Hand auf meinen Kopf und sagte sanft:

»Fritz, ich will hoffen, daß Dir dieses Begegniß eine Lehre und Warnung für die Zukunft sein wird. Du bist jung und unerfahren – jetzt hast Du eine traurige aber belehrende Erfahrung gemacht. Meide böse Gesellen und besonders die Flasche. Es steckt ein guter und ein böser

Geist in ihr, der letzte den ersteren blitzschnell überraschend. Den bösen hast Du jetzt kennen gelernt. Ich für meine Person vergebe Dir, denn ich sehe die Sache, wie sie ist. Aber strafen muß ich Dich dennoch, der Disciplin wegen. Gehe vier Tage nicht aus Deiner Zelle, bis dahin wird man das Ergebniß im Kloster vergessen haben; Pater Ludovikus wird Dich auch dort unterrichten. Laß Dich aber für's Erste vom Pater Vikarius auf keinem Fehltritt ertappen und flehe im Stillen zur Mutter des Heilandes, daß sie bei ihm für Dich spreche. Gehe und bessere Dich.«

Laut fing ich an zu schluchzen, küßte seine widerstrebende Hand und begab mich auf meine einsame Zelle, wo ich mich heulend auf mein Bette warf und der Jungfrau und allen Heiligen gelobte, den jungen Wein – nur noch mit Maaß, nicht aber nach Maaßen zu trinken.



Die vier Tage meiner Einsperrung gingen bald vorüber; Pater Ludovikus, wiederhergestellt, hatte mir zuerst einen langen Vortrag über die Nüchternheit gehalten und mir mitgetheilt, daß Karl Lehmann acht Tage lang das Kloster nicht betreten dürfe, sodann mich aber wie sonst unterrichtet. In diesen acht Tagen trat jener schon früher angedeutete Zufall ein, der mir Pater Hilarius Gunst für alle Zeiten erwarb und mir Speise und Trank, wann ich sie auch begehrte, in Fülle eintrug.

Es war nämlich 9 Uhr Abends am 1. Oktober des Jahres 1801, als ich meine Zelle betrat, um mich zur Ruhe zu begeben. Das Fenster derselben lag beinahe dicht über der äußeren Klosterpforte, die in den Wald führte. Ich wollte mich eben entkleiden, als ich zufällig an das Fenster trat und hinaus blickte. Der Himmel war klar wie flüssiges Silber und ein glänzendheller Mondschein hatte den Wald in jenes Dämmerlicht getaucht, welches der leicht beweglichen Menschenbrust ein so tiefes Gefühl für Poesie und Schwärmerei einflößt. Ich war ganz im Anschauen versunken, denn ich hatte den schönen Wald, der noch grün und belaubt war, noch nie so zauberhaft erleuchtet gesehen. Da war es mir, als hörte ich draußen die Klosterpforte sich leise öffnen und gleich darauf einen Menschenfuß auf dem Sande der steinernen Schwelle knirschen. Dann schnappte der Drücker des Pfortenschlosses zu und Alles war wieder einen Augenblick still. Ich horchte mit Herzklopfen auf, denn ich dachte sogleich an einen Dieb. Bald aber hörte ich Jemanden leise einige Worte murmeln, worauf ich behutsam das Fenster öffnete. Ich lehnte mich hinaus und sah dicht an der Pforte einen Menschen stehen, der leise aber doch hörbar abermals einige Worte ausstieß, die einem Fluche auf ein Haar glichen.

»Verdammt seien alle Heiligen,« sagte die Stimme, »daß sie mich hier festbannen!«

Ich glaubte Pater Hilarius Stimme zu erkennen, bückte mich hinab und flüsterte: »Bist Du es, Pater Hilarius?«

»Ja, mein Junge, ich bin's. Ha! Dich schicken die Heiligen mir zur Hülfe.«

»Was giebt es denn, und womit kann ich Dir helfen?«

»Komm leise die Treppe herab, mein Junge, und öffne die Pforte. Meine Kutte ist eingeklemmt und ich habe keinen Schlüssel, das Schloß von Außen zu öffnen.«

Schnell löschte ich meine Lampe und huschte leise wie ein Geist die wohlbekannte Treppe hinab. Bald war ich im Vorflur, denn die Thüren im Kloster waren alle von Innen durch einen Druckschnepper, von Außen aber nur durch einen Schlüssel zu öffnen.

Gleich darauf hatte ich die Hauspforte aufgeschlossen und dadurch den Pater aus seiner Haft befreit.

»Gelobt sei Deine Wachsamkeit!« sagte er. »Ich hätte können bis zum Morgen hier hängen bleiben. So, nun gehe wieder hinein, ich danke Dir.«

Aber ich war nicht geneigt, mich so rasch abspeisen zu lassen und, die Thür offen lassend, folgte ich dem Pater, der eiligst in den Wald entschlüpfen wollte, einige Schritte auf den Vorplatz.

»Aber wohin willst Du so spät, Pater Hilarius?«

»Mein Sohn, meine Wege sind nicht Deine Wege; ich will aber mein Thun nicht vor Dir verbergen und sage Dir daher, ich mache einen kleinen Spaziergang, um einige Kräuter zu suchen, die in der Suppe sehr wohl schmecken und nur im Mondschein gedeihlich gepflückt werden können.«

»O, Pater Hilarius, laß mich mit Dir gehen,« bat ich, »ich möchte auch einmal den Wald bei Mondenschein betrachten, vielleicht kann ich Dir bei'm Sammeln der Kräuter behülflich sein.«

Der Pater besann sich. »Hm!« sagte er, »Du hast mir aus der Falle geholfen, vielleicht ist es eine Schickung der Mutter Gottes. Komm mit, aber schließe zuvor die Pforte.«

»Wie kommen wir aber wieder hinein?«

»Das laß meine Sorge sein; Du wirst es erfahren, wenn Du zu schweigen versprichst.«

Ich versprach es, und nachdem ich die Pforte leise an mich gezogen hatte und das Schloß zugeschnappt war, folgte ich ihm mit raschen Schritten in den Wald.

Es war kühl im Freien, aber die Luft von jener belebenden Frische durchwürzt, die man in schönen Oktobernächten bei'm Mondenschein im Walde mit allen Organen so sehr einzusaugen liebt. Rasch eilten wir vorwärts, da schien es mir, als ob Pater Hilarius etwas Schweres unter seiner Kutte trage.

»Was hast Du da?« fragte ich.

»Still, ein Gewehr!« sagte er und zog eine kurze Stutzflinte unter seinem Kleide hervor, vor der ich anfangs erschrak.

»Aber was willst Du damit?«

»Mein Junge,« sagte er lächelnd, »ich muß Dir die Wahrheit sagen. Am 4. Oktober ist des Hochwürdigsten

Namenstag, den ich für meine Person immer gern zu feiern pflege. Er ist Liebhaber von einem guten Rehbock und diesen zu – fangen, ist meine heutige Aufgabe.«

»Ah – so! Ich verstehe. Nun, ich gehe mit, denn ich bin unter dem Schutze eines ehrwürdigen Mannes.«

»Das bist Du! Die Heiligen wissen es! Jetzt aber still!«

Wir wandten uns zuerst dem Rheine zu, dann aber schritten wir zur linken Hand quer in den Wald hinein. Sehr bald hatten wir, da wir eilig gingen, die Gränzen der Klosterwaldungen überschritten, das glaubte ich meiner Ortskenntniß nach bestimmt annehmen zu dürfen.

»Wie ist mir denn, Pater Hilarius,« fing ich wieder an, um mich vielleicht eines Besseren belehren zu lassen – »gehört dieser Theil des Waldes mit dem Wilde darin denn dem Kloster? Ich denke, von jenen Birken da hinten an beginnen die Besitzungen des Grafen?«

»Mein Sohn, welche Frage! Erstens täuschest Du Dich bei dem schwachen Lichte, welches der Mond auf den dunkeln Wald herabsendet, sodann – sodann – St! war da nicht etwas?«

»Nein, ich habe nichts gesehen. Und sodann?«

»Sodann leben die wilden Thiere des Grafen und des Klosters in Freundschaft, schon auf nachbarlicher Gesinnung; sie besuchen sich gegenseitig; und kein Mensch auf der Welt, und wäre es der Graf selber, könnte den Thieren ansehen, ob sie von ihm oder von uns gekommen wären. Nein, nein, es ist eitel Irrthum und Täuschung, wer das glaubt. Und außerdem freut sich der Graf jedesmal, wenn einer von uns sich auf seine Kosten gütlich

thut. Warum ladete er sonst den Pater Guardian so oft zu seiner Tafel? Aber hierbei fällt mir ein, da ich vorher von der Lieblingsspeise des Hochwürdigen sprach – jeder Mensch hat seine Lieblingsspeise. Mir zum Beispiel geht nichts über einen frischen, acht bis zehn Pfund schweren Salm – und Du hast wahrscheinlich auch eine –«

»O! sogar mehrere!«

»Siehst Du wohl. Also merke es Dir – wenn Du einmal Appetit hast, sei es Morgens oder Nachmittags, melde Dich bei mir und wenn ich Deine Liebhaberei irgend besitze, so sollst Du sie haben.«

»Ich danke im Voraus, Pater Hilarius, und werde nicht auf mich warten lassen. Aber was machst Du da?«

»Sieh, mein Sohn, ich lade meine Flinte. Denn dieser Fleck des Waldes ist mein heutiges Ziel. Das nennt man in der Jägersprache einen Anstand – hier diese Baumwand und jene Lichtung davor. Dort im Gebüsch liegt ein Wasser, darin saufen die bösen Thiere, die so viel schönes Getreide verwüsten. Wenn sie nun von uns aus, also *unsere* Thiere, nach dem Wasser wollen, müssen sie an uns vorbei. So. Hier bleiben wir; kauere Dich im Moose nieder und gib mit Deinen jungen Augen Acht. Sobald Du ein feistes Thier siehst, gibst Du mir, aber ohne Worte, ein Zeichen.«

Ich ließ mich auf dem Moose nieder und an meinen jungen Augen lag es nicht, wenn ich kein feistes Thier sah. Die Nacht war in der Lichtung beinahe tageshell, die Schatten der Bäume verdunkelten sie nur stellenweis, und ich erinnere mich, in dieser Waldeinsamkeit bei

mondenheller Nacht, während des tiefen Schweigens um mich herum, die ersten Träume von jugendlicher Schwärmerei in mir dunkel aufdämmern gefühlt zu haben. Denn plötzlich, ich weiß nicht wie es kam, fiel mir die kleine Christel ein. Wo mag sie jetzt weilen? dachte ich. Im Haag ist sie gewiß nicht mehr, also in Amsterdam. O, wenn sie hier wäre und mit mir diese trauliche, düstere Einsamkeit theilen könnte! Sie würde sich zwar vielleicht fürchten, ich aber würde sie trösten. –

Diese meine Knabengedanken wurden kaum nach ihrem Entstehen durch einen Freudenausruf von Pater Hilarius' Lippen unterbrochen.

»Still!« rief er, obgleich ich kein Wort sagte – »Da kommt etwas!«

Und so war es. In dem Gebüsch rechter Hand knackte es. Dann trat, anmuthig den leichten Kopf wiegend und sich bald links bald rechts wendend, ein ziemlich großes Thier aus dem Schatten des Waldes hervor. Es ging langsam und schnuppernd quer über den freien Raum der Lichtung dem Wasser entgegen. Ich war athemlos, ganz im Anschauen versunken und dachte nicht im Geringsten an meines Begleiters mörderische Absicht. Da wurde ich fast zu Tode erschreckt. Das Thier blickte sich gerade, glaube ich, nach uns um, als merke es unsere unheilvolle Nähe. In diesem Augenblick geschah ein schrecklicher Knall dicht an meiner Seite, ein Feuerglanz färbte die umgebenden Gebüsche glühend roth, dem ein Ruf des Frohlockens ebendaher folgte. Das Thier machte einen ungeheuren Sprung, fast uns entgegen. Pater Hilarius

warf sein Gewehr fort und rannte auf das Wild los. Ich blieb wie angewurzelt im Grase liegen, so sehr hatte ich mich erschrocken.

»Komm her!« rief er, »Komm geschwind her – aha, da bist Du – sieh, gerade auf das Blatt, wie sich's gehört. Haha! Gedankt seien alle Heiligen und besonders der heilige Franziskus!«

Und rasch ein langes Messer von der Scheide entblößend, welches er ebenfalls unter seiner Kutte getragen, riß er das schöne noch seufzende Thier mehr damit auf, als er es schnitt und waidete es aus. Als diese Arbeit gethan war, trocknete er sich mit einem Tuche den Schweiß vom Gesicht und griff über den Kopf nach seiner Dose, die er mir dann zuerst anbot. Ich wußte, daß er böse wurde, wenn man sie zurückwies, daher tauchte ich meine Finger hinein und bedankte mich. Dann nahm er sein Gewehr wieder auf und sagte:

»So weit wären wir, mehr will ich für heute nicht. Nun faß' an und hilf mir's auf die Schulter heben. Da an die Hinterläufe.«

Das schwere Stück Arbeit war gethan. Der Pater hatte das Reh auf seinem Rücken und keuchte neben mir her durch den Wald, während ich seine Flinte trug. Drei oder vier Mal rasteten wir, und Mitternacht war längst vorüber, als wir die alten Mauern unsers guten Klosters aus dem Schatten der Bäume wieder hervortreten sahen. Wir wandten uns nach der Gartenseite. Hier blieben wir stehen.

»Ach!« sagte Pater Hilarius, »das war ein saures Stück Arbeit. Nun noch über die Mauer und der Lohn kommt später. Bleib' einen Augenblick hier stehen; ich werde Dir von jenseits der Mauer einen Strick zuwerfen, dessen Schlinge Du um den Hals des Thieres legst. Du hast dann weiter nichts zu thun, als mir zu folgen. Sieh, hier ist eine Art Treppe in den Steinen – gieb Acht!«

Und schnell kletterte er auf die Mauer, saß rittlings auf derselben und verschwand dann hinter ihr. Nach einigen Minuten flog das Ende eines Stricks mit einer Schlinge daran vor meine Füße. Ich schnürte den Hals des armen Thieres ein. Als ich damit fertig war, folgte ich leichtfüßig dem Pater, der mir bei'm Heruntersteigen behülflich war. Dann half ich ihm an dem Stricke seinen Fang über die Mauer schleifen. Wir hatten es im Garten. In einigen Minuten waren wir mittelst eines Schlüssels, den Pater Hilarius bei sich trug, in der Küche. Hier wurde das Wild untergebracht und wir traten unsern Weg unbehindert in das Innere des Klosters an.

Ehe ich von dem Pater schied, sagte er zu mir mit feierlicher und sanfter Stimme: »Mein Sohn, wenn Du übrigens denken solltest, Du habest heute Nacht irgend ein Unrecht begangen, so finde Dich morgen früh bei mir im Beichtstuhl ein, ich werde Dich absolviren. Ich meinestheils werde dasselbe bei'm Hochwürdigem thun und ruhig meiner Strafe entgegensehen. Gute Nacht und gehabe Dich wohl!«

Die Klosterglocke schlug ein Uhr, als ich in mein Bett kroch und die ganze Nacht von Jägern, Mondschein, Christel und Rehbraten träumte.

VII. PATER MAXIMILIAN.

Verlassen wir jetzt diese kleinen und spaßhaften Einzelheiten meines jugendlichen Lebens, die doch nur einen vorübergehenden Einfluß auf die spätere Entwicklung desselben haben, und wenden wir uns zu den ernstesten und wichtigeren Vorfällen, die noch in dem ersten Jahre meines Aufenthalts im Kloster beginnen und dann in bald größerer, bald geringerer Schnelle und Bedeutung auf einander folgen sollten.

Das Jahr 1801 rückte vor und näherte sich allmählig seinem Ende. Auf den Herbst war der Winter gefolgt. Verschwunden war das lustige Grün des Waldes, verweht die laue balsamische Luft; die Erde sah fahl und ergraut aus wie ein abgelebter Mensch, und über ihren starren Körper spannte der Himmel trauernd seine düstere und kalte Winterdecke aus.

Zwar auch diese Zeit hatte für mich damals manchfache neue Freuden und Genüsse, denn der fallende Schnee, dieses für Knaben immer vergnügungsreiche Geschenk des winterlichen Himmels und der mit Eis treibende murrende Strom gewährten dann und wann wünschenswerthe Abwechslungen; im Ganzen aber gestaltete sich das Leben im Kloster nicht allzu erfreulich und gesellig. Die gemeinschaftlichen Spaziergänge im Walde, der trauliche Aufenthalt im Garten hatten mit den

Früchten der Bäume, Sträucher und Reben ein Ende genommen. Der engere Verkehr in den einzelnen Zellen begann. Das Refektorium bestrebte sich, seinem Namen Ehre zu machen, denn die Versammlungen in demselben nach dem Essen dauerten länger als im Sommer und nicht selten wurde ein langer Winterabend bei einem Glase schäumenden Bieres unter Plaudern und Erzählungen darin verbracht, oder von einem von der Reise zurückkehrenden Pater eine alte Zeitung vorgelesen, die des Neuen, Großen und Unerwarteten noch immer genug für uns von der Welt Abgeschiedene enthielt. Denn die Mönche des Klosters politisirten eben so gern wie die Kannegießer des Alltagslebens und ihre politische Bildung hatte, durch die gewaltsamen Begebenheiten der Außenwelt gezeitigt, ihre anfängerische Bildung begonnen.

Was blieb mir, dem vereinzelt Knaben unter diesen vielen Männern, weiter übrig, als mich fleißig hinter meine Bücher zu setzen, zu lesen und zu lernen? Und wohl mir, daß ich hierin ein großes Behagen fand, daß mir, Dank der beinahe väterlichen Fürsorge des guten Paters Ludovikus, in meinen Studien eine ganz neue Welt aufging. Er erlaubte mir jetzt schon häufiger, ihn in die Bibliothek zu begleiten, die ein großer Ofen wohlthätig durch und durch erwärmte und da durfte ich denn in alten Legenden und Folianten, die, in vergilbtes Schweinsleder gebunden, zu Hunderten auf den bestäubten Repositorien standen, blättern und nach Mirakeln suchen, so viel ich nur wollte. So ging freilich erträglich genug

eine Woche nach der anderen in raschem Fluge vorüber und wir näherten uns dem Weihnachtsfeste, an das ich mit Wehmuth dachte, wenn meine Erinnerungen auf das vorige Jahr zurückfielen, wo ich in Amsterdam in dem behaglichen Festzimmer meines Oheims so schöne Geschenke erhalten hatte. Indessen war mir zur besonderen Ermunterung ein Besuch bei meiner Mutter während der Feiertage versprochen, und wenn dies Versprechen nicht gehalten wurde, so lag das weder am Pater Guardian, noch an mir, da unerwartete Ereignisse eintreten sollten, die mir jenen Besuch untersagten.

Ich komme jetzt wiederum auf den schon erwähnten Pater Maximilian zurück. Vergebens waren bisher meine knabenhaften Bemühungen gewesen, mich in der Gunst dieses von mir so hoch geschätzten Mannes, obgleich ich ihn eigentlich noch gar nicht kannte, emporzuschwingen. Ruhig, stolz und einsam ging er seinen gewöhnlichen Weg; und nicht nur mich allein beachtete er wenig oder gar nicht; sondern auch gegen die übrigen Patres zeigte er kalte Zurückhaltung; es war, als wenn er gar nicht zu ihnen gehörte. Nur mit dem Pater Guardian und Ludovikus lebte er in eigenthümlich innigem Verkehre, während zwischen ihm und dem Vikarius etwas Schrofferes noch als Kälte herrschte. Welcher Art sein Verhältniß zum Kloster und seinen Bewohnern eigentlich war, konnte ich damals noch nicht durchdringen, das aber stand fest, daß er in vielen Beziehungen und vor vielen Anderen Vorrechte genoß, die ihm die Gunst des Guardian's allein zu gewähren schien. Was die Erfüllung seiner religiösen Pflichten

anbetraf, so war es augenscheinlich, daß er auch hierin weniger an strenge Regeln gebunden war, als die übrigen Mönche. Er besuchte zwar dann und wann eine Messe, in den meisten aber fehlte er, und beichten sah ich ihn niemals. Nur das sonntägliche Hochamt und die feierliche Vesper verfehlte er nie. Hier aber fesselte ihn die musikalische Aufführung, da er, wie ich bald erfuhr, der Musik leidenschaftlich ergeben war. Schon lange hatte ich, wenn ich auf die schönen Vorträge des Sängerkhores andächtig horchte, eine tiefe und gewaltige Stimme herauserkant, der die übrigen Stimmen als der leitenden folgten. Das war seine Stimme. Es lag eine eigenthümliche und unnennbare Gewalt in diesen durch Mark und Bein dringenden Tönen. Von tiefer, melancholischer Färbung, wie seine ganze Erscheinung, erschütterte sie jedesmal meine Nerven so sehr, daß ich oft dem Weinen nahe gebracht wurde, wenn ich aufmerksam ihren Schwingungen nachlauschte, die sich an den Wölbungen des hohen Chores brachen und, wieder herabfließend, in den Herzen der Zuhörer langsam verhallten. Wenn er einzelne schöne Stellen allein sang, war Alles Ohr, namentlich der Guardian und Pater Ludovikus; sie hingen an seinen Lippen und hielten die Hände gefaltet, als ergösse eine himmlische Erscheinung ihre volltönenden Schallwellen über alle Geister. Und selbst der Pater Vikarius, dieser verschlossene und verbissene Mann, ließ ihnen nicht ungerne seine ganze Aufmerksamkeit.

Diese erhabene Stimme begeisterte mich zur Nacheiferung, und ich theilte dem Pater Ludovikus eines Tages

mit, daß auch ich mit einer kleinen Stimme begabt wäre. Ich glaubte mich hierdurch dem angestaunten Sänger zu nähern, allein ich hatte mich abermals verrechnet. Wohl wurde ich eines Tages an der Orgel von dem Laienbruder geprüft, der das Geschäft des Orgelspielens übernommen hatte, auch war Pater Maximilian zu dieser Zeit in der Kirche, anderweitig beschäftigt, zugegen, aber er wandte nicht einmal seinen Kopf nach meinem Gesange um, denn er kam ihm vielleicht armselig, schwach und kindisch vor. In Folge dieser Prüfung hielt man mich für befähigt, im Chore mitzusingen und ich empfing meine Noten zur Uebung.

Am Abende nach jener Probe fragte ich Pater Ludovikus, wie ich gesungen hätte?

»Du hast gut gesungen, auch hat Pater Maximilian Deine Stimme gerühmt.«

»O – hat er sie denn gehört? Er hat ja nicht einmal den Kopf nach mir umgewandt.«

»Kind! Merke Dir das, alle Menschen hören nicht mit hingeneigtem Kopfe und Pater Maximilian braucht dessen nicht, um Deine Fähigkeit zu begreifen. Ich habe es Dir schon einmal gesagt, er ist schwer zu ergründen und zu erfassen, obwohl er auf Alles merkt, was um ihn her vorgeht.«

»O weh – und er hat mich damals in meinem Schmutze gesehen, als ich aus dem Schweinekoben kam.«

»Ach, das hat er längst vergessen, wie wir Alle. Solche Kleinigkeit hat keinen Einfluß auf seine Meinung, auch hat er Dein Mißgeschick bei'm Guardian für sehr

natürlich und verzeihlich erklärt, als der Vikarius es als eine Todsünde zur Sprache brachte. Aber behalte das für Dich.«

Mich erfreute diese Mittheilung ungemein und ich war von Neuem bedacht, mich auf irgend eine Art dem geheimnißvollen Manne zu nähern, wiewohl vergebens, bis um die Zeit des Weihnachtsfestes etwas Unerwartetes geschah; was alle meine Hoffnungen in dieser Beziehung belebte, mich aber auch zugleich mit Kummer und Sorge seinetwegen erfüllte.

Eines Tages nämlich bei Tische sitzend und meinen Antheil Linsen und Rindfleisch verzehrend, bemerkte ich, daß Pater Maximilian's Platz unbesetzt blieb. An weite Wanderungen seinerseits gewöhnt, glaubte ich ihn auch diesmal auf einer solchen begriffen. Aber auch Abends blieb sein Stuhl leer und es ward sogar kein Teller für ihn hingesezt. Als zur Frühstückszeit am nächsten Morgen dasselbe geschah, wurde ich unruhig und glaubte, daß er eine längere Reise unternommen habe. Auf meine Anfrage erfuhr ich aber zu meinem Leidwesen von Ludovikus, daß sein Freund sich krank befinde, eine sehr schlechte Nacht gehabt habe und unvermögend sei, in den nächsten Tagen seine Zelle und sein Bett zu verlassen.

Ich wurde jetzt, ich weiß nicht aus welchem Grunde, von einem sonderbaren Gedanken heimgesucht, indem ich mir einbildete, der Pater werde und könne durch

keines Menschen Hülfe als die meinige seine Gesundheit wieder erlangen. Meine Nachforschungen nach seinem ferneren Befinden bei meinem Lehrer hatten indessen nur unzureichende Aufschlüsse zur Folge und ich begnügte mich für's Erste, hoffnungsvoll auf seine Genesung zu warten und dafür einige wohlgemeinte Gebete vor dem Hochaltare gen Himmel zu senden.

Am Abende dieses Tages, als ich auf Ludovikus' Zelle arbeitete, wurde dieser hinausgerufen, und als er nach einer halben Stunde wiedererschien, ging er gesenkten Hauptes in dem kleinen Raume auf und nieder, ohne seine innere Unruhe ganz verbergen zu können.

»Hast Du etwas Trauriges erfahren, Pater Ludovikus?« fragte ich theilnehmend.

»Nein, mein Sohn, Trauriges nicht, aber doch Ernstes, was mich zum Nachdenken zwingt. Unser Freund Maximilian ist wahrhaft krank und sein Zustand flößt mir Besorgniß ein, da er durchaus keinen erfahrenen Arzt gerufen wissen will. Sonst hat er die Kranken hier im Kloster behandelt, und nun, da er selbst leidend ist, hat er doch Niemand zu seiner Unterstützung als meine schwache Person.«

»Ich will sogleich nach Xanten hinüberfahren und einen Arzt holen,« rief ich in meiner Bestürzung und sprang schon vom Stuhle auf.

»Gemach, Knabe, gemach! Warten wir den Morgen ab. Ich habe ihm wenigstens einen kühlenden Trank für seine heißen Lippen gemischt und hoffe, derselbe werde seine Wirkung thun. Morgen wollen wir sehen!«

Der Morgen kam, ich eilte früh in Ludovikus' Zelle. Dieser aber war schon zu seinem Freunde gegangen. Als er endlich zurückkehrte, trug sein Gesicht einen noch sorgenvolleren Ausdruck, als am vorigen Abend und er verhehlte mir nicht, daß der Krankheitszustand seines Patienten sich keineswegs gebessert habe.

»Ach,« bat ich flehentlich den Pater, »laß mich zu ihm geben, ich will ihn pflegen, bei ihm sitzen, ihm das Getränk reichen und jeden Dienst verrichten, dessen er bedarf.«

»Hm! Ich habe nichts dagegen, werde aber zuvor mit Franziskus sprechen.«

Um elf Uhr, nach der Studentenmesse, der ich heute beigewohnt, wurde ich benachrichtigt, Ludovikus werde mich zum Kranken führen. Ich konnte die Zeit kaum erwarten, bis es geschah. Die Zelle Pater Maximilian's gehörte zu den größeren und besseren im Kloster. Sie hatte zwar nur ein Fenster in dem Flügel, der die Aussicht nach dem Rheine bot, war aber geräumig genug, sein Bett, einen großen Schreibtisch und einen nicht minder großen Bücherschrank zu fassen. Rechts von der Thür, durch die man eintrat, hing an der Wand ein altes, fast schwarz gedunkeltes Heiligenbild von ziemlich schöner Malerei. Sonst aber war nichts anderes darin zu sehen, wie in jeder der übrigen Zellen. Das Bett stand links vom Eingang, dem Bilde gegenüber; dicht dahinter befand sich eine zweite Thür, welche in eine kleine Nebenzelle führte, die aber unbewohnt und bis auf ein altes Bettgestell leer war.

Ich trat beinahe zitternd und mit starkem Herzklopfen ein. Der Kopf des Kranken lag, dem Lichte abgewendet nach der Thür blickend. Mein Auge fuhr blitzschnell nach seinem edlen Antlitze. Ach, es war roth, heiß und durch das Fieber sichtbar verändert; die Augen hielt er geschlossen, nur die Finger bewegte er hüpfend auf der wollenen Decke, die über seinen in ein feines Hemde gekleideten Körper gebreitet war.

Ich mußte mich, damit er mich nicht sogleich bemerke, hinter sein Kopfkissen stellen und erhielt Unterweisung, wie der kühlende Trank, wenn er nach ihm verlange, löffelweise zu verabreichen sei. Darauf entfernte sich Pater Ludovikus leise und mit der Hand mir zum Abschiede winkend. Ich athmete hoch auf; ich war zum ersten Male mit dem seltsamen Manne allein in einem Zimmer. Nachdem ich ihn lange angeschaut und mich an seinem zwar veränderten, aber immer noch edlen Gesichte erfreut hatte, blickte ich mich neugierig im Zimmer um. Ein großes Buch lag aufgeschlagen auf seinem Arbeitstisch. Ich schlug den Titel auf und las: die Lehre von dem Lebens-Magnetismus, von einem Schüler Mesmer's. Ich verstand davon nichts und fuhr in meinen Beobachtungen weiter fort. Daneben lag ein anderes größeres Buch; ich schlug es ebenfalls auf; es war eine Partitur der berühmten hohen Messe von Sebastian Bach. So betrachtete ich Mehreres, was ich ohne große Neugier zu verathen betrachten konnte. Dann wandte ich mich wieder dem Kranken zu. –

»Wasser!« rief er mit matter Stimme.

Ich sprang sogleich auf und flößte ihm einige Löffel von der bezeichneten Flüssigkeit ein. Das war meine erste medizinische Handreichung.

Mittags wurde ich in's Refektorium gerufen. Ich ließ jedoch den Guardian bitten, mir mein Essen auf die Krankenstube zu senden, da ich dieselbe nicht gern verlassen wolle. Man willfahrte mir. Ich aß rasch und wenig, denn mein ganzer, sonst so bedeutender Appetit war plötzlich verschwunden. Nachmittags kamen der Guardian und Ludovikus selbst, setzten sich eine Weile vor das Bett und besprachen sich mit flüsternden Worten. Endlich standen sie auf und traten an's Fenster. Ich lauschte mit tausend Ohren, was sie sagen würden.

»Was meinst Du?« fragte der Guardian.

»Es ist nicht schlimmer, nicht besser.«

»Wollen wir nicht einen Arzt rufen lassen?«

»Wenn ich meinem Herzen allein folgen wollte, so würde ich Ja sagen. Mir ist es aber, als wenn eine innere Stimme, von dem Kranken sich auf mich übertragend, sich dem widersetzt. Er will keine Arznei und nimmt keine, ich weiß es, denn er hat es mir oft gesagt. Seine Natur helfe sich stets allein.«

»Aber diese Krankheit ist ernstlicher als ein gewöhnliches Uebelbefinden. Ich bin besorgt, Ludovikus, ich kann es mir nicht länger verhehlen.«

Ludovikus schwieg, er sann nach. In diesem Augenblick seufzte der Kranke laut auf und legte seine rechte, feine und jetzt schon merklich abgemagerte Hand auf seine glühende Stirn. Wir eilten an's Bett.

»Wünschst Du etwas, Maximilian?« fragte der Guardian mit weicher Stimme.

Er schlug die Augen auf, blickte die beiden Männer eine Weile starr an und sagte dann: »Nein, nein, nein! Legt mir nur kalte und feuchte Tücher auf die Stirn. Ich brenne. Aber keinen Arzt!«

Es geschah sogleich, indem ein Gefäß mit Eiswasser in's Zimmer gebracht und mir die Verabreichung der Tücher übertragen wurde. Auf meine Bitte gestattete der Guardian, daß mein Bett im Nebenzimmer zubereitet wurde; mehr verlangte ich nicht, durfte ich doch so Tag und Nacht in des Verehrten Nähe bleiben.

In der ersten Nacht schlief ich fast gar nicht. Jeden Augenblick sprang ich aus dem Bette, um zu sehen, ob der Kranke etwas bedürfe. Gegen Morgen schien er zu schlummern und ich schlief vor Müdigkeit ebenfalls ein. Als ich erwachte, war noch Niemand da. Ich drückte ein neues Tuch auf und breitete es vorsichtig über seinen Kopf. Er schlug die Augen auf und sah mich zum ersten Male, seit ich im Kloster war, lange und, wie es schien, aufmerksam an.

»Wer bist Du?« fragte er matt. »Ich kenne Dich nicht.«

»Fritz Stilling!« antwortete ich. »Der Knabe im Kloster.«

»Was thust Du hier?«

»Man hat mir Deine Pflege übertragen.«

Es erfolgte keine Antwort und er schloß wieder die Augen.

So ging es zwei, drei Tage fort, das Weihnachtsfest hindurch, nur mit dem Unterschiede, daß Pater Ludovikus so gütig war, mehrere Stunden des Tages im Nebenzimmer des Kranken zu sitzen und mir mit leiser Stimme den gewohnten Unterricht zu ertheilen. Denn dieses wurde jetzt als mein Wohnzimmer betrachtet. Ich dachte während dieser Zeit an keine Reise nach Wesel mehr. Das Befinden des Kranken blieb sich im Ganzen gleich, nur magerte er bedeutend ab; aber die Hitze in seinem Kopfe schwand, an ihre Stelle war ein wohlthätiger Schweiß getreten, er schlief länger und ruhiger und seine Finger bewegten sich nicht mehr so krampfhaft wie früher. Bisweilen sprach er sogar schon einige Worte mit mir, wiewohl ohne eigentlichen Zusammenhang. Da, am siebenten Tage, oder vielmehr in der siebenten Nacht, die ich schon bei ihm zubrachte, wurde ich plötzlich durch einen Schrei aus dem Schlafe geweckt. Im Nu war ich aus dem Bette und an der Seite des Kranken. Er hatte sich aufrecht gesetzt und starrte mit weit geöffneten Augen in die blaue Luft. Dann erhob er die Hand, streckte sie weit von sich und rief mit einem so wilden Gesichtsausdruck und so entsetzlich zerknirschten Tone, daß er mir noch heute in den Ohren gellt: »Da fährt er hin – holt ihn ein, holt ihn ein, sonst ist Alles verloren!«

Nach diesem wirren Ausbruch seiner Phantasie legte er sich nieder und schlief ruhig ein wie ein Kind. Es war der Höhepunkt seiner Krankheit gewesen, von nun an wurde es allmählig besser. Er schlief länger und ununterbrochener fort. Nur trank er noch sehr viel von dem wiederholt

erneuerten Labemittel. Als ich zwei Tage nach dieser für mich schreckensvollen Nacht Morgens an sein Bett trat, bevor noch Jemand in der Zelle gewesen war, hatte er die Augen offen und sein ganzes Gesicht trug nicht mehr das Gepräge der Starrheit, vielmehr einer ruhigen Erschlafung, die jedoch mit Bewußtsein verbunden war. Fragend blickte er mich lange Zeit an.

»Wie kommst Du hierher?« fragte er endlich verwundert.

»Ich habe Dich gepflegt, Pater Maximilian,« erwiderte ich, »als Du sehr krank warst. Gelobt sei Gott im Himmel, Du siehst jetzt besser auf.«

»Habe ich in meiner Krankheit Dinge gesprochen, die Du verstanden hast?«

»Nur einmal und nur wenige Worte.«

»Welche Worte waren das?«

Ich wiederholte sie ihm Sylbe vor Sylbe mit demselben Ausdrücke, den ich behalten, da er meine Seele so tief erschüttert hatte.

»Weiter nichts? Besinne Dich und sei aufrichtig.«

»Weiter gar nichts, ich weiß es bestimmt und schwöre es Dir zu.«

»So ist es gut. Ich werde genesen. Ich danke Dir.«

Gleich darauf kamen der Guardian und Ludovikus und sprachen lange und leise mit dem Kranken, nur einige Male glaubte ich meinen Namen nennen zu hören. Beide aber erfreuten sich sehr der eingetretenen Besserung. Als der Kranke und ich am Nachmittage desselben Tages wiederallein waren, rief er: »Fritz, bist Du da?«

»Ja, Pater Maximilian, ich bin immer da. Wünschst Du etwas?«

»Wenn Du mir gefällig sein willst, so schließe jenes Pult auf. Der Schlüssel muß im Schlosse stecken. So. Rechts in der Ecke steht ein Kasten, gib ihn her.«

Ich trug den Kasten an sein Bett. Er öffnete ihn und nahm eine ziemlich große Phiole heraus. »Rühre mir von diesem Salze,« sagte er, »einen Eßlöffel voll unter ein frisches Glas Wasser.«

»Wird Dir das auch heilsam sein? Soll ich nicht vorher den Pater Ludovikus rufen, damit er Dir rathe?«

»Nein, ich verstehe mich besser darauf als er – beeile Dich.«

Ich rührte den Trank ein und reichte ihn hin. Er roch daran und trank dann rasch das ganze Glas leer.

»So!« sagte er, »das ist mein ganzes Leiden, nun wird die Wirkung nicht ausbleiben.«

Und bald darauf war er wieder eingeschlafen und schlief so lange, daß mir beinahe bange wurde. Am nächsten Morgen aber, nachdem die wahrscheinlich erwartete Wirkung des Mittels reichlich eingetreten war, sagte er zu mir mit freundlichem Tone:

»Fritz, jetzt bin ich wieder auf dem Wege der Genesung, ich bedarf Deiner Wartung nicht mehr. Ich danke Dir für Deine Bemühungen, Du kannst mich aber jetzt verlassen.«

»O bester Pater,« bat ich, »weise mich nicht von Dir. Ich bin so gern gekommen, habe so viele Tage und Nächte an

Deinem Lager zugebracht und möchte noch länger bei Dir bleiben.«

»Warum?« fragte er in etwas strengem Tone.

»Ich habe Dich lieb – ich habe ja Niemanden auf der Welt als meine Mutter, und die ist blind und arm –«

»Du hast den Pater Guardian und Ludovikus –«

»O ja, ich habe sie, Gott sei Dank! und liebe sie sehr – Dich aber habe ich noch mehr lieb.«

»Mich? Warum?«

»Ich weiß es nicht, aber ich habe Dich vom ersten Augenblicke an lieb gehabt, als ich Dich sah, und Du hast mich niemals angeblickt.«

Er versank in tiefes und langes Schweigen. Endlich glaubte ich eine vereinsamte Thräne in sein leuchtendes Auge treten zu sehen, die er aber rasch und im Entstehen zerdrückte. Er ergriff meine Hand.

»Darf ich Dir glauben, mein Sohn?«

Ich fiel auf die Kniee, faßte seine beiden weißen Hände und sprach: »Pater Maximilian, vertraue mir, ich schwöre es bei meiner Seele, ich liebe Dich, obgleich ich nicht weiß, warum!«

Er streichelte mein Haar, mein Gesicht und blickte mich liebevoll an. »Ich will Dir vertrauen, mein Sohn,« sagte er, »Dein junges und ehrliches Auge wird mich nicht täuschen. Bleibe bei mir und behalte mich lieb – auch mich lieben Wenige auf der Welt. In den nächsten Tagen sollst Du mir Deine ganze Geschichte erzählen, wie Du sie Franziskus erzählt hast. Ich will sie aus Deinem eigenen Munde hören.«

Und auf seine Verwendung gab der Guardian nach, daß ich in seiner Nebenzelle bleiben dürfe, und ich wohnte darin, so lange ich noch im Kloster war.

Die Genesung des Kranken schritt rasch fort – eines Abends erzählte ich ihm meine Lebensgeschichte. Am nächsten Morgen stand er zum ersten Male auf und ich erhielt die Erlaubniß, ihm sein Haupt- und Barthaar zu scheeren, was ich mit liebevoller Hand und einer Art von Begeisterung that, so sehr hatte dieser seltene Mann mein junges Herz gefesselt. Von dieser Zeit an begann nun ein ganz neues Leben für mich im Kloster. Ich fühlte mich nie mehr allein; von meinem Unterrichte ging ich in meine Zelle und arbeitete still für mich oder sprach mit Pater Maximilian, der es sich angelegen sein ließ, durch weise Belehrung das von Ludovikus theoretisch empfangene Wissen von der Seite praktischer Brauchbarkeit zu beleuchten. So wiederholte ich bei ihm, so lernte ich von ihm und wurde allmähig und ohne es zu merken, geistig in die Wahrhaftigkeit und Heiligkeit des Lebens übergeführt, obwohl ich leiblich noch innerhalb der düsteren Mauern eines Klosters war.

Und dieser seltene Mann, mein jetziger fast beständiger Gefährte, hatte eine ganz besondere Gabe, mir einen Gegenstand des Lernens und Lebens zugänglich und erfreulich zu machen und mich dadurch zu seiner vollständigen Erforschung anzufeuern. Er beleuchtete ihn stets

von dem Punkte seiner Anwendung aus. Das war mir etwas ganz Neues, zum Beispiel in der Mathematik und in der Geschichte. So lernte ich nicht bloß mechanisch etwas Gewesenes, Todtes, so lernte ich geistig etwas Gegenwärtiges, Lebendiges. Auch meine Religionsanschauungen nahmen unter seiner Darstellung eine ganz andere, kräftigere und wahrhaftigere Gestalt an, denn Pater Maximilian hatte zwar jene innere Herzensreligion, die von Gott kommt und zu Gott geht, aber er war kein Frommer, kein Orthodoxer in der kirchlichen Bedeutung des Wortes. Zwar Katholik, war er ein aufgeklärter, denkender, im Wissen und Glauben fortschreitender Katholik. Und merkwürdig war es, wahrzunehmen, wie er in Verhältniß meiner geistigen Fortschritte selbst sanfter, mittheilender, hingebender gegen mich und Andere wurde. Die Rinde seines stolzen und kalten Wesens schmolz gleichsam allmählig dahin, wie das Eis vor der heraufsteigenden Sonne langsam schmilzt, er drückte sich fortan weniger kurz in Worten aus, er nahm wärmeren Antheil an dem Treiben Anderer und schloß sich selbst bereitwilliger gegen sie auf. Ich erklärte mir diese Umwandlung später, als ich erst seine Erziehung und Lebensereignisse kennen gelernt hatte, sehr wohl, obgleich sie mir zu der Zeit, von der ich jetzt spreche, noch ganz dunkel und räthselhaft war. Sein bisher verschlossenes Innere hatte in meinem jugendlich offenen Herzen, wenn auch nur ein kleines, doch immer ein Gefäß gefunden, in welches er seine Gefühle und Gedanken ausschütten konnte; kein Mensch

aber auf der Welt, und sei er der Klügste und Erhabenste, kann, ohne etwas Neues in sich aufzunehmen, etwas Altes aus sich abgeben. Ohne es zu wissen, findet zwischen dem, den wir belehren, und uns, schon während der Belehrung selbst, eine Gegenseitigkeit des Aufschlusses statt, wir tauschen uns aus, und wenn wir auch nur Geringeres erhalten, als wir geben – wir erhalten immer Etwas.

Von mir konnte Pater Maximilian freilich nicht viel lernen, aber Eins lernte er gewiß. Er verstand sehr bald mein ganzes junges Herz, er begriff meine vollkommene Hingebung, er erkannte meine ungetheilte Neigung zu ihm. Durch die belebenden Ausströmungen dieser jugendlichen Seele wurde er selbst belebter und dadurch ward sein Wesen weicher, vertrauensvoller, hingebender. Und obgleich ich gerade zwanzig Jahre jünger war als er, so erkannte ich doch sehr bald, oder wenigstens im Laufe der nächsten Jahre, daß ich allmählig sein junger Freund im Herzen, sein Genöß im Geiste wurde. Ob hierzu meine schnelle, körperliche und geistige Entwicklung, die jetzt mit Riesenschritten erfolgte, beitrug, weiß ich nicht, aber höchst wahrscheinlich war es so. Das aber ist ganz gewiß, daß in den nächsten drei Jahren, die ich im Kloster verlebte, eine eben so große Umwandlung in und an mir, wie an meinem Zellengefährten vorging, denn eben so viel, wie ich an Alter, Wachstum Geistesstärke zu ihm hinaufgestiegen war, schien er an Wärme, Herzlichkeit und Offenheit zu mir herabgestiegen zu sein, so daß endlich ein Zeitpunkt eintrat, wo ich glauben durfte,

es bestehe kein Geheimniß mehr in seiner Brust, welches ich nicht wußte, keine Regung, welche ich nicht verstand, kein Wunsch, welchen ich nicht mit ihm zu theilen fähig war.

Wir weilten stets viel zusammen, nicht allein im Zimmer, sondern auch im Freien, im Garten, im Walde, auf weiten Spaziergängen, die er gern und häufig unternahm und aus welchen die vertraulichste Unterhaltung über alle möglichen Dinge zwischen uns stattfand. Oft nahm Pater Ludovikus, ja der Guardian selber, an solchen weiteren Ausflügen Theil, und das Zusammensein von uns Vieren wurde immer fruchtbarer, unser Verhältniß immer inniger, als die bedeutungsvolle Zeit, in der wir lebten, ihre gigantischen Erschütterungen bis in unser einsames Kloster fühlbar herüberschwirren ließ. Oft wurde von dieser oder jener Seite gefragt, wie soll das werden, wohin soll das kommen, was haben wir zu erwarten? Denn daß unser Vaterland einer verhängnißvollen Katastrophe entgegenschritt, war dem beobachtenden Geiste der drei mit mir verbundenen Männer lange kein Geheimniß mehr. –

Das eben Erwähnte konnte ich nur im Fluge vortragen, nur Einzelnes vermochte ich anzudeuten – denn Alles und Jedes vollständig zu entwickeln, wäre unmöglich gewesen, da mir noch so viele wichtige Ereignisse, im Kloster selbst vorfallend, zu erzählen übrig sind, daß ich bei der größten Beschränkung und Sonderung den mir gestatteten Raum beinahe schon in Etwas überschreiten

muß. So mag denn das in den letzten Blättern Angedeutete genügen; die jetzt folgenden Thatsachen werden anscheinende Lücken ergänzen und etwaiges Dunkel hinreichend aufklären.

Im Herbste des Jahres 1804 war leider Karl Lehmann aus meiner Nachbarschaft geschieden; bis dahin hatten wir unsern freundschaftlichen Umgang ununterbrochen fortgesetzt. Zu dieser Zeit aber wurde er nach Münster geschickt, um in ein Handlungshaas zu treten und dadurch seiner Bestimmung näher zu rücken, denn er sollte, nach seinem Wunsche und seines Vaters Willen, ein Kaufmann werden und ein recht großer, hatte mir der heitere Knabe oft im Scherze, aber es dennoch ernstlich meinend, gesagt. Ich fühlte seine Abwesenheit in der ersten Zeit wohl, aber Pater Maximilian füllte die gerissene Lücke bald vollständig aus.

Auch waren während der Zeit, die ich hier im Fluge durchwandle, manchfache Aenderungen im Kloster eingetreten; bekannte Mönche waren ausgeschieden, theils nach anderen Klöstern übergesiedelt, theils gestorben; für sie waren jüngere wieder eingezogen. Im Ganzen aber bemerkte man keine große Veränderung, da die Hauptpersonen dieselben geblieben waren und ihren alten Verkehr unwandelbar beibehalten hatten. Freundschaft, Aufmunterung, Duldung herrschten unter Allen, und die einzige Störung, welche dieses schöne Verhältniß zuweilen trübte, ging vom Pater Vikarius aus, der vor wie nach im Stillen brütend seine Tage verlebte und mit scharfem Blick, wie ein Habicht, aus der Ferne unser

Thun und Treiben bewachte und von Zeit zu Zeit bemäkelte. Eines Vorfalles besonders erinnere ich mich, der uns trübe Stunden bereitete, und der, da spätere Handlungen und Ereignisse wahrscheinlich mit ihm in Verbindung stehen, hier genauer erwähnt werden muß.

VIII. DER PATER VIKARIUS.

Es war in demselben Winter, bald nach überstandener Krankheit des Pater Maximilian, als ich mich eines Tages, ich weiß nicht mehr genau aus welcher Veranlassung, ich glaube aber es war der Namenstag meiner Mutter, in die Kirche begab, um meine Andacht im Stillen zu verrichten und für eine gute Gesundheit und ein langes Leben derselben zu beten. Ich trat mit den Gefühlen der Ehrfurcht gegen Gott und der Dankbarkeit gegen alle Menschen, die mir Gutes erwiesen hatten, in den heiligen Raum, in welchem ich zu dieser Stunde allein zu sein glaubte. Draußen im freien Walde hatte die nahende Dämmerung schon ihre Schatten herabgesandt, also herrschte in der düsteren Kirche beinahe völlige Dunkelheit. Nur die heilige Lampe verbreitete mit ihrem flackernden Lichtglanze einen matten Schein über das hohe Chor, der zunächst ziemlich scharf auf ein Bild von Wachs fiel, welches über einem der kleinen, schon früher erwähnten Seitenaltäre in einem Glasschrein hing. Von wem und aus welcher alten Zeit es herrührte, weiß ich nicht, es wurde auch wohl wenig von den Mönchen, mehr dagegen von einigen sehr

frommen Besuchern der Kirche aus der Umgegend beachtet, die ihm eine große Wunderkraft nach verschiedenen Richtungen hin zuschrieben. Eigentlich war dieses Bild eine Fratze, denn selbst die gewöhnlichsten Kinderpuppen haben oft etwas Feierlicheres und Anziehenderes an sich, als diese mit einer Krone von Goldpapier geschmückte formlose Figur.

Ich warf mich vor diesem Bilde nieder, weil es zufällig über dem Altare hing, vor dem ich betete, sonst dachte ich nicht einmal daran, wie ich ja schon früher in diesen Blättern meine Meinung über dergleichen Darstellungen ausgesprochen habe. Während ich auf meinen Knien lag und betete, hörte ich hinter mir einen festen Schritt sich langsam nähern, dessen hohler Klang von dem Steinboden emporstieg und an den düsteren Wölbungen des Gotteshauses dumpf widerhallte. Ich stand auf, denn ich hatte mein Gebet beendet. Als ich mich umwandte, sah ich den Pater Maximilian vor mir, dessen wohlbekannter Schritt mir schon aus der Ferne seine angenehme Nähe verkündet hatte.

»Was hast Du vor dem Bilde da gethan?« fragte er ernst, indem er verächtlich mit der Hand nach der Wachspuppe deutete.

»Vor dem Bilde? Nichts. Ich habe nur auf den Stufen des Altares für meine Mutter gebetet, deren Namenstag heute ist.«

»Dein Ausspruch thut mir wohl, mein Knabe,« sagte der Pater fest und feierlich, wobei seine weithin tönende Stimme laut durch die ganze Kirche schallte. »Ich

glaubte schon, man hätte Dir Ehrfurcht vor jener Puppe eingeprägt. Es hätte mir wehe gethan, wenn Deine reine Jugend mit dem groben Irrthume befleckt würde, als wäre Gott oder irgend ein kleiner Theil von ihm in einem solchen von erbärmlicher Menschenhand geflickten Machwerke vorhanden. Bete überall, denn Gott ist überall, aber vor solchem Bilde bete nie, denn in diesem ist Gott am allerwenigsten. Ueberhaupt, mache das Beten nicht zu Deinem Hauptgeschäfte. Gott sieht Dich lieber arbeiten und fröhlich sein, als immer nur scheinbar fromme, in Wahrheit aber sinnlose Worte sprechen, die man sich, ohne etwas Göttliches dabei zu denken, leider nur zu leicht angewöhnt. Er ist zufrieden mit einem Worte, wenn es aus dem Herzen aufsteigt, und dann mag es gesprochen oder gedacht werden im Walde, oder im Bette, oder wo es sonst sein mag. Viel beten und nur beten, um zu beten, heißt frömmeln, aber nicht fromm sein, und am wenigsten kann es Gott lieb sein, wenn sein heiliger Name zu tausend Malen ohne Sinn und Verstand vor solchem Lumpenwerke gewinselt wird. Das ist Bilder- und Götzendienst, aber kein Gottesdienst. Komm, laß uns ein wenig in's Freie gehen, selbst der kalte Odem Gottes ist reiner und geheiligter als dieser von stinkendem Weihrauche angefüllte Pfaffentempel.«

Er faßte meine Hand und drehte sich um, der Thüre zu, als eine finstere Gestalt aus dem nahegelegenen Beichtstuhle sich erhob und einige Schritte vor uns langsam dem Ausgange der Kirche zuschritt.

Augenblicklich hatte ich an ihren Umrissen und ihrem schleichenden Gange die Gestalt erkannt. Es war der Pater Vikarius, dessen Anwesenheit in unserer Nähe ich am wenigsten vermuthet und gewünscht hatte. Ich drückte daher voller Besorgniß, daß er jene freisinnigen Worte gehört hätte, die Hand Maximilian's und deutete mit der anderen auf den vor uns schreitenden Mönch. Er drückte meine Hand wieder, aber in einer Art und Weise, daß ich daraus entnahm, er kümmere sich wenig um den Anwesenden und ich solle völlig ohne Besorgniß sein.

Vor der Thür der Kirche auf dem Flur brannte wie gewöhnlich eine helle Lampe. Unter ihr blieb der Vikarius stehen und erwartete uns.

»Fritz Stilling!« sagte er mit finsterer Miene und grobem Tone, »erscheine sogleich bei mir in der Zelle.«

»Ich werde ihn aber begleiten, Pater Vikarius,« erwiderte Maximilian mit gebieterischem Tone, wie ich ihn noch nie sprechen gehört, und indem er sich stolz und hoheitsvoll emporrichtete. »Ich bin begierig, zu erfahren, was Ihr dem Knaben zu sagen habt, wenn ich, ich, der Pater Maximilian, in Eurem Sinne ein freies, aber wahres Wort geredet habe.«

»Mit Dir habe ich nicht zu streiten,« erwiderte stolz und kalt der Vikarius, indem er einen flammenden Blick auf meinen Begleiter schleuderte, »Du bist in meinen Augen schon lange ein verrätherischer Ketzler.«

»Und Ihr seid nicht mein Beichtvater oder mein Apostel, oder mein Sittenprediger; beruhigt Euch, ich werde Euch niemals dieser Ehre würdigen.«

»Wie? Und das wagst Du mir in Gegenwart dieses Knaben zu sagen, der hier ein Beispiel nehmen soll, wie man sich würdig, sein Lebelang Gott zu dienen, vorbereiten muß?«

»Ja, das wage ich Euch nicht allein in Gegenwart dieses Knaben, sondern auch in Gegenwart Gottes und des ganzen Klosters zu sagen, Gottes, der Alles hört, Eure Worte und meine Worte, und Euch besser versteht, als Ihr Euch vielleicht selber versteht. Uebrigens ist dieser Knabe, so viel ich weiß, nicht hier im Kloster, um sich zum Mönchsleben nach Eurer Art vorzubereiten, wie Ihr zu glauben Euch die Miene gebt, sondern um erzogen zu werden und in dieser Stätte des Friedens Kenntniß und Bildung sich anzueignen. Ich sollte meinen, seine Bestimmung wäre Euch so gut bekannt, wie mir und allen Bewohnern dieses Klosters.«

Der Vikarius winkte mit der Hand und einer Miene, als sei er übersättigt von den Ketzereien des Verhaßten, der furchtlos und gebietend vor ihm stand. Er drehte sich um und höhnte: »Ihr werdet sehen, wohin das führt – ich aber werde sorgen, daß das Kloster nicht überschwemmt werde mit unreinen Schlacken, die das Heiligthum schänden und die Strafe des Höchsten auch auf die Unschuldigen herabziehen.«

»Mit Worten ist hier nichts gethan und Euer mönchischer Hochmuth ist eine unreinere Schlacke hierselbst, als meine und des Knaben Anwesenheit.«

Und er wandte sich fort, wie Einer, der schon zu viel gehört und gesprochen hat, und trat, mich an der Hand

haltend, in die stille Zelle des Guardian's, dem er Wort für Wort das Vorgefallene mittheilte.

»Laß es gut sein, Maximilian,« sagte dieser mit seiner sanften und überredenden Stimme, indem eine schnell vorübergehenden Röthe des Unwillens seine vollen Wangen überflog. »Es ist ja nicht das erste Mal, daß der Pater Henrikus Dich mit solchen Worten seiner übertriebenen Frömmigkeit überschüttet, Du kennst ihn ja so gut wie ich. Laß ihn gewähren und selbst, wenn er droht, wie er schon früher gethan, auf Deine Entfernung anzutragen, bleibe ruhig und getrost, denn er hat ja nicht die Macht, weder Dich, noch den Knaben aus diesen Mauern zu vertreiben. Doch ich hoffe, diese meine Aufforderung wird nicht nöthig sein und Du wirst von selbst bei uns bleiben, so lange es Dir gefällt, denn der Pater Provinzial hat es Dir gestattet; und auch der Knabe bleibt hier, so lange wir es für gut und ersprießlich für ihn halten, denn auch das hat er erlaubt, trotzdem Henrikus uns jeden Tag sein Verweilen vorwirft. Ich würde mich aber freuen, wenn Dein und des Pater Vikarius Angesicht sich nicht immer wie zwei donnernde Feuerschlünde gegenüber ständen, denn der Zank um das Erhabene kann das Erhabene nie noch mehr erheben, und der Frieden kann nie durch Unfrieden befördert werden.« Und zu Maximilian sich neigend, fügte er etwas leiser hinzu: »Nimm Dich in Acht, Du streitest nicht mit seinen Waffen.«

»Und hat er nicht *meine* vertrauende und umpanzerte Brust!« sagte laut und fest Maximilian.

»Ich hoffe es, und nun kommt; wir wollen den Pater Ludovikus von seinen Büchern erlösen und einen Spaziergang in der Dämmerung unternehmen, um uns mit ihm des Windes des Herrn zu erfreue,«

Doch kehren wir zu dem Winter 1804 zurück, bis wohin ich schon früher in meinen vorläufigen Mittheilungen gekommen war. Es war eine aufgeregte Zeit für unsere ganze Umgegend und das Kloster. Ein siegreiches französisches Heer stand unter Marmont in der Nähe von Utrecht, war also von uns nicht allzuweit entfernt. Viele Klöster waren schon aufgehoben, andere hatten große Beschränkungen erlitten. Man fürchtete Alles, weil man eigentlich nicht wußte, was man zumeist fürchten sollte. In diesen stürmisch bewegten und ängstlichen Zustand unseres Klosters fiel, wie eine beruhigende Gnadenwolke von Oben, der unerwartete Besuch des Pater Provinzialis, der damals, glaube ich, wie noch jetzt, in Paderborn seinen Sitz hatte. Wenn dieser alte, wohlwollende und allgemein geliebte Mann bei uns erschien, brachte er stets etwas Gutes mit sich. So auch diesmal. Er beschwichtigte sogleich alle Besorgnisse, beseitigte alle Furchtausbrüche für die Gegenwart, erweckte alle Hoffnungen für die Zukunft wieder. Er hatte, wie er sagte, von höchsten und allerhöchsten Personen die Kunde, daß unser Kloster bei'm Umsturz aller Dinge nicht angetastet werden, daß alle Besitzthümer demselben ohne Beschränkung verbleiben

würden. Ob er dies Alles bestimmt wissen konnte, lasse ich dahin gestellt sein; genug, der Segen seines Erscheinens war da, er hatte den aufgeregten Gemüthern die frühere Ruhe wiedergegeben, und das war für's Erste das Nothwendigste. Mit dem Pater Guardian war er übrigens auf das Innigste befreundet, und er blieb auch diesmal mit demselben oft stundenlang in seiner Zelle eingeschlossen in geheimster Berathung sitzen. Manche alte Flasche Weins wurde dabei geleert und auch wir bekamen, wenn auch eine geringere Sorte, bei Tische davon zu kosten. Mit dem Pater Vikarius hatte er eine lange und ernsthafte Unterrednung, eben so mit Pater Maximilian, den er, wie es mir schien, mit Auszeichnung und nicht wie einen gewöhnlichen Mönch behandelte. Mein Verbleiben im Kloster bestätigte er bis zum achtzehnten Lebensjahre; wenn ich dann etwa Priester werden und zu diesem Zwecke ein Seminar besuchen wolle, sollte ich je nach meinem Gefallen irgend eine Weltgeistlichen-Stelle, oder dies oder ein anderes Kloster zu meinem Aufenthaltsorte wählen können. Widmete ich mich aber dem geistlichen Stande nicht, so müsse ich jedenfalls mit Vollendung des achtzehnten Lebensjahres das Kloster verlassen.

Endlich schied er wieder. Da aber kam der hinkende Bote seines Besuches unerwartet nach. Er eröffnete uns nämlich beim Abschiedsmahle im Refektorium eine Neuigkeit, die uns Alle in das gränzenloseste Staunen versetzte und fast alle Mönche, wie auch mich mit wahrhafter Kümmerniß erfüllte. Er stellte es nämlich als dringend

nothwendig und für unser Kloster besonders ersprießlich dar, daß der Pater Guardian eine Rundreise zu verschiedenen Bischöfen antrete, die ihn sogar bis Rom führen und ein ganzes Jahr vom Kloster entfernt halten könne.

Das Wort war gesprochen und Alle wußten, was sie wissen sollten; dieses Wort aber hatte bei fast Allen eine große Mißstimmung, bei Einigen sogar eine tiefe Bekümmerniß hervorgerufen, denn es verstand sich von selbst, daß der Pater Vikarius während der Abwesenheit des Guardians die Stelle desselben einnehmen würde. Und kaum war der Provinzial abgereis't, kaum hatten wir uns von dem ersten Schrecken dieser bedeutungsvollen Thatsache erholt, da wurden schon die Rüstungen zur Abreise des Guardian's begonnen, sein kleiner Koffer gepackt und eine passende Reisegelegenheit gesucht.

Ich will mich nicht allzulange bei dem betrübenden Abschiede des Guardian's aufhalten, der nun theils öffentlich, theils insgeheim genommen wurde. Auch mir wurde eine lange Predigt in seiner Zelle, in Gegenwart der Patres Ludovikus und Maximilian, gehalten. Letzterer wurde zum Frieden und zur Selbstüberwindung ermahnt; aber auch der Vikarius zur Mäßigung und Innehaltung der Gränzen seiner Befugniß aufgefordert, vorzüglich aber vor Mißbrauch seiner Gewalt gewarnt.

Eines Morgens, an einem schönen, sonnigen Dezembertage, geleiteten wir den vielgeliebten Mann an den Rhein, wo ein vorüberkommendes Kohlenschiff ihn aufnahm und nach dem Süden beförderte. Fort war er und

der Pater Vikarius ergriff sogleich die Zügel der Klosterregierung mit fühlbarer Hand. Alle hatten vorhergesehen, was geschehen würde, und Niemand hatte sich getäuscht, denn es trat Alles buchstäblich ein, was befürchtet worden war. Aber bevor ich zu den kleinen Quälereien übergehe, deren Druck bald alle Mitglieder des Klosters mehr oder minder empfinden sollten, muß ich noch einer wichtigen Nachricht erwähnen, die einige Tage nach der Abreise des Guardian's bei uns eintraf. Der alte, gute Provinzial, der uns so eben verlassen, war plötzlich und unerwartet noch auf der Reise gestorben, bevor er seine Heimat erreicht, und dieser Nachricht folgte in einigen Wochen eine zweite, nicht minder wichtige, daß nämlich der Nachfolger desselben in der Person des *** bereits ernannt sei.

Hatte der Vikarius über die erstere Nachricht mit zurückgehaltener Freude nur gelächelt, so frohlockte er laut über die zweite. Der neu ernannte Provinzial war sein Freund und stand im Geruche, den Jesuiten mehr als ergeben zu sein. Beide Nachrichten brachten aber, wie es sich von selbst verstand, bei den meisten Klostermitgliedern den entgegengesetzten Eindruck hervor. Alle trauerten im Stillen über den großen Verlust und fürchteten im Voraus von den Entschlüssen des neuen gestrengen Herrn. Selbst der sonst unerschütterliche Maximilian wurde bei dieser Nachricht betroffen und hielt mit Ludovikus geheime Zwiesprache, zufolge welcher er aber wieder mit dem alten Vertrauen und seiner gewöhnlichen stolzen Selbstbeherrschung einherschritt und sich in alle

neuen Verfügungen des Vikarius schweigsam fügte. Denn diese neuen Verfügungen hatten zumeist ihn persönlich betroffen. Gehen wir jetzt zu diesen selbst über. Zunächst ward die Erlaubniß des Guardian's, daß alle Mönche und Laienbrüder im Kloster nach ihrem Gefallen, wo sie wollten, bei Tische sitzen konnten, aufgehoben. Fernerhin sollte für die Reihenfolge der Tischordnung nur das Alter des Patres und Fratres, wie sie in das Kloster gekommen waren, maaßgebend sein. Es saßen also jetzt die Alten zusammen für sich, und eben so die Jüngeren, ich kam dabei an das Ende der Tafel, neben dem jüngsten Laienbruder zu sitzen und konnte mich mit den Patres Ludovikus, Maximilian und Hilarius nur durch Blicke aus der Ferne unterhalten.

Sodann wurde der Dispens des Guardian's, kraft welches Maximilian von den Bittgängen und einem Theil der Messen befreit war, aufgehoben; er, wie alle übrigen, sollte, mit dem Schnappsack und dem Wanderstab gerüstet, von Ort zu Ort ziehen und von Bauern und Höfen die nothwendigen Speisen holen.

Endlich drittens mußte auch ich alle Messen besuchen, soviel ihrer gelesen wurden, und sogar Mitternachts wollte mich der gestrenge Meister dabei haben, wogegen sich aber Ludovikus ernstlich auflehnte, indem er erklärte, ich sei kein Mönch und meine körperliche rasche Entwicklung erheische die nächtliche Ruhe; ich sei vielmehr nur des Studiums und der Erziehung halber im Kloster.

Außer diesen drei mich und meine Freunde berührenden Hauptgeboten wurden noch mehrere andere gegeben, die von geringerer Bedeutung waren; zum Beispiel über die Dauer des Aufenthalts im Garten, über die Grenzen der Spaziergänge außerhalb des Klosters, und was dergleichen mehr war. Sie wurden aber wenig beachtet und noch weniger befolgt, denn der Pater Vikarius hatte keine Polizeimänner zur Unterstützung seiner Befehle im Kloster; und die Patres und Fratres hatten wohl alle Ohren, aber sie schienen sämmtlich mit einem Male schwerhörig geworden zu sein, ein Uebel, gegen welches selbst Maximilian, so geschickt er als Arzt war, kein Mittel empfehlen konnte. Und wie in der Welt Alles ertragen wird und ertragen werden muß, wenn es keine Abhülfe dagegen giebt, als ein geduldiges Herz, so wurden auch die strengen Verordnungen des neuen Herrn ertragen; bald hatte man sich daran gewöhnt und wußte, daß er für's Erste nicht weiter gehen durfte, als er bereits gegangen war. Hiermit begnügte man sich und vertrieb sich übrigens die Zeit so gut, wie man konnte, während der strenge Herr allein für sich stand, gar keinen Umgang hatte und fast einzig auf seine einsame Zelle beschränkt war; denn sobald er sich einmal im Garten unter den Mönchen blicken ließ, verlor sich Einer nach dem Andern aus seiner Nähe und wich ihm aus, wie man einer Schlange ausweicht, weil man von ihr weiß, daß sie Gift in sich trägt und einen verborgenen Zahn zum Beißen hat.

Auf seiner Zelle aber schien der gute Pater Vikarius alle Hände voll zu thun zu haben. Er schrieb fast immer,

wenn er allein war. Die Berichte, die er so ämsig seinem neuen Vorgesetzten, dem Provinzial in Paderborn lieferte, mögen eben kein gutes Licht auf das Kloster geworfen haben, denn die Folgen derselben blieben nicht aus, wies wir späterhin sehen werden. Und auf wen er dabei seinen grimmigsten Haß geworfen, war nicht leicht zu verkennen, wenigstens machte Pater Maximilian selbst sich keine Täuschungen darüber. Nie aber habe ich ihn stolzer und siegreicher gesehen, als in dieser seiner Prüfungszeit, und wohl konnte er stolz und siegreich sein, denn er besaß ein Herz, welches nicht zu zittern verstand, und allen Stichen und Angriffen offener Leidenschaftlichkeit, wie verborgener Hinterlist des Pater Henrikus männlich und sogar drohend widerstrebte.



Ohne mich bei den immer näher heranstürmenden politischen Ereignissen jener Zeit aufzuhalten, die ja ohnedieß bekannt genug sind und mehr oder minder im Kloster mitempfunden wurden, erwähne ich hier nur, daß wir während jener oben geschilderten Vorgänge in das Jahr 1805 eingetreten waren. Der Winter war nicht allzu streng gewesen, der Frühling entwickelte sich schnell, und Wälder und Fluren erschlossen ihre Schätze, reichlich und ergötzlich für Auge und Herz.

Es war in den ersten Tagen des Juni, als den Pater Maximilian die Reihe traf, einen jener vielerwähnten Bittgänge anzutreten. Frühzeitig benachrichtigt, hatte Ludovikus mir den Tag zur Begleitung des Freundes überlassen. Maximilian trug einen großen leeren Sack über der Schulter, ich einen Korb von ziemlichem Umfange in der Hand. Beide waren wir mit tüchtigen Knitteln versehen. Morgens acht Uhr gingen wir fort und schlugen zunächst den Weg nach dem Rheine ein. Der Wald duftete, Blüten und Kräuter gossen ihre süßesten Gerüche in die linde Luft aus; es war eine Wollust, in vertraulichem Gespräch mit einem Freunde dahinzuwandeln, wie man sie in der Jugend und der Frühlingszeit, wenn die Wärme des Blutes und des Jahres noch nicht zur Hitze ausgeartet ist, bisweilen zu genießen Gelegenheit hat.

Wir waren bereits in einigen Höfen gewesen und Maximilian hatte schon einige Hühner gesammelt, während ich selbst vorsichtig ein Schock Eier in meinem Korbe trug. Wir schritten in ziemlich ununterbrochenem Gespräch weiter vor, als mein Begleiter plötzlich stehen blieb und sagte: »Komm, laß uns diesen Weg eine Strecke zurückgehen und dann durch die Edeltannen den Weg nach des Grafen Schloß verfolgen. Er selbst ist zwar nicht anwesend, aber seinem Verwalter dürfen wir heute nicht vorübergehen; so füllen wir am schnellsten unsere Taschen.«

Gesagt, gethan. Bald nahm uns das dunkle Gehölz balsamischer Edeltannen auf, in dem wir wohl eine halbe Stunde lang, ohne fast zu sprechen, fortschritten.

»Hier ist es herrlich,« sagte Pater Maximilian, »wenn gleich die Schuhe bei'm Gehen auf den Nadeln glatt werden; findest Du es nicht auch? Du schweigst aber. Hast Du etwas auf dem Herzen?«

»Ja, Maximilian, ich habe Dich schon lange nach etwas fragen wollen und heute soll es endlich geschehen. Ich habe mir schon oft den Kopf darüber zerbrochen, kann es aber nicht ergründen und verstehen. Gieb mir Aufschluß über das, was ich wünsche.«

»Nun, was mag das für ein wichtiges Ding sein?«

»Du hast unter Deinen Büchern ein Buch, welches von einem Schüler Mesmer's – ich kenne diesen nicht – verfaßt ist und über den Lebens-Magnetismus handelt.«

»Ha! – Was soll es damit?«

»Was ist das? Ich verstehe es nicht.«

»Mein junger Freund, höre mich an. Klügere und ältere Leute als Du haben schon oft dasselbe gethan, was Du jetzt thust, und eingestanden: wir verstehen das nicht. Sie haben auch Recht damit gehabt. Denn nur höhere und begabtere Organisationen können das große und erhabene Geheimniß begreifen, welches in diesem räthselhaften Worte liegt. Nicht Vielen ist es gegeben, die Wahrheit zu ergründen, die der Begriff dieses Wortes umfaßt, und leider haben sich deshalb ungeschickte und erbärmliche Menschen genug gefunden, die den unverstandenen Begriff nach ihrer Auffassung, zu eigenem Nutzen und zu Anderer Schaden auszubeuten nicht errötheten. Und dadurch ist die erhabene und unerschöpflich tiefe

Lehre des Magnetismus im Allgemeinen in Verruf gekommen; man hat sie verdammt, als etwas Unsittliches, man hat sie lächerlich gemacht, als etwas Phantastisches, und zuletzt hat man sie für ein Hirngespinnst Verrückter oder für ein Kunststück arglistiger Betrüger gehalten. Im Ganzen aber bist Du noch zu jung und unerfahren in der Wissenschaft, um zu verstehen, was ich Dir darüber vorläufig mittheilen möchte. Nur so viel erfahre: die Lehre vom Lebens-Magnetismus ist keine Träumerei, sondern es liegt ihr eine, wenn auch nur wenig erforschte, Wahrheit zum Grunde. Beschäftige Dich übrigens nicht vorzeitig mit dieser Lehre, Du könntest das Nützlichere darüber aus den Augen verlieren. Erst wenn Du Dein Studium als Arzt vollendet und dann noch Lust und Zeit hast, tiefer in den verborgenen Geist der Natur und ihre geheimnißvollen Quellen zu dringen, erst dann magst Du Dich darum bekümmern. Und auf daß Dir dieser Weg ein leichter werde, will ich Dir, wenn Du mich verlässest, eine Schrift mittheilen, die ich selbst verfaßt habe und die Alles gesammelt enthält, was Wahres und Wichtiges in dieser Lehre von aufgeklärten Männern bisher festgestellt ist. Bis dahin aber laß es ruhen – künftig ein Mehreres darüber. – Hier aber laß uns einen Augenblick niedersitzen!« –

Wir hatten den schönen Weg durch die Edeltannen zurückgelegt und waren in eine trichterförmige Vertiefung

gekommen, die mit einem weichen Teppich schwellenden Mooses bekleidet war. Rings umher in weiterem Umkreise schüttelten im leichten Morgenwinde junge Buchen und Erlen ihre kühlenden Wipfel, deren dichtbelaubtes Blätterwerk den Strahl der wärmer gewordenen Sonne kaum durchdringen ließ. Maximilian war durch das Gehen und Sprechen warm geworden, er warf sich in das kühle Moos nieder und streckte seine Glieder behaglich darauf hin.

»Wie das erquickend ist,« sagte er freudig, »am Busen der wohlmeinenden Erde zu liegen und himmlische Milch aus ihren vollen Brüsten zu trinken – o Knabe, wie schön ist die Welt und wie niederträchtig häßlich machen sie die Menschen!« Und er starrte mit weitgeöffneten Augen in das reine Blau des Himmels empor und schien darin den Schöpfer suchen zu wollen, der diese schöne Welt zur Freude der Menschen geschaffen und doch darin die Schlange mit ihrem Gifte, und die verführerischste Schlange von allen, den Menschen mit seinem nimmer-satten Geiste und seinen Leidenschaften zugelassen hat.

Dann begann eine Nachtigall erst leise, dann lauter, dann mächtig zu schlagen, ihre schmetternden Töne füllten das Gebüsch, die Luft und unser Ohr.

»Horch!« rief Maximilian und setzte sich aufrecht hin – »das ist ein Bote aus jener besseren Welt, wo es keine Schlangen und vielleicht auch keine Menschen giebt.«

Wir horchten athemlos, entzückt, überwältigt von der hinreißenden Gewalt, welche die Stimme einer klagenden Nachtigall ausströmt. Maximilian's edles Gesicht röthete sich mehr und mehr, seine Miene nahm etwas Lächelndes und Glückseliges an, was ich selten an ihm wahrgenommen hatte, und sichtbar brach sich eine innere und lebendige Wallung in ihm Bahn. Ich blickte auf ihn hin wie auf einen mir unbekanntem Menschen.

»Sie schweigt!« rief er laut. »Ha! Mich wandelt die Lust an, auch meine Stimme sie hören zu lassen und die ihrige wieder damit hervorzulocken. Knabe, Gefährte, Freund – höre, was Du noch nie gehört hast; ich will einmal vergessen, daß ich ein Mönch bin, will einmal wieder jung und glücklich sein – höre mich an!«

Er stand auf, seine breite Brust dehnte sich kräftig; er blickte zum Himmel auf, und beide Arme ihm entgegenstreckend, ließ er eine Stimme erschallen, die mir durch Mark und Bein schmetterte, so daß die Erschütterung meiner Nerven Entzücken und Wonne gleich einem kalten Schauer durch meinen ganzen Körper rieseln ließ. Er hatte ein Recitativ einer der neueren Opern gewählt, dem sich eine ergreifende Arie anschloß. Ich glaube, sie stammte aus Mozart's erhabenstem Meisterwerke. Ich stand auf und athmete nicht mehr. Meine Ohren waren mit seinen Tönen zusammengewachsen und meine Augen verschlungen ihn fast. Mächtiger habe ich nie eine menschliche, tiefe, beinahe donnernde Stimme erschallen hören. Im lauten Echo widerhallte sie in der blauen

Ferne, gegen die krystallinen Gewölbe des Himmels aufsteigend. Die tausend Vögel, die eben erst mit ihren frischen Kehlen um uns geschmettert und geflötet hatten, verstummten, gleichsam verwundert, wie es eine solche Stimme geben könne. Lauschend waren der Wald, die Nachtigall und die Lüfte, lauschend war auch ich ganz Ohr.

Er endete. Triumphirend wie ein Sieger schritt er heftig, die Arme auf- und abbewegend, auf dem Rasen hin und her, mit leuchtenden Augen und gerötheter Stirn zum reinen Himmel aufblickend. Endlich stand er still, sah mich an und rief:

»Nun – was sagst Du jetzt? Hast Du schon so etwas gehört?«

Ich wußte nicht, was ich sagen sollte. »Nein,« sagte ich endlich, »nein, Maximilian, nein! Aber wo hast Du diese Stimme her? Im Kloster hast Du nie so gesungen.«

»Ha! So singt man nicht im Kloster, so singt man allein vor Gott, oder höchstens vor einem Menschen, der es versteht, oder vor sich selber. Ja, ich kann's noch, noch bin ich ungeschwächt an Kraft und Jugend, noch bin ich – ich!«

»Aber wo hast Du das her, Maximilian?« fragte ich immer noch erstaunt, beinahe erschrocken

»Wo ich es her habe? Von der Natur, von Gott, von wem sonst? Ach, diese Stimme, mein lieber Fritz, so schön sie ist, sie hat mir doch mehr Kummer in meinem Leben verursacht, als irgend etwas Anderes, und so lieb

sie mir ist – ich wollte – oder nein! ich würde sie doch nicht fortgeben, denn sie ward mir von Ihm!«

»Aber die Ausbildung, Maximilian? Du mußt in der Jugend guten Unterricht genossen haben?«

»Freilich, freilich! Aber sieh! Gerade die Ausbildung der Stimme ist es, was an der meinigen nicht das Vorzüglichste ist. Die letzte Stufe der Vollkommenheit fehlt mir – ich konnte sie nicht erreichen, weil, weil – ich nicht sollte. Aber an Kraft, Umfang, Fülle, Ton – ich kann es Dir ja dreist sagen – hier hört mich ja Niemand, der mich für einen Lügner oder einen eingebildeten Thoren halten könnte – thut es mir Niemand nach, Niemand sage ich, denn es giebt in ganz Deutschland keine Stimme wie die meinige.«

»Aber ich sollte meinen, auch Deine Ausbildung sei vollendet?«

»Das kennst Du nicht. Sieh, mit der menschlichen Stimme ist es, wie mit dem edeln Rosse und dem funkeln- den Diamanten. Zwischen natürlicher und ausgebildeter Stimme ist derselbe Unterschied, wie zwischen einem wilden und einem zugerittenen Pferde, wie zwischen einem rohen und einem geschliffenen Diamanten. Ich hätte vollkommen darin werden können wie keiner – aber – es sollte nicht sein – und es ist gut so!«

Und er versank in trauriges Schweigen, indem er sich wieder niedersetzte, stützte den Kopf in die Hand und verlor sich in seine eigenen Gedanken.

Nach einer Weile fing ich wieder an: »Maximilian, Du hast mir schon so vieles erzählt, aber über Dein eigenes

Leben hast Du immer geschwiegen. Heute habe ich den ersten Zug daraus erfahren – laß mich das Ganze wissen, erzähle mir einmal vollständig die Begebenheiten Deines Lebens – ich bitte Dich darum!«

»Lieber Junge!« erwiderte er mit weicher und gefühlvoller Stimme: »ich habe selbst darüber schon nachgedacht. Du sollst auch einst meine Lebensgeschichte vernehmen, wie ich die Deine vernommen habe. Aber glaube mir, obgleich ich keine blinde Mutter habe und nicht so arm bin wie Du, so ist sie doch noch bitterer als die Deine. Sie verlangt aber ein reifes und gestähltes Herz, denn sie ist voll von Erschütterungen, die ein zartes Herz brechen könnten. Du bist zwar stark, groß, verständig für Deine Jahre, aber – warte noch. An dem Tage, wo Du Dein siebzehntes Jahr erreicht hast – also in einem Jahre – wenn Deine Jugendbildung vollendet ist und das weite, grelle Leben vor Dir liegt, dann sollst Du sie zu Deiner eigenen Stählung und Läuterung von mir vernehmen. Bis dahin gedulde Dich. Jetzt aber laß uns weiter gehen und – Eier, Butter und Hühner sammeln!«

Und wir thaten, wie er sagte und kehrten erst spät Abends, nachdem wir auf einem Gute gegessen, mit einem vollen Sacke und Korbe, keuchend unter unserer ungewohnten Last, in das Kloster zurück.

IX. MEIN GEBURTSTAGSGESCHENK.

Und wieder war rasch und unmerklich ein langer Zeitraum verstrichen und jenes traurige, aber auch heilvolle Jahr für unser Vaterland war angebrochen, von dem

in unserer Geschichte eine neue und glänzendere Aera beginnen sollte, als die kurz vorhergegangene gewesen war. Freilich, wir, in der Gegenwart lebend, sahen damals nur das Traurige; das Heilvolle, noch im Schooße der Zukunft verborgen, aber aus jenem Traurigen hervorkeimend, konnten wir kurzsichtige Menschen noch nicht durchschauen. Aber ahnen mochten wir es theilweise wohl, wenigstens gab es unter den Männern, mit welchen ich damals lebte, einige die sich nie das Grauen der Gegenwart verbargen, aber auch die Hoffnung der Zukunft nie aus den Augen und dem Herzen verloren, ja, eine ruhmvolle Wiederauferstehung seltener und nie dagewesener Art, weitsichtig genug, vorausverkündeten.

Im Kloster war auch dieses letzte Jahr in seiner gewöhnlichen Weise verstrichen, nichts Besonderes war geschehen, nur die Hoffnung keimte mit dem jungen Jahre hervor, im Laufe der nächsten Monate von den kleinen Leiden befreit zu werden, die aus der zeitigen Herrschaft des Pater Vikarius entsprungen waren.

Mein Unterricht bei'm Pater Ludovikus wurde regelmäßig fortgesetzt; redlich hatte der wackere Mann ausgehalten und trotz seiner körperlichen Gebrechen, die aber merkwürdiger Weise mit den Jahren immer geringer geworden, war er bis zum Ende desselben eben so willfährig und hingebend geblieben, wie er es am Anfange gewesen war. Und glücklicherweise wurde er dadurch für seine langen Mühen belohnt, daß er seiner Aussaat entsprechende Früchte an seinem Schüler wahrzunehmen glaubte. Ich war so ziemlich für ein ernstes Studium reif,

freilich nur, wie man es in damaliger Zeit verlangte, denn die allgemeine und in's Einzelne gehende Bildung oder vielmehr Ausdrechselung der heutigen Jugend war mir wohl nicht mit den vorhandenen Mitteln beizubringen gewesen. Was ich aber wußte, wußte ich ordentlich und es saß fest; in manchen Disciplinen sogar, zum Beispiel im Lateinischen, konnte ich dreist mit einem heutigen Primaner den Wettkampf aufnehmen.

Da erschien am 26. April 1806 Mittags, gerade als alle Bewohner des Klosters im Refektorium versammelt waren, unerwartet und zu allgemeiner Freude unser guter Pater Guardian. Ein Schiff hatte ihn in aller Stille wieder gebracht und er war an's Land gestiegen, ohne von irgend einem Bekannten der Umgegend bemerkt worden zu sein. Ich sehe ihn noch an jenem Tage in meiner Erinnerung vor uns stehen, frisch und gesund, glücklich und strahlend vor Freude, wieder unter den Seinigen in der geliebten Heimat zu weilen.

»Junge!« rief er, als die Begrüßung auch an mich gekommen war, »wie bist Du gewachsen und kräftig geworden! Nun, ich merke es, Du stehst immer noch mit dem Pater Hilarius, dem Küchenmeister, auf gutem Fuße. Ha! welch' männliches Gesicht hat er bekommen! Da darf er wohl« – wandte er sich an die Patres Ludovikus und Maximilian, die, herzlich froh, ihn wieder zu haben, unzertrennlich an seiner Seite standen – »da darf er wohl heute Abend ein Glas Wein mit uns auf meiner Zelle trinken? Komm, Fritz, Du bist mit unseren Freunden eingeladen und wie sie willkommen!«

Und während der Pater Vikarius diesen Abend grolend und brütend, aber auch im Stillen triumphierend – denn er wußte, was wir noch nicht wußten, seine Pläne bis zum Pflücken gereift – auf seiner Zelle zubrachte, saßen Ludovikus, Maximilian und ich beim Guardian und berichteten mit kurzen Worten das Vorgefallene und hörten die Erlebnisse des Guardian's auf seinen Reisen von ihm erzählen.

»Freunde,« sagte er, »vergesset das Vergangene, denn nun ist die Trennung und was sie Uebles mit sich brachte, vorüber; der einstweilige Regent hat dem noch lebenden alten Könige sein Scepter wieder übergeben, und es soll vor wie nach milde und weise geschwungen werden. Von heute an ist die alte gute Ordnung in Allem wieder hergestellt, wie sie früher war, Ihr habt Eure Freiheit, zu schalten und zu walten nach Gottes Willen und Eurer Einsicht, und nun laßt uns auf ferneres Wohlergehen und inniges Zusammenhalten ein volles Glas dieses alten Weines leeren – mögen wir noch viele Jahre freudig und fröhlich bei einander leben!«

»Bis auf mich!« sagte ich, nachdem wir getrunken, »denn übermorgen über ein Jahr bin ich achtzehn alt.«

»Ein Jahr ist lang, mein Sohn, es kann sich Vieles darin ändern. Fürchten und bangen wir nicht vor der Zeit. Und Du wirst glücklich sein, auch einmal dem Leben anzugehören, und das Leben wird Dir heiter und sonnig erscheinen. So sei es, trinken wir darauf!«

»Wolle es Gott!« dachte ich, »Amen!« und leerte mein Glas. –

Ich konnte des nächsten Tages Schluß und den Anfang des darauf folgenden kaum erwarten. Mir war ja verheißen, Pater Maximilian's Geschichte zu hören, und daß er selbst an sein Versprechen dachte, sah ich ihm wohl an, denn er war ernster, schweigsamer und feierlicher gestimmt, denn je. Endlich brach die Sonne des 28. April hervor. Ich war also siebzehn Jahre alt. Welcher Reichtum an Jahren hinter mir, dachte ich, aber welcher noch größere vor mir! Welche hohe Stufe der Entwicklung für mich Armen, Verwaisten, Verlassenen hatte ich erstiegen! Aber welche Aussichten lagen vor mir, welche Hoffnungen, welche Erwartungen? Ach! ich war immer noch sehr arm, sehr hülfbedürftig, um weiter zu kommen, aber – ich war siebzehn Jahre alt, also reich an Jugend, reich an Kraft und Gesundheit, reich an Hoffnung und Vertrauen – war ich nicht trotz meiner Armuth und Hülfbedürftigkeit zu beneiden?

Und es war ein schöner Tag dieser April, ein wahrer Frühlingstag mit keimenden Gräsern, grünenden Blättern und schlagenden Nachtigallen. Ich war schon früh auf den Beinen und rüstete mich feierlich zu dem Bevorstehenden. Denn ich hatte ein Gefühl, als ob mir etwas Ernstes begegnen sollte. Um neun Uhr Morgens trat ich vor Maximilian und blickte ihn fragend an. Er richtete sein großes glänzendes Auge auf mich und fragte: »Bist Du fertig? – Nun wohl, so will ich Dir mein Versprechen halten. Komm, laß uns in den Wald gehen und verfolgen wir den Weg durch die Edeltannen nach dem Mooskessel hin, dort sind wir ungestört.«

Und schweigsam aber rasch schritten wir unserem Ziele entgegen, als könnten wir Beide die Zeit nicht erwarten, er, seine Zunge zu lösen, ich, meine Ohren zu füllen. Endlich waren wir an Ort und Stelle angelangt.

»Fritz,« sagte er, indem er sich zu mir auf den Rasen niederließ, meine Hand ergriff und warm drückte, »ich wünsche Dir Glück zu Deinem heutigen Festtage; Du trittst heute in das männliche Alter und bist, der Reife Deines Innern nach, in Folge Deiner Erziehung und Deines Umgangs, schon ein angehender Mann. Bleibe gut und redlich, wie Du es jetzt bist, das Andere giebt Gott. Aber auch mir wünsche Glück zu dem heutigen Tage, daß ich, wie Du einen Mentor gefunden hast, in Dir einen Schüler besitze, in dessen mitfühlendes Herz ich den Kummer meiner Seele ausschütten kann. Du bist heute nicht allein der Glückliche, der seinen Geburtstag feiert, denn Du bist heute erst siebzehn, ich aber bin siebenunddreißig Jahre alt, wir sind Beide an demselben Tage, nur zwanzig Jahre nach einander, geboren.«

»Maximilian!« rief ich und fiel ihm, überströmend von Gefühl, um den Hals.

»Ich danke Dir, mein Junge, ich danke Dir innig. Ich verstehe Alles, was Dein einfacher Ausruf sagen will. Doch jetzt laß mich eilen; es brennt mir auf dem Herzen, die Last will herunter, sie hat lange genug einsam und der Stunde der Erlösung harrend darauf gelegen. Was Du aber auch erwartest, erwarte nicht zu viel. Mein Leben ist, ein einziges Ereigniß abgerechnet, nur eine Kette

fortlaufender innerer, nicht äußerer Erschütterungen gewesen. Mein Lebenslauf liegt mehr in meinem Herzen, als auf den Bahnen des Lebens selbst verzeichnet. Dahin also, in meines Herzens Tiefen mußt Du mir folgen. Zürne nicht, wenn Du mich nicht liebenswerth findest, ich kann nicht anders sein, als ich gemacht bin, und mich nicht anders schildern, als ich mich gezeigt habe. Ich habe mir aber vorgenommen, Dir alle meine Gedanken und Gefühle, die ich durchkämpft und durchrungen, streng der Wahrheit gemäß mitzuthemen, denn ich habe mich geprüft und gefunden, daß ich es kann, daß ich es darf. Unterbrich mich auch nicht mit Fragen, laß meine Seele wie ein stilles Gewässer vor Deinen Augen dahinfließen; der Steine des Anstoßes, über die es brandend schlug, hat es früher genug gefunden.«

»Ich muß mir aber für Dich zuerst einen Namen geben, an dem Du mich erkennest. Ich nenne Dir nicht den, durch den ich im Leben bekannt geworden bin; der aber, den ich Dir nenne, gehört mir eben so gut, wie der andere, denn er ist meiner Familie als zweiter Name eigen. Ich heiße Max Rippold von Schellenberg und bin der Sohn eines vornehmen Hofbeamten, der noch jetzt am Hofe des Herzog's von *** lebt. Brüder hatte ich nicht, wohl aber zwei Schwestern und beide waren älter als ich. Beide wurden von einer Dame im Hause des Vaters erzogen, wie auch ich von früher Jugend an ebendasselbst einem strengen Erzieher untergeben war. Meine Mutter war leider früh gestorben und mein Vater war in seine höfischen

Geschäfte so tief vergraben, daß er in meiner Kindheit nie eine Stunde für mich übrig hatte.«

»Ich kann wohl sagen, daß ich in meinem ganzen Leben stets im Kampfe mit den Formen dieses Lebens gewesen bin, denn ich habe nie begreifen können, wie die Menschen so thöricht sein konnten, das Natürliche, unter dessen Schutze sie allein glücklich zu sein vermochten, abzustreifen, sich selbst künstliche Regeln dafür aufzulegen, die sie beschränkten und verschrumpften, und sich so in einen selbst geflickten Mantel der Heuchelei und des Scheines zu hüllen, der Alles verbirgt, was der weise Schöpfer aus reiner Vatergüte in ihre Natur gepflanzt hat. Im Hause meines Vaters waren alle Vorgänge, alle Verrichtungen und Unternehmungen nach bestimmten Regeln und Formen berechnet, von denen niemals, nicht einmal unter besonderen Umständen, selbst in Kleinigkeiten abgewichen werden durfte. Kam ich zum Beispiel von einem Spaziergange nach Hause und forderte aus Hunger ein Stück Brot oder einen Apfel, so wurde mir gesagt, um diese Zeit äße man nicht, während ich glaubte, man äße, wenn man hungrig sei. Hatte ich Lust auszugehen, so hieß es, um diese Zeit speise man; war ich müde, so mußte ich wachen; wollte ich arbeiten, so mußte ich spielen. So ging es im Kleinen, so ging es im Großen. So auch fand ich es später bei Beurtheilung der mich umgebenden Dinge und Verhältnisse fand ich etwas gut oder schön, so wurde mir gesagt, es sei schlecht, oder häßlich, oder nicht für mich passend. Wählte ich mir zum Beispiel einen hübschen Knaben aus der Nachbarschaft zum

Umgeange aus, so ward er mir verboten, denn der Kna-
be sei nur eines Krämers Sohn. Lobte ich einen Künst-
ler, den ich da oder dort gehört und der mich begeistert,
so wurde mit Hohnlächeln erwidert: es sei nur ein Gei-
ger. Eine Dame, die ich widerwärtig, häßlich, katzenartig
freundlich, plauderhaft und selbstsüchtig fand und da-
für erklärte, wurde vergöttert wegen ihrer Schönheit, Lie-
benswürdigkeit und Gefälligkeit; einen tugendhaften, ge-
treuen Diener hörte ich nur einen diebischen Lump nen-
nen. So wurde meine ganze jugendliche Anschauung aus
ihrem richtigen Gesichtspunkte gerückt, ich wußte nicht
mehr, was ich sagen, ob ich über diesen oder jenen Punkt
sprechen oder schweigen sollte, und ob ich überhaupt ei-
ne andere Meinung haben durfte, als andere Menschen.
Natürlich dachte ich über diesen Meinungsunterschied
oft und gründlich nach, und da ich keinen vernünftigen
Grund dafür entdeckte, so verschloß ich mich in mich sel-
ber und behielt meine Ueberzeugung für mich. Und dies
nahm mit meinem vorrückenden Alter, meinen wachsen-
den Bekanntschaften, meinem reiferen Verstande immer
mehr zu; überall, wohin ich kam, fand ich dasselbe Wi-
derstreben gegen meine Meinungen, denselben Gegen-
satz von meinen richtigen und vernünftigen Ueberzeu-
gungen. So abscheulich und ungerecht mir dies schien, so
glaubte ich doch anfangs das Unrecht auf meiner Seite,
ich fürchtete, meine Augen seien trübe, sie sähen allein
Alles dunkel, meine Ohren taub, sie hörten falsch, meine
Begriffe einfältig, sie urtheilten nicht nach dem gefunden
Menschenverstande. ›Was ist denn aber gut, edel, schön

und wahr?« fragte ich einst meine ältere, mir im Begreifen des damaligen Zustandes aller Verhältnisse weit überlegene Schwester, und bekam die Antwort: ›Schön, gut, edel und wahr ist, was die Welt so nennt, denn der einzelne Mensch ist zu beschränkt, um eine richtige Meinung zu haben.« Damit war ich aber nicht zufrieden, denn ich erkannte schon in Einzelheiten, daß nicht diese Welt, sondern ich eine richtige Meinung ihr gegenüber habe. ›Und wer ist denn diese Eure richtig urtheilende Welt?« fragte ich weiter. ›Das sind wir,« sagte sie, ›die Vornehmen, der Hof, die Leute von Stand!«

»Ach so! dachte ich und empfand über das Alles eine tiefe Betrübnis und gewöhnte mich immer mehr daran, meine Ansicht für mich zu behalten und die der Anderen nur zu beobachten, nicht zu bekritteln. Da fand ich denn endlich mit zunehmendem Alter den Schlüssel zu diesem ganzen unnatürlichen Wesen. Es war nicht wirklich so, wie man mir sagte, es war nur Sitte, Gewohnheit so zu sein, zu sprechen und zu urtheilen; am Hofe nannte man es feine Sitte, Anstand, Ton und Benehmen, während ich es hätte Lug und Trug nennen mögen. Das war für mich aber etwas ganz Neues. Indessen lernte ich diesen Unsinn allmählig begreifen. Was mich aber am meisten dabei schmerzte und mir einen großen Widerwillen gegen diese feinen Menschen einflößte, das war die allmählig gewonnene Einsicht, daß man nur alles das für richtig, vortrefflich und erhaben hielt und ausgab, was in einem gewissen, sehr enggezogenen Kreise unter diesen

Menschen geschah. Nur die sogenannten vornehm Geborenen, die Standespersonen und ihre Kinder hatten ein Recht, ihre eigene Meinung zu sagen, sich so oder so zu geberden, dies oder das zu thun, wenn auch Alles, was sie sagten und thaten, so unrecht und unvernünftig wie möglich war. Alles, was unter oder außer diesem Kreise stand, kam nicht in Betracht, nicht zur Geltung. Es war so gut wie nicht vorhanden, ja, es war erbärmlich, nicht der Beachtung werth, oder wohl gar gemein und verächtlich. Ich wurde trostlos über die Wahrnehmung, denn gerade das, was ich in jenen erhabenen Kreisen sah und hörte, war in meinen Augen falsch, unsittlich und gemein – in den geringgeschätzten aber erblickte ich häufig ein edles Bestreben, Fleiß, Edelmuth und Sitte, kurz die guten Eigenschaften des menschlichen Herzens im Verhalten und Handeln. Auf diese Weise bekam ich einen wahren Ekel vor der sogenannten hohen Gesellschaft, denn ich sah sehr wohl, daß sie vor der Welt eine Maske trug, die äußerlich blendete und ihre eigenen häßlichen Züge verdeckte, mir aber keinen Augenblick ihre wahre Gestalt verhüllte. Was that ich nun, was konnte ich hierbei thun? Nichts, als mich im Innern von dieser Maske, von dieser Gesellschaft abwenden, sie verläugnen, wie Gott den Teufel verleugnet hatte, und ihr einen ewigen Krieg schwören. Ich schwor ihn und ich begann ihn. Aber ach! dieser Krieg zog sich durch mein ganzes Leben hindurch, und ich, der Einzelne, also der Schwächere, unterlag in diesem Kriege.«

»Ich war in meiner Erziehung so weit vorgeschritten, daß ich mich fragen konnte, zu welchem Berufe willst Du Dich für Dein Leben entschließen? Mein Vater nahm sich die Zeit, eines Tages mit meinem Erzieher hierüber ein paar Worte zu wechseln. Ich erfuhr, daß ich, wie nicht anders zu erwarten gewesen war, zu einem Hofschranzenleben herangebildet werden sollte und daß man mir bei möglichem Widerstreben die Empfänglichkeit für dieses Leben einzuflößen wissen werde. Es wurde diese Einflößung versucht, mit allen Mitteln, aber sie gelang dennoch nicht. Ich wollte kein Hofschranze, das heißt, kein faullenzender, sich bückender, kein süßer und doch in meinen Augen verächtlicher Sklave werden, ich wollte ein Mensch sein, frei nach meinen Einsichten, meinen Neigungen schalten und walten. Das gab schlimme Auftritte und bittere Worte, denn da ich nicht augenblicklich und mit Dank gehorchte, legte man mir Schnürstiefel an – man wollte mich mit Gewalt zu jenem scheinbaren Glücke zwingen. Aber einen Geist, wie den meinigen, der einen Blick in das große pulsirende Herz der Menschheit und einen anderen in den faulen Abgrund der Gesellschaft geworfen hatte, zwingt man so leicht nicht. Ich wurde zwar als ein Unwürdiger, Abtrünniger, Verlorener betrachtet, das war mir aber sehr gleichgültig. Daß aber auch meine Schwestern mich als einen solchen betrachteten und behandelten, war mir schmerzlich. Ich wurde von ihnen aufgegeben, sie wurden von mir bedauert, und so zogen wir uns allmählig ganz von einander zurück. Schließlich ward ich im Hause als eine Art Diener,

Fremder betrachtet, oder vielmehr geduldet. Ich bekam mein Essen auf mein Zimmer geschickt, meinen Erzieher verabschiedete man als unfähig und für jetzt unnötig, und ich ward mir endlich selbst überlassen, und das war noch das Beste, was man für mich thun konnte. Denn, was man bei mir für eine Bestrafung und einen Verlust hielt, das ward mir eine Belohnung und ein Gewinn – ich bildete unter solchen Verhältnissen meinen Charakter vollständig aus, um damit auch späteren Unbilden männlich und kühn trotzen zu können. Und außerdem hatte ich dabei das Glück, für mich lernen und leben zu dürfen.«

»Ich war nun sechszehn Jahre alt. Wenn ich meinen Vater einmal zufällig sah, wurde ich mit Achselzucken bedacht; begegnete ich meinen Schwestern, wurde ich mit Naserümpfen angeblickt. Im Ganzen wurde ich nicht mehr zu ihnen gezählt, und zuletzt war ich Allen sehr gleichgültig geworden, denn aus mir konnte ihrer Meinung nach nie etwas werden. Ich aber hatte dagegen beschlossen, daß trotzdem aus mir etwas werden sollte und nun begann erst der hartnäckigste Kampf.«

»Unter den Gaben, mit denen mich die gütige Natur beschenkt, war besonders eine selten und hervorragend. Es war die Gabe einer vortrefflichen Stimme. Auf ihre Entwicklung verwandte ich viele Zeit und Mühe, denn ich hoffte, damit einst etwas Tüchtiges leisten zu können. Ich wollte ein Künstler, ein Sänger werden, wie ich deren zu meiner Erbauung und Erhebung bisweilen in

der Residenz kennen gelernt hatte. Leider war ich unvorsichtig genug, irgend einmal gegen Jemand von dieser Absicht zu sprechen. Ich wurde vor meinen Vater beschieden und es gab eine arge Scene. Schließlich wurde ich als ein Dummer, Unsinniger, Unedler bezeichnet, der seinen Stand, seine Abkunft verunreinige, und mit diesem Troste auf mein Zimmer gejagt. Ich war eben so verwundert wie entrüstet. Wo sitzt denn das Edle, Adlige an diesen Menschen? fragte ich mich. Kann ich es sehen? Nein! – Hören? Nein! – Vermuthen? Nein! – Sitzt es auf ihrer Stirn, im Gesicht, im Herzen? Ach nein! – Wo sitzt es denn? In der Einbildung? Ja, ja, ja! rief es in mir. Sind sie klüger, als andre Leute? fuhr ich fort. Nein, im Gegentheil! – Haben sie mehr gelernt, sind sie fleißiger gewesen? Nein! – Leisten sie mehr? Diese Frage konnte ich mir lange nicht beantworten. Ich mußte erst erfahrener werden, um die richtige Antwort zu finden. Später aber fand ich sie – denn ich sah, was sie leisteten. Sie leisteten in der That viel – in ihrer Art; ich aber, obwohl ich wie sie die drei zauberhaften und wahrscheinlich symbolischen Buchstaben vor meinem Namen trug, mochte das in meiner Art nicht leisten. Ich konnte und mochte mich nicht bis zur Erde bücken, wie sie, wenn ein um einen Grad Höherer kam und mich anredete. Ich sah in jedem Höheren immer nur den Menschen, wie ich selbst einer war, nie den hochgestellten Menschen. Ich konnte nicht immer lächeln, wenn sie mich anblickten, nicht immer schöne Worte auf den Lippen haben, während es in mir über ihre Dummheit und ihren Dünkel zürnte und

kochte. Ich konnte mein ganzes Innere nicht verläugnen und die Wahrheit verhehlen, wenn man eine Lüge von mir verlangte. Mit einem Wort, ich sprach, was ich dachte und fühlte und that, was mir beliebte. Ach! das war für mich sehr natürlich, aber – das war sehr dumm, das war gerade die Grundursache meines Mißgeschicks, und dennoch würde ich heute so sprechen und thun, und wenn mir noch herberes Mißgeschick bevorstände, als mir in meinem Leben begegnet ist.«

»Wie erbärmlich sind diese Menschen! dachte ich oft. Freilich, aber noch erbärmlicher kamen mir diejenigen vor, die ihre eigene Würde tagtäglich verläugneten und sich zu Schuhputzern, Kammerjungfern und Schleppenträgern dieser mit den drei zauberhaften Buchstaben Begabten erniedrigten, die sich aufgaben, um sich jenen hinzugeben, die sich in Duft aufgelöst hätten, um sich von jenen ausschnupfern zu lassen, mit einem Wort, die sich selbst verachteten, um nur von jenen ein holdes Lächeln gnädigen Beifalls und erhabener Anerkennung zu gewinnen.«

»Endlich faßte ich mir einmal ein Herz, ging zu meinem Vater und sagte:

›Willst Du mich eine Künstlerlausbahn betreten lassen?‹

›Du bist verrückt! Ich habe Dich nicht erzogen, um Dich als Drehorgelmann vor mir zu sehen.‹

›Ich habe aber Talent, eine gute Stimme –‹

›Die habe ich auch – Du hörst sie so eben –‹

›So laß mich eine andere Laufbahn beginnen –DD

›Mit Freuden, welche? Willst Du Page bei'm Herzog werden?‹

›Ich danke – ich bin nicht gut genug dazu – laß mich studiren.‹

›Studiren? Was willst Du studiren?‹

›Die Naturwissenschaften – so kann ich auch bei Hofe glänzen.‹

›Glänzen? Gut! Studire sie. Hier sind sechshundert Thaler für das erste Jahr. Sind sie ausgegeben – schreib. Dann studire weiter – so viel Du willst und wozu Du Lust hast – Adieu!‹

»Und wer war froher als ich! Fort war ich auf Adlerschwingen – in die frische, freie, fröhliche Welt hinein – um zu lernen, um zu leben, um endlich ein Mensch nach meiner Ansicht zu sein.«

»Ich wählte die Universität Halle zu meinem ersten Ausfluge. Eine lärmende Schaar lebenslustiger Burschen hieß mich tausend Mal willkommen und bald fand ich mich unter ihnen heimisch. Für den so eben glücklich überstandenen Druck im väterlichen Hause entschädigte mich hier laute, ungebundene Lust und Jugendfrische. In wenigen Tagen aber war ich schon von diesem neuen Paradiese gesättigt, denn das Studentenleben in Halle war damals etwas übermäßig natürlich und berührte die Grenzen der Rohheit. Vom Studiren war niemals die Rede, die Vorlesungen wurden nur zuweilen besucht, um

sich darin von den Strapazen der Commerce auszuruhen. Bald indessen hatte man meine schöne Stimme entdeckt, ich wurde schon als Fuchs der Liebling aller Senioren, und unter allen Fenstern, wo Serenaden gebracht wurden, leistete ich das Hauptsächlichste. Ich wurde überall verwandt, wo man mich gebrauchen konnte, und die Burschenschaft rechnete es sich zum Ruhm an, mich zu den Ihrigen zu zählen. Unter dem Namen: Rippold, der Sänger! stehe ich für ewig in den Annalen der Hallenser Burschenschaft verzeichnet. Mein Ruf verbreitete sich auf Windesflügeln von Ort zu Ort. Ein Concert, welches die Studenten einst zum Besten einiger Kinder verunglückter Halloren veranstalteten, zog eine große Menge Fremder aus der ganzen Umgegend herbei. Auch die vornehme Welt war dabei reichlich vertreten, sogar einige junge Fürstensöhne und Prinzessinnen von benachbarten Höfen beehrten unsern Musensitz. Ich sang, so gut ich singen konnte und mir wurde nach Beendigung des Concerts eine große ehrenvolle Abendmusik gebracht, wofür ich die Ehre hatte, die ganze Burschenschaft aus meiner Tasche zu erquicken. Die versammelt gewesenen hohen Herren und Damen hatten nach meinem Namen gefragt und ließen mich am anderen Morgen sogar zu sich rufen. Es wurden mir viele süße Dinge mit der glaubwürdigsten Miene entgegengeflüstert. Diese meine musikalische Fertigkeit und der Beifall, den sie erntete, hatte mich in meiner Selbstachtung erhoben, ohne mich eitel gemacht zu haben. Ich gab mir nur noch mehr Mühe, die

in meinen Verhältnissen möglichste Ausbildung zu erreichen. Bald darauf erfolgte eine Einladung nach dem nicht weit entfernten Fürstensitze jener Herrschaften. Ich reiste mit Kourierpferden dahin ab, sechs bis acht reitende Studenten voraus und hinterdrein. Diese blieben im Gasthause, ich wandte mich zum Schlosse. Hier nahm man mich gnädig, beinahe gütig auf und setzte mir sehr gute Speisen und Getränke vor. Eine schöne Dame, die ich schon neulich in Halle bemerkt hatte, tändelte und scherzte mit mir und schenkte mir endlich einen Blumenstrauß, in welchem ein Brillant verborgen war. Vom Gesange und vom Singen aber war keine Rede. Abends fuhr ich wieder etwas ernüchert heim. Noch einige Male erhielt ich duftende Briefchen mit honigsüßen Worten von dieser Dame und die wiederholte Bitte, die Residenz als einen Tempel der – Kunst zu betrachten und recht bald wieder darin zu erscheinen, um dem Gotte der Musen zu opfern. Mich langweilte es aber, immer zu essen, zu trinken, zu tändeln und von schmachtenden Augen mit geschminkten Wangen begafft zu werden. Ohne Zweifel hielt man mich für einen sehr blöden Schäfer und – gab mich auf. Als mir dies Verfahren späterhin bei größerer Lebenserfahrung klar wurde, habe ich selbst über meine aufrichtige Ergebenheit und meinen guten Glauben an die Kunstverständigkeit jener Schönen herzlich gelacht. Ich besuchte aber nie wieder diese Sirenenresidenz.«

»Bald darauf erhielt ich von meinem Vater einen Brief; es war der erste, den ich von ihm in meinem Leben empfing. Die Kunde meines musikalischen Auftretens vor hohen Herrschaften und ihr ungetheilter Beifall war zu seinen Ohren gelangt und gnädig aufgenommen worden. »Er freue sich,« schrieb er mir, »daß ich vor Ihren Durchlauchtigkeiten gesungen, ich solle es auch ferner thun, nicht aber vor der Kanaille – dem Publikum. Wenn ich meine Stimme recht kavaliermäßig ausbildete, würde ich gewiß bei meiner Rückkehr nach Hause die Ehre haben, am Hofe des Herzog's eine sehr schöne Stellung zu finden. Einliegend sende er mir zweihundert Thaler zu einer kleinen Vergnügungsreise.«

»Dieser Brief ließ mich zuerst lachen, dann aber erröthen. Ich warf ihn mit dem Gelde in einen verborgenen Kasten, denn ich schämte mich vor mir selber, daß mein Vater mir dergleichen schreiben konnte. Vor Fürsten zu singen hatte ich keine Lust mehr, vor der Kanaille auch nicht, aber dem Publikum der guten Mittelklasse traute ich schon etwas mehr Geschmack und Urtheil zu. In den nächsten Ferien entschloß ich mich endlich, dasselbe einmal zu prüfen und auch an mir selbst zu erfahren, welche Freuden das öffentliche Leben für mich bewahrte. Ganz im Stillen schloß ich ein Bündniß mit einem jungen Künstler aus Leipzig. Er war mit einem trefflichen Tenor und einer reizenden Frau begabt. Er überredete mich, im strengsten Incognito eine kleine Kunstreise in fremde Städte mit ihm zu unternehmen. Ich ging darauf ein

und lieh ihm zu dem Ende die Hälfte meiner vorräthigen Gelder. Ich habe sie nie wiedergesehen. Auch den Verdienst auf unseren Concerten sprach ich ihm großmüthig zu, denn es wäre mir unmöglich gewesen, mein Talent mit dem Bewußtsein zu zeigen, dafür bezahlt zu werden. In einer der größeren Städte Süddeutschland's gaben wir das erste Concert. Der donnernde Beifall, der mich auszeichnete, erschütterte schon nach dem ersten Gesange den altersschwachen Saal. Bei der zweiten Erschütterung brach ein hoher Balkon zusammen und mehrere Menschen fanden dabei ihren Tod. Mich jagte es wie einen Verbrecher aus dieser Stadt, der ich nur Unglück bereitet hatte. In einer zweiten derselbe Beifall, dieselbe Auszeichnung, aber kein Todesfall. Man stellte mir am ganzen Tage auf den Straßen nach, Jeder wollte mich sehen, mit mir sprechen. Auch das Publikum schien mir so aufdringlich zu sein mit seiner Gunst, wie die Fürsten. Ich stieg einen bedeutenden Schritt in der Leiter meiner Erwartungen vom öffentlichen Leben herunter. Alle Blätter waren mit meinem falschen Namen gefüllt, mein Ruf flog von Stadt zu Stadt; Einladungen und Anerbieten liefen von allen Seiten ein. Da, eines Abends, nach Beendigung eines glänzenden Concerts, als mein Theilnehmer an dem glücklichen Erfolge, der junge Tenor, von seinen Lorbeern und seiner Einnahme träumend im Weinzimmer saß, machte mir seine reizende Frau den Vorschlag, mit ihr auf und davon und zum Theater überzugehen, wobei sie mir gestand, sie sei nicht mit jenem Künstler verheirathet, sondern nur seine platonische Freundin.

Ich verließ sie noch an demselben Abende, nachdem ich dem arglosen Tenor den wahren Charakter seiner Begleiterin enthüllt hatte. Nichtsdestoweniger blieb er mit ihr zusammen.«

»Auf diese Weise hatte ich sehr bald den Geschmack am Künstlerleben verloren und fühlte mich einigermaßen gedemüthigt. In Halle wieder angelangt, wollte ich mich bei den Studien von meiner moralischen Niederlage erholen, aber ich ward mit Gewalt in die wüsten Gelage der Studenten gezogen. Ihr Gebrüll und höllisches Gebräu, der halle'sche Breihan, war mir längst zuwider, ich konnte keine zwanzig Quart davon verschlucken, wie sie. Daß man einer Lumperei halber alle Tage den Schläger zog und Blut vergoß, widerte mich ebenfalls an. Ich blieb einige Tage zu Hause, um zu lesen, nachzudenken und einen Entschluß zu fassen. Da kamen meine Herren Confratres, warfen meine Bücher aus dem Fenster, nahmen mir mein Geld aus dem Kasten und schleppten mich mit Gewalt in ihre Kneipe. Hier, in einem großen Kreise sitzend, brüllten sie, daß die Scheiben zitterten, und zechten, bis sie nur taumelnd aufstehen konnten. Als sie endlich gegen Morgen aufbrachen, schlugen sie sich auf den Straßen blutig mit den Halloren herum und blieben endlich bis zum anbrechenden Tage in den Rinnsteinen liegen.«

»Ich hatte genug in Halle; von einem vernünftigen Studium konnte hier für mich keine Rede sein. Aus dieser

Zeit schreibt sich mein Widerwille gegen das Wirthshausleben her. Ich habe nie begreifen können, wie Familienväter – jungen Leuten will ich es immer gern verzeihen – den ganzen Abend und jeden Abend in demselben von Tabaksdampf erfüllten Loche sitzen, mit schmutzigen Karten spielen und schlechtes Getränk zu sich nehmen mochten, während sie zu Hause, in ihrem sauberen Stübchen, bei ihrer Hausfrau und ihren Kindern, oder mit einigen guten Freunden sich des Lebens freuen konnten. Aber freilich, die Neigungen der Menschen sind wie ihre Gesichter und Gaben verschieden!«

»Ich ging nach Göttingen, miethete mir in einer Vorstadt ein kleines Häuschen in einem dichtbelaubten Garten, holte meine Bücher hervor und widmete mich allein der Wissenschaft, der Studenten- und reisenden Künstler-Wirtschaft für immer den Rücken kehrend. Ich hatte in beiden nicht den Glanz, die Reinheit und die Befriedigung gefunden, die ich mir davon vorgespiegelt. Jetzt zog ich mich wie eine Schnecke, in mein Haus zurück und fing ernstlich zu arbeiten und zu denken an. Das dauerte ein Jahr. Ein berühmter Professor zog mich nach Heidelberg. Hier, in Gottes schöner Natur, unter seinem blauen, milden Himmel, hatte ich zum ersten Male in meinem Leben Stunden der süßesten Befriedigung und vollkommensten Gemüthsruhe. Ich studirte fleißig und füllte meine Mußestunden mit Musik aus, wozu ich mir einen kleinen Kreis hochgebildeter Musiker und anspruchsloser Dilettanten herangezogen hatte. Während meiner hiesigen strengen Studien bildete sich allmählig

mein ganzer künftiger Charakter und meine Ansicht vom Leben aus, denn ich war viel allein und brachte meine Zeit nur mit ernstern und brauchbaren Dingen hin. So gerieth ich in eine von der wilden Studentenart ganz abweichende Richtung. Ich wurde durch und durch ein ernster, in mich gekehrter, stets über Alles nachdenkender Mensch. Allen leichtsinnigen Zerstreungen abgeneigt, gab ich mich ganz meiner Wissenschaft, der Arzneikunde hin. Bald war die Zeit meiner Prüfungen herangerückt; ich begab mich auf die Universität meines Vaterlandes und legte sie hier glücklich ab. Ich war also ein Arzt geworden. Da fiel mir eines Tages, als ich die Bibliothek durchstöberte, der Mesmerismus in die Hände. Das war mir etwas ganz Neues, Wunderbares, Geheimnißvolles. Ein frischer Quell des Lebens floß mir aus dieser Lehre hervor und ich füllte meine ganze Zeit mit dem Studium derselben aus. Sehr bald fand ich, daß sie zwei Seiten hatte, eine wirkliche und natürliche und eine künstliche, charlatanartige. Wie sich von selbst versteht, wandte ich mich der ersteren zu, denn kein Mensch hat sich je weniger als ich zum Charlatan geeignet. Ich verabscheute von ganzem Herzen jeden falschen Schein, jede übertünchende Maske, jede marktschreierische Thätigkeit, so also auch den gerühmten praktischen Mesmerismus in seiner alltäglichen und eigentlich uneigentlichen Bedeutung. Ich trieb ihn bloß als Wissenschaft und schon das war hinreichend, alle meine Kräfte und mein ganzes Nachdenken in Anspruch zu nehmen.«

»Nach einem beinahe jahrelangen Studium desselben erhielt ich von meinem Vater die Mittel, auf wissenschaftliche Reisen zu geben. Ich besuchte alle wegen ihrer Schönheiten berühmten Gegenden Deutschland's, alle seine großen intelligenten Städte. In allen namhaften Krankenanstalten war ich zu Hause und die Vertreter der medizinischen Wissenschaft wurden meine Freunde. Aber auch die Künste vernachlässigte ich nicht, denn ich hörte alle großen Tonkünstler unseres damit überaus gesegneten Vaterlandes. Gegen das Ausland hatte ich einen unüberwindlichen Widerwillen. Es kam mir vor, als halte mich eine unbekante, beinahe dämonische Gewalt davon zurück, als würden noch Ereignisse in meinem Leben eintreten, die mich doch, wider meinen Willen, dahin treiben würden. Endlich kehrte ich in meine Vaterstadt zurück und bezog ein einsames kleines Haus in einem abgelegenen Theile derselben. In meinem väterlichen Hause hatte sich im Wesentlichen Nichts geändert, es herrschte genau das alte, gegen alle Neuerungen stich- und hiebteste Formenwesen darin vor. Eben so am Hofe, wo mein Vater und meine verheiratheten Schwestern eine Hauptrolle spielten.«

»Ich blickte mich in meiner Vaterstadt und unter meinen gleichalterlichen Landsleuten von Familie um. Ich war damals sechsundzwanzig Jahre alt. Großer Gott! welche trostlose Erfahrungen mußte ich machen! Ich sah in meinen früheren Jugendgefährten nur junge zahn- und haarlose Greise mit hohlen Köpfen, ausgebrannten

Herzen und verwüsteten Mägen. Ich fand sie zum größten Theile dem Leichtsinne, dem Nichtsthun, dem materiellen Lebensgenusse allein ergeben. Nichts Gründliches, Ernstes, Gediegenes bemerkte ich, Alles aber untergraben, hohl, sowohl unter den jungen Leuten des Civils wie des Militärs. Morgens standen sie gegen elf Uhr schläfrig und mit gerötheten Augen auf. Bei einem Kuchenbäcker nahmen sie ihr weichliches Frühstück ein. Dann gingen sie eine Stunde an ihr Geschäft, auf ihre Büreaux oder auf die Parade. Das nannten sie Arbeit. Von da in ein Weinhaus. Von da nach einem Vergnügungsorte. Von da zu einer Schmauserei oder auf einen Ball oder zu Spiel und Trank. So lebten sie alle Tage. Bücher sah ich bei Keinem, selten besaß einer Papier und Tinte und Feder, wenn ich ihm ein Recept verschreiben wollte. Viele von ihnen jagten den öffentlichen Schönheiten nach und vergeudeten ihre letzte Jugendkraft damit; Andere achteten die Tugend anständiger Mädchen so gering, daß sie sie öffentlich an den Pranger stellten und ein leichtfertiges Spiel mit ihnen unterhielten. Wohin soll das führen? dachte ich, und daran soll ich einen Gefallen finden? – Ich besuchte, wie es sich nicht anders thun ließ, einige Gesellschaften und Bälle, um auch dort das allgemeine Treiben kennen zu lernen. Ich sah zu, wie man aß oder eigentlich fraß, ich hörte die koketten Süßigkeiten an, die man der schönen Welt gleißnerisch auftischte. Bald war ich überfüllt von diesen Speisen, mein Magen und mein ernster Sinn widerstand hartnäckig solchen sogenannten Vergnügungen, ich sehnte mich nach geistiger

Speise. Ich suchte wieder die Einsamkeit. Nur unter den Bäumen, im wilden abgelegenen Forste, wo ich mit meinem Schöpfer und mir allein war, ward mir wohl. Hier dachte und grübelte ich, hier spann ich Pläne der Zukunft. Hier arbeitete, hier hoffte ich. Zuwider waren mir die alltäglichen Gesichter leichtfertiger Männer und vergnügungssüchtiger Frauen. Schon wenn mir von Weitem ein bekanntes Gesicht aus der leichten Tagesgesellschaft begegnete, ward mir unheimlich zu Muthe, und ich vermied es, indem ich mich verbarg oder meinen Weg anderswohin lenkte.«

»Glaube nicht, daß ich damals krank war. Im Gegentheile, ich war nie gesunder und kräftiger, nie heiterer und zufriedener gewesen. Nur bedauerte ich den allgemeinen Leichtsinn, die oberflächliche Bildung, das Gängeln und Schaukeln auf der ernstesten Woge des Lebens. Freilich nannten sie mich den Hypochonder, den Menschenfeind, den Philosophen, aber welche Lippen sprachen diese Wörter aus? Waren sie für mich maaßgebend, konnten die Handlungen meiner Umgebung für mich Wegweiser sein? Gewiß nicht. Ich fing, wie ich innerlich schon lange zürnte, auch äußerlich zu zürnen an, und hielt es für meinen Beruf, in kleineren und größeren Gesellschaften den Sittenprediger zu spielen. Aber ach! mein junger Freund, das ist ein eben so mühseliges wie undankbares Geschäft. Mein Loos war das aller dieser moralischen Märtyrer, denn theils predigte ich tauben Ohren, theils lachte man mich aus.«

»Da brach, wie oft aus heiterem Himmel ein Blitzstrahl hervorbricht, plötzlich etwas Unerwartetes in diesen Wirrwarr herein. Eine ansteckende Krankheit, ein bösesartiges Nervenfieber, verderblich wie je eine Seuche war, zeigte sich mit einem Male in der Stadt. In allen Kreisen, allen Familien, allen Ständen forderte es seine Opfer. Zuerst starb der alte Herzog, dann meine beiden Schwestern, dann eine große Menge jener leichtsinnigen, überlebten jungen Leute. Zuletzt ging es auch an einige Vernünftigeren. Eine allgemeine, entsetzliche Furcht packte Jedermann, trieb Alle in ihre Häuser, in ihr Inneres zurück. Es erfolgte eine fast gänzliche, aber leider nur augenblickliche Säuberung aller Verhältnisse. Ich hatte während dieser traurigen Zeit alle Hände voll zu thun gehabt und, nicht durch meine Geschicklichkeit und mein Wissen, wohl aber durch die Hülfe Gottes, zählte ich als Arzt die meisten guten Erfolge in der Stadt. Ich kam mit einem Male in Ruf und erhielt, ohne ihn erstrebt zu haben, einen bedeutenden Namen.«

»Mein Vater, tief gebeugt von dem Verluste seiner hoffnungsvollen Töchter, erinnerte sich plötzlich, daß er noch einen, und zwar den einzigen Sohn habe; mit thränenden Augen und offenen Armen trat er eines Morgens in mein Zimmer und weinte bei mir seinen Kummer aus. Ich war sehr leicht zu rühren und selbst sehr tief bewegt, denn der alte Mann befand sich in einer bejammernswerthen Lage. Auf seine Bitte zog ich in sein prachtvolles Haus,

wo mir eine großartige Wohnung eingeräumt und ausgestattet wurde. Wir waren zum ersten Male gute Freunde geworden.«

»Auch am Hofe, durch das Beispiel und unter Leitung des jugendlichen neuen Herzog's, machte sich ein Umschwung aller Verhältnisse bemerkbar. Man tanzte, spielte, jagte und kokettirte nicht mehr allein, man fing an zu denken und seine Kräfte zu Rathe zu ziehen. Alte ausgediente Kreaturen wurden beseitigt, jüngere vielversprechende Geister herangezogen. Das Alles that meinem Herzen wohl, ich hoffte auf eine ganz neue, vernünftige, gesäuberte Welt. Aber ich irrte wie alle Weltverbesserer irren, die da glauben, ein Erdbeben veredele das Menschengeschlecht, während es dasselbe nur in Angst und Schrecken versetzt und dadurch einen Augenblick stutzig macht. Man weiht und verspricht dem Heiligen eine Kerze, wenn man in Noth ist, und glaubt sich für alle Zeiten geborgen, wenn sie getauft ist und auf dem Altare brennt. Kurzsichtiges, unverbesserliches Menschengemüth! Und dennoch hatte ich damals glücklichere Tage als früher.«

»Eines Morgens, die Epidemie hatte fast aufgehört und meine Zeit gehörte wieder mir, begegnete ich auf einem Spaziergange mit meinem Vater im herzoglichen Parke dem jungen Herzoge selbst. Schon von Weitem machte er Miene mit uns zu sprechen. Er stand vor uns still. Wir grüßten ehrerbietig und ich sah einen hübschen, dunkelhaarigen Mann vor mir mit gefälligem Benehmen und

anmuthigen Bewegungen; auch seine Sprache klang mild und freundlich.«

›Mein alter Herr,‹ sagte er zu meinem Vater, der noch seinen Hut in der Hand hielt, ›bedecken Sie sich. Ihre grauen Haare machen Ihnen das zur Pflicht. Ist das Ihr Sohn, der berühmte junge Doktor?‹

›Ja, Durchlaucht, er ist es.‹

›Und warum haben Sie ihn mir noch nicht vorgestellt?‹

»Mein Vater schlug verwirrt die Augen nieder. Jetzt hielt ich es an der Zeit, das Wort zu nehmen.

›Durchlaucht,‹ sagte ich, ›ich bin nur ein einfacher Arzt, ein Mensch, der seine Studien lieber hat, als das Geräusch und Vergnügen der Welt. Mein Wunsch und Wille war es allein, unbemerkt zu bleiben.‹

›Sie haben sich aber verdient gemacht, ich habe viel von Ihnen gehört. Ich hoffe, wir sind jetzt nicht vergeblich bekannt geworden, besuchen Sie mich. Guten Morgen!‹

»Mein Vater war entzückt, ich eigentlich besorgt. Ich hatte in dem Auge des Fürsten eine Flamme bemerkt, die mir etwas zu brennend für einen Menschenbeglückerschien. Dieses Auge hatte das Funkeln eines Löwenzüchters, nichtsdestoweniger war es in einen nebelartigen Schleier mystischer Träumerei gehüllt. Eine gefährliche Verbindung! Dennoch that ich meinem Vater den Gefallen und stellte mich dem Herzoge und seinem kleinen Hofe vor, denn er war unverheirathet.‹

»In kurzer Zeit war ich dem Fürsten unentbehrlich geworden. Ich wurde oft zu ihm gerufen, mußte bei ihm

speisen, mit ihm fahren und reiten, er schenkte mir sein Vertrauen. Er fühlte sich einsam. Ach! das fühlte ich mich schon lange. Ich empfand also eine Art Sympathie für den jungen Herrscher und glaubte ihm nützlich werden zu können, In dieser Zeit starb sein alter Leibarzt; – ohne mich dazu berufen zu fühlen, ward ich an die Stelle desselben gesetzt, erhielt einen Titel und, um vollständig ein Hofmann zu werden, einen Orden! Meines Vaters höchster Ehrgeiz, sein jahrelanges Streben war erfüllt – ich war eine Person am Hofe seines Monarchen geworden.«

X. DIE MORAL MEINES GEBURTSTAGSGESCHENKS.

»Ich will Dir jetzt eine gute Lehre für Dein Leben und die Beurtheilung der Menschen geben, mein junger Freund,« fuhr mein Erzähler fort, »die Du Dir für alle Zukunft merken magst. Du wirst danach die Menschen viel richtiger erkennen und würdigen lernen. Ich schien in dem damaligen Glanzpunkte meines Lebens glücklich zu sein und wurde demgemäß von Allen beneidet. Ach! Beurtheile Du aber nie voreilig und nach dem äußeren Anschein allein das Glück oder Unglück eines Dir im Leben begegnenden Menschen. Schau tiefer und länger in sein Inneres. Denn in beiden Richtungen täuscht man sich nur zu oft und zu stark. Der mit allen irdischen Gütern Gesegnete, also glücklich Erscheinende schleppt oft ein inneres, verschwiegenes Leid mit sich herum, welches keine Seele auf dieser Welt ahnt, und der armselige, elende Mensch trägt in seinem stillen Busen oft Freuden, die ihm kein Krösus abkaufen könnte. Die Natur scheint

in dieser Beziehung ihre äußeren Ungerechtigkeiten ausgeglichen und ihrem Geschöpfe für Freud' und Leid ein gleichgroßes Gleichgewicht gegeben zu haben. So ging es auch mir – Niemand sah mir damals ein Leiden an, und doch trug ich einen tiefen, ungekannten Kummer in mir; Alle hielten mich für sehr glücklich, und – war ich es? Nein, ich war es nicht. Und warum war ich es nicht? Ich will es hier zu entwickeln versuchen. Eigentlich war ich zunächst über mein schnell erfülltes Geschick überrascht und nicht ganz mit mir zufrieden. Ich war ohne alle Anstrengung, ohne Kampf an ein Ziel gelangt, welches Andere mit Aufopferung aller ihrer Kräfte und Mittel zu erreichen Jahre lang vergebens sich bemühen, und das eignete sich für meine ewig strebsame und arbeitende Natur nicht. Ich mußte wagen, kämpfen, um etwas Großes zu gewinnen, und eben deshalb, weil ich mir nichts errungen, fühlte ich mich beklommen und demüthig, und glaubte, wie es mir von selbst zugefallen sei, könne es mir auch leicht wieder entrissen werden. Doch das war es nicht allein, nicht hauptsächlich, was mich in Mißstimmung hielt. Ich fühlte mich allein – allein unter Tausenden meinesgleichen. Das ist aber ein trauriges Loos. Denn wenn es schon ein peinliches Gefühl ist, im Kreise von zehn oder zwanzig Personen auf einige wenige Stunden sich nicht zu Hause zu fühlen, so ist es noch tausend Mal qualvoller, sein ganzes Leben lang unter Fremden und Fernstehenden zu wandeln. Es giebt so

Vieles im menschlichen Dasein, was man nicht allein tragen kann oder mag, die Vorsehung hat einmal den Menschen gesellig gebildet und ihm den Drang nach Mittheilung in die Seele gelegt. Er erfüllt seinen Zweck nicht, er widerstrebt sogar seiner Bestimmung, wenn er getrennt und abgelöst von allen Gleichfühlenden seinen traurigen Weg allein dahinzieht. Wohl hatte ich auf meinen bisherigen Bahnen Gefährten, selbst Freunde gefunden, allein wo waren sie? In der ganzen weiten Welt zerstreut verfolgten sie ihre Lebenszwecke. Ach! und mit jedem Jahre, je älter ich wurde, sehnte ich mich um so mehr nach einem Herzen, das ich so ganz an das meine, vielgeprüfte heraufzuziehen, dem ich mich so ganz hinzugeben, und welches selbst, mit frischen saftigen Trieben sich um das meine rankend, einen Stamm und eine Liebe mit mir zu bilden vermöchte. Dieses thut und kann aber nur ein weiches, hingebendes, weibliches Herz, das, den Mann seiner Wahl einmal erfaßt habend, nimmer von ihm läßt.«

»In Ermangelung dieses weiblichen Herzens fühlte ich mich höchst unglücklich. Wenn ich den Tag über gearbeitet hatte, gefahren, geritten, gelaufen war und am Abend noch rüstig, voll von den Eindrücken des Tages, nach Hause kam, so standen meine großen Wohnräume leer, gähnten mich an und schienen mich verwundert zu fragen: Wo bleibst Du so lange? Warum lässest Du uns so lange einsam und leer stehen? Fülle uns an mit Wesen voller Frohsinn und Jugendfrische, gieb uns eine Gebieterin, deren Stirn wir mit duftenden Blumen

schmücken, deren Füße wir weiche Teppiche unterbreiten wollen. Ha! diese Stille, diese Einsamkeit, diese Oede um mich her konnte ich nicht länger ertragen; ich wollte inmitten des Lebens nicht den Todten spielen, ich wollte vielmehr geliebt sein, geliebt mit allen Wonnen eines menschlichen und gefühlvollen Herzens.«

»Als ich einmal zu diesem Entschlusse gekommen war, blickte ich mich um in dem reichen Garten der Mädchen meines Vaterlandes. Haus für Haus durchging ich in Gedanken, Kopf für Kopf musterte ich, Herz um Herz befragte ich. Aber ach! wer in diesem Blüthengarten sucht, findet die richtige Blume gewiß nicht, die ihm gefällt; vom Himmel muß sie ihm fallen, wie das Sonnenlicht, vom Himmel ihm dargeboten, geschenkt werden, gleichsam von der Vorsehung erlesen, damit sie als eine überraschende Gabe erscheine und im Fluge das lodernde Herz beglücke.«

»So hatte ich die großen Familien durchmustert und keine gefunden, die ich für mich geschaffen geglaubt hätte, denn ich besaß einen wählerischen Geist. Rein, wie Gottes gefallener Schnee, mußte sie sein, anmuthig wie der duftende Frühling, ergeben wie das Abendroth der untergehenden Sonne, das seiner Königin von Welten zu Welten folgt – und wo findet man eine solche Seele, ein solches Wesen, ein solches Weib, wenn man es gerade sucht?«

»Von den hohen Familien stieg ich eine Stufe niedriger; Du weißt, auf meinen Adel gab ich nichts, Vorurtheile kannte ich nicht. Hier hätte ich wohl eine Gefährtin

finden können; aber man kam mir zu gefällig entgegen, man ließ mich fühlen, daß ich ein zu sehr gewünschter Mann sei, und das stieß mich wieder zurück, denn auch die Gewählte meines Herzens sollte mit einigem Kampfe erobert werden, so wollte es mein starrer und unbeugsamer Geist.«

»Doch, was helfen in diesem Punkte alle Berechnungen, alle Pläne, alle Voraussichten – es kam Alles anders, als ich es dachte und wollte. Denn eines Tages, als ich bei'm Herzog zur Tafel war, erschien eine neue Familie bei Hofe – die Mutter des Herzog's lebte damals noch – bestehend aus Vater, Mutter und Tochter. Sie hatten sich lange in Italien aufgehalten, der Gesundheit des Vaters wegen, der jetzt genesen war. Ich kannte sie nicht, nicht einmal dem Namen nach. Sie wurden mit großer Höflichkeit von Seiten des Herzog's behandelt und betrogen sich selbst mit jenem ungezwungenen und gefälligen Wesen, welches man oft als das Erbtheil solcher Familien findet, die lange an Höfen oder unter Menschen von höchster geistiger Bildung gelebt haben. Der Vater bekleidete eine bedeutende Stelle bei Hofe; das Einkommen dieser bildete aber sein ganzes Vermögen, denn er war sonst arm. Sein früheres nicht unbeträchtliches Besitzthum, so sagte man mir wenigstens, hatte er im Spiel verloren. Die Mutter war eine Kokette der alten Zeit, noch Spuren früherer großer Schönheit zeigend, dabei gewandt und in allen Dingen bewandert. Das hätte mir die Augen öffnen sollen, mir wenigstens bedenklich erscheinen müssen, aber

– ich war wie geblendet. Denn die siebzehnjährige Tochter – welche Erscheinung, welches Weib! Doch ich will sie Dir hier nicht beschreiben, wer kann überhaupt eine Schönheit beschreiben? Aber schön war sie, wie ein Mai-entag, lächelnd wie die junge Frühlingssonne heiter und – o! laß mich davon schweigen, denn alle diese Schilderungen zerreißen mir noch jetzt die Seele. Mit einem Wort, wen ich vor mir sah, war Emmeline von ***. Ich saß freilich an der Tafel des Herzog's, aber ich aß nicht, denn ich hatte allen Appetit verloren. Meine Augen und Ohren allein sättigten sich. Ich hatte genug gesehen und gehört. Ich kam nach Hause und dankte Gott, daß ich in meinem Zimmer wieder allein war; denn ich mußte mir Luft machen, meine Empfindungen ausschreien, mein Herz wäre sonst zersprungen. Ich schritt in meinem Zimmer singend auf und ab. Nie, glaube ich, habe ich schöner, mächtiger, ergreifender gesungen, es war, als wenn meine Seele sich aushauchen und von den Banden, die sie umschlossen, befreien wollte. Darauf warf ich mich auf ein Pferd und jagte einige Stunden in den Wäldern umher. Nun erst kam die Ueberlegung. Aber was sollte ich noch überlegen? Es war schon Alles entschieden – Emmeline war die einzige Person auf der Welt, die mir gehören konnte und die mir gehören sollte. Doch ich ging behutsam und langsam zu Werke, so gern ich auch Alles schnell beendigt gesehen hätte. Den ich hegte den natürlichen Wunsch, erst von ihr geliebt zu sein. Bisher hatte ich mich immer gesträubt, in den Gesellschaften des Hofes zu singen. Jetzt war Niemand schneller bereit,

wenn er dazu aufgefordert wurde, als ich. Ich ließ meine Stimme erschallen und ich kannte die Wirkung dieser Stimme. Doch, was soll ich hier weitschweifig sein, laß mich mit wenigen Worten das Wichtigste sagen: noch waren nicht vier Wochen vergangen, so hatte ich die bestimmte Ueberzeugung, daß ich geliebt wurde.«

»Ich sprach im Geheimen mit meinem Vater über diese Angelegenheit. Aber anstatt sogleich auf meine Wünsche einzugehen, besann er sich. Das fiel mir auf. Waren die doch bei'm Herzog angesehen, bekleidete der Vater doch eine hohe Stelle am Hofe, waren sie doch vom besten Adel – und mein Vater besann sich?«

›Er ist ein Spieler!‹ sagte er endlich.

›Was geht mich der Vater an, will ich ihn heirathen?‹

›Die Mutter ist eine Kokette!‹

›Was geht mich die Mutter an, will ich sie heirathen? Warum mit einem Male diese Bedenklichkeiten, mein Vater? Von Dir hätte ich das am wenigsten erwartet.‹

›Sie leben allein von der Gunst des Herzog's.‹

›Davon leben hier sehr Viele.‹

›Es ist Deine eigene Sache!‹ sagte er zuletzt. ›Du bist mein einziger Erbe. Deine Schwestern sind ohne Nachkommen gestorben. Sprich mit dem Herzog!‹

»Und ich sprach mit dem Herzog. Er hörte mich ruhig an, zufällig hatte er dabei den Kopf abgewandt. Als er sich zu mir umwendete, sah ich seine Stirn bleicher geworden, seine Augen aber funkelnd wie nie. Indessen verschleierte er sie sogleich mit jenem dämmernden

Mantel, den er geschickt darüber zu breiten verstand, wie keiner. Darauf lächelte er, sehr fein lächelte er.«

›Sie haben einen guten Geschmack,‹ sagte er endlich, ›wir wollen es uns überlegen.‹

›Wie – überlegen? Durchlaucht – giebt es einen Hinderungsgrund?‹

›Daß ich nicht wüßte – wollen denn die Eltern?‹

›Wenn Sie dafür sind – gewiß – so denke ich.‹

›Sprechen Sie mit ihnen – guten Morgen!‹ –

»Und ich sprach auch mit den Eltern. Es gab acht Tage Aufschub, weil man mit dem Herzog sprechen müsse.«

»Das Alles kam mir wunderbar, seltsam vor, ich hegte aber durchaus keinen Argwohn. Man berieth sich wahrscheinlich mit dem Herzog, erhielt seine Beistimmung und – nach acht Tagen bekam ich die bejahende Zusage.«

»Wer war glücklicher als ich? Alle Bedenklichkeiten, Seltsamkeiten waren vergessen, ich war Bräutigam und – war geliebt. Das war die Hauptsache und das wußte ich bestimmt.«

»Unsere Verlobung ward öffentlich bekannt gemacht; wir machten und empfangen die üblichen Besuche und Glückwünsche. Mein Vater war still aber thätig. Er ließ meinen ganzen Haushalt vollständig und unserem Stande gemäß einrichten; die Braut brauchte bloß als meine Frau einzuziehen; um eine Aussteuer handelte es sich bei ihr nicht, es handelte sich vielmehr nur noch um den Tag der Vermählung.«

»Ich hatte keine Ruhe mehr – schrankenlos trieb mich mein Verhängniß vorwärts. Ich bestürmte den Herzog mit Bitten. Er wich mir immer aus, wenn ich davon zu sprechen anfang. Auch war er einsylbiger, zurückhaltender gegen mich geworden. Als ich einmal zu ihm kam, traf ich den Vater meiner Braut bei ihm, beide in eifrigem Gespräch. Ich wurde zwar empfangen, aber bald wieder verabschiedet. Endlich, nach wiederholten Bitten, erhielt ich mit zögernder Stimme von meinem Herrn die Erlaubniß zu meiner Verbindung; sie sollte am letzten Tage des Januars stattfinden – wir hatten Weihnachten. Das war ein etwas kalter Termin für diese herzenswarme Vereinigung.«



»Doch, laß mich rasch vorwärts eilen – mein Herzblut fängt an zu erstarren, da ich diese Tage noch einmal, wenn auch nur in der Erinnerung, durchleben soll, und die letzten Schritte zum Galgen sind immer die martervollsten – man thut daher wohl, sie abzukürzen.«

»Mit meiner Braut hatte ich häufige und süße Rücksprache genommen, ach! ich hatte ihr so viel mitzutheilen, und sie schien mir so gern zuzuhören. Ich war so lange allein gewesen und hatte eine einsame und keine frohe Jugend gehabt – nun sollte ich nicht mehr allein und sie immer bei mir sein – für die verlorene Vergangenheit sollte die Zukunft um so schöner, um so genußreicher werden.«

»Das war ungefähr das Hauptthema für unsere Unterhaltungen, die uns aber in den letzten Wochen sehr beschränkt wurden. Denn man gab uns zu Ehren viele und glänzende Feste, die mir für meine Person sehr überflüssig vorkamen, für Emmeline indeß mir nicht glänzend genug schienen. Die schönsten von allen gab der Herzog selber. Er war allmählig wieder freundlicher gegen mich geworden und trat in der ganzen alten, ungetrübten Heiterkeit auf – das schläferete alle meine unbestimmten Besorgnisse wieder ein.«

»In den letzten Tagen vor unserer Vermählung besuchte mich mein Vater eines Abends – ich glaube, Mitternacht war schon vorüber – auf meinem Zimmer. Ich war noch ganz frisch und schrieb.«

›Wie, mein Vater, so spät noch wach?‹

›Ja, mein Sohn, und zwar Deinetwegen. Um elf Uhr kamst Du erst nach Hause und nun ließ ich die Dienerschaft schlafen gehen, weil ich ungestört mit Dir reden wollte. Ich habe nur wenige aber wichtige Worte mit Dir zu sprechen.«

»Sein Wesen war so ganz anders als gewöhnlich, während er dies sprach; man erkannte den vorsichtigen und kalten Hofmann gar nicht heraus; es lag sogar etwas Feierliches, Liebevolles darin – ich fühlte, daß ich ihn jetzt wirklich sehr und mehr als je liebte, so kalt und herzlos er auch in früheren Jahren gegen mich gewesen war.«

›Sprich,‹ sagte ich, ›ich höre.‹

›Wie stehst Du mit dem Herzog, mein Sohn?‹

›Mit dem Herzog? Wie immer – ich denke gut.‹

›Ich denke nicht so – man raunt sich Verschiedenes in die Ohren –‹

›Das hat man von jeher und überall gethan und meist ohne Grund. Aber warum soll ich mit dem Herzog weniger gut stehen, als sonst? Hast Du eine begründete Besorgniß? Er zeigt sich gerade jetzt freundlicher gegen mich, denn je.‹

›Hm! Du kennst diese Herrn nicht. Sei auf Deiner Huth. Ich weiß bestimmt, daß er Dich nicht leiden mag – Du bist ihm zu stark – zu sehr Mann –‹

›Aber woher weißt Du das?‹

›Still! – Ich habe – Deinetwegen – ich habe gehorcht!‹

›O – und was hast Du gehört? Du hast Dich vielleicht getäuscht?‹

›Ich täusche mich nicht – ich bin ein alter Fuchs – ich kenne mein Element. Es ist zwar glatt, aber meine Füße sind darauf zu treten gewohnt. Was ich aber gehört habe? Ist, daß er Dich nicht leiden mag – und was man sich in die Ohren rannt –?‹

›Nun?‹

›Daß er in Deine Braut vernarrt ist –‹

›Mein Vater!‹

›Mein Sohn!‹

›Ich heirathe sie aber in acht Tagen –‹

›Du hast sie noch nicht, und das ist es eben, warum ich kam – heirathe sie nicht – mache Dich auf und davon – laß Alles im Stich, Deine Ehre aber nimm mit – Du bist ein Schellenberg – es ist Dein Vater, der Dir das räth.‹

»Ich war wie vernichtet, sank auf einen Stuhl und fühlte mein sonst so starkes Herz gegen die Wandungen meiner Brust krampfhaft klopfen.«

›Nein!‹ rief ich plötzlich mit gewaltiger Kraftanstrengung – ›Nein! ich gehe nicht fort – lasse sie nicht im Stich – ich trotze ihm – ich bin stark – er hat Recht, wenn er mich für einen Mann hält, ich will es ihm beweisen –‹

›So!‹ sagte mein Vater gedehnt und lächelte wehmüthig. ›Ich glaube wohl, daß Du es willst – ob Du es aber kannst, das ist eine andere Frage. Aber gut – sei ein Mann und handle als solcher – ich bin's zufrieden – mich aber kannst Du niemals anklagen, daß ich Dich nicht gewarnt hätte –‹

›Nein, nein, mein Vater!‹ rief ich und schloß ihn tief bewegt und innig in meine Arme.



»Der nächste Morgen brach an, ohne mich auf meinem Lager gefunden zu haben. Ich wälzte große Entschlüsse in mir herum. Endlich hatte ich einen gefaßt. Sobald es die Sitte erlaubte, ging ich zu Emmeline. Ich beobachtete sie genau – ich durchforschte alle ihre Mienen – ich blickte tief in ihre blaue Augen bis in ihr Herz hinein – sie war unschuldig – und ich behauptete es noch heute vor Gott und allen Menschen – sie war unschuldig. Nun hatte ich keine Besorgniß mehr – ich fühlte meine ganze Kraft

zurückkehren, die mir schon aus voreiliger Furcht hatte ent schlüpfen wollen – ich war wieder wie in früheren Tagen Max Rippold von Schellenberg.«

»Das letzte Hoffest vor meiner Hochzeit ward drei Tage vorher vom Herzoge veranstaltet. Es sollte eine prachtvolle Schlittenfahrt werden, nach einem zwei starke Meilen entfernten alten Jagdschlosse. Alle Vorbereitungen dazu wurden im Großen und Ganzen getroffen, beinahe vierzig Schlitten waren mit Damen und Herren besetzt, die Reiter nicht mitgerechnet. Es war zwar sehr kalt, dafür aber gab es warme Kleider und Pelze. Ich sollte allein mit Emmeline in einem schönen Schlitten fahren, den der Herzog mir am frühen Morgen desselben Tages zur Schau vor's Haus sandte. Es war eine seegrüne, reichvergoldete, mit rothem Sammt ausgeschlagene Muschel, mit Tigerdecken verhüllt und von zwei arabischen Schimmelhengsten gezogen. »Eine Muschel,« hatte der Herzog mir durch einen Kammerherr sagen lassen, »in welcher Venus dem Hymen entgegenfährt, mit Tiegerfellen bedeckt, weil sie Tiegerherzen bezwungen hat.«

»Freilich! er konnte dieses Bild wohl gebrauchen – er hatte den Text dazu gemacht. Jetzt weiß ich aber am besten, wer der gierigste bezwungene Tiger von uns war.«

»Die Abfahrt war auf elf Uhr Vormittags festgesetzt – im Jagdschlosse sollte getafelt und am Abend mit Fackeln und Musik nach Hause gefahren werden.«

»Das war ganz hübsch, wurde auch Alles so ausgeführt, denn das Programm war von einem Meister entworfen und wurde von ihm selbst in's Werk gesetzt.«

»Um zehn Uhr Morgens, ich war schon zur Fahrt gerüstet, empfing ich durch die Post einen Brief ohne Namensunterschrift. Es standen nur wenige Worte darin:

›Max, hüte Dich, daß Deine Venusmuschel, anstatt zum Hymen, Dich nicht an den Styx, in den Nachen des Charon führt.«

»Die Schriftzüge kannte ich nicht, ich glaubte aber, dies sei das letzte Mittel gewesen, welches mein Vater anwandte, um mich nach seiner Meinung zu lenken. Ich steckte den Brief in die Tasche, hüllte mich in meinen Pelz und stieg in den bereitstehenden Schlitten, dessen Pferde ein herzoglicher Diener an den Zügeln hielt, bis ich eingestiegen war, und dann fortging, denn er war nur für zwei Personen eingerichtet. Als auch Emmeline darin und neben mir saß, lenkte ich auf den Schloßhof, wo schon fast alle übrigen Schlitten und Reiter versammelt waren. Gleich darauf kam der Herzog die Treppe herunter, lächelte uns gnädig an, stieg zu Pferde, setzte sich in Galopp und sprengte selbst dem langen Zuge voran. Hinter ihm her die ganze stolze Aristokratie seines Herzogthums, in kostbare Pelze gehüllt, von Sammt und Seide, Gold und Perlen strahlend.«

»Wäre das nicht für Tausende ein glänzendes Hochzeitsgeleit gewesen? Aufrichtig gesagt, ich sah von dem Allen nichts, mein Herz war bereits geschlossen, ich blickte nur meine Braut an – das Uebrige in der Welt war für mich nicht mehr da. –«

»Wie schon gesagt, es war ein kalter aber schöner Wintertag, der 28. Januar. Fußhoher Schnee bedeckte den erstarrten Boden und in den schräg auf die Erde fallenden Sonnenstrahlen flimmerte die gefrorene Feuchtigkeit der Luft wie ein Meer von kaum sichtbaren Diamanten. Da ein scharfer Wind gerade gegen uns blies, so konnten wir nicht viel sprechen, aber Emmelins linke Hand lag auf meinem Knie – ich fühlte also ihre süße Nähe, denn meine beiden Hände gebrauchte ich, die wilden Hengste zu bändigen, die wie Apollo's geflügelte Rosse mit der Muschel der Venus dahinstürmten.«

»Wir kamen im Jagdschlosse an. Die Tafel vor den lodernden Kaminen war herrlich, die Stimmung allgemeiner, der Herzog von allen Versammelten der Heiterste. Es wurden viele und außerordentlich wohlgemeinte Toaste gesprochen, nur der Herzog sprach nicht. Er trank aber desto mehr Champagner, mit feurigem Burgunder vermischt, wie um sein starres Blut zu kühnem Wagniß zu entflammen. Da ich neben Emmeline saß und mich mit ihr in ein kosendes Gespräch versenkte, alle übrigen Vorgänge aber nur wie unbedeutende Schatten an meiner Seele vorübertanzten, so verging mir die Zeit wie im Fluge. Der Abend war gekommen, ohne daß wir es merkten. Es dunkelte schon stark, als man uns an die Fenster rief, dem neuen Schauspiel im Freien zuzusehen. Eine

große Anzahl Diener hatten die Fackeln bereits angezündet und stand unten vor der Thür, ihre Herrschaften erwartend, die schon einzusteigen und abzufahren begannen. Ich erinnere mich noch, daß ich weiter nichts als den blutig rothen Schein des von den düsteren Lichtern gefärbten Schnee's von dem Ganzen sah, so sehr waren alle meine Gedanken in einem Bilde vereinigt. Die Musik, schon weit voraus und von uns entfernt, ließ dabei von Zeit zu Zeit dumpf und trüb ihre Hörnertöne über die gefrorne Erde und durch die dicke Luft schallen. Jetzt trat der Herzog an uns heran und verwickelte uns in ein Gespräch. Aber er wandte sein Auge nicht mehr auf mich, nur auf meine schöne Braut hielt er es geheftet. Es lag etwas Habichtartiges in seinen Zügen, die von dem feurigen Weine sichtbar entflammt waren. Endlich war nur ein Schlitten, eben unsere Muschel, noch übrig. Rasch waren wir in unsere Pelze gehüllt und stiegen die kurze Treppe hinunter, Emmeline am Arme des Herzog's geführt. Vor der Thür angekommen, sah ich meinen Schlitten dicht vor mir stehen; zwei Vorreiter mit Fackeln schienen mir etwas zu hastig abzureiten. Emmeline saß schon im Schlitten – eben blickte ich mich nach dem Reitknechte mit dem Pferde des Herzog's um, den ich aber nicht finden konnte, da trat der Herzog selbst dicht an den Schlitten, wandte sich halb zu mir und sprach mit rauhem Tone die folgenden Worte:

›Mein Herr! Sie sehen, wir sind zu Dreien – Zwei faßt die Muschel der Venus nur. Es ist besser, daß Sie zu Fuß geben, als ich – ich wünsche Ihnen einen guten Abend!‹

»Und schnell sich in den Schlitten werfend, jagte er, die Zügel der Hengste schüttelnd, davon, die ihre Vorreiter im sausenden Galopp einzuholen bemüht waren.«

»Ich stand allein, unter Gottes freiem Himmel in einer sternenklaren aber bitterkalten Nacht – was war das? War mir eine Sternschnuppe auf das Gehirn gefallen und hatte es mir versengt? Mir war einen Augenblick zu Muth, als hätte ich den Verstand oder wenigstens mein Selbstbewußtsein verloren. Erst nach langer Zeit – ich weiß nicht, wie lang sie war – kam mir die Besinnung wieder. Wie? rief ich laut aus, Das – mir? –«

»Immer noch tönte in meinen Ohren ein gellender Schrei, der im Augenblick der raschen Abfahrt des Herzog's auf der Muschel nach mir zu rufen schien – noch sehe ich in weiter Ferne die tanzenden und in der gefrorenen Luft allmählig verschwimmenden Fackeln – noch höre ich das summende Geläut der sich entfernenden Glocken und den dumpfen Schall der in der Nacht ersterbenden Hörner – und ich stand immer noch auf demselben Flecke. Da erhob ich mich und blickte mich rings um. Wenn es noch einen Trost für mich gab in meiner damaligen Erniedrigung, so war es der, daß kein Mensch gesehen und gehört hatte, was vorgegangen war, denn Alle waren schon weit voraus – nur Emmeline und mein eigenes Herz wußten darum. Dieses Herz aber war für sich allein stolz und erhaben genug – selbst einem Herzoge furchtlos entgegen zu treten.«

»Ich hatte meinen Entschluß gefaßt und ging in dem tiefen Schnee, in meiner nur zum Fahren eingerichteten warmen Bekleidung, eine Weile fort. Heiße Ströme überwallten dabei in rascher Fluth mein pochendes Herz, meine ganze physische und moralische Gewalt war in diesem schweren Augenblicke auf einen Punkt in meiner Stirn concentrirt. Ich wußte, was ich wollte. Rasch und immer rascher ging ich mühsam dahin. Aber der Plan, den man gegen mich ausgeführt, war kühn angelegt und schlaue berechnet. Ich hatte zwei starke Meilen zu Fuß zurückzulegen, und diese legt man mit schwerer Bekleidung, bei fußhohem Schnee nicht in fünf Minuten zurück. Ich fing bald an zu ermüden, meine Aufregung, die Anstrengung aller meiner Sinne trug das ihrige dazu bei – meine starken Entschlüsse wurden immer matter, je länger ich ging – schon nach einer Stunde war ich erschöpft, obgleich ich kein Schwächling war, und ich hatte noch zweie vor mir. In welchem Zustande ich endlich vor der Stadt ankam, kann man sich denken, Beschreibung ist hier überflüssig.«

»Es war schon Mitternacht vorbei. Ich hatte in meiner Erschöpfung wieder einen anderen Plan gefaßt und den führte ich aus.«



»Wenn einen Menschen ein so schmerzhafter und betäubender Schlag getroffen, wie mich damals einer traf,

so ist es heilbringend und tröstlich für ihn, wenn er im ersten furchtbaren Augenblicke mit sich und seinem Schöpfer allein ist, um seine übriggebliebenen Seelenkräfte zu sammeln und seinen Geist sich zurecht finden zu lassen; hat er aber diese erste Stufe seiner Fassung wieder erstiegen, so taugt das Alleinsein nichts mehr, das ihn in Verzweiflung würde, er sieht sich vielmehr nach einem mitfühlenden und theilnehmenden Menschen um, an dessen Brust er sein verwundetes Herz lege, aus dessen Stimme er neuen Muth, aus dessen Rath er neues Leben schöpfe.«

»In einer solchen Lage befand ich mich damals; ich mußte einen Menschen sehen und sprechen hören, um meine Ansicht der Dinge nach der seinigen zu beurtheilen. Obwohl ich keinen durchaus vertrauten Freund in der Residenz besaß, so zählte ich doch mehrere gute Bekannte darin, und unter diesen wußte ich einen Ehrenmann, dem ich auch meine Ehre, wenn sie in Gefahr war, jeden Augenblick ohne Bedenken anvertrauen konnte. Es war dies ein Flügeladjutant des Herzog's, der damalige Rittmeister des herzoglichen Garde-Reiter-Regiments, Joseph von Noringen. Auch er war Theilnehmer des heutigen Festes und unter den Ersten gewesen, die sich zu Pferde vom Jagdschlosse entfernt hatten. Er war ein guter Soldat, ein biederer, gerader Mensch, ein vortrefflicher Kamerad, zwar dem Herzoge mit ganzer Seele zugehan, aber der Gerechtigkeit eben so wie der Pflicht ergeben, mit einem Worte, ein ächter Edelmann von altem Schrot und Korn.«

»Als ich in jener Nacht heftig an sein Fenster klopfte, trat er rasch hervor, obwohl er schon im Bette gelegen hatte. Er konnte mich nicht gleich erkennen, dazu war es zu dunkel, aber er öffnete das Fenster und fragte, wer da sei und was man von ihm wolle?«

›Ich bin es, Schellenberg!‹ sagte ich leise – ›öffnen Sie mir Ihre Thür, ich verlange augenblicklich Ihren Rath!DD

›Mein Gott!‹ rief er, ›was haben Sie vor? Sie und – heute – hier ist der Schlüssel – da – ich werde sogleich Licht anzünden.‹

»In einigen Minuten war ich bei ihm im Zimmer und stand ihm gegenüber. Mein wüstes Aussehen, meine tiefende Stirn, meine ganze auf meinem Gesichte ausgeprägte Gemüthsverfassung kündigte ihm auf den ersten Blick ein Unglück an, er war aber weit entfernt, die seltsame Wirklichkeit zu ahnen. Sprachlos stand er vor mir und blickte mich erstaunt an, während er sich in den Pausen meiner hastigen Erzählung rasch ankleidete.«

»Er wollte anfangs nicht glauben, was ich ihm sagte, er hielt mich vielmehr unter der Einwirkung einer krankhaften Phantasie befangen, denn der ganze Vorgang erschien ihm zu überraschend, zu auffallend, zu gewaltsam herbeigeführt. Zwar hatte er auch jenes Flüstern von der Neigung des Herzog's vernommen, aber er hatte es für bedeutungslos, für vorübergehend, für eine fürstliche Laune gehalten. Als er mit den ersten zurückkehrenden Schlitten in die Stadt gekommen war, hatte er sich von ihnen getrennt und, vom Ritte und der Kälte ermüdet,

sich nach Hause begeben und zur Ruhe gelegt. Das Alles schien mir natürlich und es verhielt sich auch so.«

›Mein armer Schellenberg,‹ sagte er, als ich mit meinem Berichte zu Ende war, indem er mir die Hand drückte, ›Sie sind in einer traurigen Lage; ich empfinde sie ganz und begreife Ihre Leidenschaftlichkeit. Wenn mir dergleichen begegnet wäre –DD

CCWas würden Sie thun?‹ unterbrach ich ihn.

›Ja, was thun? Das ist auf der Stelle schwer zu entscheiden. Lassen Sie uns nicht wie zwei heißblütige Knaben, sondern wie zwei Männer die Sache überlegen, denn sie ist ernst. Also Ihre Braut hat Ihren Namen gerufen, als er – mit ihr abfuhr? Das ist wichtig!‹

›Sie hat einen Angstschrei nach mir ausgestoßen – der mir noch in den Ohren gellt – das weiß ich gewiß!DD

›Sie ist also in Ihren Augen unschuldig?‹

›Wie ich – ich schwöre es Ihnen zu.‹

›Nun – dann sehe ich noch nicht das Schlimmste vor mir. Was wollen Sie? Warten Sie doch erst ab, ob Sie sie nicht zu Hause bei ihren Eltern finden, und ob der Herzog Ihnen nicht vor Ihrer Hochzeit einen kleinen scherzhaften Streich hat spielen wollen, um dieselbe umso reizvoller zu machen.‹

›Hm! Das wäre ein sehr übertriebener Scherz, auf eine sehr ernsthafte Weise eingeleitet – aber doch wäre es möglich!‹

›Sicher! Aber vor morgen am Tage können wir das nicht erfahren – ich werde Ihnen auf jede Weise behilflich

sein – was soll ich thun, um Ihnen meine Theilnahme zu beweisen?«

›Warten Sie – ich muß mich freilich gedulden, ich habe kein Recht, das Haus meiner Schwiegereltern nach Mitternacht zu betreten – wenn ich aber keine hinreichende Auskunft bei ihnen erhalte? Wenn man von dem Vorgange selbst nichts weiß?«

›Ihre Braut wird Ihnen doch sagen können, ob sie ungefährdet entkommen ist?«

›Sie haben Recht – wenn ich sie aber – nicht finde?«

»Der Rittmeister zuckte die Achseln – er besann sich abermals – ›Dann sind die Eltern mit im Bündniß,« sagte er endlich widerstrebend – ›dann – aber gehen wir nicht zu schnell, erst machen Sie jenen Besuch, dann bringen Sie mir Bescheid; vor allen Dingen aber fassen Sie keinen übereilten Entschluß – es ist eine Ehrensache der verwickeltsten und gefährlichsten Art – um neun Uhr muß ich zum Herzoge zum Vortrage; ich werde Ihnen berichten, was ich bei ihm ausgeforscht habe – aber wo wollen Sie hin?«

›Nach Hause – ich bin erschöpft.«

›Diesmal nicht, mein Freund. Lassen Sie mich ein Wort des Ernstes mit Ihnen sprechen. Sie befinden sich in einer Aufregung, daß Ihnen die Einsamkeit das Bitterste sein muß, was es giebt – bleiben Sie bei mir, ich habe ein Bett für Sie, Sie sollen Alles haben, was Sie gebrauchen, und morgen, wenn der Tag anbricht, überlegen wir gemeinschaftlich von Neuem und mit ernücherten Sinnen.«

»Ich sah ein, daß er Recht hatte; ich weiß auch nicht, was ich gethan hätte, wenn ich allein gewesen wäre; also blieb ich. Als ich ihm beim Zubettgehen die Hand reichte, fühlte ich an dem Drucke der seinigen, daß ich mir einen Freund erworben und verhiess ihm nie zu vergessen, was er heute an mir gethan.«

»Meine Nacht war schrecklich, ich schlief keine halbe Stunde. Entsetzliche Bilder stellten sich meinem Geiste und meinem liebeskranken Herzen dar. Ich faßte tausend verschiedene Entschlüsse, tausend Mal warf ich sie wieder um, um neue zu fassen. Endlich graute zu meinem Glücke – oder zu meinem Unglücke der Tag. Ich sprang aus dem Bette, ich konnte die körperliche Ruhe nicht länger ertragen. Joseph von Noringen folgte sogleich meinem Beispiele.«

›Ich habe Muth,‹ sagte er, ›obgleich ich nicht weiß, woher er mir kommt. Geben Sie Acht, es wird sich Alles aufklären, wir werden uns vergeblich um die Nacht betrogen haben; der Herzog kann keinen Ernst aus der Sache machen –‹

›Man sollte es meinen,‹ erwiderte ich, ›oder er müßte bei seinem Unternehmen vergessen haben zu überlegen, was ein verzweifelter Mensch zu thun im Stande ist.‹

»Rasch kleidete ich mich an und schon um acht Uhr schellte ich am Hause des Vaters meiner Braut. Ein alter mir ergebener Diener öffnete die Thür.«

›Ach, gnädiger Herr, so früh?‹ fragte er erstaunt.

›Wo ist Deine Herrschaft? Ist sie schon aufgestanden?‹

›Das weiß ich nicht, sie ist ja nicht hier.‹

›Nicht hier?‹ brüllte ich beinahe. ›Wo ist sie denn?‹

›Sie ist ja gestern zu der Schlittenfahrt abgeholt und nicht zurückgekehrt – aber ich glaube, sie wollte verreisen –‹

›Verreisen? Nach der Schlittenfahrt? So kurz vor der Hochzeit? Und das Fräulein Emmeline?‹

›Gütiger Gott, Herr, Sie tödten mich mit Ihren Augen – sie ist auch nicht da – Sie haben sie ja gestern selbst abgeholt – Es wird ihr doch kein Unglück widerfahren sein –?‹

›Ich hatte genug. Mit langen Sprüngen mehr wie Schritten eilte ich durch die noch menschenleeren Straßen zu meinem Freunde. Er war verwirrter als je, nachdem er das Neueste gehört, und wußte augenblicklich keinen Rath. Bald darauf eilte er auf's Schloß zum Herzoge, während ich zu meinem Vater lief. Dieser konnte vor Bestürzung kein Wort herausbringen, als – CChabe ich es nicht gesagt? Siehst Du! Die Eltern wissen darum – klage mich nicht an!‹

›Ich klage Dich nicht an, mein Vater – aber – aber –‹

›Bald darauf kam der Adjutant des Herzog's in mein Haus. ›Nun?‹ fragte ich ihn, während mein Herz aus meinen Augen und über meine Lippen zu springen schien.«

›Ich bin so klug wie vorher.‹

›Haben Sie ihn nicht gesprochen?‹

›Eine Viertelstunde lang, wie gewöhnlich. Er war kurz, eilig, finster, kalt. Als ich meinen militairischen Vortrag beendigt hatte, blieb ich stehen –‹

›Was wollen Sie noch?‹ herrschte er mich an.

›Durchlaucht, ich habe eine Bitte, in eines Freundes Namen –‹

›Seien Sie kurz – was wollen Sie?‹

›Herr von Schellenberg –‹

›Ha!‹ rief er und sein Gesicht wurde bleich und lang.

›Was ist's mit ihm?‹

›Er ist in Verzweiflung.‹

›Warum?‹

›Um seine Braut!‹

›Wie so?‹

›Sie ist nicht nach Hause gekommen – ist verschwunden.‹

›Dann wird er keine Hochzeit machen können – das ist das Ganze, ich bedaure ihn.‹

›Aber gnädigster Herr – wo ist sie?‹

›Mein Herr! Geht das mich an? Bin ich ihre Zofe oder in Herrn von Schellenberg's Dienst? Mag er die Eltern fragen –‹

›Das ist meine Unterredung mit dem Herzoge, und hier bin ich.‹

›Was?‹ rief ich. ›Ich soll die Eltern fragen, und er weiß, daß sie ebenfalls verschwunden sind. Und er bedauert mich noch? Gut! Wir wollen sehen!‹

»In weniger als fünf Minuten befand ich mich im Schlosse, trotz Noringen'ss Bemühungen, mich aufzuhalten, trotz meines Vaters herzbrechender Bitten – denn ich hatte meinen Entschluß gefaßt. Im Nu stürmte ich die breiten steinernen Treppen hinauf – im Nu war ich im

Vorzimmer des Herzog's – kein Diener war augenblicklich zu sehen – Gott schien sie fortgeschickt zu haben – ich blieb eine Zeitlang athemlos stehen, um mich zu verschlaufen. Die Zunge klebte mir am Gaumen, meine Lippen bebten, ich hätte doch anfangs kein Wort hervorbringen können. Endlich klopfte ich fest und stark an die Thür – keine Antwort. Ich öffne sie und – der Herzog selber steht im Morgenkleide vor mir – sein Gesicht wie mit Blut übergossen, da er mich so plötzlich vor sich sieht. Wie ich aussah, weiß ich nicht, an seinem erschrockenen Antlitze aber fühlte ich, daß er ein Medusenhaupt vor sich zu haben glaubte.«

»Ich nahm mich zusammen, ich wollte zuerst sanft sein, wie ein Kind, welches um ein Zuckerwerk bittet. Mit bebender Stimme also sagte ich –«

›Herr Herzog – Gnade!‹

›Warum Gnade?‹

›Daß ich so früh und unangemeldet eintrete, aber es war kein Diener draußen –‹

›Ist das die ganze Gnade?‹

»Er wurde also bitter. So stieg ich denn auch eine Stufe in meinem Grimme höher.«

›Durchlaucht können sich denken, daß ich begierig bin, zu erfahren, wie Sie nach der gestrigen Anstrengung – geschlafen haben.‹

›Anstrengung? O – gut! Was noch?‹

›Und – und – wo Sie meine Braut gelassen haben?‹ fuhr ich mit einer Donnerstimme heraus, daß es an den

hohen Wänden widerhallte, denn ich bemerkte an seinem schamlosen Benehmen, seinem kalten, feindseligen Blicke, daß ich das Opfer eines Bubenstücks war.«

›Herr von Schellenberg – was erfrechen Sie sich? Wissen Sie, wo und vor wem Sie stehen?‹

›Ja – vor meinem Herzoge, der die Gerechtigkeit hier auf Erden vertreten soll, sie aber mit Füßen tritt; außer Ihnen aber ist noch ein Anderer zugegen –‹

›Ich sehe keinen – Sie scheinen im Paroxysmus –‹

›Aber ich, ich fühle, ich sehe, ich verstehe ihn – daß Sie ihn nicht sehen, wundert mich nicht – er wird Sie einst auch nicht sehen – da Oben wohnt er – sein durchdringendes Auge reicht bis in dieses Zimmer, es sieht Sie und sieht mich und wo ist meine Braut? frage ich noch einmal in der Allgegenwart dessen da Oben!‹

›Er wollte an eine Glocke gehen – ich schnitt ihm den Weg ab und stieß seine Hand zurück – er blickte sich nach Waffen um – ich merkte es wohl.«

›Halt!‹ rief ich. ›Fürchten Sie, Herr Herzog, daß Sie allein sind? – ich bin auch allein – aber freilich, auf meiner Seite ist die göttliche Vorsehung – auf der Ihrigen ist nichts, nichts als das Bewußtsein einer – niederträchtigen Schuld – Sie sind ein Dieb!‹

›Schellenberg!‹ rief er, die Hand emporstreckend – ›ich verzeihe Ihnen, denn Sie sind wahnsinnig –‹

›Ich verzeihe Ihnen aber nicht, denn Sie sind selbst bei Verstande ein Dieb. Und wahnsinnig? Nein, Herr Herzog, Sie irren sich; ich bin nur ein verzweifelter Mann, weiter

nichts – doch sprechen Sie, wo ist meine Braut? Ich frage zum letzten Male!«

»Leichenblaß starrte er mich vom Kopf bis zu den Füßen an, aber gleißnerisch lächelnd und eine beschwichtigende Handbewegung gegen mich versuchend.«

›Schellenberg, seien Sie vernünftig – ich will Alles vergessen, aber – lassen Sie von der Partie – treten Sie sie mir freiwillig ab – was wollen Sie dafür?«

›Wie, Mann – Mensch – Herzog!« rief ich und packte ihn an der Brust. ›Sie wollen ein Edelmann, sogar ein Fürst sein und machen mir diesen Vorschlag? Noch einmal – meine Braut oder – Ihr Leben! Heut' oder künftig!«

»Seine Augen stierten mich graß und verzweifelt an – er hatte Furcht, ich sah es – seine Brust hob sich krampfhaft, er konnte nicht mehr sprechen. Was ich im nächsten Augenblick gethan haben würde, weiß ich nicht – da öffnete sich die Thür und zwei Diener, wahrscheinlich von meiner tobenden Stimme herbeigelockt, traten ein. Ich hörte den Herzog aufschreien: ›Hülfe, Hülfe, Mörder!« Die Diener blickten sich um, als trauten sie ihren Augen und Ohren nicht, oder als suchten sie den vermeintlichen Mörder in den Ecken. Während dieser Zeit und dem Herzog nur noch das Wort: ›Erwarten Sie meine Rache!« zuschleudernd, war ich schon auf der Treppe. Ein mir bekannter enger Seitengang führte mich bald in's Freie. Ich flog durch den Park, gelangte in eine Straße, lief schnell nach meinem Hause, sprang in ein Zimmer, in welchem mein Vater mich erwartete, und verriegelte es. Jetzt steckte ich so viel Geld zu mir, als ich besaß;

mein Vater, als er sah, was vorging, gab mir, was er vorrätig hatte, und versprach, alle meine auf ihn ausgestellten Wechsel zu zahlen. In wenigen Minuten hatte ich einige Sachen zusammengerafft, die ich in ein Haus in der Vorstadt zu senden bat, welches ich bezeichnete. Wir tauschten nur wenige Worte – er hatte aber genug gehört – da pochte es schon an die Hausthür. Ein Kommando Wachtsoldaten erschien und forderte Einlaß. Ich sprang die Hintertreppe hinunter – floh durch den Garten, setzte über die Mauer und erreichte die Vorstadt und das bezeichnete Haus, eine gemeine Tanzkneipe. Von hier aus schickte ich nach der Post – ein Wagen kam rasch genug, meine Sachen wurden gebracht – ich warf mich hinein – in zwei Stunden war ich jenseits der nächsten Gränze. Schon am anderen Tage las ich mein Signalement in der Zeitung – in Verbindung mit einem Mordanfall auf den Herzog – ich war auf ewig auf meinem Vaterlande verbannt, denn – ich war ja ein Fürstenmörder.«



»Hier hast Du meine Geschichte, doch höre noch das letzte Ende. – Ich war also abgereis't. Zuerst ging ich so rasch und so weit wie möglich, denn ich glaubte, je weiter ich von dem Orte meines Elends entfernt wäre, um so kleiner und unbedeutender würde mir dies Elend selbst erscheinen. Allein ich täuschte mich in diesem Glauben. Es war, als wenn es mir folgte, eben so rasch wie ich ging, als wenn es hinter meinen Fersen wäre und an mir

klebte, so daß ich mich nicht von ihm loswickeln konnte. Als ich dies erkannte, kam eine Zeit, wo ich stumpf, unempfindlich fast maschinenartig hin und her schwankte; wo ich nicht wußte, was in mir und um mich war, was ich thun, was ich lassen sollte – das war der Anfang einer geistigen Krisis, die sich in mir vorbereitete, welche aber glücklicherweise mein steinernes Herz erweichte und meinen Geist zum Besseren lenkte. Denn es ward wieder klar vor meinen Augen und ich empfand wieder, daß ich ein Mensch, obgleich ein unglückseliger Mensch und voll des unermesslichsten Schmerzes war. Ach, und mit diesem unermesslichen Schmerze durchstreifte ich die Welt! Ich saß auf den nackten Spitzen der Granitberge Skandinavien's und schaute mit starrem Blicke in die taumelnden Eisberge des Nordmeers hinaus – ich lag an dem blauen Busen des leise schaukelnden mittelländischen Meeres im Golf von Neapel und senkte meine gedankenschweren Blicke tief in die grundlosen Fluthen hinein. Ach! wo ich aber den Grund dieser Meere sah, im Norden und Süden – nirgends war er tiefer und unergründlicher, als mein Leid! Und aller Orten über mir war der große Himmel so klar, so rein, so durchsichtig – nur der verlorene Himmel in meiner Brust war allein düster und schwer und undurchdringlich. Auch auf den Trümmern des schönen Griechenland's saß ich und trauerte über seinen tiefen Fall. Aber so zerbrochen seine Tempel, so zerstückelt seine Säulen lagen – welches Chaos von Brocken und Steinen und Staub sie bildeten – es kam

mir dieses Chaos nicht wüster vor, als meine durchwühlte Brust, in der alle, alle Lebenskeime und Hoffnungen zu Atomen zermalmt und in alle Winde verstreuet waren. –«

»Von allen diesen Reisen kehrte ich nach Jahren erst zurück; ich betrat endlich wieder die Fluren Deutschland's, hörte wieder meiner Brüder Sprache reden und immer näher und näher kam ich den Gränzen meines kleinen aber schönen Vaterlandes, aus dem ich auf ewig verbannt war. Ach! es zog mich mit tausend süßen Erinnerungen und Wünschen dahin – aber ebenso stieß es mich mit tausend bitteren Empfindungen davon zurück. Alle meine Gefühle damaliger Zeit – und diese habe ich auch bis heute noch bewahrt – drängten sich in drei Hauptrichtungen zusammen. Zuerst durchschauerte mich eine unnennbare Sehnsucht nach den Stätten, wo ich erwachsen war; sie waren, ich weiß nicht wie es kam, im Laufe der Zeiten immer fester mit den Empfindungen meines Herzens verwoben. Sodann erfüllte mich das schmerzhaft aber doch seelenvolle Gefühl des Verlangens nach – dem einzigen Weibe meiner Wahl. Nur sehen wollte ich sie noch einmal, ihren leisen Athemzug erspähen, ihren leichten Fußtritt vernehmen – und dann, dann mich wieder von ihr wenden, denn sie lebte ja nicht mehr für mich, für mich war sie ja todt. Das dritte Gefühl aber in meiner Brust war nicht das schwächste, vielleicht das gewaltigste von allen, welches ich je gehegt, denn es war der Drang, die ungebrochene, leidenschaftliche Gier nach Rache an dem Räuber meiner Ehre, meiner Geliebten, meines Lebensglücks. Ihn wollte, mußte ich noch

einmal treffen – dann aber mußte er oder ich aus diesem Leben scheiden. Das habe ich ihm und mir gelobt, und ihm wie mir werde ich es halten. Und ich fühle es tief in meiner Brust, daß er es weiß, daß er fürchtet, daß ich es halte! –«

»Du wirst mich fragen, ob mir nie etwas über die Verhältnisse meiner Heimath zu Ohren gekommen ist? Nein, nichts, als was ich in öffentlichen Blättern darüber gelesen. Alles aber, was ich darin fand, hatte für mich keinen persönlichen Reiz, keine Anziehungskraft. Auch wollte ich nichts Genaueres wissen, ich fürchtete mich, zu hören, was ich nicht hören wollte und doch einmal hören muß. Ich hätte leicht an meinen Vater schreiben können, Andere mochte ich nicht in Verlegenheit setzen, mit mir im Schriftwechsel ertappt zu werden, denn ich war ja ein Verurtheilter, ein Fürstenmörder – aber eine unbezwingbare Scheu hielt mich auch von meinem Vater zurück, denn von ihm hatte ich auch ohne Frage gewiß mehr gehört, als mir für den Augenblick lieb gewesen wäre. Indessen ist er gesund, sein Alter ist rüstig, er kann noch lange leben – bis – bis meine Sendung erfüllt ist. Stürbe er, so ginge sein Vermögen auf seine jüngere Schwester über – von dieser würde es künftig immer wieder an mich zurückfallen, wenn gerechtere Richter über meine That anders geurtheilt hätten. Ich hoffe aber, daß er leben bleibt, nicht um mir meine Wechsel zu zahlen, wie er bisher immer gethan, von wo sie auch einliefen, sondern um ihn noch einmal zu sehen, noch einmal an seinem

Halse zu weinen und ihm für seine väterliche Liebe zu danken.«

»Ich war endlich genug herumgeschwärmt und sehnte mich nach Ruhe; aber nach Ruhe unter Menschen, denn ich wollte nicht wieder den Dämonen der Einsamkeit zum Raube verfallen. Wo sollte ich diese aber finden? Wo sind die Menschen, wenn ihrer mehrere beisammen sind, ruhig? An ein Kloster dachte ich nicht, das lag mir ferner als Alles, das stimmte nicht mit meiner Erziehung, meinen Ueberzeugungen, meinen Religionsbegriffen überein.«

»Da kam ich nach Xanten drüben am Rhein, um den schönen Dom zu betrachten, der mir in Cöln als ein Meisterwerk ersten Ranges bezeichnet worden war. Ich hielt mich stundenlang unter seinen himmelanstrebenden Säulen auf. Als ich heraustrat und an das Ufer des Rheines kam, um mit der Fähre überzusetzen, fand ich den Guardian dieses Klosters desselben Weges ziehen. Wir fuhren zusammen hinüber und wir sprachen viel mit einander. Wie ihm meine Bedrücktheit auffiel, so zog mich seine leutselige Güte, sein festes und doch sanftes Wesen an. Ich begleitete ihn nach seinem Kloster, welches er mir zeigen wollte. Der schöne duftige Wald umher nahm mich auf und kühlte mit seinem undurchdringlichen Schatten mein heißes Blut. Zuerst fühlte ich mich durch die tiefe Stille, die darin herrschte, erschüttert, allmählig kam eine nie gefühlte Stimmung des Friedens über mich. Ich blieb mehrere Tage bei dem gastfreien Mönch

und erzählte ihm einige Abschnitte aus meinem sonderbaren Leben. Alles aber erzählte ich ihm damals noch nicht. Auch theilte ich ihm meine Wünsche und Hoffnungen, meine Sehnsucht und meine Bedürfnisse mit. Er machte mir den Vorschlag, bei ihm zu bleiben, so lange es mir gefallen würde. Ich wies denselben anfangs zurück, denn ich besorgte, die Kunde meines Aufenthalts möchte bald in weitere Fernen dringen und ihm und mir Unannehmlichkeiten bereiten. Aber er war beharrlich, der gute Guardian, und wußte allmählig und still meine Besorgnisse zu zerstreuen. Eine lange geheime Berathung endlich führte uns zu einem Entschluß, den wir auch bald darauf ausführten. Jener vortreffliche Pater Provinzialis, der im vorigen Jahre gestorben ist, besuchte das Kloster und ihm enthüllte ich mich vollständig, weil er mir ein großes Vertrauen einflößte. Er versprach über meine Lage dem Ordensgeneral in Rom zu schreiben, und er hielt Wort. Kraft einer schriftlichen Erlaubniß, die ich von diesem erhielt und noch besitze, befinde ich mich in diesem Kloster, im Gewande und unter den äußerlichen Formen eines Mönches, ohne es in Wirklichkeit zu sein. Still, Fritz, wundere Dich nicht zu sehr, ich bin kein Priester und kein Pater, ich heiße nur so und sehe nur so aus. Du hast mich nie eine Beichte abhalten sehen, nie predigen hören, jetzt weißt Du den Grund davon. Ich war von allen Pflichten, die einem Mitgliede des Franziskanerordens auferlegt sind, befreit; was ich indessen doch als solches gethan, habe ich aus freiem Antriebe gethan und weil ich es der Hülle, in der ich einhergehe, angemessen

fand. Es ist dies die erste Maske, die ich in meinem Leben trage. Der Pater Vikarius weiß das nicht und braucht das nicht zu wissen; er glaubt mich wirklich in den Orden der Franziskaner eingetreten und daher stammt der fanatische Eifer, mit dem er mich unablässig verfolgt, wenn er mich den strengsten Pflichten der Brüderschaft abgeneigt sieht.«

»So hast Du mich hier gefunden – ruhig, gefaßt, ernst die Gegenwart betrachtend, meine ganze Hoffnung fest auf die Zukunft gerichtet, denn die drei Haupttriebfedern meiner Seele sind mir unwandelbar treu geblieben – Du kennst sie – und bleiben mir ewig, bis ich ihr Ziel, wenn auch spät, erreicht haben werde. Und diese Stunde wird auch noch schlagen. Alle meine früheren geistigen Besitztümer haben mich auch hier nicht verlassen, eben so wenig meine menschlichen Eigenschaften, die ich nicht mehr verbessern kann – so habe ich meine ganze frühere Starrheit und Unbeugsamkeit behalten, aber auch das Gefühl für Recht, Menschlichkeit und Wahrheit ist mir treu geblieben. Freilich habe ich im Laufe einiger Jahre hier genügend eingesehen, daß ich meinen eigentlichen Lebenszweck verfehlt habe, daß es vielleicht ehrenvoller gewesen wäre, dem Sturme des Lebens die Stirn geboten zu haben, um darin zu wirken und zu kämpfen für höhere Güter, als mich in die Einsamkeit eines Klosters zu begraben, um den alle Tage wiederkehrenden Schmerz eines zerrissenen Herzens fort und fort zu empfinden. Jenes wäre männlicher gewesen, dies aber sagte mir mehr

zu. Für's Erste habe ich daher das Letzte vorgezogen, ohne einen Theil meiner Mannheit einzubüßen und meiner Zukunft etwas zu vergeben, denn ich bedurfte zunächst der Ruhe – und wäre es die des Grabes gewesen – der Ruhe, um meinen Geist zu sammeln, mein Gemüth zu befestigen, meinen verlorenen Glauben an die Menschheit wiederaufzurichten. Und siehe, mein junger Freund, diese Ruhe habe ich hier gefunden, mein Gemüth ist wieder befestigt, mein Glaube an die Menschheit aufgerichtet. So schreite ich, ich fühle es jetzt mehr denn je, meiner vollsten Entwicklung und der Läuterung meiner Seele für diese Welt mit großen Schritten entgegen.«

»Hier hast Du Alles, was ich Dir bekennen kann – nichts habe ich verhehlt. Jetzt erkenne die Wichtigkeit des menschlichen Lebens und die Heiligkeit eines jeden Schrittes, den Du in demselben thust. Arbeite und lerne, thue Recht und scheue Niemand. Aber sei weich, fügsam, gerecht und wahr. Vor Allem aber vertraue dem, der da oben thront und auch jetzt, Segen spendend, auf uns herabblickt – selbst ich – ich vertraue noch jetzt auf ihn, und er wird auch mich zu meinem Ziele führen.«

Hier schloß der Erzähler seine wunderbare und mich tief ergreifende Geschichte, und ließ mich in tiefes Staunen, aber auch in einen großen Schmerz versenkt zurück.

»Guter, armer Maximilian,« sagte ich zu ihm und faßte seine beiden Hände – »was hast Du gelitten, und wie habe ich Dir Unrecht gethan, wenn ich von Dir glaubte, Du verachtetest das Menschengeschlecht, da Du mich nicht zu beachten schienst, der ich nur ein Knabe war –«

»Sei still, mein Sohn, ich habe Dich wohl beachtet, wie ich auch nie das Menschengeschlecht verachtet habe. Ich fühlte längst das Bedürfniß, von einem jungen, reinen, unbefleckten Herzen erkannt und geliebt zu werden, denn die Jugend mit ihrem offenen Herzen ist die Blüthe der Welt mit lieblich duftendem Kelche – aber ich mußte jenes junge Herz erst genau und lange prüfen, damit ich nicht noch einmal getäuscht würde. Du hast die Prüfung bestanden und in einer für mich ernsten und gefährlichen Stunde bekannt, daß Du mich liebtest, warm, innig, uneigennützig – und schon damals liebte ich Dich wieder. Laß uns jetzt glücklich sein, so lange wir hier beisammen sind, denn wir wissen nie, wie lange das kurze Erdenglück dauert. Blicke Dich um und merke auf jene kleine Wolke dort oben – so rein und sonnenklar in diesem Augenblicke der Himmel auf uns herablächelt, und so klein wie sie selber ist – sie kann in kurzer Zeit heranwachsen zu einer drohenden Wetterwolke, die Sonne verhüllen und mit Regen und Sturm uns überschütten – Still! hörtest Du nichts?«

Wir horchten schweigend auf und auch ich glaubte eine schwache aber bekannte Stimme den Namen Maximilian's rufen gehört zu haben.

»Es ist Jemand aus dem Kloster, der uns ruft,« sagte ich, »wir werden zu Tische kommen sollen.«

»Nein, mein Freund, darum ruft man nicht so, das ist nicht Sitte im guten Kloster, auch ist es noch nicht Zeit zum Mittagstische – es muß etwas Besonderes vorgefallen sein!«

In diesem Augenblicke theilten sich die kleinen Gebüsche um den Mooskessel, in welchem wir saßen, und unter den Bäumen erschien die wohlbekannte Gestalt des Pater Ludovikus. Wie er uns sah, stand er still und versuchte ein freundliches Gesicht zu machen, obgleich seine Gesichtsmuskeln dagegen arbeiteten. Die Hände drückte er mit der ihm gewöhnlichen schmerzhaften Geberde gegen die Brust. Das rasche Gehen hatte ihm den Athem genommen und er mußte sich erst erholen, bevor er sprechen konnte. Wir waren sogleich aufgestanden, um ihm entgegenzugehen und ihn zu unterstützen.

»Ah!« rief er, »Ah, es wird schon besser. Es ist gut, daß – ich Euch gefunden habe – ich dachte mir's, daß Ihr hier wäret – seid Ihr fertig mit Eurer Geschichte?«

»Ja, Ludovikus,« sagte Maximilian, »ich bin fertig und er weiß Alles so genau wie Du. Aber warum kommst Du selbst, uns heim zu holen. Ist Etwas vorgefallen?«

»Der Pater Guardian schickt mich, Dich zu suchen, Maximilian. Es ist ihm etwas Unangenehmes begegnet und er begehrt augenblicklich Deinen Rath.«

»Etwas Unangenehmes? Was denn?«

»Ich weiß es selbst noch nicht, denn er hat mir noch nichts darüber mitgetheilt. Aber er hat einen Brief angefangen und kaum ihn zu Ende gelesen, so ist er zu mir gekommen. Wo ist Maximilian? fragte er rasch und heftig. – Im Walde mit Fritz, ihm seinen Geburtstag feiern zu helfen. – So lauf und such' ihn – er soll sogleich mit zu Dir zurückkommen.«

»Aber was steht in dem Briefe?« fragte ich ihn.

»Du sollst es hören, auch Deinen Rath begehre ich, wir Drei aber müssen erst bei einander sein – Ihr werdet Euch wundern! – Und so nahm ich meinen Waldstock und suchte und fand Euch. Nun aber kommt geschwind!«

»Und hast Du gar keine Ahnung, was in dem Briefe enthalten ist?« fragte Maximilian beklommen.

»Gar keine, durchaus keine – er schien mir aber vom Pater Provinzial zu sein – die richtige Form hatte er wenigstens.«

»Ach, dann hat dem Guardian und uns Allen der vortreffliche Pater Vikarius Etwas eingebrockt. Gieb Acht, ich habe Recht. Nun laß uns aber, so schnell Du kannst, zurückkehren.«

Und wir erhoben uns und durchschritten so rasch den Wald, wie der schwerathmende Pater Ludovikus uns folgen konnte. Die kleine vorhererwähnte Wolke am Himmel aber hatte sich unterdessen vergrößert und schnell den ganzen Horizont wie eine düstere mächtige Hand umspannt. Und schon fielen dicke Tropfen in das jungfräuliche Blätterwerk des neuen Frühlings, als wir von

ferne die alten Mauern des Klosters zwischen den Bäumen liegen sahen.

ZWEITER THEIL.

I. DAS SPRECHENDE HEILIGENBILD.

Bevor wir uns dem Kloster bis zur Eingangspforte genähert hatten, waren wir schon bemerkt worden; der Guardian selber hatte uns erwartet und öffnete die äußere Pforte. Sein Gesicht zeigte unverkennbar den Ausdruck des Staunens und Unwillens, so wie des Zweifels an der Wahrheit und Möglichkeit dessen, was ihm geschehen war.

»Still!« sagte er zu uns, sobald wir auf der Vorflur angekommen waren, »tretet leise auf, die Väter sind im Refektorium und brauchen nicht zu wissen, daß wir beisammen sind. Kommt mit mir; ich habe Befehl ertheilt, uns das Essen für eine spätere Zeit warm zu halten; für jetzt aber erlaubst Du wohl, Maximilian, uns nach Deiner Zelle zu begeben. Sie ist abgelegen und wird nicht so häufig durch einen Fragenden betreten, wie die meinige.«

Sogleich schritt Maximilian uns voraus und öffnete die Thür seiner Zelle. Ich wollte mich durch sie hindurch in meinen kleinen Wohnraum begeben, als ich einem seiner leuchtenden Blicke begegnete, der mir unmittelbar in seiner Nähe zu bleiben befahl. Der Guardian bemerkte meine Anwesenheit wohl; einige Worte aber, die Maximilian ihm zuflüsterte, mochten ihm dessen Absicht begreiflich machen und er gab mir selbst einen Wink, in der Zelle bei den versammelten Männern zu verweilen. Indessen stellte ich mich an's Fenster und that, als ob ich den Wald betrachtete, obwohl ich meine guten Ohren gespannt auf

das hielt, was anfangs hinter meinem Rücken verhandelt wurde.

»Nun, so setzt Euch!« rief der Guardian mit bebender Stimme – »und was denkt Ihr wohl, was mir geschehen ist? Ihr werdet es nicht glauben, wenn ich es Euch sage. Denn, um es kurz zu machen, Ihr kennt die zweckmäßigen Einrichtungen des Klosters und seine frommen Bewohner, die Mönche. Eure Anschauung muß Euch auch belehrt haben, daß Ordnung, Zucht, Gehorsam und Gottesfurcht in unseren Mauern und nach Außen hin geübt werden. Ihr kennt auch die um uns herum wohnenden Menschen. Habt Ihr je wahrhaft frommere Christen gesehen, als wir sie zu unseren Beichtkindern zählen? Sind die Menschen irgend wo fleißiger, gehorsamer, nüchterner gewesen? Sind an irgend einem Orte der Welt weniger Verbrechen und Thaten ruchloser Leidenschaft je verübt worden, als hier? Nein, nein, nein! Ich sehe es Euren mir beistimmenden Mienen an: Ihr wißt es, Ihr glaubt es, Ihr beschwört es, denn es ist die Wahrheit. Und doch, was konnte mir, dem Oberen und Vertreter dieses Klosters, bei diesem meinem reinen Bewußtsein geschehen?«

Und er zog einen Brief aus seiner Kutte und warf ihn mit den deutlichsten Spuren des Zornes und Widerwillens auf den Tisch, so daß er auf der Platte desselben laut schallend aufschlug. »Hier sehet, was man mir senden, höret, was man mir schreiben konnte; und wenn Euer Unwille darüber eben so groß ist, wie der meine, so saget mir, was Ihr thun würdet, den Streich, der mir drohet und mich gefährdet, abzuwenden, und Euch,

mich und das Kloster selbst vor der nahenden Demüthigung zu bewahren.«

Und er ergriff den Brief, entfaltete ihn und las mit vor Aufregung zitternder Stimme Folgendes:

»Mit tiefer Betrübniß, mein hochwürdiger Bruder, habe ich aus weiter Ferne mit den Augen meines wachenden Geistes wahrgenommen, daß das heilige Licht des Glaubens in Eurer Nähe nicht mehr so hell leuchtet, daß der Zügel des Gehorsams und kirchlicher Zucht nicht mehr so straff gehalten wird, wie ehemals und wie es zur Macht und zum Ansehen unserer heiligen Kirche, zur Erkräftigung ihrer Bekenner und zum Heile aller dabei betheiligten Seelen nothwendig ist. In die Mauern Eures Klosters sind Gesinnungen und Neuerungen gedrungen, die ebensowohl das Ansehen seiner Bewohner nach Außen hin schwächen, wie das Heil der Euch untergebenen Seelen gefährden, also dem Willen und dem Zwecke der Kirche nicht hinreichend entsprechen. Und Ihr, Ihr duldet nicht allein, nein, Ihr befördert dieses Unwesen noch. Wie konnte es demnach anders sein, als daß die Gnadenwelle des Lichtes, das von Eurer Heiligkeit ausströmen soll, gedämpft und umwölkt nach Außen hin dringe? daß die christlichen Tugenden im Schwinden begriffen, daß der religiöse Eifer gebrochen ist, daß die kirchlichen Pflichten vernachlässigt werden? Wie konnte es anders sein, o vielgeliebter,

hochwürdiger Bruder, als daß die Euch untergebenen Väter, wie sie früher ein Beispiel der Sittlichkeit, der Zerknirschung und aller übrigen kirchlichen Tugenden waren, jetzt das Vertrauen ihrer Beichtfinder verloren, ihr altes ehrwürdiges Ansehen bei anderen wahrhaft frommen Klöstern eingebüßt haben und für alle aufgeklärten und wahrhaft Gott ergebenen Herzen ein Stein des Anstoßes, noch dazu in einer so trüben und traurigen Zeit allgemeiner sittlicher Aufregung, geworden sind? O, daß ich gerade Euch das sagen, daß ich auf Euch die Schale meines oberhirtlichen Zornes ausgießen muß! Gehet noch zur rechten Zeit in Euch, erhebet Eure Seele aus dem Schmutze der sittlichen Versumpfung, und schwingt das Euch mit Bedacht verliehene Schwert mit Nachdruck gegen die Uebelthäter und Unreinen, die unter Euch sind.

Auf daß Euch dies aber leichter gelinge und Ihr mit größerer Kraft des Vollbringens ausgestattet werdet, so habe ich in meiner umsichtigen und wahrhaften Liebe für Euch, Euer Kloster und die Euch untergebenen Seelen beschlossen, einen reineren Quell der ewigen und unsterblichen Lehre Euch zufließen zu lassen. Reiniget damit Eure und der Eurigen bestäubte Seelen, kräftiget Euer gesunkenes Herz zu dauerhafterer Uebung Eurer Pflicht, erhebt Eure ganze, Euch einst inwohnende Standhaftigkeit, damit Euer Kloster auch ferner ein Asyl betrübter Herzen und gebeugter Geister werde und

meine Augen wieder Wohlgefallen an Euch haben mögen. Ich sende Euch zu diesem Behufe, und schon in den nächsten Tagen, drei hochehrwürdige Väter, anerkannt durch ihren Pflichteifer, ihre Frömmigkeit, ihre geistige Macht und Fülle, aus dem bischöflichen Seminar zu ***, es sind die Väter Zahn, Blitz und Sturm. Nehmet sie wohl in Eurem Gotteshause auf, verpfleget sie, wie die Kinder des Herrn verpflegt werden müssen, auf daß sie aus der körperlichen Speise auch neue Nahrung zur geistigen gewinnen, überhaupt unterwerft Euch Allem, was sie in des Höchsten heiligem Namen, zu seiner Ehre und zu seinem Ruhme von Euch verlangen werden. Nur auf diese Weise seid Ihr sicher, Euch einst auf dem Pfühle des Himmels zu betten und in mir zu sehen Euren gnädigen Oberhirten und Fürsprecher, den
Pater Provinzialis &c.«

Ein tiefes Schweigen staunender Verwunderung hielt die Lippen der Anwesenden nach Vorlesung dieses merkwürdigen oberhirtlichen Schreibens eine Weile gefesselt. Als ich mich, darüber verwundert, langsam nach dem Tische umwandte, wo die drei Männer saßen, sah ich die Blicke des Guardian's und meines Lehrers auf Maximilian geheftet, dessen Stirn, je länger das Schweigen dauerte, sich um so dunkler färbte, aber allmählig stolz und willenskräftig erhob

»Da habt Ihr,« sagte er ernst aber sanft, »was ich Euch so oft gesagt habe. Nicht Ihr oder Eure Beichtkinder sind

es, die man züchtigen und prüfen will, sondern ich, ich allein bin das räudige Schaf Eurer Heerde; und um nicht geradeaus auf das rechte Ziel loszugehen und mit einem Schlage die gefaßte Absicht zu verrathen, macht man Umschweife, zieht Euren längst erprobten Wandel zur Untersuchung und verhängt über Euch die Strafe, die allein mir zugedacht ist. Glaubt es mir, Pater Henrikus hat uns diese Ermahnungsschrift zugezogen und diesen Besuch auf den Hals gebracht; ich erkenne seinen schleichenden Schritt aus dem sehr geschickt gewählten Gange der Einleitung und sein lauerndes Auge blickt mich aus jeder Zeile dieses Schreibens an. Guter Pater Franziskus, unter diesen Umständen sehe ich leider den Zeitpunkt gekommen, wo ich nicht länger Deine Gastfreundschaft in Anspruch nehmen darf, denn ich will Euch kein Störenfried sein – laßt mich meines Weges ziehen und behaltet die Ruhe Eures Herzens und den Frieden Eures Klosters. Das ist meine sofortige und beste Entschließung.«

Beide Männer erhoben zugleich ihre Stimmen gegen diesen Ausspruch; der Guardian aber schwieg zuerst und ließ Ludovikus das Wort, der mit sprudelnder Heftigkeit sich also äußerte:

»Nicht zu eilig, mein lieber Maximilian,« sagte er, »Du siehst nicht Alles hier im rechten Lichte. Wohl magst Du dem Vikarius ein Dorn im Auge sein, aber willst Du vor ihm so schwach Dich zeigen, bei'm ersten Anlauf seines Hasses von unserer Schwelle zu weichen? Willst Du ein Mann der bleichen Furcht geworden scheinen und vor

einigen Bußpredigern entfliehen, die man uns, aus Gott weiß welchen Gründen vielleicht schickt?«

»Furcht?« rief Maximilian und erhob noch stolzer sein edles Haupt – »Furcht, Ludovikus? Ich hoffe, Du hast dieses Wort nicht mit dem Bedachte, mich zu kränken, gesprochen. Welchen Priester auf der Welt sollte ich fürchten und wäre er mit dem Bannstrahl des allerhöchsten Priesters der Christenheit ausgerüstet?«

»Ruhig! Ihr Männer,« rief der Guardian jetzt mit seiner sanften, versöhnenden Stimme dazwischen, »ruhig! Vor allen Dingen bist nicht Du allein in diesem Schreiben bezeichnet, Maximilian, sondern wir Alle, das heißt, das Kloster, seine Bewohner, unsere Beichtkinder und namentlich ich, der Guardian dieses Klosters. Nicht der Haß gegen Dich allein hat den Vikarius vermocht, uns dies Gewitter heraufzubeschwören, sondern auch seine längst gehegte Eifersucht gegen mich. Ich habe es lange empfunden und nur des lieben Friedens halber meine Meinung zurückgehalten. Jetzt aber ist die Zeit dazu gekommen und sie soll nicht ungenützt vorübergehen. Maximilian, mein Freund, erfülle meine Bitte und sprich für jetzt noch nicht davon, mich und dieses Kloster zu verlassen. Noch sind wir nicht dahin gebracht, dies Deines eigenen Vortheils wegen wünschen zu müssen und ich für meine Person werde mich vor den prüfenden Augen dieser drei Väter zu reinigen wissen. Das ist auch nicht der Punkt, warum ich Euern Rath verlangte, vielmehr ist es das Heil der im ganzen Umkreis lebenden und uns anvertrauten Seelen. Wir erhalten also Bußprediger für

unsere stillen Mauern, und gleich drei auf einmal. Haha! Wir, die Mönche von St. Franziskus, die im Geruche reinsten Frömmigkeit am ganzen Rheine stehen! Wenn es nicht zum Weinen wäre, wahrhaftig, es wäre fast zum Lachen! Was wird man sagen? Mit Fingern wird man auf uns weisen und flüstern: Sehet, sie müssen ihre Sünden einem Gewaltigern beichten! Glaubet es mir, es stehet fest: Der Ruf unseres Klosters ist dahin und die guten Zeiten unseres Lebens sind vorüber. Bald wird man uns in alle Welt von dannen jagen und hinter uns her rufen; suchet Euren Heiland, wo Ihr wollt, und wenn Ihr Heilige seid, steigt auf und – Himmelsakrament! Ich fühle Galle in meinem Munde, wenn ich es bedenke! Und wie heißen diese lieben Väter, die sie uns zur Besserung senden? Zahn, Blitz und Sturm! Haha! Die Väter Jesu lieben es, ihren von Gott ihnen gegebenen Namen zu übertünchen und aus dem Gedächtnisse des Sterblichen zu streichen, um einen anderen anzunehmen, der ihrem Zwecke besser entspricht und ihre Aufgabe klarer andeutet, in der Wirklichkeit aber ihrem inneren Charakter und Wesen angepaßt ist. Nun, und was werden wir da zu sehen und zuhören bekommen? Einen beißenden, einen brausenden und einen versengenden Bußprediger. Wahrlich, eine köstliche Mischung und eine herrliche Beigabe für unser armes Kloster. Und unsere gute, stille, friedliche Bevölkerung, was wird sie sagen?«

»Was wird sie sagen?« unterbrach ihn der allmählig warm werdende Pater Ludovikus, »Sie wird uns vom lieben Herrgott für abgesetzt erklären und den neuen Patres

wie einem neuen Messias zuströmen; das sehe ich Alles voraus, denn so ist der Lauf der lieben Welt.«

»Noch drei Prediger!« sagte Maximilian sinnend, »und beinahe dreißig sind schon hier. Welcher Schwall von Worten wird in die langen Ohren der Beichtkinder tönen, weise Fülle von Tröstung und göttlicher Liebe wird sich vom Himmel in die Herzen der Gläubigen herabsenken, und welche volle Schale seines Zornes wird über Euch seinen Zorn ausgießen! O Ihr Armen, man will Eure Beichtkinder zu Heiligen erziehen!«

»Zu Heiligen?« rief stürmisch Ludovikus. »Das will man, glaube ich, gerade gar nicht. Du kennst wohl nicht so genau, wie wir, die Triebfedern und den Endzweck des heiligen Ordens Jesu. Nicht um die Religion ist es ihnen zu thun, nicht um die Frömmigkeit der ihnen untergebenen Seelen. Wir leben in einer Zeit, wo die Religion in den letzten Zügen liegt und andere despotischere Zwecke die Welt regieren. Hier, jetzt liegen andere, nähere Absichten zum Grunde. Ein ganzes Volk wollen sie sich unterthänig machen und die Geister von Fürsten und Nationen beherrschen, um sich selbst auf den Häuption dieser zu Priesterfürsten emporschwingen zu können. O wenn wir allwissend wären und die Augen des Vaters da oben hätten, um die Hüllen dieser Bußprediger zu durchschauen! O, hätten sie doch ein Fenster in ihrer Stirn oder noch lieber eins hier in der Brust – was würden wir für schöne und erbauliche Dinge zu sehen bekommen!«

Der Guardian, aufmerksam zuhörend, biß sich vor Wuth auf die Nägel und sprach nicht mehr, desto mehr

aber arbeiteten seine innersten Gedanken. »Meine Brüder,« sagte er endlich mit Entschiedenheit, »ich muß wissen, warum man mir diese Bußprediger schickt. Unser Wandel ist rein und straflos, unsere Beichtkinder sind gut, fromm und fleißig – was soll diese Komödie bedeuten? Ich werde mir den ersten besten von diesen Vätern aussuchen und mit ihm ein Wort des Ernstes sprechen.«

»Haha!« lachte Ludovikus beinahe fröhlich, »Du wirst viel von ihm erfahren. Es sind stille, zugeknöpfte, horchende Herren – Posaunen für das Volk, Truhen ohne Schlösser für uns – kennst Du die Söhne Loyola's nicht besser?«

Maximilian hatte lange sinnend für sich dagesessen, endlich sagte er drohend: »Wenn sie mit Waffen der Arglist wider Euch streiten, so halte ich Euch für klug und kühn genug, Eure Nacken nicht gutwillig unter ihr Joch zu beugen. Seid Männer, schärfet Eure eigenen Waffen und schmettert sie nieder, indem Ihr sie entlarvt.«

»Männer!« rief der Guardian. »Als wenn Männer gegen Jesuiten etwas ausrichten könnten, die die Klugheit der Schlangen besitzen und Mittel in Händen haben, wie wir sie nicht zu finden wissen.«

»So, und wer hindert Euch denn, ebenfalls Schlangen zu sein, wie sie?«

»Unser Gewissen, Maximilian, und unsere Religion. Wir sind Priester und Diener Gottes; seiner Herrlichkeit allein ergeben wir uns, nicht den Erbärmlichkeiten des Erdenmenschen. Wir weichen keinen Fußbreit von unserer Pflicht.«

»Eure Pflicht gegen die Menschen aber erfordert, daß Ihre kluge Priester seid. Franziskus, ich bitte Dich, höre mir zu. Schenke mir diese drei Männer. Ich fühle eine große Lust in mir, diesem Pater Zahn auf den Zahn zu fühlen, diesen versengenden Blitzstrahl mit kaltem Erdenwasser zu begießen, diesen brausenden Sturmwind auf seinem Weltgange aufzuhalten. Schenke sie mir und in wenigen Tagen sollst Du wissen, was sie sind, was sie wollen, warum sie hierher gekommen sind. Sind sie Deinetwegen oder des Klosters, oder der Beichtkinder wegen gekommen, so will ich mich in die Sache nicht mischen, möget Ihr sie dann allein ausfechten – sind sie aber meinerwegen geschickt, so – laßt mich handeln, wie es mir recht und nützlich erkscheint. Ich habe noch größere Pflichten zu erfüllen, als mir hier im Kloster obliegen – Ihr wißt es – und ich bin nicht gesonnen, meinen Weg durch die Ränke eines Jesuiten durchkreuzen zu lassen. Soll ich meine Schritte weiter setzen – vorwärts, ich bin jede Stunde gerüstet. Es gelüftet mich gerade sehr, nach Spanien zu gehen; da giebt es gegenwärtig auch einen Unterdrücker zu bekämpfen. Es zuckte schon lange in meinen Armen, ein schneidendes Schwert zu schwingen und es an dem Schädel eines egoistischen Tyrannen zu versuchen. Doch, noch einmal, laßt mich zuerst Euer Werk hier zu Ende führen – schenke mir diese drei Väter, Franziskus, ich bitte Dich, ich möchte die Fackel sein, die diese heilige Trinität beleuchtet!«

»Und wie willst Du an sie gelangen und ihre Absichten erfahren?«

»Kennt der Vikarius das Geheimniß dieses Heiligenbildes?« fragte dann mit flüsternder Stimme Maximilian.

Der Guardian erröthete, blickte zuerst Ludovikus, darauf mich an, schwieg aber.

»Gegen diesen,« sagte Maximilian, auf mich zeigend, »hege keinen Argwohn. Ich büрге für ihn, ja, ich brauche ihn zu meinem Unternehmen, denn er soll mein drittes Ohr und mein Handlanger sein. Noch einmal, kennt Henrikus das Geheimniß?«

»Ich weiß es nicht, aber wir könnten es bald erproben.«

»So thut es; sprecht mit ihm und richtet in seiner Gegenwart die Wohnung für diese ehrwürdigen Väter ein, damit ihre Leiber, gestärkt auf weichem Lager, die leiblichen Speisen nicht entbehren, um so die geistigen zu gewinnen, wie es in jenem vortrefflichen Schreiben heißt.«

»Ich werde gleich nach dem Essen, wohin wir uns jetzt begeben, mit dem Vikarius die nöthige Rücksprache nehmen. Folget mir, die Mönche haben das Refektorium verlassen und sind im Garten. Kommt Zeit, kommt Rath!«

»Noch einen würde ich geben, wenn Du es erlaubst. Streite über nichts mit Henrikus. Theile ihm einfach die Thatsache mit und höre, was er sagt.«

»So sei es!«

Und wir gingen in das Refektorium hinab, wo es mir auch an diesem Tage, ungeachtet der eben überstandenen geistigen Aufregungen, dennoch vortrefflich schmeckte.

Unmittelbar nach Beendigung unseres Nachtisches sahen wir den Pater Guardian und Vikarius friedlich neben einander im Garten auf- und abwandeln. Wer die Verhältnisse nicht näher kannte, hätte unmöglich in diesen beiden harmlos erscheinenden Gestalten die starken Gegensätze heraus erkannt, wie Himmel und Hölle, mehr oder minder entwickelt, in der Brust dieser beiden an Gesinnung, Gemüth und Streben so verschieden begabten Männer sich gegenüberstanden. Wer war größer von beiden, der eine an Wohlwollen, Menschenfreundlichkeit und wahrer Religiosität, oder der andere an Bosheit, versteckter Heimtücke und mönchischer Heuchelei? –

Um vier Uhr Nachmittags war ihr Gespräch im Garten beendet und den Mönchen nach der Messe die Anzeige von der demnächst erwarteten Ankunft der Bußprediger gemacht. Man denke sich das Erstaunen dieser harmlosen Menschen, die ihrem Gott und seinem Stellvertreter auf Erden mehr Ehren und Hingebung erwiesen, als ihnen vielleicht selbst erforderlich erschien. Und nun drei Bußprediger auf einmal, sie mit Gewalt in den Himmel zu treiben! Und für das Kloster zum heiligen Franziskus! Bald sah man sie die geschorenen Köpfe zu einem großen Knäuel zusammen stecken und hörte sie flüstern und sich fragen, was das zu bedeuten habe, und wer wohl im Stande sei, ihnen über die tiefere Bedeutung dieser seltsamen Neuigkeit Aufschluß zu geben? Bald darauf aber sah man sie einzeln vertheilt, oder in Gruppen vereinigt durch Wald und Garten wandeln, um über die nächste bedeutungsschwere Zukunft nachzudenken, denn es

mochte wohl lange nicht im Kloster ein Tag gewesen sein, der in so kleinem Kreise so große und wichtige Dinge zusammengefaßt hatte.

Gleich nach der Mittheilung des Ereignisses an die Mönche verfügte sich der Pater Guardian mit dem Vikarius in das obere Stockwerk des Klosters. Da ich gerade in ihrer Nähe war, wurde ich von Ersterem aufgefordert, vom Bruder Pförtner den Schlüssel zu dem Besuchszimmer zu holen. Wir Drei stiegen also die Treppe hinauf und ich selbst schloß das neben Maximilian's Zelle liegende große Zimmer auf. Es war besser und reichlicher ausgestattet, als irgend ein anderes im ganzem Bereiche des Klosters, denn es pflegten hier die umziehenden Bischöfe, fremde Guardiane, der Pater Provinzial und überhaupt die vornehmen Besucher zu wohnen. Es stand sogar ein altes Kanapee und ein Dutzend gepolsterter Sessel mit hohen Lehnen darin. Ich war, wie man sich denken kann, ein genauer Beobachter des Vikarius. Er ließ seine Blicke langsam und forschend auf allen Gegenständen im Zimmer ruhen, gleichsam prüfend, ob sie auch gut und bequem genug für die ehrwürdigen Sendboten wären. Er schien aber befriedigt zu sein, denn er lächelte mit der Hälfte seines verkniffenen Mundes und lobte die Anordnungen des Guardian's, der noch einige Tische in das Zimmer zu bringen, wie auch drei gute Betten im danebenliegenden Schlafgemache aufzuschlagen befahl. Nach den vier alten Oelbildern, von denen je zwei an den beiden Seitenwänden des Wohnzimmers hingen, blickte er, so viel ich bemerken konnte, gar nicht, obgleich ich

auf Maximilian's Antrieb meine Aufmerksamkeit genau darauf gerichtet hielt. Er kannte also das Geheimniß des in des Letzteren Zelle hängenden Bildes nicht, da er sonst nicht zugegeben haben würde, daß die drei Väter dicht daneben, also in dem Bereiche des gefährlichen Bewohners derselben untergebracht würden.

Gleich nach Beendigung dieses kurzen Geschäfts begab sich der Vikarius auf die Wanderschaft, wahrscheinlich um den frommen Seelen der umwohnenden Gemeinden die Ehre und Gnade mitzutheilen, die ihnen durch den Besuch der drei nach seiner Meinung ausgezeichneten und erleuchteten Mitglieder des Ordens Jesu zu Theil geworden war.

Am Abende dieses für mich so ereignißreichen Tages, der mit meinem künftigen Leben, wie ich das damals noch nicht vermuthen konnte, in so naher Beziehung zu stehen von der Vorsehung bestimmt war, saß ich in meinem Zimmer ruhig bei den Büchern, als Maximilian, von einem Besuche beim Guardian heimkehrend, bei mir eintrat. Gleichzeitig hörten wir nah und fern die Thüren der einzelnen Zellen schließen, in die sich ihre einsamen Bewohner jeden Abend pünktlich zu derselben Stunde zurückzogen. Ich packte meine Bücher bei Seite und wollte mich eben entkleiden, um ebenfalls schlafen zu gehen, als Maximilian mich wieder in sein Zimmer rief.

»Kleide Dich noch nicht aus,« sagte er, »wir haben noch ein Geschäft gemeinschaftlich zu verrichten, aber warten wir noch eine halbe Stunde, um den Vätern Zeit zum Einschlafen zu lassen.«

Ich setzte mich also zu ihm und erwartete eine Erklärung dieses späten Geschäfts, aber er schwieg hartnäckig, bis die Klosteruhr halb zehn Uhr schlug. Jetzt stand er leise auf und schloß, was er selten that, seine Zellentür von innen zu, wobei er vorsichtig zu Werke ging, daß Niemand im Stande war, etwa von außen durch das offen bleibende Schlüsselloch zu uns herein zu blicken. Ich wußte nicht, was diese Vorbereitung zu bedeuten habe. Dann nahm er seinen Stuhl und trug ihn unter das alte Heiligenbild, welches, wie ich schon früher erwähnt, seinem Bette gegenüberhing und irgend einen der tausend Heiligen der römischen Kirche vorstellte, von der Zeit aber geschwärzt und in den einzelnen Zügen nur noch schwer zu erkennen war. Auf diesen Stuhl stieg er, während ich unsere Studirlampe emporheben und zu seinem Thun damit leuchten mußte. Darauf suchte er einen kleinen Schlüssel aus seiner Kapuze hervor und bemühte sich, an dem linken Holzrahmen des Bildes eine Oeffnung zu finden, in die der Schlüssel passen sollte. Endlich fand er sie und steckte den Schlüssel hinein. Mit einiger Mühe gelang es, das kleine, von Weitem unsichtbare und fast verrostete Schloß zu öffnen und siehe, kaum war es geschehen, so löste sich das auf eine starke Eisenplatte gemalte Bild von der Wand ab und drehte sich, wie die Thür eines Wandschranks, aus seinen Angeln nach der rechten Seite. Vorsichtig wurden die Angeln auf der inneren Fläche des Bildes mit dem Oele unserer Lampe getränkt, um ihre Schuldigkeit leichter und schweigsamer

zu thun. Als dies geschehen war, schlug er das Bild zurück und es zeigte sich in der nun sichtbaren Aushöhlung der Wand ein zweites viel besser erhaltenes, eine büßende Magdalena darstellend, die aber ihre Augen und Lippen, wie im inbrünstigen Gebete, weit geöffnet hielt.

»Es geht,« flüsterte Maximilian, gieb mir das Licht her. So sieh, der Mund ist offen, die Augen auch und richtig, dahinter ist ein feines Gitterwerk. Nun wollen wir es auch gleich versuchen. Begieb Dich jetzt leise in das Besuchszimmer nebenan – der Schlüssel steckt im Schlosse – ziehe ihn sanft heraus und schließe von innen wieder zu. Dann gehe in dem Zimmer einige Schritte auf und ab und sprich mit mäßig lauter Stimme irgend welche Worte.«

Ich that sogleich, wie mir geheißen war. In zwei Minuten war ich in dem finsternen Besuchszimmer, schritt auf und nieder und sprach einige Worte. Plötzlich aber schrak ich zusammen, so daß ich beinahe auf die Kniee gefallen wäre, denn aus dem einen alten Oelbilde an der Wand, welches mit dem in Maximilian's Zelle in Verbindung zu stehen schien, schallte mir eine ziemlich laute und im ersten Augenblicke unbekannte Stimme entgegen. Schon glaubte ich mich von einem verborgenen Lauscher entdeckt, als ich deutlich Maximilian's klare Stimme erkannte, die mir verständlich zurief, noch weiter von der Wand fortzugehen und einige Worte in leiserem Tone zu sprechen. Ich that es und bald darauf rief er mich wieder zurück.

Als ich, den Schreck noch in allen Gliedern fühlend, wieder in sein Zimmer trat und die Thür geschlossen hatte, lachte er laut, und indem er das Bild wieder in seine gewöhnliche Lage brachte, verschloß und vom Stuhle sprang, sagte er:

»Es geht vortrefflich, besser als ich dachte. Es ist das erste Heiligenbild, vor dem ich eine aufrichtige Achtung empfinde und von welchem ich überzeugt bin, daß es Wunder hervorzubringen vermag, denn es spricht in der That. Der alte Werkmeister, der es zu seinem oder irgend einem anderen Zwecke so geschickt vollführte, hat gewiß nicht bedacht, daß es auch mir zu dem meinen sehr dienstbar sein würde. Wundere Dich übrigens nicht; in der Höhlung der Wand ist ein Hörrohr verborgen, welches deutlich alle im Nebenzimmer gesprochenen Worte bis zu unseren Ohren dringen läßt. Jetzt aber laß uns zu Bette gehen und morgen werde ich Dir die nothwendigen Erläuterungen zu unserem neuesten Vorhaben geben. Gute Nacht, Fritz!«

II. ZAHN, BLITZ UND STURM.

Die drei nächsten Tage wurden von den mehr oder minder Betheiligten im Kloster, wie man sich denken kann, in größerer oder geringerer Spannung verlebt. Unter den Mönchen wurde von nichts als den erwarteten Bußpredigern gesprochen, während der Guardian, Ludovikus und Maximilian in Gegenwart Anderer kein

Wort darüber äußerten. In den umwohnenden Gemeinden aber wurde von Tage zu Tage eine allgemeinere Aufregung bemerkbar, die, wahrscheinlich durch den überall und immer thätigen Pater Henrikus angeschürt, sich am deutlichsten auf den dummen und sonst unveränderlichen Gesichtern einzelner frommer Seelen ausprägte. Die Landleute, Fischer und Schiffer, gewöhnlich vom Morgen bis zum Abend fleißig bei der Arbeit, standen faullenzend hie und da in Gruppen beisammen und faselten im Voraus von Wunderdingen, die sich ihrer Meinung nach bald ereignen würden; in ihren Beichten waren sie kurz und oberflächlich, indem sie wahrscheinlich ihre Hauptsünden für die Bußprediger aufsparten; die Kirche besuchten sie truppweise und zahlreicher als sonst, gleichsam allmählig zu dem bevorstehenden frommen und allgemeinen Betsturme sich vorbereitend. Hier auf aber beschränkte sich auch alle Thätigkeit, die man in ihrem äußeren Verhalten wahrnehmen konnte, denn ihre im Frühjahr so gehäuften Arbeiten auf dem Felde, in den Scheunen, auf dem Wasser schienen plötzlich nicht mehr so nothwendig zu sein, man ließ sie gleichgültig liegen; Pferde, Kühe und Schweine waren sich in dieser Zeit selbst überlassen und trieben sich in Gärten und Wäldern umher; selbst die kleinen Kinder, sonst mit großer Sorgfalt von den Müttern gepflegt, wurden hastig gefüttert und einem kaum älteren Kinde oder einer ganz alten und lahmen Nachbarin zur Obhut überlassen.

Den Pater Vikarius sah man fast gar nicht mehr im Kloster; er brachte ganze Stunden am Ufer des Rheines zu,

der Ankunft der Ersehnten entgegen harrend. Er mußte also genauer als der Guardian selber von dem nächsten Ziel ihrer Reise und ihrer Ankunft bei uns unterrichtet sein. –

Es war der vierte Mai, aber ein frostiger, windiger, unbehaglicher Tag, wie sie uns dieser liebe Frühlingsmonat im nördlichen Deutschland leider so oft schenkt. Maximilian war gleich nach Tische im Walde gewesen und hatte den Vikarius abermals am Rheine stehen und seine Blicke südwärts gerichtet gesehen. Es mochte etwa fünf Uhr Nachmittags sein, als wir beide, unseren Lieblingsaufenthalt, die Edeltannen, verlassend, die Straße kreuzen wollten, die vom Kloster zum Flusse führt. Da hörten wir schon aus weiter Ferne jenes rauschende, unruhige Gewoge, welches eine große Volksmenge, wenn sie auf den Beinen ist, immer in ihrer Vorhut oder in ihrem Gefolge hat. Sehr bald unterschieden wir, daß die heranziehenden Menschen abwechselnd sprachen, jubelten und dazwischen einzelne Stellen feierlicher Lieder, wenn auch nicht sangen, doch wenigstens heulten. Maximilian stand still und blickte den Weg nach dem Rheine hinab. Ich war dicht hinter ihm.

»Nun wird es bald warm werden,« rief er lächelnd, indem er sich nach mir umwandte, »denn da kommen unsere Frühlingsboten. Schau hin und weide Dein junges Herz an dem Triumphzuge so wahrhafter Frommen.«

Ich folgte seinem deutenden Finger mit dem Auge und sah Folgendes: Voran schritten Arm in Arm der Pater Vikarius und ein langer, in einen schwarzen beinahe bis auf

die Knöchel reichenden Rock gekleideter Mann – es schien der Zahn der Gesellschaft zu sein, der sich drohend zuerst zeigte – sein Gesicht war von einem breitrandigen schwarzen Hute halb bedeckt. Im Ganzen hatte er nichts Jesuitisches an sich und sah aus, wie die Weltpriester noch heut zu Tage aussehen, wenn man sie in stolzem Selbstgefühl auf den Straßen einer katholischen Stadt spazieren gehen sieht. Sie treten dabei allerdings etwas sicher und zwanglos auf, denn sie wissen und fühlen, daß sie hier zu Hause sind. Seine dünnen Beine steckten in schwarzseidenen Strümpfen und seine breiten, etwas schwerfälligen Apostelschuhe wurden durch große silberne Schnallen zusammengehalten. Eben so gekleidet folgten die zwei anderen Bußprediger, wie der Blitz und der Sturm gewöhnlich vereinigt, das heißt, ihre Arme ebenfalls brüderlich in einander geschlungen. Unmittelbar hinter ihnen traten mit besonderer Salbung zwei oder drei Bewohner der Umgegend her, die die kleinen Koffer der Reisenden trugen und sich dabei geberdeten wie ein junger Priester, der das Allerheiligste zum ersten Male über die Straße trägt. Hinter diesen vorzugsweise Beglückten aber drängte sich der große Schwarm frommer, überirdisch blickender Pfarrkinder aus den nächsten Gemeinden, plaudernd, betend, singend, wie es ihnen gerade der Geist eingab, der sie heute ergriffen und erleuchtet hatte.

Langsam zog dieser von Minute zu Minute anschwellende Haufe die Straße entlang, ohne uns wahrzunehmen, denn wir hatten uns seitswärts in einem dichten Gebüsche mannshoher Tannensprößlinge niedergelassen. Kaum aber waren sie vorüber, so blickten Maximilian und ich uns verwundert an – denn unsere Gedanken wurden zu gleicher Zeit auf denselben Punkt gelenkt. Wir Alle im Kloster hatten uns nämlich unter den empfohlenen ehrwürdigen Vätern in der That ehrwürdig aussehende, wenn nicht alte, doch reife Männer vorgestellt und was sahen wir jetzt? Junge, noch nicht dreißig Jahre alte, bartlose, beinahe studentenartige Menschen, die mit kecken, herausfordernden Schritten einhertraten, kaum zu ahnen im Stande, wie ernst das Leben und wie gewichtig der Beruf eines Priesters, geschweige denn der eines Bußpredigers sei.

Maximilian schüttelte unwillig sein edeles Haupt und murmelte einige Worte, die ich nicht verstand. Endlich sagte er laut zu mir: »Das sieht eher wie eine Komödie, denn wie eine ernste Angelegenheit aus. Und diese jungen Fante sollten gekommen sein, dem Pater Guardian und Ludovikus eine Moralpredigt zu halten? Nimmermehr kann das die Absicht des Provinzial's gewesen sein – er darf der Würde seines Amtsbruders nichts vergeben – nein, nein, er hat junge, listige Jäger oder, deutlich gesprochen, Spürhunde abgeschickt, um ein Wild zu jagen, welches kräftiger und weniger zahm ist, als diese harmlosen, friedfertigen Mönche. Ich bin wirklich neugierig auf ihr Benehmen – komm, laß uns ihnen folgen,

und wenn ich auch keinen Bußprediger dieser Art sprechen hören mag, diese aufgeklärten Tugendhelden und Retter des Menschengeschlechts muß ich Auge in Auge beschauen.«

Und rasch wandten wir uns dem Zuge nach, dessen Spitze bereits das Kloster erreicht hatte und in der Pforte desselben verschwunden war. Aber schon waren die Mauern des alten Gotteshauses von allen Seiten wie belagert. Neugierige, Fromme, Gläubige, vor Allen aber Sündige, hielten die Schwelle so dicht besetzt, daß wir uns kaum durchzudrängen vermochten und von allen Seiten strömten jeden Augenblick neue Schwärme herbei.

Als wir mit Mühe die Pforte erreicht hatten und diese uns von innen geöffnet war, fragte Bruder Johannes, der Pförtner, indem er mit seinem sanften Wesen die Fremden vom Eintritte abhielt: »Was wollt Ihr schon jetzt hier?«

»Wir wollen beichten!« riefen Alle im Chor.

»Morgen fangen sie erst an, meine Kinder, heute ruhen sich die guten Väter von den Mühseligkeiten ihrer Reise aus.«

»Schließe die Thür,« sagte Maximilian ernst und half mit eigener Hand das schwere Thor vor den Nasen der heftig andrängenden Menge verriegeln.

Auf der Treppe begegneten wir dem Guardian, der sich zu den Angekommenen begab. »Hast Du die Volksmasse gesehen, die beichten will?« fragte Maximilian mit bedeutungsvollem Lächeln.

»Ja, ja! Das arme Volk! Wo kommen die vielen Sünden mit einem Male her? Entweder sind sie früher gegen uns Verstockte gewesen, oder sie sind jetzt Heuchler. Das wirft kein gutes Licht auf unsere Beichtkinder. Wenn man dergleichen sieht, sollte man die Lust an seinem Berufe verlieren.«

Und beide Hände, wie seine Art bei wichtigen Veranlassungen war, abwehrend über den Kopf schwenkend und ein inneres Anathem sprechend, ging er an uns vorüber, seine neuen Gäste in ihrem Zimmer zu begrüßen.

»Sie sind in der Falle!« jubelte Maximilian, als die Thür unserer Zelle hinter uns zugeworfen war, und seine Augen blitzten wie vor Kampfeslust. »Jetzt, Unheil, wirke! Zahn – beiß! Blitz – versenge! Sturm – heule! Ihr habt einen Mann vor Euch! – Und nun komm, mein Junge, laß uns zuerst in's Refektorium hinabsteigen, wo wir in einigen Minuten selbst das Labsal haben werden, die ›Herrlichen‹ von Angesicht zu Angesicht zu schauen.«



Lautlos und mit aufgerissenen Augen standen die Mönche im Refektorium auf ihren Plätzen vor und hinter den Tischen, als die Thür aufging und der Guardian, als Wirth voran, hinter ihm die drei Jesuiten, und zum Schlusse, wie der Schwanz des Ganzen, der Pater Vikarius eintrat. Der erste war still, freundlich wie gewöhnlich, aber ernst; der letzte sah aus wie ein rüdigter Hund, der sich unter den Knittel eines mächtigen Herrn duckt

und sich dennoch, über sein augenblicksches gutes Unterkommen befriedigt, kaum vor Freude zu lassen weiß. Die alsbald erfolgende Vorstellung war kurz und wurde ziemlich lau mit einer Art unterdrückten Seufzers von Seiten des guten Franziskus gesprochen. Bald saßen Alle auf ihren Plätzen und griffen die vorgelegten Speisen an, nachdem das übliche kurze Tischgebet gesprochen war. Wir aber wollen uns während dieser leiblichen Erbauung der guten Mönche die ehrwürdigen Väter, den Zahn, den Blitz und den Sturm etwas genauer betrachten.

Im Allgemeinen trug keiner der drei Geiste einen schon fest ausgeprägten und besonders zu benennenden Charakter auf seinem Gesichte; die gern und gut übermalende Jugend vergoldete und verbräunte noch mit leicht verwischbarer Schrift die nicht völlig ausgebildeten Züge mit einem Schimmer von Milde, Heiterkeit und leichter Lebensfrische, obwohl eine ihren Jahren angemessene Blüthe keinesweges mehr bei ihnen vorhanden war, denn alle drei sahen, in der Nähe und genau betrachtet, etwas abgespannt, ermüdet und gelangweilt aus, vielleicht eine unmittelbare Folge ihrer langen Reise, vielleicht aber auch eine unausbleibliche Wirkung ihrer frühen und unausgesetzten Studien und Denkanstrengungen – denn das muß man den guten Vätern Jesuiten lassen, zu arbeiten lernen und verstehen sie, eben so gut, wie die Jugend zu bearbeiten. Alle drei bemühten sich bei Tische augenscheinlich so heiter, leutselig und gewinnend wie möglich zu erscheinen und fast herzlich gegen Jedermann zu lächeln; nicht ein einziges Mal entfuhr einem von ihnen

an diesem Abend schon ein lauernder, seitwärts gerichteter Blick, eine forschende Geberde, überhaupt irgend eine ungewisse, unberechnete Muskelbewegung. Still saßen sie und aßen stark und etwas hastig, als triebe sie ein innerer Drang zu einer maaßlosen Eile an und als hatten sie noch heute einen langen Weg zurückzulegen, eine Art fieberhafter Aufregung, die sie wiederholt und mit Mühe, aber nicht immer mit gleichem Erfolge zu beherrschen vermochten.

Fassen wir zunächst den Pater Zahn etwas näher in's Auge. Er war lang, hager, knochig von Gestalt und von bleicher Gesichtsfarbe. Seine Nase war nicht unedel, seine Stirn breit, sein Haar blond und dicht, seine Augen grau und etwas groß. Im Ganzen bot sein nicht häßliches Gesicht nur einen einzigen auffallenden Zug. Seine Unterkiefer und die demselben benachbarten Theile oder wie ein berühmter Physiologe sich oft ausdrückte, seine Freßorgane waren ungeheuer an Stärke und Umfang entwickelt. Sein bauchartiger Mund verschlang mit einer Geschwindigkeit ohne Gleichen entsetzliche Bissen, die sein tadelloses Gebiß, welches einem Pferde Ehre gemacht haben würde, augenblicklich zermalmte und vertilgte, als wolle es thatsächlich beweisen: Wer unter meine Botmäßigkeit geräth, ist geliefert. Sein Auge blickte dabei etwas träumerisch umher, als wisse es nichts von dem eben vollbrachten thierischen Prozesse; seine innere schon angedeutete Hast aber verriethen seine leicht beweglichen Finger, die, knöchern und wuchtig, bald am

Brode, bald an Gabel und Messer wie irrende Insektenfühler herumzuckten.

Gehen wir zu seinem Nachbar, dem Blitz über. Er war ein kleiner, schwächtiger, ebenfalls blasser Mensch, aber mit eckigen Zügen, spitzer Nase, hervorstehenden Backenknochen, glühwurmartigen Augen und rabenschwarzen Haaren begabt. Er sah nur selten von seinem zinnernen Teller und dessen bergartigen Aufthürmungen empor, und dann nur, als ob er in Erfahrung bringen wolle, ob man ihn beobachte. Ertappte er dann etwa einen neugierigen Blick, so verschwand der seinige sogleich wieder, indem er ihn flugs in seinen Teller oder in eine noch größere Schüssel mit neuem Vorrathe tauchte. Das Auffallendste an ihm war für mich dieser irrende, glühende Blick, der einen intelligenten, rührigen Geist verrieth und einige Male beinahe funkelnd auf meinem Antlitz, mich rasch durchdringend haften blieb. Auch Maximilian sah er einige Male an, aber nur flüchtig und gleichsam, als vergewissere er sich, daß er der sei, dener in ihm zu finden Verlangen trug. Seine Stimme, abweichend von dem tönenden und klangreichen Organe seiner Gefährten, war einigermaßen dünn, matt, belegt, bisweilen sogar lispelnd und im Ganzen über alle Begriffe süß, und sollte seiner Meinung nach gewiß herzbezwingend sein.

Der Dritte, der Sturm, war der älteste und wohlgenährteste und mit allen Anlagen begabt, in dieser Richtung es etwas weit zu bringen; dabei hatte er eine stierartige Stirn, eine Brust wie Aeolus mit zwei gewiß sehr handfesten Lungen und einen doggenartig dicken Hals.

Sein Gesicht bot nichts Gefälliges und Besonderes dar, es war breit, voll und eigentlich gemein, wobei mir eine gewisse gelbliche Färbung auffiel, die, wie ich später erfuhr, das Zeichen einer etwas schwammigen und aufgetriebenen Leber ist. Seine wasserblauen Augen sprachen für mich nur eine thierische Sprache, die Sprache der Genußsucht nach allen Richtungen hin. Was aber am meisten an ihm auffiel, so daß man es nicht wieder vergaß, wenn man es einmal gehört, war sein, mit seinen Lungen vollständig übereinstimmendes, in der Art donnerartig dröhnendes Stimmorgan. Wenn er sprach, und er sprach von seinen Gefährten am meisten, so klang es wie Trompetenton, es erschütterte die Herzen und rief die Geister wach, und wahrscheinlich deshalb eben ließ er sich auch gern und oft hören. –

Das Mahl war zu Ende, der Wein ausgetrunken, das Gebet gesprochen. Mit einschmeichlerischem Wesen drängten sich die drei Ehrwürdigen an den Guardian und baten ihn, ihnen noch heute die berühmten Einzelheiten des Klosters zu zeigen. Dieser war sogleich dazu bereit und schritt ihnen voran, vom Vikarius und einigen Mönchen gefolgt, unter denen Pater Hilarius sehr bemüht war, den erhabenen Gästen die Vollkommenheiten seiner Kirchen- und Kellerräume sichtbar vor Augen zu stellen.

Pater Ludovikus, Maximilian und ich waren bei diesem Hausgange nicht zugegen; wir saßen unterdeß im Garten auf einer abgelegenen Bank und tauschten in flüsterndem Gespräch unsere Bemerkungen über die heutigen Erlebnisse aus, bis die Kühle des Abends meinen

heute etwas stark engbrüstigen Lehrer zwang, seine Zelle zu suchen. Auch Maximilian und ich verfügten uns bald hinaus und setzten uns an unsere Bücher, mit denen ich mich ziemlich aufmerksam beschäftigte, während mein ernster Gefährte sein Buch bald bei Seite schob und, in tiefes Nachdenken versunken, den Kopf auf die Brust geneigt, langsam auf- und niederging. Ich wollte einige Male zu sprechen anfangen, aber er winkte mit der Hand, zu schweigen, und wies auf seine Stirn, was mir andeutete, er wolle in seinem Nachsinnen nicht gestört sein. Wenigstens zehn Mal aber sah er nach der Uhr, und als endlich die Klosterglocke die neunte Stunde schlug, ließ er einen Stoßseufzer hören, wie ein Mensch, der froh ist, daß endlich der erwartete Augenblick da ist, worauf er lächelnd zu mir sagte:

»Es ist neun Uhr; jetzt werden sie bald kommen – ich kann den Augenblick vor Ungeduld nicht erwarten, wo ich sie eintreten höre und sie mich zum ersten Male ihren Herzensaustausch vernehmen lassen. Es ist wichtig, was sie zuerst sagen, obgleich sie noch nicht viel Stoff gesammelt haben können, und morgen werden wir sicher schon mehr hören. – Aber was sehe ich da? Noch Menschen vor der Thür! Sind sie wahnsinnig geworden?«

Und er trat dicht an's Fenster und blickte in die ziemlich mondhelle Nacht hinaus. Und in der That, noch jetzt lagerten theils, theils standen Menschenhaufen in der Nähe des Klosters und schauten sehnsüchtig, mit gefalteten Händen, zu den erleuchteten Fenstern des Hauses empor.

»Ich sehe es kommen,« fuhr er fort, »sie bleiben die Nacht hier, um morgen die Ersten im Beichtstuhl zu sein. Die Narren! Sie allein sind daran schuld, daß jene Priester sich so viel auf ihre Machtvollkommenheit: binden und lösen zu können, einbilden, denn sie wollen betrogen sein.«

In diesem Augenblicke hörten wir viele Schritte den Flur herabkommen; die Nebenthür wurde aufgeschlossen und gleich darauf traten mehrere Personen in das Besuchszimmer ein.

»Sie sind es,« flüsterte Maximilian, schloß selbst unsere Thür, löschte die Lampe aus und sprang rasch auf den schon bereitstehenden Stuhl. Bald hatte er mit seinem kleinen Schlüssel das geheime Schloß gefunden und drehte ihn mit flüchtiger Hand um. Er that geräuschlos seine Schuldigkeit und augenblicklich waren wir im Bereiche aller Geheimnisse, die etwa im Nebenzimmer verhandelt werden würden. Das Bewußtsein dessen, was um mich geschah, war mir klar; meine geistige Aufregung war daher so groß, daß ich zitterte und gleichsam ein kalter Strahl mir wiederholt den Rücken herabrieselte. Gleich darauf aber wurde meine Aufmerksamkeit von den Vorgängen im Nebenzimmer in Anspruch genommen und ich horchte athemlos. Wir unterschieden deutlich des Vikarius Stimme, der den Fremden eine gute Nacht bot und die Worte hinzufügte:

»Also ich werde ihn Euch bei Zeiten schicken, er hat eine leichte Hand und ist darauf vortrefflich geübt. Eine gnadenreiche und süße Nacht. Lebt wohl!«

Hinaus ging er, schloß die Thür und wir hörten seine weiche Fußbekleidung langsam über den Sand des Flures knirschen; Maximilian stieg leise vom Stuhle nieder, schüttelte mich vor Freude an den Schultern und setzte sich selbst auf den Stuhl, seinen Kopf, wie um ihn zum lebhafteren Aufmerken und dauerhafteren Festhalten zu unterstützen, auf seine Hände legend.

Gleich darauf tönte aus dem Nebenzimmer ein gewaltig lautes Gähnen bis zu uns herüber; es war, als wenn sich des ehrwürdigen Paters Zahn entsetzlicher Rachen öffnete und ihn dabei Pater Sturm's Lungen unterstützten. Dann hörte man einige unter einander gemischte Tritte durch das große Zimmer schleichen, wobei kein Wort gesprochen wurde. Die neuen Bewohner schienen vor allen Dingen ihre klösterliche Wohnung nach allen Seiten in Augenschein zu nehmen.

»Nun da sind wir!« sagte endlich die süßliche Stimme des Pater Blitz. – »Ein erbärmliches Kloster in allen Stücken, recht für Bettelmönche passend, ich habe es mir gleich gedacht.«

»Das Essen war kräftig genug und vollauf!« donnerte Sturm's, selbst jetzt in der Mäßigung gewaltige Stimme. »Wie gefällt Euch aber der Pater Guardian?«

»Es ist ein gutmüthiger Schwachkopf,« züngelte Blitz, »wir können mit ihm machen, was wir wollen. Ueberdies scheint er unsicher zu sein und Furcht zu haben. Aber vortrefflich hat sie Henrikus doch Alle geschildert, ich kenne sie sämmtlich einzeln wieder, sobald sie mir vor die Augen kommen.«

»Sehr vortrefflich!« wiederholte Zahn. Sehr gut! Namentlich diesen Halbmönch mit den leuchtenden Augen – wie heißt er doch – Maximilian, ja; wie konnte sich Henrikus aber so über ihn irren und ihm nicht ansehen, daß er die Kutte nur wie im Fastnachtsspiele trägt! Mir hätte der Provinzial es nicht zu sagen gebraucht! Daß er kein Priester, und noch weniger ein Mönch ist, bekundet mir schon sein Gesicht. Es fehlt ihm blos der Schnauzbart und ich würde ihn für einen Reiteroffizier halten – das liegt ihm in der Haltung, in den Geberden, im Gange – in Allem!«

Maximilian sprang auf und ballte die Fäuste gegen das Heiligenbild hin. Gleich darauf aber bezwang er sich und setzte sich wieder ruhig nieder.

»Bleibt Ihr noch auf?« fragte Sturm's Stimme. »Ich bin müde, ich gehe zu Bette. Gute Nacht!«

»Wart, wir gehen mit!« lispelte Blitz.

Noch einige Augenblicke und der schwache Lichtstreifen, welcher vom Nebenzimmer aus durch die offenen Augen und den Mund der Madonna in der Wand gefallen war, erlosch – die ehrwürdigen Väter waren in ihrer Kammer zu Bette gegangen. Maximilian schloß das Bild und zündete unsere Lampe wieder an, wobei ich sah, daß sein Gesicht wie mit Blut übergossen war.

»Diese Natter, der Henrikus!« sagte er leise. »Ich wünschte, ich könnte einmal meinen Fuß auf seinen Nacken setzen und ihm das falsche Gehirn austreten. Er hat uns verrathen. Habe ich es nicht gleich gesagt?

Sie kennen mich. Der Provinzial hat ihnen das mich betreffende Geheimniß, welches er in den Papieren seines Vorgängers gefunden, mitgetheilt. Sie spüren nach mir – aber was wollen sie? Kaum kann ich es denken – doch geh' zu Bett, Fritz; kehre Dich nicht an mich, ich habe zu überlegen – gute Nacht, mein Sohn!«

Am anderen Morgen in aller Frühe, wir hatten kaum unser Bett verlassen, klopfte es sehr bescheiden, fast demüthig, an unsere Thür. Sobald sie geöffnet war, trat der Vikarius mit einem seiner freundlichsten Gesichter in unsere Zelle. Er hatte ein Anliegen, das merkten wir sogleich.

»Ich bitte um Entschuldigung, daß ich so früh störe,« begann er mit einschmeichelndem Tone, der unsere Vermuthung nur noch mehr bestärkte, »aber ich habe ein kleines Gesuch an unseren guten Fritz hier zu richten.«

Das war das erste Mal, daß ich mich aus diesem Munde den guten Fritz nennen hörte. Ich spitzte die Ohren und Maximilian stand, halb abgewendet, aber scharf aufhorchend da.

»Die guten Väter hier nebenan,« fuhr er mit einer seitlichen Biegung seines Kopfes fort, »wünschen barbiert zu sein und haben keinen Muth, sich den zitternden Händen unseres alten Laienbruders Jakobus anzuvertrauen. Ich habe ihnen Hoffnung gemacht, daß Deine geschickte Hand, Fritz, ihnen diesen kleinen Dienst während ihres kurzen hiesigen Aufenthalts leisten wird.«

Maximilian warf einen Blick auf mich, den ich sofort verstand; aber auch ohnedies wäre meine Antwort nicht

anders ausgefallen, als ich sie gab. Ich fühlte weder Neigung noch Beruf, einem Jesuitenpater und Bußprediger, dem Spürhunde meines Freundes, geschweige denn Dreien auf einmal, irgend einen Dienst zu leisten, und wäre es nur der höchst einfache gewesen, eine Weile lang ihre feine Nase in meinen Händen zu halten.

»Pater Vikarius,« entgegnete ich daher dreist, »ich bin kein Barbier von Profession mehr. Den hochwürdigen Pater Guardian scheere ich aus Liebe, Ehrfurcht und Dankbarkeit; einem Fremden aber werde ich diesen Dienst nie erweisen, wenn es nicht mein eigener Wille ist. Der Bruder Jakobus zittert heute nicht mehr als gestern, da er Sie noch barbierte, auch habe ich meine Aufgaben zu lernen und also weder Lust noch Zeit, Ihrer Aufforderung Folge zu leisten.«

»Wie, mein Sohn – Du weigerst Dich, die ehrwürdigen Väter zu bedienen? Oder habe ich falsch gehört?«

Ich wollte antworten, als Maximilian heftig auffuhr und mir das Wort abschnitt. »Pater Vikarius,« sagte er mit schneidendem Tone, »Ihr habt nicht falsch gehört – Fritz hat sich deutlich genug ausgedrückt. In kurzer Zeit wird er Student einer erhabenen Wissenschaft sein, und da führt man nicht mehr das Scheermesser.«

Der Vikarius that, als ob er den Unwillen des Sprechers kaum bemerkt und seine Worte verstanden hätte. »So ist es Dein ernster Wille, mein Sohn, daß Du mir die Erfüllung dieser Bitte verweigerst?« wandte er sich noch einmal an mich.

»Mein ernster Wille, Pater Vikarius; ich verweigere die Erfüllung und ich danke den ehrwürdigen Vätern für ihr Vertrauen.«

»So wünsche ich Euch einen guten Morgen!«

Kaum war er zur Thür hinaus, so schlug Maximilian ein lautes Gelächter auf. »Das war brav, mein Junge,« sagte er, mir die Hand schüttelnd. »Keine knechtischen Dienste diesen – knechtischen Hunden! Bravo! Du bist in meiner Achtung gestiegen!« –

Der Tag schritt vor und mit ihm die Wirksamkeit der neuen Bußprediger. Schon am frühen Morgen hatten sie sich in die Beichtstühle gesetzt und ihr sogenanntes heiliges Amt begonnen. Das Volk zankte sich beinahe um die Ehre, zuerst an die Reihe zu kommen. Noch zwanzig Schritte von den Stühlen entfernt, lagen sie schon auf den Knien und beteten, bis ihre Vorgänger absolvirt waren und, den Segen der Vergebung in sich, ganz zerknirscht davon schlichen. Weiber und Mädchen waren, wie immer, am zahlreichsten versammelt. Das dauerte bis Mittag und noch war nicht die Hälfte der Anwesenden ihrer Sünden ledig. Nach Tische ging es von Neuem los und dauerte, bis die Schatten des Abends die alte Kirche in ihr Nachtgewand gehüllt hatten. Die zuletzt übrig bleibenden mußten mit Gewalt aus dem Kloster getrieben und bis zum Morgen getröstet werden – so stark war der Andrang. Ich sah mir dieses unnatürliche Treiben nur flüchtig an und hatte mein Augenmerk mehr auf Maximilian und den Guardian gerichtet, die fast den ganzen Tag über in eifrigem Zwiegespräche begriffen waren. Ich

ahnte nicht im Entferntestem daß ich selbst ein Hauptgegenstand ihrer Berathungen war, sollte es aber schon am nächsten Tage zu meinem Schrecken erfahren. Der Guardian äußerte auch gegen Maximilian den Wunsch, ein Theilnehmer unserer Hörstudien in der nächsten Nacht zu sein, wogegen sich aber letzterer nachdrücklich auflehnte, vorschützend, sein später Besuch bei uns könne bemerkt und beargwohnt werden, in der That aber aus reinem Zartgefühl, um den braven Guardian vor den möglichen Anmerkungen über seine eigene Person zu bewahren, wie wir sie schon am ersten Abend zu hören in der Lage gewesen waren.

Und um es gleich hier vorweg zu berühren, am dritten Tage ihres Verweilens im Kloster hatten sich die ehrwürdigen Väter genügend von den Mühsalen ihrer Reise ausgeruht und begannen ihre Bußpredigten. Täglich hielten sie drei, des Morgens, Mittags und Abends eine, wobei sie in der Art abwechselten, daß je einer von ihnen täglich einmal, aber jeden Tag zu einer anderen Stunde, predigte. Des Morgens und Abends sprachen sie für das große Publikum, des Mittags für die Bewohner des Klosters allein. Der Zudrang dazu war natürlich ungeheuer, die kleine Kirche war bis zum Erdrücken voll und nicht einmal den vierten Theil der frommen Zuhörer faßte sie. Weit vor den Außenthüren hinaus lagen die Andächtigen auf den Knien, beugten ihr Haupt und murmelten zahllose Gebete, von denen sie vielleicht selbst kein Wort verstanden.«

Es kann hier meine Aufgabe nicht sein, den Inhalt jener Predigten auch nur andeutungsweise mitzuthemen. Die neuere und neueste Zeit ist reich genug an Aufschlüssen der Thätigkeit dieser reisenden Herren. In fast allen öffentlichen Blättern können wir Bedeutendes und Unbedeutendes darüber lesen. Im Allgemeinen nur erwähne ich, daß die drei Redner bei uns nicht zu den großen Künstlern ihres Berufes zu rechnen waren. Selbst im Kloster übertrafen einige Franziskaner sie bei Weitem. Zwar gaben sie sich viele Mühe, den Mönchen zu beweisen, daß sie nicht auf dem rechten Wege der Volksbeglückung wären und daß sie mit heiligerer Begeisterung ihr großes Werk angreifen müßten, wobei sie vor Anstrengung und Selbstkasteiung unendlich schwitzten. Zahn sprach oft schneidende Worte und biß gewissermaßen tief in das Fleisch der Sünder ein; Blitz lispelte Süßigkeiten und malte ihre künftige Seligkeit im Himmel aus, wenn sie so lebten und sich bethätigten, wie sie sollten; und Sturm endlich donnerte entsetzliche Verwünschung auf die Häupter der Lauen herab, wenn sie nicht in sich gehen und durchaus die Hölle verdienen wollten. Das war aber auch Alles. Zu dem Volke sprachen sie wenig über kirchliche Dinge. Sie knüpften bei Weitem mehr an dem häuslichen Leben desselben an, durchforschten es nach allen Richtungen, erläuterten die allgemeinen Menschenpflichten und versuchten, ihren Zuhörern klar zu machen, was ein Mensch thun müsse, wenn er einst

das Himmelreich und nicht das Fegefeuer erreichen wollte. Dennoch war die Begeisterung, oder eigentlich der Fanatismus der Zuhörer alle Tage im Steigen begriffen. Die Zahl der Andächtigen wuchs von Tage zu Tage; aus weitester Ferne kamen sie gewallfahrtet, Fahnen und Blumen tragend, und das Gesänge und Geplärre dauerte fast ununterbrochen vom frühesten Morgen bis in die sinkende Nacht hinein.

Doch kehren wir jetzt zu dem zweiten Abend der Anwesenheit unserer Nachbarn und auf unsere einsame Zelle zurück, wo wir hören werden, was das wunderthätige Marienbild so willfährig und zu unserem eigenen Nutzen uns berichtete.

III. EIN BLICK UND EIN SCHRITT IN DIE ZUKUNFT.

Es war halb zehn Uhr Abends, die Mönche hatten sich bereits in ihre Zellen zurückgezogen und wir, in unserem nur vom Mondenlicht matt beleuchteten Zimmer, standen auf unseren Posten. Die Thür war wohl verschlossen, die Lampe gelöscht und das Bild geöffnet. Da traten nebenan die Väter ein, wieder vom Pater Vikarius, ihrem Leithammel, geführt. Nachdem er ihnen eine gute Nacht gewünscht hatte und seine schlurrenden Schritte in den Gewölben des Kiosters verhallt waren, horchten wir, den Athem anhaltend, mit allen Sinnen auf. Und wieder erscholl jenes wallfischartige Gähnen, wie am vorigen Abend, dann war Alles still; nur von Zeit zu Zeit deutete ein unbestimmtes Geräusch an, daß die heiligen Väter sich auskleideten und ihre Nachttoilette anlegten.

»Nun,« begann endlich Pater Zahn die erbauliche Abendunterhaltung, »der erste saure Tag ist glücklich überstanden. Gott sei, Dank! Ich bin erstaunlich müde.«

»Das bist Du immer.«

»Daß ich nicht wüßte! Wißt Ihr, Eins ärgert mich aber vor Allen.«

»Und das wäre?«

»Dieser widerspenstige, junge Lümmel, der Barbiergeselle! Er ist in einer schlechten Schule groß geworden, das merkt man an seinem Ungehorsam. So eine junge Kreatur will schon einen Willen haben, das fehlte auch noch! Hätte ich ihn doch unter meiner Fuchtel, ich wollte ihm seine langen Ohren etwas aufschließen und ihm die Grundelemente des menschlichen Daseins einprägen. Was meint Ihr dazu? Sollten wir den Jungen nicht gewinnen können, wenn wir es auf die rechte Weise anfangen? Sein Gesicht verräth Intelligenz und sein Eigenwille Kopf. Sind nicht für uns alle die, die da hoffen lassen und versprechen? Wenn wir statt eines Fanges zwei machten, hätten wir dann nicht doppelte Ehre und Lohn zu erwarten? Der Junge gefällt mir, eben weil er widerspenstig ist und mich geärgert hat. Diese Gerte kann ein Baum werden. Ich werde ihn nicht aus den Augen lassen. Zahn hat ihn gepackt, Ihr Herren, und Zahn läßt, wie Ihr wißt, so leicht nicht wieder los. Was meinst Du, Blitz, versprichst Du Dir keine Leuchte von diesem Glühwurm?«

»Ich weiß nicht,« erwiderte der Gefragte mit etwas leiserer Stimme, »wie Dich gegenwärtig ein so junger Bursche beschäftigen kann, der noch dazu nicht einmal dem

Priesterthum sich gewidmet hat. Wollten wir alle Menschen, die etwas mehr Geist haben, als zur gewöhnlichen Nothdurft gehört, zu den Unsrigen bilden, wir würden bald eine Legion solcher jungen Teufel und keinen Raum sie unterzubringen haben, selbst wenn unsere Seminarien so groß wären wie die Kasernen der Fürsten. Denn bei Loyola's Seele, den ich vergöttere! es giebt jetzt leider zu viel Geist auf der Welt und es tauchen der Klarsehenden und rationalistischen Philosophen aus allen Sümpfen und Pfützen in solcher Masse auf, daß unsere geweihte Zahl sich kaum dagegen behaupten kann. Wir müssen schon gepanzert genug einherschreiten, dieser gottesläugnenden Phalanx einen Keil entgegenzuschieben. Nein, nein, guter Zahn, sprich mir von diesem Knaben nicht wieder, Du giebst Deinem Widersacher eine Blöße; richte vielmehr Dein ganzes Augenmerk auf den, der ein Koloß ist gegen diesen Zwerg, um dessentwillen wir hier sind, auf jenen Halbmonch, wie Du ihn gestern nanntest, diesen Augentodtschläger. In Wahrheit, ich möchte vor diesem Menschen beinahe Respekt haben. Er sieht nach etwas ganz Besonderem aus. Glaubt es mir, Blitz riecht den Schwefel, wie ein Tiger den Löwen riecht. Umsonst sind wir nicht hinter ihm her, wie die Teufel hinter einer unverdorbenen Seele. Man kann an die Feinheit und Umsicht unserer Oberen fluchen! Ich habe ihn heute vergebens einige Male auf's Korn genommen – er ist stich- und hiebfest. Seine Augen bohrten sich in die meinigen, die doch ziemlich verpanzert sind, als wollten sie wie durch Stahl und Riegel bis in meine Seele dringen. Hoho! die

sitzt tief, Pater Maximilian! Sachte, sachte! Wir sind auch noch Leute – jünger freilich als Du, aber wir haben starke Augen und Zungen, und die Erfahrungen Aelterer, als Du bist, und Gestählterer, als Du scheinst, liegen wie ein aufgeschlagenes Buch in unserer Brust. Ich bin neugierig, zu erfahren, wie es sich eigentlich mit ihm verhält. Sobald ich meinen Bericht fertig habe – und schon morgen muß er abgehen – so frage ich an, wie und wann wir ihm bekommen sollen? Ob mit Schlaueit, Verführung oder – Gewalt, mit Hülfe der weltlichen Obrigkeit, die in diesem Falle doch zu etwas nütze wäre. Wir müssen schnell sein, blitzartig, damit wir ihn überraschen, denn ich bin des Gelingens nicht so ganz sicher bei ihm. Er hütet sich. Er ist selbst Schlange genug, die Blutsverwandtschaft zu wittern. Aber – der Bursche! Gebt Acht, ich packe ihn! In sechs Tagen kann die Antwort auf meine Anfrage hier sein – dann thut Euch auf Wolken, schleudert den Blitz – und ha! er soll ihn treffen, durch und durch bis in's Leben! – Was sitzt Du so still, Sturm, und brütest in Dich hinein? Haben Dir Deine Beichtkinder heute zu schaffen gemacht?«

»Der Teufel soll sie Alle holen!« brüllte beinahe der also Angeredete. »Solch erbärmliches Leben, wie wir hier führen, ertrage ich nicht lange. Warum schickt man uns zu einem Doppelzwecke hierher? Einer soll den anderen verdecken. Gut! Aber darum uns so anstrengen? War der eine nicht schon mächtig genug, unsere Glieder zu rühren? Mußte auch noch die langweilige Buhlmutter, die

Beichte dazu kommen, um uns zu zeigen, daß wir Lastthiere sind? Und dieses dumme Volk dabei! Gott erhalte es in seiner Dummheit, aber für Unsereins ist die Aufgabe zu traurig. Welcher langweilige, erbärmliche Unsinn in ihren Beichten! Welche kindische vorsündfluthliche Schwäche in ihren Köpfen! Wenn ich nicht bisweilen schlief und träumte – ich könnte es nicht ertragen. Und wie häßlich sind die Weiber! Welche abgeschmackte, alle himmlischen Formen entstellende irdische Trachten! Da lobe ich mir noch meine süddeutschen Mädels, da ist Kern, Blut und Feuer drin – o wenn ich doch erst wieder zu Hause wäre!«

»Du hast Recht,« fiel hier Zahn wieder ein: »es wäre kaum zu ertragen, wenn man nicht bedächte, daß wir hier nur auf einer Durchgangsstufe stehen, nur eine Treppe steigen, um auf die Höhe zu gelangen, wo unseres Strebens Ziel, Genuß und Macht thront. Wollen wir denn ewig Bußprediger und Anfänger in der hohlen Kunst, Menschen in die Beichte zu nehmen, bleiben? Beim heiligen Franziskus! wie diese Dummköpfe sagen, nein! das wollen wir nicht!«

»Nein, nein, das wollen wir nicht,« faßte wieder Sturm seine Rede hastig auf und schlug mit seiner schweren Faust auf einen harten Gegenstand, wahrscheinlich einen Tisch, der vor ihm stand. »Das wollen wir bei Loyola's Seele nicht! Aber ich ärgere mich, wenn ich solch dummes Volk sehe – Jahrhunderte gehen dahin, und sie wachsen nicht an Verstand und Einsicht, Jahrhunderte

lang wandeln sie in Blödsinn und Tollheit dahin. Schlage ihnen mit der Faust vor die Stirn, ja, meinetwegen mit Keulen und beweise ihnen sonnenklar, daß ihre Priester Betrüger und Fuchsschwänzer sind – und sie glauben es nicht. Sie wissen es besser, daß wir von Gott und sie vom Teufel stammen. Bei allen ihren Heiligen selber! Wir haben noch eine lange Zeit der Herrschaft vor uns. Wir erleben nicht unseren Untergang. Noch zehnmal können neue Generationen auf einander folgen, ehe sie um einen Gedanken vorwärts geschritten sind. Dafür wollen wir um so rascher vorwärts schreiten; auf den Flügeln des Sturmwindes über ihre Köpfe dahin! Ob sie untergehen und verkommen in Dummheit – uns einerlei – wir sind die Leuchten der Welt, wir sind die Gewaltigen – im Willen und im Geiste. Und wir wollen es sein! Laßt uns erst ein paar Jahre älter werden – zuerst besiegen wir die Proletarier, dann die Patricier, zuletzt die Fürsten, die ketzerischen Fürsten. An die Fürsten müssen wir heran – herunter müssen sie unter unseren Fuß – und wir über ihnen stehen. So regieren wir die Welt. So will es unser Recht, so will es unser Gesetz, so wollen es unsere himmlischen Leidenschaften und Begierden. Vorwärts, Triebe! vorwärts, Gedanken! Ihr könnt nicht hoch genug fliegen. Ich werde sie haben, ich muß sie haben – und – sollte mich die Hölle verschlingen!«

»Zuerst aber ist es des Schreiens genug, theurer Sturm,« unterbrach ihn der müde gewordene Blitz, »laß

uns lieber zu Bette gehen. Träume darin weiter von Deinen Begierden und laß auch uns etwas träumen. Gute Nacht, lieber Bruder, gute Nacht, Zahn!«

»Gute Nacht, gute Nacht!« –

Ihr Licht erlosch. Maximilian schloß das Bild, stieg vom Stuhle herunter und, ohne die Lampe anzuzünden, saß er lange schweigend und nur bisweilen seufzend da. Unterdeß zündete ich das Licht selber an. Da blickte er mich an und ich sah Thränen über seine Wangen rinnen.

»Maximilian!« rief ich, »Du weinst!«

»Ja, ich weine – warum sollte ein Mann nicht weinen, der Buben so sprechen hört und sie nicht augenblicklich bestrafen kann. Ich habe genug gehört – ich mag nicht mehr hören – nicht ein Wort mehr, es geht nicht mehr in mein Ohr und mein Herz hinein. Arme Proletarier! Arme Patricier! Arme Fürsten! Von diesen laßt Ihr Euch beherrschen? Von diesen Euch blenden und berücken? O! Und da sollte man nicht Mann genug zum Kampfe sein? Man sollte das Schwert eher ruhen lassen, als bis die Erde leer steht von Menschengeschlechtern, wenn solche noch unter ihnen sind? – Ist das die Religion der Liebe, die dieser Abschaum der Menschheit predigt? Fritz, mein Junge, Du bist Zeuge von diesen Gedanken und Worten der Hölle gewesen – horche nie wieder, denn es ist eben so bitter, wie ein Stück von der Zukunft zu wissen – aber merke sie Dir, diese höllischen Worte. Fasse sie in Dein Gedächtniß und Dein Herz, und wo und wann Du dieser Brut begegnest – vertilge sie mit der Flamme Deines reinen Geistes, ersticke sie in den Netzen ihrer eigenen Schlauheit und

beweise so der Welt – Gott – Dir selber, daß Du nicht bist wie einer von diesen! –«

»Doch genug davon! Für diesmal wollen wir uns damit begnügen, sie zu kennen und ihre Pläne auf eine ihnen unverhoffte Weise einfach zu durchkreuzen. Ich spare sie mir für die Zukunft auf, sie werden mir wohl noch einmal im Leben begegnen, wenn sie ausgewachsene Männer und ganze Bösewichter geworden sind. Jetzt sind sie nur noch Wortklauber und Maulhelden, noch nicht über die Anfangsgründe ihres Katechismus hinaus – der Kampf wäre heute zwischen uns zu ungleich. Nur mit meines Gleichen liebe ich zu streiten oder mit Besseren und Stärkeren! Warten wir es also ab. Und nun, mein Sohn, gehen wir beide schlafen – ich bin müde, sehr müde – die Dinge, die ich heute gehört, haben meinen Geist niedergebeugt und er muß sich zur Ruhe begeben. Morgen wird er wieder frisch und fröhlich sein – dann sollst Du erfahren, was Du und ich, was wir Beide thun müssen und zwar auf der Stelle. Gute Nacht, mein Sohn!« Und er drückte mich innig und lebhaft, zum ersten Male, seitdem wir uns kannten, an seine stürmisch bewegte Brust. »Wir müssen uns trennen.«

»Wie?« rief ich, »uns trennen?«

»Ja – Du gehst in Deine Zelle, ich bleibe in der meinen. Gute Nacht!«

Als ich am nächsten Morgen erwachte und Maximilian einen guten Tag zurief, antwortete er nicht. Ich stand auf und fand sein Bett leer. Schon glaubte ich, er hätte das Kloster gänzlich verlassen, da sah ich ihn durch die Fenster im eifrigen Gespräche mit dem Guardian aus dem Walde zurückkehren. Erst nach langer Zeit betrat er wieder seine Zelle und meldete mir, daß der Guardian mich zu sprechen wünsche.

»Und ist Dir wohler, als gestern Abend?« fragte ich besorgt, denn sein Gesicht war bleicher als gewöhnlich, und auf seiner sorgenvollen Stirn lag der Schatten einer tiefen, geistigen Ermattung, als wenn er in der Nacht unter schweren Gedanken kein Auge geschlossen hätte.

»Mir ist ganz wohl,« sagte er. »Geh aber zum Guardian – er hat Dich bald und nothwendig zu sprechen.« –

Der Guardian saß in seiner Zelle allein auf seinem großen Sessel und hatte den Kopf auf die rechte Hand gestützt. Sobald ich eingetreten war, stand er auf und riegelte die Thür ab; ich hatte also etwas Ernstes zu erwarten.

»Mein Sohn,« fing er an, »da bist Du, das ist gut. Was Du aber auch jetzt hören wirst, behalte es für Dich allein und sprich mit Niemandem darüber, als mit Deinen beiden Lehrern, Ludovikus und Maximilian, die bereits unterrichtet und vollkommen mit mir einverstanden sind. Mein lieber Fritz, Du weißt, daß beschlossen war, Dich bis zu Deinem achtzehnten Lebensjahre hier im Kloster zu behalten und daß wir, Deine Freunde, Dich nicht gern um einen Tag früher scheiden sehen. Aber Verhältnisse,

die ich nicht herbeigeführt, die vielmehr Gott uns wahrscheinlich zu unserer Prüfung gesandt hat, und die Du Dir vielleicht schon jetzt, gewiß aber künftig selbst klar machen wirst, bestimmen mich, dem mir von Deinem besten Freunde, dem Pater Maximilian, gegebenen Rathe Folge zu leisten und Dich bald – in den nächsten Tagen sogar schon – aus dem Kloster zu entlassen.«

»Wie?« rief ich erstaunt und erschrocken zugleich, »in den nächsten Tagen schon?«

»Ja, mein Sohn; und je früher Du gehst, um so besser wird es für Dich sein. Denn Deine Zukunft muß von mir, Deinem Erzieher und Leiter, sicherer gestellt werden, als sie augenblicklich hier bei uns erscheint, und an mir ist es ebenfalls, Dich darauf aufmerksam zu machen, daß wir gewohnt sind, Dich in allen Stücken unseren Belehrungen gehorsam zu finden. Sieh – ob Du einige Monate früher oder später Deine Studien in Münster beginnst, wohin Du ja zuerst zu gehen entschlossen warst, das ist im Ganzen einerlei; die Vorlesungen haben erst seit Kurzem begonnen und Du kannst mit einigem Fleiße das Versäumte leicht nachholen, sobald Du die Prüfung für Deine Universitätsreife abgelegt hast. Und wenn das auch nicht wäre – Du müßtest jedenfalls von hier fort, denn wichtige Umstände erheischen es. Deine Kenntnisse, so berichtet mir Ludovikus, werden hinreichend sein, Dich jene Prüfung bestehen zu lassen, und Du wirst – ich vertraue Dir – fortfahren, wie Du hier begonnen hast, fleißig, redlich und gottgetreu zu sein.«

»Mein Sohn, erinnere Dich, es sind jetzt fünf Jahre, als die Ursulinerin Dich als kleinen Knaben in meine Hände lieferte. Habe ich das Versprechen gehalten, welches ich ihr zu Deinem Besten gegeben? Wie?«

»O Hochwürdigster!« rief ich, und lautes Schluchzen erstickte meine Stimme –

Er umfaßte mich und drückte mich an sich, während er meine Stirn väterlich küßte. »Sieh,« sagte er, »ich bin stolz darauf, aus dem kleinen Bäumchen, als welches Du zu mir kamst, einen solchen Baum gezogen zu haben. Gebe Gott, der Herr, daß die Früchte, die wir von Dir hoffen, unserer Erwartung entsprechen mögen! – Doch, laß mich kurz sein; es liegt uns jetzt ob, in kurzer Frist Wichtiges zu thun. Es ist also abgemacht, Du gehst und zwar schon in den nächsten Tagen. Ich werde Deine Kleider von dem Laienbruder in Ordnung setzen lassen; mit Wäsche bist Du hinreichend versehen. Du gehst also nicht als Bettler von uns, den Bettlern. Was die Kosten Deiner ferneren Studien anbetrifft, denn die werden wohl tagtäglich zunehmen, so hätte ich Dir gern eine Stimme Geldes mit auf den Weg gegeben. Allein, Du weißt, ich bin nur der Obere eines Klosters, welches meistens von Almosen lebt. Ich selbst darf nichts besitzen und besitze nichts, als was zum Frommen des Klosters verwandt werden muß. Dennoch aber habe ich einen kleinen Sparpfennig für Dich zurückgelegt, der zwar nicht der Rede werth ist, aber doch hinreichen wird, Deine Reise und Deine ersten Auslagen in Münster zu bestreiten. Für die Zukunft habe ich an etwas Anderes, Besseres gedacht.

Sieh, ich habe einen sehr guten Freund in Münster, den Probst B***. Wir sind Jugendbekannte und Studiengenossen. An ihn werde ich Dir ein Schreiben mitgeben, und er wird Dir, ich bin dessen gewiß, zu Deiner weiteren Ausbildung genügende Anleitung und Unterstützung angedeihen lassen, so daß er in dieser Beziehung gewissermaßen die Fortsetzung von mir selber ist. Also blicke getrost und ohne Bangen in die nächste Zukunft; für die fernere wird Gott sorgen. Schreibe mir bisweilen, wie es Dir geht. Auf dem Wege nach Münster kannst Du Deine Mutter besuchen. Deine Abreise, von hier werde ich selbst in's Werk setzen, bekümmere Dich gar nicht darum, überhaupt thue gegen Jedermann, als ob Du nichts davon wüßtest. Und nun geh in Deine Zelle und sammle Dich, denn ich sehe, meine Mittheilung hat Dich erschüttert und das alte Kloster liegt Dir noch am Herzen. Lebewohl, mein Junge, und später ein Mehreres.«

Betrübt im Innersten meiner Seele und ganz im Stillen meine heißen Zähren niederschluckend, schlich ich in meine Zelle. »Maximilian!« rief ich dem mich erwartenden Freunde entgegen: »Wir müssen uns also doch und auf immer trennen?«

»Ja – auf immer, wenn Gott es nicht anders beschlossen hat, mein Junge. Laß es uns also fest in's Auge fassen und kurz abmachen, das ist immer das Beste. Du gehst, denn Du mußt gehen, und Du wirst wissen oder vermuthen, warum? Denn Deine Ohren haben es gestern gehört und Dein Verstand wird es begriffen haben. Diese Höhle ist nicht mehr der Aufenthaltsort für junge Löwen,

nur Füchse, Hyänen und Wölfe hausen noch darin. Also fort von hier – fort in die frische, fröhliche Welt. Fasse munter das Leben an, und munter wird es Dir entgegen treten. O, Du gehst einem glücklichen Dasein entgegen – aber ich – wohin gehe ich?«

»Bleibst Du denn nicht hier?« fragte ich verwundert.
»Willst Du denn auch fort?«

»Gewiß will ich das und noch vor Dir und weiter fort, als Du. Schon der nächste Morgen wird mich nicht mehr in diesen Mauern sehen.«

Ich stand mit weit aufgerissenen Augen da und starrte ihn sprachlos an. Ich schien heute bestimmt, Wunderdinge zu erleben. Ich konnte sie nicht alle mit einem Male erfassen.

»Beruhige Dich,« fuhr er fort,« es muß so sein. Ich habe keine Lust, mein Leben fernerhin in den Netzen – dieser da hinzubringen, das Leben hat noch andere Ansprüche an mich und ich – an das Leben auch. Also fort, und Du sollst mir sogar dazu behülflich sein, denn Niemand im Kloster, außer Franziskus, Ludovikus und Dir, darf von meiner Abreise erfahren. Verstehst Du?«

»Ich verstehe!« sagte ich, schauernd vor Wehmuth.

»Heute Nacht, wenn Alles schläft – wir haben ja Mondschein – fährst Du mich über den Rhein. Ich vertraue mich Deinem jungen Arme an, denn ich weiß, Du verstehst es. Wie Du wieder in's Kloster unbemerkt zurückkommst, ist Dir bekannt. Wirst Du morgen gefragt, wo ich bin? so sagst Du, ich sei über Land gegangen. Meine Bücher und sonstigen Besitzthümer behält einstweilen

Ludovikus. Ueber das sonst nothwendig zu Besprechende haben wir noch den ganzen Tag vor uns. Jetzt laß uns davon abbrechen, Ludovikus wird sogleich hier sein und dann trennen wir uns nicht mehr bis zur Nacht.«

Man kann sich eine Vorstellung von den Gefühlen machen, die in mir tobten und denen ich so ganz unvorbereitet zum Raube geworden war. Trennung vom Kloster, vom Guardian, von Ludovikus und Maximilian, Trennung von meinem grünen Wald, dessen jungfräuliche Schatten so eben anfangen, sich vor meinen Augen auszubreiten, Trennung von Allem, was mir lieb und theuer geworden war, und von dem süßen Frieden der ganzen Umgebung – o, wie weh that sie mir! Und doch mußte es sein: und es war auch gut so. Der Mensch muß wachsen, wie der Baum wächst, er muß dem Winde und dem Wetter trotzen lernen, hinauf muß er treiben, den Wolken entgegen durch warme und kalte Lust, auf daß er erstarke! Neigungen und Gewohnheiten – wie süß werden sie uns! Aber losreißen muß sich der Mensch von ihnen, wenn das Schicksale fordert, wenn die Pflicht ihn ruft, wenn die Gebote eines höheren Lebens seine Theilnahme, seine Kräfte beanspruchen. Also fort – fort – fort ohne Zaudern – ohne Wanken – mit Gott! –

Ludovikus kam. Er war noch betrübter als ich, auch er sollte sich von zwei Freunden trennen, die er durch jahrelangen Umgang und mancherlei gemeinschaftliches Erlebniß lieb gewonnen hatte. »Mir bleibt nichts, als Franziskus und meine Bücher,« sagte er. »Ihr habt die Welt für Euch – was habe ich?«

»Ach, mein Freund,« erwiderte Maximilian, »ich schenke Dir meine Welt – gib mir die Deine dafür. Aha! Du zauderst –«

»Gewiß zaudere ich – aber nicht meinetwegen, sondern Deinetwegen – Du bist sieben und dreißig – ich sieben und vierzig – Du bist gesund, ich bin krank –«

»Und wenn ich dennoch mit Dir tauschte –?«

»So gib her Deine Seele!« – Und beide umfaßten sich und küßten sich herzlich, indem sie beide lächelten, während mir die heißen Thränen über die Wangen liefen.

»Aber Deine Haare?« rief Ludovikus plötzlich. »Man wird Dich auch ohne Kutte an der Tonsur für einen Mönch erkennen –«

Ein allgemeines Stillschweigen trat ein. Wir waren alle Drei verwundert, daran nicht gedacht zu haben.

»Ich weiß Rath!« rief ich endlich.

»Nun? Und?«

»Ich scheere Dich ganz kahl, fahre Nachmittag mit der Fähre hinüber und hole eine Perücke von dem alten Franzosen, der neben dem Dom in Xanten wohnt.«

Man besann sich nicht lange, man stimmte ein. Für andere Kleider – es waren freilich die eines Priesters – hatte schon der Guardian Sorge getragen –

Als die Mönche nach Tische in der Kirche versammelt waren, um eine erhabene Bußpredigt des Pater Zahn, handelnd über das Herz Jesu, anzuhören, begab ich mich eiligen Fußes nach der Fähre und fuhr, von Niemandem unterwegs bemerkt, in Gesellschaft eines fremden Kärners und seines Gaules über den Rhein. Hastig eilte ich

nach Xanten, sprang in den Dom, um ihn mir noch einmal in seiner ganzen Herrlichkeit einzuprägen, und verfügte mich sodann in das Haus des alten Franzosen, der wegen seiner guten Perücken in der ganzen Umgegend berühmt war. Unter einem großen Vorrath war nur eine einzige, die mir gefiel und des schönen Gesichtes Maximilian's würdig zu sein schien. Sie war zwar dunkler, als sein natürliches Haar und beinahe fast ganz schwarz, sie paßte aber auch auf meinen Kopf, der dieselbe Größe wie der seinige hatte, und war weder zu künstlich gelockt, noch ganz schlicht; mit einem Wort, sie sah natürlich aus. Ich bezahlte sie mit dem Gelde, welches ich von Maximilian dazu empfangen hatte, ließ mir ihre Befestigungsart erklären und sie sorgfältig einwickeln, um sie in die Tasche stecken zu können, und ging dann, um bei Niemandem irgend einen Verdacht zu erregen, noch eine Weile in der Stadt spazieren. Langsam und allmählich mich der Fähre nähernd, stieg ich kurz vor ihrer Abfahrt ein und kam nach ungefähr zwei Stunden Abwesenheit wieder im Kloster an, wo sich schon eine ungeheure Menge Andächtiger zur Abendpredigt eingefunden hatte. Mit Mühe gelangte ich durch die Pforte und eilte nach meiner Zelle, um mein Kleinod zu verbergen. Maximilian fand ich mit Ludovikus im Garten, und als ich zu ihnen trat, gab ich ihnen mit den Augen ein Zeichen, daß der Auftrag ausgeführt sei. Darauf erhoben sie sich und wir spazierten umher, kein Wort über unser Vorhaben verlierend, denn wir waren nicht allein und auch die drei edlen ehrwürdigen Väter schöpften frische Luft, um neue Kraft

für ihre ferneren Anstrengungen zu sammeln. Wohl flo- gen ihre Blicke oft und lange zu uns Dreien herüber, wir aber beachteten sie nicht mehr; für uns waren sie nicht mehr vorhanden in der Gegenwart, wir hatten allein die Zukunft vor Augen.

Während der Abendpredigt, die von fast allen Mön- chen besucht war, trennte ich mich von meinen beiden Freunden, um mich nach dem mir befreundeten Leh- mann'schen Hause zu begeben. Ich hatte die Bekannt- schaft unterhalten und besuchte von Zeit zu Zeit die Familie meines früheren Jugendgefährten, namentlich, wenn mich die Lust anwandelte, in Gesellschaft eines Schiffers oder auch allein ein wenig zu segeln; denn die geringe Geschicklichkeit, die zu diesem Unternehmen ge- hörte, hatte ich mir längst und ohne Mühe angeeignet, während der Muth, der, eben so wie bei'm Reiten, eigent- lich dabei die Hauptsache ist, mir von Natur eigen war. Heute aber hatte ich die Absicht, mir einen leichten und lenksamen Nachen für die Nacht auszusuchen. Ich sprach mit dem Oberschiffer darüber und bat ihn, mir einen sol- chen zu leihen, da ich spät Abends eine kleine Fahrt ma- chen wolle. Er nickte mir Genehmigung zu und ließ mich wählen, was ich wollte; ich suchte meine Geräthschaften in dem dazu bestimmten kleinen Bretterhause zusammen und legte sie wohlgeordnet bei Seite. Bald war auch das vollendet. Ich verfügte mich wieder in's Kloster zurück, aus dessen Thüren eben die Volksmassen mit gesenkten Köpfen und bußfertigen Mienen nach Hause strömten.

So war der Abend herangekommen und ich konnte mich, da es halb neun Uhr schlug, ohne Weiteres auf meine Zelle begeben, die ich leer fand, denn Maximilian war bei'm Guardian und nahm von diesem Abschied. Um neun Uhr kam er; er war still, in sich gekehrt, nachdenklich, aber fest und kühn wie immer; seine Augen leuchteten, wie gewöhnlich, wenn eine große Gemüthsbewegung ihn erschütterte, gleich einer düsteren Flamme. Schon war er eine Weile in meiner Nähe und noch hatte er kein Wort gesprochen. Er kramte in seinem Schreibpulte herum und nahm endlich eine kleine Börse zur Hand, die in der Ecke eines Schubfaches gelegen hatte.

»Fritz!« rief er.

»Hier bin ich, Maximilian, was befehlst Du?«

»Komm, noch ein Wort. Es ist vielleicht das letzte, was ich Dir sagen kann. Zu ermahnen, zu treiben brauche ich Dich nicht, denn Du treibst Dich allein; führen kann ich Dich nicht mehr, denn ich bleibe nicht länger in Deiner Nähe, also mag Gott Dich führen! Studire fleißig, sei redlich und – strebe nach Oben! Ich meine nicht nach Rang und Ehre – aber nach Erkenntniß, Menschenliebe und Gottesfurcht! Mittel hast Du nicht, also die können Dich nicht heben – um so leichter aber wird Dein Fortkommen sein, denn so ist der Welt Lauf. Ich habe immer gefunden, daß Menschen mit geringem Besitz besser und leichter durch die Welt gekommen sind und oft höhere Stufen erreicht haben, als von Jugend an Begüterte. Und das ist klar. Diese verlassen sich auf ihr Geld, und das läßt sie oft im Stiche; jene verlassen sich auf sich selbst, ihre

Kräfte, ihren Geist, ihren Muth, und diese bleiben uns bis an unser Ende getreu. Also rüstig vorwärts, mein Junge! – Sieh! hier habe ich mein ganzes augenblickliches Vermögen – es sind zwanzig Goldstücke. Da – wir wollen theilen – diese zehn sind Dein.«

»Maximilian!«

»Still! Diese sind Dein, mehr kann ich für jetzt nicht entbehren, aber in kurzer Zeit kann ich mehr erhalten. Vielleicht bin ich im Stande, Dir von Zeit zu Zeit nach Münster Unterstützung zu senden; geht es, so erhältst Du etwas. Erhältst Du nichts, so denke nicht, daß ich Dich vergessen habe, mir mangelt dann nur die Gelegenheit, mich Dir zu nähern. Es wäre möglich, daß wir uns auf unserem Lebenswege noch einmal begegneten. Wo und wann dies auch sei – merke auf, was ich Dir sage – richte Dich alsdann ganz nach meinem Benehmen. Will ich Dich erkennen, so äußere Deine Freude, mich wieder zu sehen, wie Dein Herz es verlangt – thue ich, als kenne ich Dich nicht, so verrathe mit keiner Miene, daß Du weißt, wer ich bin. Ich bin fertig – Gottes Segen mit Dir auf allen Wegen – Amen!« –

Er hatte seine Hand auf meinen Kopf gelegt, sah mir noch einmal tief, tief in die Augen und küßte mir die Stirn. Da hörten wir leise draußen an unsere Thür pochen. Sogleich öffneten wir. Es war Ludovikus, der, um nicht gehört zu werden, auf Socken herbeigeschlichen war. Er kam um Abschied zu nehmen und mir bei der bevorstehenden Operation zu leuchten. Wir schritten sogleich zum Werke. Ludovikus hielt die Leuchte, während

ich Maximilian's Kopf einseifte. Mit leichter Mühe war der ganze Kopf kahl geschoren; er sah merkwürdig aus. Als nun aber die dunkle Perücke aufgesetzt war, mußten wir, so ernst wir gestimmt waren, lächeln, denn er sah fast noch merkwürdiger aus und war kaum zu erkennen. Rasch entledigte er sich nun seiner Kutte und dessen, was er darunter trug, und schlüpfte leicht in die schwarzseidenen Strümpfe und die kurzen Beinkleider der Weltgeistlichen, die er von Franziskus erhalten hatte. Alles paßte auf seine vollen und muskulösen Glieder. Er nahm sich schön und stattlich aus, ich hatte früher nie seine Haltung so vornehm, seinen gleichmäßig geformten und kräftigen Körperbau so bedeutend gefunden, die Kutte hatte alle seine persönlichen Vorzüge verhüllt. Auch die schwarze Tuchweste und das weiße Halstuch mit den großen Schleifen standen ihm gut, nur der mit seinen langen Schößen weibisch schlotternde Rock paßte nicht zu seiner männlichen Figur. Endlich waren wir fertig. Er besah sich in seinem kleinen Handspiegel und lächelte.

Darauf setzten wir uns still nieder und lauschten, ob wir vielleicht irgend ein verdächtiges Geräusch hörten. Das ganze weite und mit Menschen angefüllte Kloster lag wie in tiefer Grabesstille, nur die große Uhr auf der unteren Flur tickte hörbar bis zu uns herauf.

»Sie schlafen!« sagte Maximilian leise. »Wir sind die einzigen Wachenden von allen Bewohnern dieses Klosters.«

»Auch Franziskus wird nicht schlafen können,« seufzte beinahe Ludovikus. Dabei wandte sich sein Blick wehmüthig auf den theuren Freund, dem der meinige folgte; dann sahen wir uns beide an, mußten aber das Gesicht abwenden, weil wir die mit jeder Minute stärker aufsteigende Rührung unsere Augen flüssig machen fühlten.

»Ehe ich es vergesse,« fing Maximilian wieder an – »hier ist der Schlüssel des Bildes da, Ludovikus, gib ihm dem Guardian wieder – da – es ist mir ordentlich leicht um's Herz, daß ich ihn los bin – ach! er hat schwer auf meiner Seele gelegen.«

»Hast Du heute nichts Neues gehört?«

Maximilian machte eine abwehrende Geberde mit der Hand und runzelte die Stirn. Darauf flüsterte er mit Abscheu:

»Ich habe genug gehört – mich ekelt davor – o, hätte ich nie jenes Schloß geöffnet!«

»Dann würdest Du nicht den Vortheil haben, Dich heute aus ihren Fängen entfernen zu können –«

»Bah! sie hatten mich noch nicht – ich würde aber auch nicht den Menschen in seiner vollkommensten Scheußlichkeit kennen gelernt haben – diese sind schlimmer als Diebe und Mörder – sie stehlen den Glauben und morden die Seele.« –

Es schlug Elf. Der Mond war prächtig aufgegangen, die Sterne flimmerten am klaren Himmel und nur ein fast unmerklicher Ostwind ließ die zarten Blätter der frisch-belaubten Bäume leise aneinander rauschen.

»Es wird Zeit,« sagte Maximilian. »Wir müssen wohl aufbrechen?«

»Noch nicht, mein Freund, warte noch eine halbe Stunde.« –

Auch diese ging vorüber, es schlug halb Zwölf. Maximilian wurde unruhig. Da stand Ludovikus auf; hoch richtete er sich empor, seine Miene nahm etwas Feierliches und Würdevolles an. Er hob seine Hand und ließ sie leise in die schon offen gehaltene Rechte des Freundes fallen.

»Gott will es,« sagte er, »und so sei es! Lebe wohl!«

Und die beiden Männer schlossen sich fest an einander. – Wir löschten die Lampe – Ludovikus schlich zuerst hinaus – wir folgten ihm so leise wie möglich. Ohne Störung gelangten wir an die Klosterpforte, die Ludovikus behutsam öffnete. Noch ein Händedruck – und die Thür lag zwischen ihm und uns.

Rasch eilten wir dem Rheine zu und erreichten in Kurzem Lehmann's Haus. Der Hund, der uns mit Bellen empfing, schwieg, sobald er mich erkannte, und lief lautlos in seine Hütte zurück. Meine zurechtgelegten Geräthschaften fand ich sogleich; in wenigen Augenblicken waren sie im Boote. Die Segelstange wurde an ihren Ort gebracht, das Segel entrollt und das Tau davon in meiner Nähe am Steuer befestigt. Maximilian saß vor mir und stieß kräftig das Fahrzeug vom Ufer ab. Es flog in den rauschenden Fluß und fast augenblicklich faßte der Wind die flatternde Leinwand. Noch ein paar Augenblicke, und schon

waren wir über hundert Fuß vom Ufer entfernt, während der Schnabel unseres kleinen Schiffes immer mächtiger in die Wasser eindrang. Maximilian jubelte laut und drückte meine linke Hand, während meine Rechte fest auf dem Steuer lag. So fuhren wir eine Zeitlang schweigend dahin, während nur das murmelnde Rauschen der Wellen vor dem Kiele zu unsern Ohren drang und unsre Blicke dankbar gegen den Himmel gerichtet waren, dessen blaues Riesenzelt, wie mit goldenen Flittern besät, klar und rein in angemessener Weite sich über uns ausspannte.

»Wo willst Du landen?« fragte ich Maximilian.

»Das ist mir gleich; fahre für Dich so günstig an wie möglich, denn Deine Rückfahrt wird schwieriger werden.«

»Das thut nichts; ich lavire, und wenn das zu lange dauert, lege ich die Ruder ein – ich habe kräftige Arme.«

Das war unser ganzes Gespräch, während wir um Mitternacht, von einer frischen Brise begünstigt, über den alten Vater Rhein setzten.

In nicht gar langer Zeit erreichten wir das jenseitige Ufer in einer Bucht unterhalb Xanten, die tief genug war, um den Nachen an das Land zu lassen. Maximilian sprang hinaus – ich folgte ihm. Meine Kehle war mir wie zugeschnürt und auf meinem Herzen lag es bleischwer.

»Wohin gehst Du zunächst?« fragte ich, um doch etwas zu sprechen.

»Das laß meine Sorge sein – ich kenne die Wege und habe mein Ziel vor Augen. Und nun – laß uns scheiden!

Kein Wort mehr, als – lebe wohl und Gott behüte Dich!
sei brav – sei glücklich!«

Noch eine stumme Umarmung, ein Händedruck – und er sprang in die nächsten Gebüsch. Meinen Augen und Ohren war er bald entschwunden, nur mein Herz glaubte noch das seine schlagen zu fühlen.

Einen Augenblick stand ich, blickte ihm scharf nach, konnte aber keine Spur mehr von ihm entdecken. Dann wischte ich mir die Thränen auf den Augen, ging in das Boot zurück, stellte das Segel anders und stieß ab.

Meine Rückfahrt war in der That schwieriger und ging langsamer von Statten, als meine Hinfahrt. Bis über den größten Strom hinaus, der an dieser Stelle wie bekannt, sehr stark ist, steuerte ich bald links bald rechts. Als das rollende Rauschen unter mir etwas abnahm und ich mich in glatterem Wasser glaubte, zog ich das Segel ein und legte meine Ruder aus. Aber das mächtige Strömen des alten Flusses trieb mich weit abwärts; mit aller Mühe und lebhaft arbeitend gelang es mir doch nur, das jenseitige Ufer fast eine Viertelstunde nördlich von Lehmann's Hause zu erreichen. Hier legte ich den Nachen fest an eine Weide, beschließend, ihn am nächsten Morgen von den Schiffen holen zu lassen, was ich auch that. Dann aber eilte ich beinahe fliegend durch den Wald; es schlug halb drei Uhr, als ich das Kloster erreichte. Von dem stärker erwachten Winde herangetrieben, hatten sich unterdeß Wolken am Himmel gesammelt und verdunkelten die halbe Scheibe des Mondes, und das war mir ganz lieb. Bald hatte ich, Niemand gewahrend, das Kloster

umgangen und stieg, von Pater Hilarius gut unterrichtet, über die alte Mauer. Dank seiner wohl erworbenen Freundschaft war ich auch mit dem Schlüssel zur Küche versehen. In etwa zehn Minuten befand ich mich in meiner Zelle und in halb so viel Zeit lag ich im Bette, ohne daß außer dem Guardian und Pater Ludovikus irgend ein Mensch meine Abwesenheit und mein Thun geahnt hätte.



Schon um sieben Uhr Morgens stattete ich dem Guardian meinen Bericht ab, der auch Ludovikus sogleich mitgetheilt wurde, erfuhr aber dabei zu meinem Schrecken, daß ich selbst am nächsten Tage in aller Frühe abreisen würde. Der beklemmende Gedanke dieser schnellen Veränderung meines Lebens ließ mich die Einsamkeit meiner Zelle und die Trennung von meinem verehrten Freunde leichter ertragen. Ich lief schon Vormittags in den Wald, meinen alten Vertrauten meine Noth zu klagen, aber er tröstete mich heute nicht, im Gegentheile, er sagte mir nur allzu verständlich, daß ich allein sei, daß mein Lebensstern mich verlassen habe, und am lautesten sprach er das aus, als ich den ewig grünen Tannenwald kam, durch den ich mit Maximilian so oft gewandelt war, und zum letzten Male in meinem Leben in dem Mooskessel saß, wo er mir seine Geschichte erzählte, die ich mir schon so oft im Geiste wiederholt hatte, daß ich sie beinahe eben so gut wie er auswendig wußte.

Noch einmal sah ich mich überall um, besuchte alle geheimen Plätze meiner jugendlichen Träume, dann, gefaßt und hoffnungsvoll, wie es die Jugend glücklicher Weise so leicht ist, kehrte ich heim und erschien bei Tische. Wohl bemerkte man den leeren Platz Maximilian's; da seine Abwesenheit aber nichts Seltenes war, fragte Niemand danach. Erst am Abend erkundigte sich Pater Blitz bei'm Guardian, wo Pater Maximilian sei? »Er ist auf's Land gegangen, Speise zu holen,« erwiderte dieser. Man schien es zu glauben.

Fast den ganzen Nachmittag und Abend brachte ich im Gespräche mit dem Guardian und Ludovikus zu. Endlich hatten wir uns Alles gesagt, was wir uns sagen konnten, nichts war mehr übrig, als die Traurigkeit in meinem Herzen und das ängstliche Bewußtsein, von vortrefflichen Menschen scheiden zu müssen und sie vielleicht, ja wahrscheinlich, nie wieder zu sehen. Mein Dank war gesprochen – ich war mit meinen Wohlthätern abgefunden. Ich erstieg zum letzten Male meine einsame Zelle und mein eben so einsames Lager. Welche Gedanken summten durch mein Gehirn, welche Empfindungen durchzuckten meine Seele! Man lasse mich darüber schweigen, ich kann sie doch nicht so tief, so rührend, so innig schildern, wie sie damals waren. –

Morgens um sechs Uhr schon holte mich der Guardian selbst von meiner Zelle herunter. Einen alten Koffer, worin meine kleinen Besitzthümer lagen, die mir die Güte meiner Erzieher und Freunde im Laufe der Zeit verehrt, hatte ein verschwiegener Laienbruder schon um

vier Uhr Morgens nach Lehmann's Hause geschafft. Dahin gingen auch wir. Schon aus dem höher gelegenen Walde zum Rheine hinabsteigend, sahen wir Ludovikus hastig und keuchend uns nacheilen. Wir blieben stehen und erwarteten ihn. Als wir, absichtlich gleichgültige Dinge sprechend, am Wasser angekommen waren, sah ich ein Kohlenschiff vor Anker liegen, welches mich bis nach Wesel mitnehmen sollte. Eben läutete seine Glocke.

Kurz war unser Abschied, aber herzlich, mein Herz beinahe brechend. Schon stand ich auf dem Verdeck des Schiffes und die beiden getreuen Mönche harrten noch am Ufer und winkten mit Lippen und Händen. Da stießen die Schiffer das Fahrzeug ab und die wirbelnden Wogen des Stromes erfaßten es – ein scharfer Morgenwind hob das schwere Segel und – hinaus, entgegen dem Strome unbekanntem Lebens ward ich widerstandlos dahin getragen.

Da sah ich die beiden Getreuen, nachdem sie noch einmal mit emporgehobenen Armen zum Abschiede gewinkt, einsam und still ihren Rückweg antreten und bald hatten die Schatten des Waldes ihre dunklen Gestalten verschlungen.

IV. WIE EIN STUDENT ESSEN UND HUNGERN KANN.

Die Freude meiner Mutter, mich so unverhofft wieder bei sich zu haben, war eben so groß, wie ihre Verwunderung über die plötzliche Wandelung meines Schicksals. Und als ich vor ihren Ohren nun meinen Beutel mit Gold und anderem Gelde erklingen ließ und ihr sagte, wie

viel darin sei, da hielt sie mich gar für einen steinreichen Menschen, ermahnte mich aber, vorsichtig zu sein, damit es mir nicht wieder so ergehe, wie auf der Reise von Amsterdam nach der Heimat. Uebrigens dankte sie Gott für das mir bisher wiederfahrene Glück; worin ich ihr von ganzem Herzen beistimmte. Die eigentliche Ursache meiner so schnellen Abreise aus dem Kloster theilte ich ihr natürlich nicht mit; es wäre zu weitläufig gewesen und hätte ihr auch unnöthige Sorge bereitet. Ich schenkte ihr ein neues warmes Kleid für den nächsten Winter und blieb bis zum anderen Morgen bei ihr, bevor ich meine Reise nach Münster antrat, denn es drängte mich mit aller Macht eines vorwärtsstrebenden jugendlichen Herzens der Zukunft entgegen. Mein kleiner Koffer wurde einem Fuhrmanne anvertraut, der ihn in drei Tagen nach Münster zu schaffen versprach, für damalige Zeit eine ungeheuere Schnelligkeit in Betreff einer Reise von etwa zehn Meilen. Ich selbst beschloß wieder zu Fuße zu wandern, und so sah mich denn der Morgen des nächsten Tages abermals auf dem Marsche.

Aber wie ganz anders waren die Gefühle, die mich auf diesem Wege begleiteten, als zu der Zeit, da ich nach Holland ging und aus Holland zurückkehrte! Damals ein schwaches, armes, unerfahrenes, fast von jeder Hülfe verlassenes Kind, allein auf des großen Gottes Beistand bauend – jetzt ein starker, großer, beinahe vollkommen ausgewachsener Mensch mit manchfacher Erfahrung und Kenntniß ausgerüstet, noch immer auf Gottes Hülfe rechnend, aber schon die eigene mit in

Anschlag bringend! Dabei war ich gesund, wohlgemuth, hoffnungsvoll und, die häufigen Gedanken an das kürzlich Verlorene abgerechnet, heiter und zufrieden. Außerdem aber war ich reich, oder ich kam mir wenigstens so vor, denn ich hatte damals den Glauben, die siebzig Thaler, die ich im Ganzen bei mir trug, könnten niemals ein Ende nehmen. Glückliche Zeit, glückliche Jugend! Wie schnell geht sie vorüber und wie schnell kommen die Erfahrungen ganz anderer und bitterer Art.

Ich brachte zwei und einen halben Tag auf der Reise zu. Gegen Mittag des dritten Tages zog ich, nicht der hoffnungsloseste ihrer jungen Studenten, in die Universität Münster ein.

Altes trauliches Münster! Wie gern und oft erinnere ich mich Deiner und der in Deinen Mauern verlebten bitteren und süßen, ach! nur zu süßen Stunden! Noch immer sehe ich im Geiste Deine alten schönen Kirchen mit den herrlichen gothischen Thürmen und höre das wohlklingende Geläut ihrer dröhnenden, summenden und silberhellen Glocken. Noch immer betrachte ich in feierlichem Schweigen Deine alten deutschen Giebel, Deine Erinnerungen aus der Wiedertäuferzeit, die verhängnißvollen schwebenden Körbe am Lambertithurme, und Deine schrecklichen Zangen unter dem schönen Bogen des herrlichen Rathhauses. Noch immer betrete ich voll heiligen Staunens Deinen alten Friedenssaal mit seinen Rüstungen, seinen Bildern und historischen Reliquien. Endlich aber sehe ich noch so deutlich wie damals Deine

Straßen und Plätze belebt von eilfertig dahinschlüpfenden Priestern mit ihren langen, fliegenden Röcken, seidenen Strümpfen und silbernen Schuhschnallen, so eilig, als versäumten sie das Himmelreich, wenn sie nicht zeitig an Ort und Stelle wären. O, welche traurigen und wohlthätigen Erinnerungen zugleich überströmen bei diesem Rückblick mein altes Herz!

Schon vor dem Stadthore begegnete mir ein junger Mensch, der eine auffallend bunte Mütze und einen mit Schnüren besetzten kurzen Rock trug; ich hielt ihn anfangs für einen herumziehenden Seiltänzer, wie ich sie als Kind in Wesel und auch wohl später in Xanten gesehen. Er warf einen durchbohrenden Blick auf mich, der ich mein altes, kleines Ränzchen auf dem Rücken trug und ziemlich unbefangen und keck einherschritt. Nachdem er mich eine Weile genau, von Kopf bis zu Fuß und von allen Seiten mit einer Art Kennerblick gemustert, rief er endlich: »Guten Morgen!« was mich eigentlich sehr verwunderte, da es doch bereits Mittag war.

»Guten Morgen!« rief er also. »Wer bist Du?«

»Student!« warf ich ihm mit einigem Stolze entgegen.

»Student? Hoho! Da gieb mir die Hand; ich dachte es beinahe. Ich bin es auch. Du willst es aber wohl erst werden? Hast Du schon eine Kneipe?«

»Eine Kneipe? Wie?«

»Eine Wohnung meine ich.«

»Nein, die habe ich leider noch nicht.«

»So komm, ich will Dir eine verschaffen, – klein aber billig, schlicht aber gut. Was willst Du studiren?«

»Die Wundarzneikunde.«

»Aha! Da bin ich Dein Kollege. Wohlan denn, Fuchs!«

»Fuchs!« dachte ich. »Seh' ich so aus?«

Wir schritten fast durch die halbe Stadt, die mir in den bis jetzt gesehenen Theilen gegen Wesel und Xanten ungeheuer groß vorkam, gegen Amsterdam aber ein Flecken erschien, und langten in einem Gäßchen in der Nähe der Rothenburg an, wo mein Kamerad mich in eine Art Herberge führte, welche mehreren Studenten zur Wohnung diente. Sehr bald war auch ich untergebracht, aber in einem Kämmerlein, nicht größer als meine Zelle im Kloster, dagegen viel schmutziger und über alle Maßen nach Taback stinkend. Die einzige Annehmlichkeit an ihr war die Aussicht auf einen ziemlich hübschen Garten. Indessen tröstete ich mich, denn nicht allzu lange beschloß ich hier wohnen zu bleiben; ich wollte erst abwarten, was mein neuer Beschützer, der Probst, an den ich vom Guardian einen Empfehlungsbrief hatte, dazu sagen würde. Gegen Abend, nachdem ich mich ausgeruht, bürstete ich denn auch meine Kleider so rein wie möglich, suchte den Brief hervor und fragte mich nach der Straße zurecht, in welcher der Probst nach der Aufschrift des Briefes wohnen sollte, ohne jedoch seinen Namen zu nennen. Ich mußte fast durch die ganze Stadt nach ihrem anderen Ende wandern und in der Nähe des

bischöflichen Palastes fand ich denn endlich das bezeichnete Hans, welches groß und hübsch war und mir eine gute Aufnahme versprach.

Ich schellte. In der geöffneten Thür erschien ein alter Mann, der halb wie ein abgelebter Priester, halb wie ein Bedienter aussah; vielleicht war er beides.

»Was wünschen Sie?«

»Ich möchte den Herrn Probst sprechen.«

»O! – Das geht nicht.«

»Warum denn nicht?«

»Weil er seit gestern begraben ist.«

»Begraben? Wie? Ich habe einen Brief an ihn.«

»Den können Sie ihm in den Himmel nachschicken, wenn er ihn lesen soll.«

»Wenn Sie ihn besorgen wollen, da ist er, ich wünsche Ihnen glückliche Reise!«

Der Mann stierte mich theils verblüfft, theils beleidigt an, brummte einige Worte, worin das Wort Naseweisheit vorkam und schlug mir zuletzt die Thür dicht vor der Nase zu.

Da stand ich mit meinem Briefe in der Hand und meinem Probst im Himmel. Was sollte ich thun? Es blieb mir nichts anderes übrig, als nach Hause zu gehen. Und das that ich denn ohne Weiteres. Aber langsam, betrübt und eigentlich nicht wissend, was ich zunächst beginnen sollte, schlich ich mehr als ich ging, die Straßen entlang, denn ich hatte nicht im Geringsten erwartet, daß der Probst eher in den Himmel übersiedeln würde, bevor er meinen Brief gelesen.

Ich erzählte sogleich meinem Wirthe mein neuestes Mißgeschick.

»Das hätten Sie auch von uns erfahren und sich den Weg sparen können, wenn Sie mir Ihr Vorhaben mitgetheilt hätten,« sagte er. »Nun bleiben Sie wohl bei mir wohnen?«

»Gewiß! Aber ob er denn wohl keinen Erben hinterlassen hat?«

»Wer, der Probst? O, junger Mann, junger Mann! Probst und Erben! Sie sind in Münster, einer gottesfürchtigen und gesitteten Stadt!«

»Das weiß ich; aber kann denn ein Probst keinen Nefen oder sonstigen Verwandten, ohne Gott und die Sitte beleidigt zu haben, hinterlassen?«

»Ja so, ja so – verzeihen Sie! Davon habe ich aber keine Kunde.«

»Nun, das wollt' ich ja nur wissen – geben sie mir ein Butterbrot – aber ein tüchtiges!«

»Ein ächt Münstersches, sogleich!«



Ich war also jetzt auf meine eigenen Hülfquellen angewiesen, und um sogleich das richtige Ende anzugreifen, begab ich mich, nach genauester Erkundigung, ob er nicht auch gestern gestorben und im Himmel sei, zu dem furchtbaren Manne, bei dem ich meine Prüfungen behufs meiner Immatrikulation ablegen mußte. Ich wurde freundlich aufgenommen, aber zunächst an einen alten

Schulmann verwiesen. Dieser hörte mein Anliegen aufmerksam an und erwiderte dann, es koste zwei Thaler.

»Hier sind sie.«

»So kommen Sie morgen früh um acht Uhr wieder zu mir.« –

Ich mußte drei Tage bei ihm arbeiten und dann noch eine mündliche Prüfung bestehen. Am fünften Tage holte ich mir meinen Bescheid. Ich hatte die Prüfungen bestanden. Schon in den nächsten vier und zwanzig Stunden war ich immatrikulirter Student der Universität Münster in der Disciplin Wundarzneikunst. Das kostete wieder einige Thaler. O – ich war ja sehr reich!

Als bald wiesen mich die mit mir in einem Hause wohnenden Studenten freundlich zurecht, nannten mir die Professoren, die ich besuchen, und die Vorlesungen, die ich, wie sie es nannten, belegen müßte. Dabei erfuhr ich auch den Preis dieser Vorlesungen, aber zugleich die menschenfreundliche Mittheilung, daß einige der Professoren, und zwar die ärmsten Teufel von allen, stundeten, andere dagegen, und zumeist die begütertsten, nicht, denn diese Professoren, sagten sie, sind eben so große Kameele wie Nilpferde und haben einen Goldhunger wie Danae's Amme.

Was den Preis der Vorlesungen anbetraf, so bekam ich einen großen Schreck darüber. Er schien mir ungeheuer, denn er griff meine Reichthümer entsetzlich an. Auch für meine Wohnung nebst Essen und Zubehör mußte ich monatlich vier Thaler bezahlen – ich kam also höchstens, wenn ich meisterhaft sparsam lebte, ein Jahr mit meinem

Gelde aus. Ein Jahr! Nun, das ist zwar lang, dachte ich, und dann muß irgendwoher Hülfe geschafft werden. Indessen, ich sollte sehr bald die Erfahrung machen, daß auch noch andere Ansprüche an meine Kasse gemacht wurden. Ich hatte nämlich einige Vorlesungen als sogenannter Hospitant besucht, um mich darin einstweilen umzusehen. Alle Kollegen glotzten mich, als ich in den Hörsaal trat, mit fabelhaft neugierigen Blicken an, als wenn ich selbst ein Nilpferd wäre. Warum das? fragte ich zu Hause meine Tischgefährten. Sie lächelten und schielten auf meinen Rock, den der gute Laienbruder im Kloster gemacht hatte. Bald erfuhr ich geradezu, daß diese Kleidung wohl gut genug für ein Kloster, aber nicht gut genug für einen Studenten der Wundarzneikunst in Münster sei. Ich kämpfte anfangs hartnäckig gegen diese vorurtheilsvolle Meinung, aber zuletzt unterlag ich schmachlich. In acht Tagen war ich daher vom Kopf bis zu den Füßen wie ein Student gekleidet, aber ach! beinahe drei Goldstücke, die ersten die ich je in meiner Hand gehabt, waren davongeflogen. Und so fanden sich fast alle Tage neue Ausgaben; bald wurde ein Buch, bald etwas anderes nicht weniger Nothwendiges erhandelt. Und zuletzt mußte ich doch wirklich die Vorlesungen belegen, das Hospitiren half zu nichts, denn einige Professoren fingen schon an, sobald sie das Katheder betraten, mich mit etwas unfreundlichen und mir zeitig genug erklärten Blicken zu betrachten.

Als die erste nothwendige Vorlesung war mir die Osteologie¹ bezeichnet worden. Der Professor, der dieselbe vortrug, sollte ein sehr gieriges und namentlich Gold verschlingendes Nilpferd sein. Dennoch beschloß ich zu ihm zu gehen, mich sehr armselig aber freundlich zu geberden und seinen unnatürlichen Goldhunger auf die Probe zu stellen.

Und hier sollte ich mich abermals von meinem kleinen Glück auch auf der Universität überzeugen, wie ich es schon früher, freilich in anderer Gestalt, im Barbier von Sevilla und im Kloster der Franziskaner kennen gelernt hatte. Denn ich sollte nicht allein auf eine so eigenthümliche Weise, daß ich sie nie vergessen werde, die Osteologie und einige andere Kollegien frei erhalten, sondern auch nebenbei unerwartete Vortheile erreichen. Ein junger Mensch muß Glück haben, sagt das Sprüchwort, und diesmal bewährte es sich bei mir vollkommen.

Ich begab mich also mit einigem Herzklopfen in das in meiner Nachbarschaft gelegene Haus des gefürchteten Professors. Eine träge Magd wies mich durch mehrere Zimmer in das letzte von allen. Ich klopfte bescheiden auf und hörte mit Entsetzen ein furchtbares Herein! mir entgegenschallen. So konnte nur ein wirkliches Nilpferd schreien. Ich machte die Thür auf und erblickte zwei Personen, eine Dame und einen Herrn, die an ihrem Nachmittagskaffeeisch saßen. Erstere war die Frau des Professors, letzterer er selbst. Die Frau war sehr hübsch,

¹Die Knochenlehre.

jung, blühend, und schien jeden Augenblick Mutter werden zu wollen. Ihr lockiger Kopf aber war mit einem Tuche umwunden und ihre Haltung und der Ausdruck ihrer Mienen zeigte, daß sie am empfindlichsten aller körperlichen Schmerzen, am Zahnschmerz im höchsten Grade litt. Sie erhob sich sogleich und wankte aus dem Zimmer, als ich hereintrat; und nun stand ich vor dem Professor allein. In der That, ein seltsamer Anblick wurde mir hier zu Theil, so daß ich, ganz erstaunt, mich zuerst schweigend verhielt. Denn ich glaubte anfangs, ein mit Haut und Haaren überzogenes Skelett aus dem geheimnißvollen Schranke meines Oheims in Amsterdam vor mir zu sehen. Eine solche Dürre an einem lebendigen Menschen war mir noch nie vorgekommen, so daß er in dieser Beziehung am allerwenigsten einem Nilpferde ähnlich sah. Ich wunderte mich jetzt nicht mehr, daß er Professor der Knochenlehre geworden war.

»Was wollen Sie von mir?« fragte er endlich in einem ziemlich artigen Tone, aber doch etwas empfindlich, daß ich ihn bei seinem Kaffee gestört.

Ich setzte ihm meine Lage auseinander, sagte ihm, ich sei arm und wolle doch gern vorwärts; schließlich bat ich, mir die benannte Vorlesung zu schenken.

»Ei zum Teufel!« rief er viel bitterer und lauter. »Sie sollten gar nicht studiren, wenn Sie arm sind.«

»Gerade, Herr Professor; wenn ich reich wäre, würde ich vielleicht nicht studiren.«

»Sie scheinen etwas unverschämt zu sein, mein Herr, trotz Ihrer Leichenbittermiene.«

Ich verschluckte das Unverschämt, aber die Leichenbittermiene hielt ich fest. »Leichenbittermiene?« sagte ich, »Sollte ich Ihnen gegenüber eine Leichenbittermiene angenommen haben, so ist es nicht meine Schuld – ich habe mich vor Ihnen entsetzt – Sie sehen so krank aus.«

Er wurde bei diesen Worten noch bleicher, als er schon von Natur war und warf einen erschrockenen Blick in den Spiegel.

»Bekümmern Sie sich nicht um mein Ansehen,« fuhr er fort – »da haben Sie eine Karte. Wie ist Ihr Name?«

»Fritz Stilling und hier ist mein Zeugniß.«

»Schon gut – leben Sie wohl!« Eben drehte ich ihm den Rücken, um mich zu entfernen, da schrie die hübsche Frau im Nebenzimmer laut auf. Augenblicklich sprang der Mann vor mir hinaus. Da ich, um nach der Treppe zu gelangen, dieses Nebenzimmer durchschreiten mußte, so war ich gezwungen, Zeuge der vorgehenden Scene zu sein. Die hübsche Frau lag auf einem Sopha und schrie: »Ich halte es nicht mehr aus, der Zahn muß heraus.«

Ihr Mann schien ganz zerknirscht und schnitt ein affenartiges Gesicht, was mich zum Lachen gebracht haben würde, wenn ich meine Gedanken nicht schon auf einen anderen Gegenstand gerichtet gehabt hatte. Urplötzlich nämlich fuhr es mir wie eine höhere Eingebung durch den Kopf. Ich stand still und erlaubte mir mit bescheidener Miene zu fragen: »Hat Ihre liebe Frau Zahnschmerzen?«

»Zum Teufel, Herr, sehen Sie das nicht? Und wie, sind Sie noch da?«

»Ja,« sagte ich, »wir Sie sehen! Lassen Sie mich einmal den kranken Zahn Ihrer lieben Frau untersuchen – ich verstehe mich darauf.«

»Sie?!« Und er maß mich mit einem beinahe verächtlichen Blick.

»Ja, ich – ich habe sehr viel Zähne ausgezogen.«

»In Ihren jungen Jahren?«

»Allerdings, denn ich war bei einem Zahnarzt in der Lehre.«

»O!« rief die hübsche Frau – »Helfen Sie mir! Mein Mann ist zwar Professor der Zähne, aber ausziehen kann er keinen einzigen.« Der Professor der Zähne lächelte verächtlich und zeigte sein ganzes Gebiß – ich fürchtete mich aber nicht mehr vor ihm, denn ich hatte bereits die Karte zu seinen Vorlesungen in der Tasche. Schnell warf ich meine Mütze hin, stand vor der Leidenden und sah mir genau ihren kranken Zahn an, den sie mir mit ihrem niedlichen Finger bezeichnete. Es war der erste Backzahn links im Unterkiefer und er schien mir nicht sehr fest zu sitzen.

»Den will ich ohne Weiteres herausziehen,« sagte ich keck, »warten Sie einen Augenblick.«

»Wie?« rief der Professor erstaunt. »In ihrem jetzigen Zustande?«

»Ja wohl – warum denn nicht?« entgegnete ich, sehr gelehrt tuend, im Grunde aber verstand ich ihn nicht, denn ich war in gewissen Dingen noch sehr unwissend. »Das ist ja nur eine Kleinigkeit – in einer Sekunde ist die Sache abgemacht. Ich will nur meinen Pelikan holen.«

Im Nu stürzte ich nach Hause, im Nu war ich wieder da, glühend vor Lust, dem Zahn einen Streich zu spielen. Die hübsche Frau setzte sich muthig, zwar nicht auf den krähenden Hahn im Hause meines Onkels, aber doch auf ein hohes Kissen, welches ich vom Sopha auf die Erde gelegt hatte. Schnell machte ich mich dann bereit, legte mein Instrument kunstgerecht an, und – krach! der Zahn war heraus, während der Professor der Zähne, sich die Ohren zuhaltend, wie ein Waschbär im Zimmer auf- und ablief.

Sie hatte nicht einmal geschrien. Wer war froher als ich? Und doch – die junge hübsche Frau! Denn kaum hatte sie sich den Mund mit Wasser ausgespült, so rief sie: »Mein Herr! wie dankbar bin ich Ihnen, Sie sind ein guter Zahnarzt – ich fühle mich wie im Himmel, guter Gott!«

Der Professor machte ein langes Gesicht, faßte mit der rechten Hand in seine Tasche – besann sich aber eine Weile.

»Mein Herr,« fragte er endlich kleinlaut, »was bin ich Ihnen schuldig?«

»Schuldig? Nichts! Man muß einem Menschen helfen, wo man kann. Und wollen Sie mir helfen – so leihen Sie mir einige Bücher, denn ich bin wirklich arm.«

»O, wenn Sie weiter nichts wollen – gern, sehr gern. Kommen Sie sogleich mit in meine Bibliothek und suchen Sie sich aus, was Sie gebrauchen.«

»Erlaube, lieber Mann, einen Augenblick!« rief die Frau frohlockend – »Und was bin ich Ihnen schuldig?«

»Sie?« fragte ich und besann mich, während der Professor vor Erstaunen seine Sprache verloren hatte. Da fuhr mir eine närrische Idee durch den Kopf. Die Frau war so sehr hübsch, so freundlich, so glücklich!

»Geben Sie mir einen Kuß! sagte ich und beugte schon lächelnd mein Gesicht vor.

»Teufel!« rief der Professor und wischte sich den Mund. »Das ist ein infamer Kerl – das ist zu viel – das könnte ich ihm wenigstens nicht geben -«

»Und von mir ist es das Wenigste, was ich ihm geben kann,« – rief sie, sprang auf mich zu und hauchte leise einen Kuß auf meine Wange.

Das war die erste weibliche Lippe, die mich außer der meiner Mutter berührte, seitdem ich Amsterdam verlassen hatte.



Einige Wochen später fragte mich der Professor am Schlusse einer Vorlesung, wie es mir ginge?

»Ich studire fleißig, Herr Professor!«

»Das ist mir lieb – essen Sie aber auch gut? – Sie sehen etwas magerer aus als früher.«

Ich zuckte die Achseln. »Essen Sie Sonntags bei mir,« fuhr er fort und gab mir die Hand. Ich verbeugte mich dankend und schon am nächsten Sonntag war ich um zwölf Uhr bei ihm in seinem Bibliothekzimmer.

Da kam seine hübsche Frau herein, auf ihren Armen ein allerliebstes Püppchen tragend und schaukelnd.

»Sehen Sie,« sagte sie außerordentlich freundlich, »ist es nicht niedlich? Das verdanke ich Ihnen!«

»Bitte!« rief der Professor und sah mich beinahe grimmig an. »Bilden Sie sich nichts ein – es ist nur eine halbe Stunde nach Ihrer Zahnoperation geboren – ich habe es mir gleich gedacht. Du aber,« sagte er zu seiner Frau – »lerne Dich künftig hübsch logisch ausdrücken.«

Und nicht allein Sonntags aß ich von jetzt an bei'm Professor, und fast jedesmal mein bald bekannt gewordenes Leibgericht: Backobst mit Klößen und Schweinebraten, sondern auch bisweilen in der Woche. Außerdem aber gab er mir alle seine Vorlesungen frei.



Daß ich schon in den ersten Tagen meines Aufenthalts zu Münster meinen alten Freund und Spielkameraden Karl Lehmann aufgesucht, wird man sich wohl schon gedacht haben. Er war bei einem Kaufmann in der Hollbecker-Straße in der Lehre und sollte im nächsten Jahre Kommis werden, dann aber in ein größeres Handlungshaus nach Braunschweig übersiedeln. Er hatte sich im Geschäft seines jetzigen Herrn durch Thätigkeit, Fleiß und eine seltene kaufmännische Umsicht ausgezeichnet und dadurch dessen ganzen Beifall gewonnen. Ich war ganz erstaunt, als ich ihn zum ersten Mal wiedersah. Er war noch größer geworden als ich und in Allem und Jedem ein hübscher Junge. Seine frühere

Wildheit war gänzlich verschwunden und sein leichtfertiges Wesen hatte einer nachdenklichen und freundlichen Milde Platz gemacht; selbst seine Gesichtszüge hatten einen Zug überredender Sanftmuth angenommen und standen mit der Gutmüthigkeit seines Herzens in vollkommenstem Einklang. Mit einem Wort, Karl Lehmann hatte sich sehr zu seinem Vortheil verändert, und am meisten war ich verwundert, einen mir noch unbekanntem Hang nach den Künsten und schönen Wissenschaften bei ihm vorzufinden. Alle seine Mußestunden verwandte er auf das Studium der neuesten klassischen Dichterwerke des Vaterlandes, und dem zunächst war sein Trieb zur Musik und Schauspielkunst am meisten entwickelt. Er selbst hatte eine sehr weiche, biegsame und wohllautende Stimme und sang allerliebste Liederchen zur Guitarre, in die ich oft, wenn wir in meiner Wohnung allein waren, mit meinem kräftigeren und tieferen Organe eingriff. Von Hause empfing er ansehnliche Zubeußen, denn sein Vater war allmählig ein sehr wohlhabender Mann geworden und Karl war sein einziger Sohn. Daher kam es denn, daß er mich oft unterstützte, wenn ich, wie man sehr bald sehen wird, in äußerste Noth gerieth, und daß ich, an seinen Vorräthen, die er mir öfters überbrachte, mich labend, in Wahrheit sagen kann, von ihm oft allein gespeist und getränkt worden zu sein. Leider durfte er in seinen jetzigen Verhältnissen nur alle vierzehn Tage zu seinem Vergnügen ausgehen, und ich konnte ihn nicht gut besuchen, da er bei Tage auf seinem Komptoir zu thun hatte, Abends

aber stets bei seinem Herrn oder mit einigen Kommis zusammen war, mit denen er gemeinschaftlich nur ein sehr enges und mir wegen seines Geruchs nach Käse widerwärtiges Kämmerchen bewohnte.

Es war im Juli und am Nachmittage eines Sonntags, als er eiligst zu mir gelaufen kam und mir eine trostlose Nachricht überbrachte. Ich hatte nämlich in den Tagen meines Verweilens in Münster, sobald ich häuslich eingerichtet war und meine Prüfungen bestanden hatte, an den guten Guardian geschrieben und ihm über mein Mißgeschick bei'm schon begrabenen Probst Mittheilung gemacht, so wie, daß ich nun ohne alle Stütze sei und von seiner Güte einen zweiten Empfehlungsbrief an irgend einen begüterten Geistlichen sehnsüchtig erwartete. Auf diesen Brief hatte ich keine Antwort erhalten und hierüber oft gegen Karl meine Verwunderung geäußert. An jenem Sonntage nun erzählte mir dieser das Neueste, was ihm ein Brief aus seiner Heimath so eben mitgetheilt hatte. Acht Tage nach meiner Abreies vom Kloster war nämlich ein Befehl der kaiserlichen Regierung daselbst eingetroffen, wonach das Kloster sofort zu schließen, der Besitz desselben an das Kloster zu Dorsten zu übertragen und die Mönche augenblicklich zu entlassen seien. Der Guardian war sogleich nach Ankunft dieses Befehles mit Ludovikus abgereis't, und schon in den nächsten Tagen hatten sich die armen und verwaisten Mönche auf den Weg gemacht, um, in alle Welt zerstreut, sich irgend wo anders ein ersprießliches Unterkommen zu suchen. Die

drei Bußprediger, die nach meiner Abreise noch dagewesen, waren allein einige Zeit zurückgeblieben, hatten das ganze Kloster durchsucht und, nachdem sie nichts von Bedeutung vorgefunden, waren auch sie nach anderen Orten ihrer Wirksamkeit aufgebrochen.

So war mir das Schweigen des Guardian's, der mich in Münster in guten Händen glaubte, erklärt, und die Möglichkeit, von dieser Seite eine so überaus nothwendig gewordene Unterstützung zu erlangen, war gänzlich verschwunden.

In rascher und mir beinahe als Selbstverzehrung erscheinender Folge hatten meine Reichthümer abgenommen. Drei bis vier Kollegien hatten eben so viele Goldstücke verschlungen; Kleider, Miethe und dergleichen hatten den Rest aufgezehrt und schon im Monat September war ich auf einige elende Brosamen angewiesen, die mir mein Wirth noch zukommen ließ, der, so lange ich zahlen konnte, freundlich und, wie er sagte, christlich gesinnt geblieben, jetzt aber, da ich, wie er sehr bald merkte, mit meinem Gelde zu Ende gekommen, nicht allein mürrisch, sondern ein wahrer Heide geworden war. Dennoch behielt er mich im Hause, in Erwartung vielleicht, daß der traurigen Ebbe wieder eine glückliche Fluth folgen würde; an seiner Mittagstafel durfte ich aber nicht mehr erscheinen, und daher lebte ich an den Tagen, wo ich nicht bei'm Professor aß, von einigen kleinen, grauen, stark gesäuerten Brötchen, Salzkuchen genannt, deren Zähigkeit ich durch Vermischung mit etwas Wasser leidlich flüssiger zu machen versuchte.

Wie mein körperlicher Zustand bei dieser armseligen Speisung litt, kann man sich denken, zumal ich die unerhörtesten Anstrengungen machte, in meinen Studien vorwärts zu kommen. Ich arbeitete von vier Uhr Morgens bis zwölf Uhr Abends, und von dieser übermäßigen geistigen Anspannung schreibt sich die traurige Schlaflosigkeit her, die mich von jetzt an fast durch mein ganzes Leben begleiten sollte. Daß ich dabei nicht fett werden konnte, versteht sich von selbst; ich bemerkte es aber nicht einmal und es fiel mir erst auf, als mir der Professor eines Sonntags aus freien Stücken darüber Mittheilung machte. Ich hatte meinen glücklicherweise gelehrigen Magen nämlich daran gewöhnt, sich nur ein oder zwei Mal die Woche vollständig zu sättigen und zwar an der Tafel meines sonderbaren Universitätslehrers selbst. Ich aß oder verschlang vielmehr alsdann ganz ungeheure Portionen, von deren Fett und Kraft ich wie ein Hamster die übrigen Tageder Woche lebte. An jenem Sonntage nun gab der Professor sehr sorgsam Acht auf das, was ich aß, und sagte endlich mit einer sauersüßen Miene:

»Mein lieber Studiosus, wissen Sie, worüber ich mich wundere?«

Seine hübsche Frau und ich blickten ihn, selbst höchlichst verwundert, an.

»Daß Sie,« fuhr er fort, »bei so starkem Appetit so sichtbar an Körperfülle abnehmen. Sie sind jetzt wirklich beinahe so mager wie ich.«

Mir lief ein Schauer durch den Leib, und sogleich legte ich die Gabel hin und sah den Professor der Knochenlehre mit einer Art Entsetzen an. So mager sollte ich geworden sein?!

»Mein lieber Mann,« sagte die Frau freundlich, »man sollte beinahe glauben, Du seiest neidisch auf unseren jungen Freund, daß es ihm so gut schmeckt. Laß ihn essen, so viel er will, ich richte mich darauf mit Freuden ein – er ist im Wachsthum. Nehmen Sie, Herr Stilling, nehmen Sie!« Und sie bot mir mit wohlwollendem Gesicht ein sechstes Hammelrippchen an, welches ich mit einem Berg von Gemüse und Kartoffeln einen Vorläufern eiligst nachsandte.

Ach! hätte die gute Frau gewußt, wie oft mich hungerete, wenn ich nicht an ihrem Tische aß, sie hätte vielleicht noch für geheime Speisen gesorgt, aber ihr von meiner Noth Mittheilung zu machen, ging über mein Vermögen. Ich schwieg, arbeitete und hungerte im Stillen. Und das dauerte den ganzen nächsten Winter hindurch, der mich mit einem neuen unbekanntem Gaste, dem Froste, ja der eisigen Kälte, beschenkte, denn nur an besonders feierlichen Tagen wurde es für unumgänglich nothwendig erachtet, den Ofen mit einer matten Glut, wenn nicht heiß, doch wenigstens warm zu machen.

In dieser bitteren Armuth und Entsagung fast aller Lebensgenüsse verlebte ich ein und ein halbes Jahr, und erst

im Oktober des Jahres 18088 sollte ich durch die Eingebung eines anderen, abermals auf meiner Lebensbahn erscheinenden Menschen Gelegenheit erhalten, mir das Allernöthigste zu meinem ferneren Lebensunterhalt durch eine alte und ganz unbeachtet gelassene Kunstfertigkeit zu verdienen.

V. WIE EIN STUDENT DAS LIEBE BROD VERDIENT.

Ziemlich erschöpft, denn ich hatte seit drei Tagen nichts Warmes genossen, wollte ich eines Morgens aus einer Vorlesung nach Hause gehen und war schon an die nächste Ecke meines Gäßchens gekommen, als ich, um diese umbiegend, gegen einen Menschen lief, der so ungestüm wie eine Windsbraut durch die Straßen fegte. Beinahe stießen wir mit den Köpfen gegen einander. Ich schaute ziemlich gleichgültig aus meinem kummervollen Nachdenken auf und sah ein erzürntes Gesicht vor mir, erkannte aber sogleich meinen alten Lehrer Ernst Goy aus Amsterdam. Er war es in der That, leibhaftig, wie sein Bild noch in meiner Seele stand, sogar noch, wenn auch nicht in denselben, doch in einen ähnlichen schwarzen Manchesterrock gekleidet, der aber statt der früheren zinnernen Knöpfe mit viel größeren von Perlmutter besetzt war. Auch er blieb stehen wie ich, als er mich voller Ueberraschung ihn angafften sah, aber er erkannte mich nicht sogleich wieder; ich war ihm zu groß, zu ernst und was die Hauptsache war – zu mager geworden.

»Ernst Goy,« rief ich endlich, »kennst Du mich nicht mehr?«

Kaum hatte er meine Stimme gehört, so fiel er wie aus den Wolken. Beinahe hätte er auf offener Straße vor Freuden ein Rad geschlagen. »Wer – wie – was?« schrie er, »doch nicht gar der kleine Fritz – he?«

»Sogar der große, ja, ganz gewiß, er selber; da hast Du seine Hand und nun komm, meine Wohnung ist hier in der Nähe – freuen wir uns unseres Wiedersehens und erzählen wir uns unsere Schicksale.«

»Topp! ich bin dabei,« rief er, kniff seinen Scheerbeutel von schwarzem Sammt fester unter den Arm und schritt, seine freudige Aufregung kaum bemeisternd, rasch neben mir her. In einigen Minuten saßen wir in meinem ärmlichen Zimmer, in dem sich Ernst Goy sogleich mit kennerischer Miene umschaute und sagte: »Höre mal – Du bist hier nicht in den besten Verhältnissen – ich riech' es.«

»Du kannst es auch hören,« erwiderte ich, »allerdings bin ich nicht in den besten Verhältnissen, in recht schlechten sogar; aber erzähle Du mir zuerst Deine Schicksale, dann kommen die meinigen. Was bist Du, was fängst Du hier an, wohin strebst Du?«

»Hoho! Was ich bin? Erster Geschäftsführer bei einer Wittwe – alt, häßlich, nichts, gar nichts für mich, aber – großes Geschäft! das kannst Du glauben. Was ich hier anfangen? Womit ich anderswo aufgehört habe: ich treibe die Kunst. Und wohin ich strebe? Nach einem vollen Beutel und angenehmen Leben.«

»So? Also immer treibst Du noch die Kunst? Du mußt Dich aber darin sehr vervollkommnet haben und beinahe zum Professor reif sein?«

»Das will ich meinen! Ich glaube nicht, daß im ganzen Westphalen und Rheinlande ein Meister ist, wie ich, der sein Scheermesser, seinen Pelikan und seinen Schnepper so führen kann, wie diese Hand.«

Ich lachte von ganzem Herzen – denn Ernst Goy war der alte, nicht im Mindesten verändert, immer noch derselbe Sausewind, auf den Flügeln des Leichtsinns durch die Welt schwebend. »Aber erzähle, erzähle, Ernst Goy, ich brenne vor Begierde, alle Deine Schicksale zu erfahren.«

»O, die sind sehr einfach und bald erzählt. Ach! daß der alte Humperdink so grausig und schnell umkommen mußte – es war doch hübsch im Barbier von Sevilla! Und Grete – o! – Nun, um anzufangen, ich blieb so lange in Amsterdam, wie Grete dablief.«

»Und wo blieb denn Grete?«

»Sie ging mit dem Major van Hees –«

»Van Hees? Und mit Christel?« fragte ich athemlos.

»Ja, mit der kleinen Christel in die weite Welt, Gott weiß, wohin? Und das ist eben mein einziger Kummer, denn Grete – ich schwöre es Dir feierlich, war mein Stern, mein Alles – meine einzige wahre Liebe –«

»Ich weiß es, weiter –«

»Nun, als sie der reiche van Hees als Jungfer für die kleine Christel zu sich genommen – eine etwas dicke Jungfer – und mit ihr davon gereis't war, da sagte auch

ich dem alten Amsterdam Lebewohl und kehrte nach Deutschland zurück. Ich bin in Wesel drei Jahre gewesen und habe daselbst beim Wundarzt Hartmann studirt.«

»Studirt? Was denn?«

»Nun, was denn anders, als meine Kunst! Zweifelst Du, daß dies Fach eben so groß ist, wie die Philosophie? O, der alte Hartmann war ein großer Bartphilosoph!«

»Weiter, weiter!«

»Von Wesel, diesem alten Hundeneste, dieser finsternen Kaserne, ging ich rheinaufwärts nach Düsseldorf. Da gefiel es mir gar nicht. Breitspurige Menschen, schlechte Bezahler, auf ihr fließendes Wasser und ihren sauren Wein eingebildete Windhunde – weiter nichts – von da ging ich nach Cöln. Das ist eine große Stadt, Donnerwetter! Was für Mädels!«

»Aber Grete, Ernst Goy?«

»Ja, Grete – ach, wenn ich wüßte, wo die wäre! Ich glaube, die versteht es allein, mich zu einem vernünftigen Menschen zu machen. Nun, in Cöln blieb ich bis vor sechs Wochen. Da ward ich hierher verschrieben und da bin ich und sehe Dir Deine ganze Kummerlichkeit auf Deinem mageren aber immer noch hübschen und gutmüthigen Gesichte an. Armer Junge! daß Dein Oheim ersticken mußte, wie Schade!«

»Still! Er ist im Himmel und wir sind noch immer auf der Erde!«

»Wo wir auch ein Weilchen bleiben wollen, mag Himmel Himmel sein, aber Erde ist Erde, so viel weiß ich! Nun aber erzähle Du.«

»Ach ja!« Und nun erzählte ich, was mir für Ernst Goy tauglich erschien; denn so sehr ich mich freute, ihn wiederzusehen, so fühlte ich doch, daß trotz seiner vollkommenen Meisterschaft in seiner Kunst zwischen ihm und mir eine große Kluft entstanden war, – die selbst unsere getheilte Jugendlust nicht ausfüllen konnte, denn ich war in Ludovikus' und Maximilian's Händen gewesen und hatte denken und arbeiten gelernt.

Als ich fertig war und Ernst Goy meine ganze gegenwärtige Lage übersah, seufzte er einen Augenblick, dann aber fing er laut zu lachen an und rief: »Du bist trotz aller Deiner Weisheit dennoch ein großer Dummkopf!«

»Das glaube ich Dir gern – es giebt klügere Leute.«

»O, die meine ich nicht. Auch die nicht allzu klugen, wie zum Beispiel ich, sind in dieser Beziehung klüger als Du; ich wäre nie so tief gesunken. Hungern! Pfui!«

»Was meinst Du damit?«

»Nun, natürlich meine ich den Broterwerb. Willst Du denn gänzlich verhungern? Du siehst ja schon jetzt aus, wie ein Märtyrer, den man an's Kreuz geschlagen hat. Verwerthe doch Deine Geschicklichkeit!«

»Verwerthen? Wie denn – was hätte ich denn zu verwerthen?«

»Höre mich an, ich weiß Rath.«

»Das sollte mir lieb sein. Ich esse schon die Früchte Deiner Worte, ehe ich die letzteren noch höre.«

»Ich habe eine große Kundschaft, namentlich viele Vornehme und Reiche –«

»Was hilft *mir* das?«

»Ich will Dir einige abgeben.«

»Von der Kundschaft? Wie so? Was soll ich damit?«

»Nun, Du mußt als Student der Wundarzneikunst nicht zu stolz sein. Nimm Dein schönes Messer zur Hand, wenn Du es noch hast, steh früh auf und barbiere ein paar vornehme Herrn. Davon kannst Du wenigstens alle Tage eine warme Suppe nebst Zubehör genießen.«

Ich lehnte mich in meinen Stuhl zurück – dachte nach – kämpfte mit meinem natürlichen Stolze, ach! mich hungerte sehr.

»Wenn es aber die Studenten und Professoren erfahren,« sagte ich halb leise – »dann bin ich ein todtes – Kameel!«

»Todtes Kameel? O, Du hast schon den Verstand verloren, vor Hunger, glaube ich.«

»Noch nicht ganz. In ihrer Meinung todt – meine ich. Die Studenten haben Ehrgeiz, Selbstgefühl, ein wissenschaftliches Bewußtsein –«

»Wissenschaftlich? Du Narr! Habe ich das nicht auch? Sag' es doch den Studenten nicht – zeig' es den Professoren nicht – laß sie nicht in Deine Karten sehen – mit einem Worte: barbiere heimlich.«

Das schien mir nicht so übel zu sein. Ich hatte nur ein gewisses Vorurtheil zu überwinden, und – der Hunger in einem neunzehnjährigen Menschen überwindet ja Alles – mein wissenschaftlicher Stolz war schon bedeutend im Abnehmen.

Ernst Goy redete zu, stellte die Sache von allen Seiten in ihrem Glanze dar und siehe – der Entschluß, seinem Rathe zu folgen, stieg mit einem Male riesengroß vor meiner Seele auf.

»Topp!« sagte nun auch ich. »Hier hast Du meine Hand. Gieb mir die Kundschaft – gieb mir Brot – ich bin Dein, Ernst Goy. Aber ein Teufel, wer es unter die Menschen bringt!«

»Ich werde mich sehr davor hüten. Wenn es meine Alte erführe, bräche sie mir das Genick. Sie ist auf die Nahrung erpicht, wie ich auf Greten. Gott soll mich bewahren! Sieh – ich habe da auch den Gasthof am Principal-Markt. Da kehren nur reiche Leute ein. Ich werde mit dem Kellner sprechen, er ist mein Freund. Alle vornehmen Reisenden sollst Du haben, Du mußt aber Morgens früh hingeben und Dich melden lassen –«

»Ja, ja – weiter!«

»Was denn weiter? Aha? Willst Du noch ein Messer haben? Eins reicht nicht weit –«

»Gieb her!«

»Da hast Du zwei. Ich werde sie Dir abziehen, wenn sie stumpf sind. Aber jetzt muß ich Dich verlassen, die Kunst zu üben. Wann treffe ich Dich wieder?«

»Alle Abende und sonst, wenn ich zu Hause bin.«

»Vortrefflich! Wenn Du aber nicht zu Hause bist, treffe ich Dich nicht, wie?«

Wir lachten und schüttelten uns die Hände. Ich roch schon wieder von Weitem einen Braten. »Aber vergiß mir nicht den Kellner im Gasthofs am Principal-Markte.«

»Noch heute wird er die Meldung empfangen. Adieu, mein Junge, adieu, Fritz! Ach, welcher Tag! Wenn ich nun noch Greten fände – ich würde verrückt vor Wonne!«

Ernst Goy hielt sein Wort. Schon am Abende desselben Tages wurde ich dem Kellner des großen Gasthauses vorgestellt und erhielt von ihm gewissermaßen meine Bestallung, indem er mir die verschiedenen Zeiten nannten, welche für die beabsichtigten Operationen die geeignetsten schienen. Am nächsten Morgen steckte ich meine Messer und ein kleines, ebenfalls von Ernst Goy erhaltenes Etui in meine Rocktasche, nahm aber des besseren Ansehens wegen meine Studentenmappe unter den Arm und begab mich, etwas kleinlaut, aber im Ganzen gefaßt und hoffnungsvoll, an den Ort meiner neuen Wirksamkeit. Der Kellner ließ mich in seinem kleinen Zimmer niedersitzen und siehe da, ich fand, daß ich auch hier ganz gut studiren konnte. Im Verlaufe der einen Stunde, die ich in dem Gasthause zubrachte, wurde ich von drei Reisenden in Anspruch genommen und verdiente schon so viel, daß ich meinem Wirthe die Mittheilung machen konnte, ich würde an diesem Tage wieder sein Gast sein.

Aber ach! armer Wirth! – erschien an der Mittagstafel; alle Speisen jedoch, die aufgetragen wurden, schienen mir für mich allein nicht einmal ausreichend zu sein, geschweige denn für zwei Dutzend Personen. Denn, man mag es mir glauben, ich war ausgehungert wie ein Wolf,

der nur alle vier Wochen ein junges Lamm speist, in der Zwischenzeit aber mit Wurzelwerk und ausgetrockneten Knochen vorlieb nehmen muß.

Mein Wirth machte anfangs etwas verblüffte Augen, als er mich wie ein Verzweifelter einhauen und wenigstens die Hälfte der aufgetischten Speisen wie ein Kinderspiel vertilgen sah. Indessen, er überwand bald seinen Kummer, lächelte und setzte mir nur um so mehr vor. Und der Mann besaß einen praktischen Blick. Er hatte schon im Voraus eingesehen, daß dieser Heißhunger bald vorüber sein würde, wenn ich ihn erst einige Tage vollständig gestillt hätte. Und so war es auch. Schon nach einer Woche aß ich nur wie ein einfach hungriger Mensch; nach vier Wochen aber gehörte ich zu den mäßigen Essern, an denen ein Wirthshalter seine Freude hat, denn sie verrathen gerade so viel Appetit, um seiner Küche Ehre zu machen und doch ihn nicht zu Schanden zu essen.

Meine Arbeit im Gasthofs ging dabei fortwährend glücklich von Statten und wurde von einem ziemlich reichen Erfolge gekrönt; fast jeden Morgen fand ich zwei auch drei Gönner, und auch die Stunde in des Kellners Stübchen war hierbei für keine verlorene zu rechnen. Das Angenehmste für mich dabei war, daß Niemand in der Stadt meinen neuen Beruf erfuhr, denn Niemand sah mich denselben erfüllen, Niemandem theilten die Eingeweihten das Geheimniß mit. Schon war ich so weit in meiner neuen Ansicht der Dinge gekommen, daß mir Ernst Goy's Rath eine himmlische Eingebung erschien,

und ich fing an einzusehen, daß seine vielgepriesene Gelehrsamkeit und Kunst doch nicht ganz zu verachten sei. Mir wenigstens hatte sie ein neues und erträgliches Dasein geschaffen und ich war dem Urheber desselben in der That von ganzem Herzen dankbar, hoffend, auch ihm einmal ein unerwartetes Glück in die Hände spielen zu können. Da sollte dieses neue und kaum empfundene Dasein durch ein noch seltsameres Spiel des Schicksals ein unerwartetes Ende finden; ob dieses Ende aber der Anfang eines allerneuesten Glücks oder Unglücks war, wird der Leser selbst, sobald er es erfahren, am besten beurtheilen können.

Es war am 21. Dezember 1808, als ich schon eine ganze Stunde in meinem kleinen Absteigequartier vergeblich zugebracht hatte. Es war zwar ein vornehmer Reisender angekommen, hatte der mir freundlich ergebene Kellner gemeldet; aber er war noch nicht ausgestanden, denn es war erst acht Uhr Morgens.

»Kommen Sie in einem Stündchen wieder,« rieth mir der Kellner, »wenn er nach Ihnen verlangt, werde ich sagen, Sie würden sogleich erscheinen.«

Langsam packte ich meine Sachen zusammen und eben so langsam ging ich aus dem Hause. Es war ein frischer Wintermorgen mit kräftiger Luft und etwas scharfem Winde, aber schon brach die Sonne durch den Nebelschleier und versprach einen freundlichen Tag. Ich hatte gerade nichts zu thun, mochte auch nicht den weiten Weg nach meiner Wohnung ohne besonderen Grund zurücklegen, und so beschloß ich, ein wenig spazieren zu

gehen. Damit mein Vergnügen mich aber nicht zu weit führe und meinen Pflichten im Gasthofs abwendig mache, ging ich, die Mappe unter dem Arm, die ein Unkundiger allerdings für einen Scheerbeutel halten konnte, die Hände in den Rocktaschen, um sie warm zu halten, und ein Liedchen summend, wie es der junge Student so gern thut, vor dem Gasthofs langsam auf und nieder, wobei ich jedesmal, wenn ich vor das Haus kam, einen sehnsüchtigen Blick in die Höhe warf, um zu sehen, ob das mir bezeichnete Fenster des Fremden seinen Vorhang noch nicht bald aufrollen würde. Etwa sechs Mal war ich schon vor dem Hause auf- und abgeschritten und die Zeit fing mir an etwas lang zu werden, weil ich nicht gewohnt war, sie im Nichtsthun zu verbringen – da kam ich wieder vor das Haus und siehe! der Vorhang war plötzlich aufgerollt. Der Bewohner des Zimmers hatte also seinen Tag begonnen. Jetzt wird es bald Zeit sein, dachte ich und blickte voller Erwartung in die Höhe. Da blieben meine auf das Fenster gerichteten Augen gefesselt, denn dieses wurde eben geöffnet und ein reizender Mädchenkopf, von dichten blonden Locken umwallt, schaute freundlich auf mich herab.

»Kommen Sie herauf!« rief die neue Erscheinung mit einer mich wunderbar bewegenden Stimme und winkte dabei anmuthig mit der Hand.

»Aha!« dachte ich, »Du bist schon angemeldet und erwartet – Teufel! Sehe ich denn wirklich aus wie ein Barbier?«

Obgleich durch den letzten Gedanken etwas verwundet, sprang ich doch ziemlich schnell die Treppe hinauf und klopfte an die Thür des mir bekannten Zimmers.

»Herein!« rief eine tiefe, ernste und männliche Stimme.

Einen Morgengruß auf den Lippen, trat ich ein und sah einen großen und ziemlich starken Mann vor mir, der im Morgenanzuge auf einem Stuhle saß und las. Er war allein. Als er mich mehr eintreten hörte als sah, denn er erhob seinen in das Buch vertieften Blick nicht zu mir, stand er auf und stellte einen Stuhl vor ein Fenster, um sich meinem Unternehmen zu fügen. Schnell hatte ich meine Vorbereitungen beendet und fing an, ihn einzuseifen.

Da faßte ich seinen Kopf und sein Gesicht schärfer in's Auge und – mich überlief es siedend heiß. Ich mußte mich einen Augenblick von der geistigen Erschütterung, die mein ganzes Wesen gleichsam durchwühlte, erholen. Denn ich sah – der Leser denke sich meinen freudigen Schreck – Niemand anders vor mir, als den Major van Hees aus Amsterdam.

Zwar war er gealtert; sein Haar war noch grauer geworden und in seinen Gesichtszügen spiegelte sich deutlich eine gewisse Erschlaffung und geistige Müdigkeit ab, aber dennoch erkannte ich ihn auf der Stelle.

Er blickte mich immer noch nicht an, und das war mir bei meiner offenbaren Aufregung sehr lieb; in Gedanken vielleicht mit anderen Dingen beschäftigt, schaute er

nach dem Fenster, während ich wieder rasch Hand anzulegen begann, denn ich wollte mich beeilen, aus Furcht, jene vorher wahrgenommene Erscheinung jeden Augenblick eintreten zu sehen, die meinem Vorhaben jedenfalls sogleich Einhalt geboten haben würde.

Meine sonst so feste Hand wollte zittern; ich beschwichtigte jedoch mit großer Willenskraft das zum Herzen strömende Blut und fing mit eilfertigen Zügen meine leichte Arbeit an. Auch ging sie glücklich ohne irgend einen Mißgriff von Statten. Schon trocknete sich der alte Herr ab, ich legte eben das Messer in mein Etui – da ging die Thür auf und herein trat – das junge Mädchen, welches mich herauf gerufen hatte.

Ich stand wie versteinert vor ihr – sie war es – Christel war es – aber in ihrem sonnigsten Glanze, in der zartesten Fülle ihres jugendlichen Liebreizes; wie eine junge Rose leuchtend, auf deren unerschlossene Knospe so eben der erste Strahl der begrüßenden Morgensonne fällt.

Wie groß war sie geworden, wie voll ihre Formen, wie schlank ihre geschmeidigen Glieder und wie anmuthig ihr ganzes Wesen dabei – und doch war sie erst fünfzehn Jahre alt.

Sie stand vor mir, ihr großes blaues Auge voll auf mich gerichtet, aber noch sagte sie kein Wort. Nur dieses große leuchtende Auge sprach eine Frage aus, die ich zu verstehen glaubte.

Endlich, nachdem dieser stumme Auftritt eine Weile gedauert hatte, wandte der Major seine Blicke ebenfalls

fragend auf sie und auf mich – erst jetzt sah er mich zum ersten Male an.

»Nun?« sagte er gedehnt. »Was giebt's?«

»Vater!« rief sie mit ihrer glockenreinen Stimme, die für mich hingereicht hätte, sie aus einer Million fremder Menschen augenblicklich heraus zu erkennen – »Vater, ist es möglich?«

»Was ist möglich?« fragte er wieder und seine Blicke wurzelten stärker auf mir. »Ich glaube,« sagte ich jetzt leise – »ich denke –«

»Nun, was glauben und denken Sie? Was giebt es denn, Christel?«

»Christel!« rief ich. »Darf ich meinen Augen trauen? Sind Sie es, oder sind Sie es nicht?«

»Ja!« rief sie und sprang mir wie ein junges Reh entgegen, »ja, ich bin es und Sie sind – Fritz Stilling aus Amsterdam!«

Dieses Wort erklärte Alles. Der Major van Hees blickte lächelnd auf mich – noch lächelnder, als er sah, daß Christel meine beiden Hände ergriffen und mit freudig thränendem Gesicht mir in's Auge schaute.

»Wie kommen Sie hierher?« fragte der gute alte Herr nach einigem stillschweigenden Erstaunen und drückte mir herzlich die Hand.

»Ach!« rief ich, noch an allen Gliedern vor Freude zitternd, »ach! Herr Major, das ist eine lange und mitunter sehr traurige Geschichte. Wenn sie aber Interesse für Sie hat, will ich sie Ihnen nachher erzählen; jetzt aber kann ich nicht, denn ich bin zu glücklich und im Innersten

meiner Seele zu sehr überrascht, von den wenigen Menschen, die meinen Lebensweg verschönert haben, gerade meine liebste kleine Jugendfreundin hier so unerwartet wiederzufinden.«

»Mir ist es ebenfalls lieb, daß ich Sie sehe. Ich bin noch in Ihrer Schuld und ich hätte sie Ihnen gern längst abgetragen, aber Sie waren aus Amsterdam wie verweht nach jenem großen Unglück. Wie oft haben wir von Ihnen gesprochen und die Christel da hat manche Thräne des Mitgeföhls um Sie geweint. Nein, laß mich es sagen, mein Kind, und wehre mir nicht. Denn wohl dem jungen Herzen, welches innig an einem Jugendfreunde hängt und so glücklich ist, in dieser trüben Welt ein gleichgestimmtes, anhängliches Herz sein nennen zu können! Aber wie, Stilling, Sie sind immer noch ein Barbier?«

»Ach nein, Herr Major, nur in kurzen Augenblicken des Tages und dann nur aus Noth, denn« – und hier erzählte ich ihm, wie ich zu diesem Broterwerb gekommen war und wie er verborgen vor aller Welt betrieben wurde.

»So, so!« sagte er, als ich geendigt. »Aus Noth also? Hm! Und Student? Hm! – Ich sehe Alles, wie es ist! – Nun, wissen Sie was? Barbieren Sie nicht mehr heimlich; ich wünsche es nicht und Sie scheinen mir auch nicht dazu gemacht zu sein. Was Sie dadurch verlieren, will ich Ihnen ersetzen. Und, hören Sie, haben Sie heute Zeit?«

»Zeit! Für Sie? O gewiß, den ganzen Tag!«

»Nun, wir haben auch nichts zu versäumen und für's Erste nichts zu thun, als uns eine Wohnung zu suchen, denn wir bleiben einige Zeit in Münster.«

»O wie herrlich, wie vortrefflich, Herr Major!«

»Das ist Ihnen lieb? Mir auch. So werden Sie uns bisweilen Gesellschaft leisten, denn wir fühlen uns oft vereinsamt, sind hier fremd und haben nicht die Absicht, schnell entstehende und eben so schnell vorübergehende Bekanntschaften anzuknüpfen. Wissen Sie was? Schenken Sie uns den heutigen Tag – erzählen Sie uns Ihre Erlebnisse und hören Sie die unsrigen an. Das Weitere wird sich dann finden. Aber den Scheerbeutel da – weg damit, das mag ich nicht leiden! Sie sind zu etwas Besserem bestimmt. Selbst Ihr Oheim würde sich schämen, wenn er Sie noch jetzt damit hantiren sähe.«

Die letzten Worte waren in Christel's Abwesenheit gesprochen, die mit einem Male, wie durch einen plötzlichen Gedanken aufgejagt, zur Thür hinausgesprungen war, jetzt aber wieder hereinkam, eine Person nach sich ziehend, die, als sie mich sah und sprechen hörte, laut aufschrie, so laut, daß die Wände hallten, und mich dann mit einem Paar Armen umfaßte, deren Stärke eben so groß war, wie die Zärtlichkeit ihrer Besitzerin.

»Grete!« rief ich, ganz verwundert über ihr jetziges Aussehen, denn sie war an Gesicht eben so hübsch, wie an Fülle reich, und eben so zierlich gekleidet, wie sie hübsch und rund war. »Grete, Du auch hier? Und Du kennst noch Deinen kleinen Pflegebefohlenen?«

»Großer Gott!« rief sie und fing bitterlich an zu weinen. »Was man nicht alle Tage erlebt! Kaum in Münster angekommen, finden wir schon unsern guten lieben Fritz, von dem wir so oft gesprochen, nach dem wir so

viel gefragt haben! Aber ach! wie schwach sieht das Kind aus, obgleich es so groß geworden ist, und die Wangen wie blaß –«

»Ich bin lange nicht mehr in Deiner Pflege gewesen, Grete –«

»Auch nicht in der der guten Tante – o wenn sie Sie so sähe!«

»Und weißt Du, wer noch hier in Münster ist?« fragte ich listig.

»Wer kann noch hier in Münster sein? Ich kenne keinen Menschen auf der Welt.«

»Wie? Auch Ernst Goy nicht?«

»Ach! der Windbeutel!« rief sie, erröthete stark und lief flugs zum Zimmer hinaus, das Frühstück zu besorgen, wie sie sagte, und wie sie es so oft in Amsterdam gethan.

Noch ehe die Sonne dieses für mich so glücklichen Tages herniedersank, kannten Herr van Hees und Christel alle meine bisherigen Schicksale. Nur Maximilian's Geschichte und die Belauschung der Bußprediger hatte ich ihnen verschwiegen, denn beides war nicht mein alleiniges Eigenthum. Christel hatte während meiner Erzählung manche Thräne vergossen und selbst der Major war einige Male in großer Rührung im Zimmer auf- und abgeschritten.

»Das Alles ist Gottes allmächtige Leitung,« sagte er, als ich fertig war – »ich erkenne sein Walten in jeder Kleinigkeit. Wer das nicht sieht, ist blind. Ja, ja! – Nun, nun! Wir wollen sehen! – Das kann man ändern – das darf nicht wieder vorkommen! – Das Menschenleben ist kurz – die Gelegenheit Gutes zu thun – wirklich Gutes – nur selten – ja, ja! Wir wollen sehen! – Er ist gut geblieben – man hört es ihm an der Stimme und sieht es ihm an den Augen an – nun, nun! ich habe mir oft im Stillen gelobt – und jetzt wirft ihn mir die Vorsehung selbst in den Weg – jetzt ist er da –«

Nach Beendigung dieses Selbstgesprächs, welches er in ähnlicher Weise, wie ich später zu bemerken oft Gelegenheit hatte, häufig und bei allen einigermaßen wichtigen Veranlassungen hielt, gab er mir die Hand, drückte sie und sagte: »Glauben Sie mir, Sie sollen uns nicht umsonst wiedergefunden haben – ich heiße van Hees – ich bin ein alter Soldat – große Weisheit besitze ich nicht – aber ich habe ein Herz, ein dankbares, menschenliebendes Herz – Nun, nun – erlauben Sie, ich muß einmal hinausgehen – da, da – bleiben Sie, bleiben Sie!«

Und er ging hinaus, die Rührung zu verbergen, die ihn plötzlich ergriffen hatte. Unterdessen aber saßen Christel und ich neben einander auf dem Sopha, unsere Hände haltend, und starrten uns sprachlos an, wie zwei Puppen thun, die in einem Kaufladen Tag und Nacht sich gegenübergestellt sind.

Darauf erzählte sie mir lächelnd ihre kleine Geschichte, zum Dank für meine große, wie sie sagte. Aus Amsterdam war sie mit dem Pflegevater nach dem Haag gezogen. Da waren sie bis vor drei Wochen geblieben. Verhältnisse, wahrscheinlich in den politischen Begebenheiten wurzelnd, hatten den Major nach Deutschland getrieben. Münster hatte er gewählt, weil hier ein alter, zwar blinder, aber ausgezeichnete und berühmter Gesangmeister hausen sollte, dessen Unterricht Christel genießen wollte, denn, das hatte sie mir gleich am Morgen schon gesagt: sie habe vom guten Papa die Erlaubniß erhalten, ihre Stimme ausbilden zu lassen, so weit es möglich wäre, »denn diese Stimme,« fügte sie mit leichtem Erröthen und einer engelhaften Bescheidenheit hinzu, »ist etwas stark und gut geworden, Fritz.«

»So? Und Du – ich wollte sagen, Sie wollen am Ende eine Künstlerin werden?«

»Das kann wohl dahin kommen, wenn es Gott will. Denn Papa sagt: der Mensch sei verpflichtet, die Talente auszubilden, die die Natur in ihn gepflanzt hat, er habe sie nicht nur zum Scherze und bloßem Zeitvertreib erhalten, das Leben sei ernst, und so müßten es auch die Bestrebungen wackerer Menschen sein.«

O! Eine Künstlerin! Das war mir wieder etwas ganz Neues. Und dieser Gedanke war so lebendig in mir geworden, daß ich ohne mein Wissen das Wort: Künstlerin! laut aussprach.

»Noch bin ich es nicht!« rief Christel und lachte so heiter und mit einem so glockenreinen Tonfall, daß er mich

mit dem neuen Gedanken fast versöhnte. »Jetzt bin ich nur noch eine Schülerin und über die Zukunft wollen wir uns den Kopf nicht zerbrechen. Frenen wir uns lieber, daß wir uns wieder gefunden haben und zeigen wir dem Vater ein freundliches Gesicht, wenn er zurückkommt, denn er sieht nicht gern ernste oder gar traurige Gesichter an jungen Leuten. Das Leben ist kurz, sagt er sehr oft, und man muß es genießen, wie und so lange man kann.«



Es war schon neun Uhr Abends, als ich endlich das Haus verließ, worin ich heute so glücklich gewesen war und in welches ich am Morgen mit so geringen Hoffnungen auf den kärglichen Lohn einer handwerksmäßigen Dienstverrichtung getreten war. Ich war aufgeregt bis in die innersten Fugen meines Wesens und so glücklich, wie ich es noch nie gewesen war. In solcher Stimmung hat es mich immer getrieben, auch andere Menschen glücklich zu sehen und wo möglich, glücklich zu machen. Und das sollte denn auch heute Abend noch geschehen. Ich ging also, von tausend inneren Bewegungen getrieben, schnell zu Ernst Goy. Er wohnte an der Oberwasserkirche. Das Haus seiner ›Alten‹ war noch geöffnet. Eben trat ich hinein, da kam er mir schon entgegen, eine lange Pfeife rauchend.

»Hol' der Teufel alle Studenten!« rief er, als er mich an der Stimme erkannte. »Wo hast Du Dich heute umher getrieben? Ich bin dreimal in Deinem Hause gewesen und

Dein Wirth, der Philister, glaubt, Du seiest auf und davon gegangen; denn daß Du selbst das Mittagsbrot ver säumst, scheint ihm ein greifbares *Corpus delicti* Deines Verbrechens zu sein.«

»So, so!« sagte ich und schmunzelte.

»Nun – Geheimnisse? Was giebt's? Du lachst?«

»Setz' die Pfeife fort, nimm Deine Mütze und folge mir. Ich habe Dir etwas zu erzählen.«

»Ich kann ja die Pfeife auch mitnehmen – wohin soll es gehen?«

»Nein, nein, ohne Pfeife. Die würdest Du doch nur zerbrechen.«

»Hoho! Also eine Paukerei? Sieh, da steht sie schon – ich bin fertig, wenn's beliebt.«

Ich faßte ihn unter den Arm und zog ihn mit mir fort, dem Domplatze zu, als wollte ich den Weg nach meiner Wohnung einschlagen. Wir waren gerade unter den Kastanienbäumen vor dem Dome angelangt, als ich so weit in meiner Erzählung gekommen war, ihn zu fragen: »Und wer, glaubst Du, kann dieser Herr und diese Dame gewesen sein?«

»Hol' der Geier Deine Herren- und Damenbekanntschäften – wie soll ich das wissen?«

»Nun,« sagt' ich und blieb vor ihm stehen – »es war Niemand anders, als der Major van Hees und – Christel!«

»Gott soll mich verdammen!« rief er mit einem ächt holländischen Fluche – »Es ist nicht möglich!«

»Aber dennoch wahr – und wer war noch dabei?«

»Mensch!« schrie er und packte meine Gurgel, als hätte ich ihm an's Leben gewollt – »Wer war noch dabei?«

»Nun, laß mich nur los, Du würgst mich – Grete, wer denn sonst als Grete?«

»Grete? Himmel! Teufel und drei Millionen Barbiergesellen! Was sagst Du?«

Ich mußte übermäßig lachen, denn er schrie so laut, daß alle Vorübergehenden verwundert stehen blieben und uns anschauten.

»Wo ist sie – in welchem Hause?«

»Komm, ich will es Dir zeigen –«

»Halloh, halloh!« brüllte er laut und schlug ein prächtiges Rad in dem Schnee, der seit einigen Stunden gefallen war, wobei er einen kleinen Schornsteinfegerjungen zu Boden warf und einen Hund so grimmig trat, daß er kläglich heulte, gleich gar darauf aber dem sich Umschwenkenden in den Rockschooß biß. Ich glaubte anfangs, er hätte den Verstand verloren. Nun aber brach seine Liebeswuth erst recht los. Er fiel mir um den Hals, küßte mich und drückte mich, daß mir wieder angst und bange wurde.

Endlich stand er still und ließ von mir ab. »Wie sieht sie aus?« fragte er dann mit leidenschaftlicher Geberde. »Ist sie noch hübsch rund? Ist sie auch nicht zu alt geworden? Hat sie noch immer ihre süße Taille?«

»Haha! Sie ist noch hübscher als sonst und hat eine Taille, wie nie!«

»Alle Wetter, komm, ich kann es nicht mehr aushalten, ich muß sie sehen.«

Und nun lief er, als wollte er im Sturme das Haus einrennen, wo seine kleine Holländerin wohnte, und zuletzt trabten wir neben einander her, wie zwei junge Hunde, von denen jeder einen vergrabenen Knochen zuerst erreichen will.

Aber siehe – das Haus war schon verschlossen. Da standen wir dicht davor. Ernst Goy dasselbe anstarrend, als hätte er es nie gesehen, oder als wäre es eine eben erst geschaffene Merkwürdigkeit.

»Der dumme Lümmel, der Hausknecht!« rief er. »Und ich kann sie nun heute nicht mehr sehen – wie soll ich denn ruhig einschlafen, wenn ich sie nicht gesehen habe?«

Ich beruhigte ihn und vertröstete ihn auf den folgenden Tag.

»Ich danke Dir,« sagte er wehmüthig. »Du kannst gut trösten, Du hast sie den ganzen Tag vor Augen gehabt! O warum bist Du nicht eine Stunde früher gekommen!«

»Wenn ich nun gar nicht gekommen wäre, Hans Narr?«

»Du hast Recht, Du bist ein prächtiger Junge. Ich will vernünftig sein, morgen ist auch noch ein Tag. Gute Nacht, Grete, gute Nacht, liebe Grete – o Grete! o Grete! –«

VI. GENIESSE DAS LEBEN, DAS LEBEN IST KURZ.

Als ich am nächsten Morgen nach Beendigung meiner Vorlesungen und meiner nothwendigsten Arbeiten das Haus am Principalmarkt wieder betrat, hörte ich,

was ich schon im Stillen vermuthet, daß gleich nach Tagesanbruch Ernst Goy daselbst gewesen und einen wahren Höllenlärm losgelassen habe. Grete war ihm in der That erschienen und hatte eine Stunde lang mit ihm geschwätzt, geweint und gelacht; endlich aber, nachdem er sie übermäßig lange von ihrer Arbeit abgehalten, war er von ihr mit einigen zur Vernunft und Ruhe ermahnenden Worten in Gnaden entlassen worden. Christel erwartete mich schon am Fenster und verkündete mir mit freudestrahlendem Gesicht, daß die gewünschte Wohnung bereits gefunden sei, daß nämlich der Wirth des Gasthauses, worin sie ein vorübergehendes Unterkommen gefunden, sich entschlossen habe, ihnen einen Theil seines Nebenflügels, der nach dem Garten hinaus lag, mit allem Zubehör auf unbestimmte Zeit zu vermieten.

»Ist das nicht herrlich, Fritz, ist das nicht prächtig?« rief das reizende Geschöpf, schlug vor Freuden in die kleinen Hände und schmetterte einige Läufe aus ihrer Kehle, die mich beinahe sie für eine bezauberte Nachtigall hätten halten lassen. »Nun brauchen wir nicht immer die langweilige Straße zu betrachten und die eilfertigen und doch nichts vollbringenden Menschen hin und her laufen zu sehen. Da sitzen oder gehen wir ganz still und fröhlich in dem Garten herum, pflanzen und pflücken Blumen und studiren recht fleißig zusammen, Du Deine Wissenschaften und ich die Musik.«

Man sieht, unser früheres kindliches Vertrauen hatte sich sehr bald wieder eingefunden, wir nannten uns schon wieder Du, wie vor sieben Jahren, und daran war

hauptsächlich der Major selber schuld gewesen. Am ersten Abend hatte ich mich einmal versprochen und da sagte er: »Kinder, nennt Euch nur wieder in Gottes Namen Du, denn Ihr seid beide noch jung und die Schnürstiefel des verkünstelten Lebens werden Euch später noch genug drücken. Ueberdies ist es mir lieber, wenn Ihr es vor meinen Augen, als hinter meinen Rücken thut. Seid wie Geschwister, liebt Euch als solche und machet Euch das Leben leicht – denn es ist ja so kurz!«

Ich freute mich, wie Christel, über den freundlichen Gartenaufenthalt, erlaubte mir aber zu bemerken, daß ich nicht viel darin studiren würde, da ich dies lieber zu Hause thun und nur meine Erholungsstunden bei ihr zubringen wollte.

»Du Närrchen!« rief sie und patschte mir in's Gesicht, wie sie es als Kind so oft gethan. »Aber freilich, Du weißt es ja noch nicht. Geh nur hinein zum Papa und höre, was er Dir zu sagen hat. Und wenn es etwas Erfreuliches ist, so mache ein recht dankbares und glückliches Gesicht. Er ist so gut und sieht die Menschen so gern glücklich und froh.«

Da öffnete sich schon die Thür des Nebenzimmers und herein schaute das wohlwollende und doch immer so ernste Gesicht des alten Majors. »Sind Sie da, Fritz?« fragte er und nickte mit dem grauen Kopfe seinen Morgengruß. »Es ist gut, kommen Sie einmal zu mir herein!«

Ich trat in sein Zimmer, er aber ging nach seiner Gewohnheit nachdenkend, wie er wohl seine heutige Mittheilung beginnen sollte, eine Zeit lang vor mir hin und

her. Endlich stand er still, sah mich ernsthaft an und sagte: »Höre, mein Sohn – auch ich muß Dich wieder Du nennen können, wenn das alte Vertrauen zwischen uns von Neuem aufleben soll, also höre, was ich Dir sagen will. Ich habe Dir einen Vorschlag zu machen, den Dir andere Menschen aus verschiedenen Gründen vielleicht nicht machen würden; ich weiche aber in manchen Stücken von der alltäglichen Meinung der Ueberklugen ab und liebe es, meine eigenen Gedanken zu verfolgen und, wo es geht, sie auch zu verwirklichen. Diesmal geht es recht gut, und macht vielleicht drei oder vier Menschen auf einen Schlag glücklich. Sieh, Du erinnerst Dich noch an jenen Tag, wo Du als zehnjähriger Knabe auf dem Wege von Naarden nach Amsterdam meine Brieftasche auf der Landstraße fandest. Wohlan denn, schon damals hatte ich großes Mitleid mit Deiner verlassenen Lage und dachte, Dich recht nach Herzenslust für Deine Ehrlichkeit belohnen zu können. Aber Gott wollte es anders; er trennte uns, führte uns auf verschiedenen Wegen herum und ließ uns erst dann wieder einander treffen, als wir vielleicht in seinen Augen dazu würdiger geworden waren. Wisse denn, daß Dein damaliger Fund von großer Wichtigkeit für mich und die Meinigen war. Ich meine damit aber nicht die große Summe Geldes, die in der Tasche lag, denn es giebt Besseres und Wichtigeres auf der Welt als Geld, sondern Papiere, die sich auf meine verstorbene Frau und meine beiden Zwillingsskneben Ludwig und Anton, bezogen und die mich, wenn sie verloren gegangen wären, für die Zukunft in große Verlegenheit gebracht

hätten. Schon hatte ich lange Zeit vergeblich nach dieser Tasche gesucht und mein Geist wurde trübe und schwer; da kamst Du und gabst sie mir mit einem so ehrlichen und freundlichen Gesicht, daß ich es bis heute noch nicht vergessen kann.«

»Was ich nun damals an Dir nicht gutmachen konnte, will ich jetzt nachholen. Du hast in Deinem Leben, so viele brave Menschen Dich auch gefördert haben, noch nicht das Glück kennen gelernt, im Schooße einer stillen, traulichen Familie Dich Deines jungen Lebens zu freuen. In meinen Augen und nach meinem Herzen ist das aber das größte Glück in dem kurzen, unruhigen Menschenleben. Dieses Glück sollst Du jetzt kennen lernen und zugleich mich, Christel und Grete glücklich machen, denn wir alle Drei wünschen gleichmäßig, Dich als ein Mitglied unserer kleinen Familie zu betrachten. Ich habe Dir ein Stübchen neben dem meinigen zugedacht. Bringe Deine Sachen dahin und studire fleißig. Die Dir übrig bleibenden Stunden verleben wir gemeinschaftlich auf nützliche und angenehme Weise, und kommen dann ernste Augenblicke, so helfen wir uns gegenseitig darüber hinweg. Sieh, in jetzigen traurigen Zeiten, wo man eigentlich nie mit Zuversicht auf den anderen Tag rechnen kann, ist es ersprießlich und trostreich, wenn Familien, die zusammengehören, auch redlich zusammenhalten, so lange es geht. Von Dir bilde ich mir ein, Du gehörst zu uns, also sollst Du es auch mit uns halten. Daß ich die Kosten Deiner Studien und Deinen geringen Lebensunterhalt von jetzt an bestreite, versteht sich von selbst; ich

werde Dich aber bitten, Deine Bekanntschaft mit dem Professor fortzusetzen und seinen Tisch vor wie nach, wenn er Dich einladet, zu besuchen. Es ist dies eben so gut ein Beweis Deiner Dankbarkeit, wie ein Vortheil für Deine Studien; man muß solche Leute lieben, denn sie sind eben so wohlmeinend, wie sie nützlich sind. – Bist Du nun mit meinem Vorschlag einverstanden und gehst Du gern darauf ein, so gieb mir Deine Hand – das ist Alles, was ich von Dir verlange; denn ein Handschlag ist für den Mann Versprechen, Schwur und Gelöbniß seiner ganzen Treue.«

»Herr Major!« rief ich. »Einverstanden nur? Glückliche, übergücklich bin ich darüber, und ich weiß nicht, wie ich meinen tiefgefühltesten Dank augenblicklich aussprechen soll!«

»Dank, Fritz? Dank? – O, mein Sohn, sprich ihn nur nicht aus, ich lasse mir nicht gern Dank sagen. Aber handle danach und zeige mir durch Dein ganzes Betragen, daß Du der bist, für den ich Dich vom ersten Augenblick an gehalten habe. Und nun sind wir fertig, nun gehe zu Christel und erzähle ihr das Neueste.«

Er machte mir selbst die Thür auf, deutete mit dem Finger in ihr Zimmer und nahm mir so die Worte gleichsam vom Munde weg.

Man kann sich vorstellen, daß ich nicht säumte, den mir gemachten Vorschlag so bald wie möglich auszuführen. Schon am nächsten Tage zogen wir Alle in unsere neue Gartenwohnung und richteten uns recht behaglich darin ein. So wohnte ich denn so angenehm, wie ich

noch nie im Leben gewohnt hatte, und ich war so glücklich, wie ich es noch nie gewesen war. Mir war auf meinem unruhigen Lebenswege eine neue Sonne aufgegangen und ihre Strahlen durchwärmten, ja, durchglühten mich mit so innerlichem Wohlbehagen, daß ich sie noch lange nachfühlen sollte, nachdem auch sie wieder, wie all' mein jugendlichen Glück, rasch und unerwartet untergegangen war.



Und wie nun der Major van Hees für mein allgemeines Wohlbefinden gesorgt hatte, so dehnte er seinen väterlichen Sinn auch auf einzelne Kleinigkeiten meiner Lebensbedürfnisse aus. Ich erhielt anständige und, wie er sich ausdrückte, meinen jetzigen Verhältnissen und meinem wissenschaftlichen Standpunkte angemessene Kleider. Sodann wurden mir alle Bücher bestellt, die ich für jetzt und die nächsten Jahre zum Studium gebrauchte, wobei ich die Bemerkung machen lernte, daß es sich aus eigenen Büchern noch einmal so gut liest und angenehm studirt, wie aus geliehenen. Auch Instrumente wurden mir gekauft, und ich besitze noch heute einige Bestecks, welche den Namen des Instrumentenmachers in Münster und die Jahreszahl 1809 tragen.

So war denn ein sehr bemerkbarer und vortheilhafter Wechsel in allen meinen Verhältnissen eingetreten, und nicht allein der Professor der Knochenlehre und seine hübsche Frau machten große Augen, als sie mich in einer

ganz neuen Umhüllung am nächsten Sonntag in ihr Speisezimmer treten sahen, sondern auch meine Studiengenossen zeigten sich lebhaft verwundert, wenn sie mich in den Vorlesungen so säuberlich gekleidet und nachher auf öffentlichen Spaziergängen in Gesellschaft des vornehm blickenden alten Kriegers und eines reizenden, alle Welt bezaubernden jungen Mädchens bemerkten.

Den meisten Spaß aber hatte ich hierbei durch Ernst Goy. Meine Fürsprache hatte ihm nämlich vom Major die Erlaubniß ausgewirkt, uns des Sonntags Nachmittags und Abends besuchen und an unseren Unterhaltungen wie an unserer Mahlzeit Theil nehmen zu dürfen. Außerhalb des Hauses durfte er sich natürlich nicht mit uns blicken lassen, wie auch Grete nicht mit uns ging, und er hatte auch Zartgefühl genug, das von selbst zu bemerken, denn der aristokratische Stolz des alten van Hees vergaß nie, daß Ernst Goy nichts als ein alltäglicher Barbierge-selle war. Dennoch war er ihm dankbar für seine gegen mich mehrfach bewiesene aufopfernde Freundschaft und zeigte ihm dies auch auf jede Weise. Dagegen hatte Ernst Goy versprechen müssen, ein ordentliches und nüchternes Leben zu führen, den Leichtsinn an die Luft zu setzen, fleißig zu sein und wo möglich auch in seinen Kenntnissen Fortschritte zu machen, um in Zukunft als studirter Wundarzt sich irgendwo niederlassen und der Menschheit nützlich erweisen zu können. Und wunderbar genug! Mochten es diese so wohlgemeinten und ernstern Ermahnungen des würdigen Mannes, oder mochten es die geheimen drohartigen Aeüßerungen der feinfühlenden

Grete sein – Ernst Goy nahm sich sichtbar zusammen, fing an, einige Vorlesungen zu besuchen und bestrebte sich, jene einfachen Kenntnisse in der niederen Chirurgie zu erlangen, die ihn wenigstens um eine Stufe über seine jetzige Stellung erhoben. Mit dem Scheerbeutel aber, obgleich er sich einen von violettfarbigem Sammt und mit silbernen Flittern besetzt, hatte anfertigen lassen, ließ er sich nie wieder vor uns, ungern sogar vor mir allein sehen, da er sich die Meinung angeeignet hatte, die ich ihm selbst später nicht wieder ausreden konnte, daß ein Theil des vornehmen Wesens Herrn van Hees' und seiner schönen Pflgetochter auf mich übergangen sei. Und so war denn die Verbindung mit dieser ausgezeichneten Familie sowohl für ihn wie für mich in Bezug auf unser Aeußeres und Inneres von gleich großem Nutzen gewesen, und wenn wir beide in unserem späteren Leben – freilich in verschiedener Weise und unserer persönlichen Bildung angemessen – eine höhere Stellung einnahm, als wir in unserer Jugend für möglich gehalten und erstrebt hatten, so können wir nur diesem unvergeßlichen Manne unsern Dank dafür sagen, was ich den Manen desselben hiermit von ganzem Herzen und laut und öffentlich thue, wie ich es so oft im Stillen, wenn ich mit meinem Gotte allein war und mit ihm Abrechnung hielt, ausgesprochen habe.

Mit vieler Mühe war endlich der alte und einst so berühmte Gesangmeister aufgefunden und zu einem Besuche vermocht worden, ohne sich jedoch zur Uebernahme irgend eines Unterrichts im Voraus verbindlich zu machen. Es war dies ein geborener Italiener, ehemaliger Schüler Farinelli's, aber seit vielen Jahren in Deutschland lebend und jetzt in seinem gebrechlichen Alter im Hause eines westphälischen Grafen das Gnadensbrot genießend, Namens Ferucci. In den ersten Tagen des neuen Jahres (1810) kam er denn auch vor unser Haus gefahren, von seinem Enkel, einem schwarzlockigen Knaben mit dunklem Gesicht und Augen, vorsichtig in den Gartensaal unserer Wohnung geleitet. Der ganze Menschlich einer alten klassischen Erscheinung und kam mir vor, wie der blinde Belisar, von der Hand seines Sohnes durch die undankbare Welt geführt. Er war, wie gesagt, ein alter Mann, aber von würdevoller Haltung, mit eisgrauem, starklockigem Haar und Bart, schönen, klaren, antiken Gesichtszügen, lebendigem Ausdruck in Geberde und Ton, aber vollständig erblindet. Er trug das ehrwürdige Haupt meist auf die Brust gesenkt, als suche er in den Tiefen derselben allein das unbekanntes Geheimniß menschlichen Ringens, schien aber mit einem unbeschreiblich wohlorganisirten Gehör begabt zu sein, denn auch das leiseste, hauchartig in seiner Umgebung gesprochene Wort entging ihm nie.

Es war etwa eine Stunde vor Mittagszeit, als ihn der Major zu uns in den großen Gartensaal führte, wo der herrliche Flügel stand, das einzige Möbel, welches Herrn

van Hees auf seiner Reise von Holland hierher begleitet hatte. Christel sprang ihm sogleich mit vor Freude und Ergebenheit gerötheten Wangen und fliegenden Locken entgegen und begrüßte ihn mit ihrer klangvollen Stimme, die für mich wenigstens den Ton und den Reiz eines beinahe göttlichen Wesens hatte.

»Ach!« sagte der blinde Meister und erhob stolz sein gebeugtes Haupt – »Ach! das ist die junge Dame, die singen lernen will – ich höre es an der Stimme. Wohlan! ihre Organe sind gesund, ihre Brust kräftig, ihr Kehlkopf rein – wo sind Sie? Geben Sie mir die Hand, daß ich Sie auch fühle!«

Christel streckte ihm sogleich beide Hände entgegen und drückte seine runzliche und vom Alter erkaltete Hand zwischen ihre beiden von frischem Lebensblute so warmen und schönen Hände.

»Schön!« fuhr er fort. »Sehr schön! Wenn die Stimme bei'm Singen so weich und elastisch ist, wie das Fleisch dieser Hand, so können wir einen Versuch machen. Wo ist der Flügel? – Aha! ich höre schon seinen Ton – er ist gut – vortrefflich ist er – nun, kommen Sie her – setzen Sie sich und singen Sie mir irgend ein kleines Lied von welchem Meister Sie wollen. Je einfacher aber, um so besser – aber frei, ungezwungen, mit lauterer Brust!«

Und er stellte sich, von seinem Enkel, der immer an seiner Seite blieb und sich liebevoll an ihn lehnte, wenn er still stand, abermals geführt, so weit wie möglich vom Flügel entfernt, mit dem Rücken gegen ein Fenster.

Ich sah Christel an. Mein Herz pochte mir so ungestüm, als wenn ich selbst diese gefährliche Probe bestehen sollte. Aber sie, nicht im Geringsten eingeschüchtert, setzte sich vor den Flügel, ließ einige sanfte Akkorde erklingen und sang dann, wie er es verlangt, eines jener weichen, bisweilen noch das Menschenohr beglückenden Wiegenlieder, welches die Seelen einlullt und zum süßen Schlummer vorbereitet, wie ein Ausfluß jener erhabenen Ruhe, die da oben im Himmel zu finden uns verheißen ist.

Mein Herz bebte gewaltig – mein Ohr hielt ich den berausenden Tönen entgegen, die sich aus der reinen Brust des jungen Wesens wie Himmelshauche loszulösen schienen, mein Auge dagegen fest auf den alten blinden Meister gespannt. Gleich bei dem ersten Tone hatte er den weißen Kopf noch tiefer auf die Brust gesenkt, die Hände gefaltet und war so ganz und allein Ohr.

Aber diese Töne – woran erinnerten sie mich? Ach! Maximilian! rief es in meiner Seele – das wäre etwas für Dich, für Dein armes zerrissenes Herz – warum bist Du nicht hier, denn so singst Du ja auch!

Langsam anschwellend, dauerhaft aushaltend, mächtig sich in die Höhe emporschwingend flutheten diese Töne wie flüssige Wellen aus der jungfräulichen Brust hervor, und eine solche kindlich rührende Empfindung zauberten sie aus meinem Innern in meine Augen herauf, daß ich mir eine wohlthuende Thräne rasch abtrocknen mußte. Aber dieselbe Erschütterung, die mich damals in dem Mooskessel bei Maximilian's Gesang durchschauert

hatte, rieselte mir auch diesmal den Rücken herab, und es schien mir, als sträubten sich meine Haare, von einer erhabenern Gewalt emporgezogen, in die Höhe.

Da war der kurze Gesang, von dem man jedes einzelne Wort, jede kleinste verhauchende Sylbe deutlich verstanden hatte, zu Ende. Christel, bleich vor innerer Aufregung, nur das Herz vom lebhaft wallenden Blute erfüllt, – denn sie sang stets mit ganzer Hingebung – stand auf und blickte den Meister lächelnd an, der immer noch schwieg. Es war, als ließe er erst ganz und vollständig die gehörten Töne in dem Innern seiner Brust verhallen, nachdem sie schon längst an den Wänden des Saales sich zu Ende geklungen hatten.

Da streckte er die Arme aus, trat einen Schritt mit erhobenem Haupte vor und umschlang die sich nahende Sängerin mit beiden Armen. Innig, väterlich drückte er sie an sich und hauchte einen gleichsam Weihenden Kuß auf ihre reine Stirn.

»O!« sagte er. »Mein Kind, mein Fräulein – was haben sie mich hören lassen! Solche Stimme habe ich lange nicht vernommen. So spricht allein Gott zu den Menschen, durch einen unter Millionen vorzugsweise begabten Mund. Und diese Stimme wollen Sie mir auf ein Jahr schenken? Wie soll ich Gott dafür genügend danken? Ich hatte nicht geglaubt, in meinen alten Tagen noch einmal solches Glück zu genießen. So singt man ja nur in dem alten gesegneten Italien, meiner Heimat. Ja, mein Kind, ja, ja, tausendmal ja – Sie sollen, Sie müssen meine Schülerin sein, und was Sie von mir lernen können, sollen Sie

lernen. Aber ach! lange können Sie meinen Unterricht nicht genießen, ein begabterer Meister als ich muß Sie in die Schule nehmen, denn Sie sind eigentlich schon über meine Fähigkeiten hinausgewachsen, und nur Kleinigkeiten kann ich Ihrer Ausbildung noch hinzufügen.«

Christel senkte bescheiden ihren Strahlenblick und flüsterte einige verwirrte Worte des Dankes und der Freude.

»Und wieviel Stunden wollen Sie ihr wöchentlich geben?« fragte der gerührte Major und klopfte den guten Alten auf die Schulter.

»Alle Tage eine, mein Herr, denn wir müssen uns beeilen, diese Gottesstimme zu vollenden; unsere Ohren und unsre Kenntnisse sind zu schwach für sie – die Ohren der Welt werden bald von ihr erfüllt sein – und das Menschenleben ist kurz und –«

»Ha!« rief der alte Krieger – »Sag' ich es nicht immer? Ja, ja, mein Freund, das Leben ist kurz, genieße und handle der arme Mensch, so früh er kann, so lange er vermag. O, wir verstehen uns prächtig, Meister Ferucci! – Und soll das Kind zu Ihnen kommen?«

»Nein, nein, nein! Ich habe solches Zimmer nicht und solchen Flügel nicht – und eine Stimme, wie diese, muß geschont werden, wie das Auge im Kopf; für sie sind die nassen Wege, die kalten Winde und die feuchten Dünste nicht – nein, hier, hier allein wollen wir arbeiten, wollen wir singen, wollen wir dem Gotte der Tonkunst opfern, denn hier gefällt es mir wohl!« –

Und die Stunden nahmen schon am nächsten Tage ihren Anfang und wurden fortgesetzt mit einem Eifer von

beiden Seiten, der eben so wohl dem alten Meister, wie der jungen Schülerin Ehre machte.

Die Folge aber lehrte, daß dieser alte Meister die Vortrefflichkeit der italienischen Singschule mit den Gedingenheiten der deutschen würdig verband. Aber er fand auch eine vollkommene physische Bildung der Tonwerkzeuge in der Kehle seiner Schülerin vor. Er läuterte sie nur, indem er ihr noch eine zauberhaftere Reinheit und eine wunderbarere Biegsamkeit gab. Er lehrte sie das sanftanschwellende Tragen und Binden der Töne in vollkommenstem Maaße, er vollendete ihre Aussprache und zeigte ihr durch sein vortreffliches Beispiel, wie das erhabene Meisterstück des italienischen Gesanges, das Recitativ, gehandhabt werden müsse. Dabei unterließ er aber nie, zu erinnern, daß die Basis des großartigen, erhebenden und belebenden Gesanges auf Festigkeit und Sicherheit des Tonsatzes und der Tonfortbildung beruhe. Er eröffnete ihr namentlich den siegreichen Weg, wie der Sänger das menschliche Gemüth gleichsam im Sturm erobern müsse, und bekehrte sie, daß Einfachheit in der Ausschmückung, Charakter in der Auffassung und tiefe Bedeutsamkeit in jedem Tone vom vortragenden Sänger festgehalten werden müsse.

»Mit würdiger Auffassung,« sagte er, »muß der Künstler an die Erfüllung seines Zweckes gehen, mit Ergebung an seinen Schöpfer, von dem er sie hat, muß er seine Stimme erschallen lassen, mit selbstgefühlter Wonne muß er das Herz der Hörer durchschauern. Nur wenn er das ist, das vermag, das erstrebt, nur dann allein ist einer

Künstler, wie er sein soll, um die Menschen zu beglücken und zu entzücken, nur dann ist er ein großer Künstler – und Sie – Sie, mein Töchterchen, Sie müssen das werden, oder ich – ich verstehe nichts von der Musik!«

Für den sittenreinen Jüngling giebt es wohl kein größeres Glück auf dieser Erde, als wenn er seine schuldlosen Tage an der Seite eines mit leiblichen und geistigen Vorzügen gleich hoch begabten weiblichen Wesens in leidenschaftsloser Hingebung und im Bewußtsein vollkommener Gegenseitigkeit seiner harmlosen Gefühle ruhig und ungestört hinbringen kann. Mir ward dieses seltene und große Glück in vollkommenstem Maaße damals zu Theil. Christel's und meine Tage waren allein unsere Tage, das heißt, wir füllten sie uns ganz und gegenseitig mit uns und unserem Beginnen selbst aus. Durch Nichts ward unser fast geschwisterartiger und doch von einem wärmeren Gefühle belebter Verkehr gestört oder getrübt. Der alte Major kannte uns und ließ uns ohne alle Einschränkung nach unserer Neigung gewähren; er zwang uns nie seine ernstere Gesellschaft auf, wenn wir seiner nicht zu bedürfen schienen, denn er wußte ja, wie gern wir bei ihm waren und wollte nicht durch seine düsteren Anschauungen unsere jugendlichen Freuden verkümmern. Morgens, Mittags und Abends, stets waren wir beisammen, wenn unsere Pflichten und Arbeiten es uns erlaubten; im Hause, im Garten, auf Spaziergängen, überall,

wo es anging, waren wir unzertrennlich. Ich that Alles, was sie gern hatte, wenn es mir irgend möglich war; ich war ihr Lehrer in so Manchem, was ich besser wußte als sie, und ihr Schüler in so Vielem, was die Natur ihr freigebiger gewährt hatte, als mir – und so waren wir uns mit ganzer Seele ergeben. Ob das schon Liebe war? Ich weiß es nicht. Daß es aber Liebe werden konnte, weiß ich jetzt gewiß. Aber daran dachte ich damals auch nicht im Entferntesten. Ich hatte ja Alles von ihr, was ich meiner Ansicht nach haben konnte – ihre Gegenwart, ihre Nähe – war das nicht schon Glück und Seligkeit genug? Ich brauchte sie nicht zu fragen: Hast Du mich lieb? Denn ich wußte ja, daß sie mich lieb hatte, sie zeigte es mir ja mit tausend Handlungen, was bedurfte es da noch der überflüssigen Worte? Und auch sie fragte mich nicht danach, denn sie sah ja meine treue und volle Hingebung aus jeder Pore meines Körpers und Geistes dringen.

O, welche süßen Stunden verlebten wir so in traulicher Gemeinschaft! Oft, in der Stunde der Dämmerung, die der Major so sehr liebte, daß er sich schwer entschließen konnte, Licht anzünden zu lassen, saßen wir Drei auf dem Sopha, Christel in der Mitte, jeder von uns eine ihre Hände haltend, sie bisweilen trillernd, jodelnd, sich bald zu dem Einen, bald zu dem Andern neigend, alle zusammen von der Vergangenheit plaudernd, die Gegenwart preisend und von der Zukunft allein träumend. Denn sobald wir von letzterer zu reden begannen, stand der Major auf und sagte: »Kinder, laßt das – nicht von Morgen sprechen, das ist Gottes Sache, – heute, heute leben wir;

gebt nicht die duftigste Blume aus Eurem Lebenskranze allzu freigebig aus der Hand – genießet die Stunde, den Augenblick, denn in diesem Genusse ist Euer schönstes Glück enthalten, welches schnell genug entflieht, Ihr werdet es sehen – denn das Leben ist kurz.« –

Und o, wie nur allzusehr hatte der erfahrene Mann Recht! Wie oft habe ich mir in späteren Tagen sein Lieblingswort wiederholt, es bestätigt gefunden und bedauert, es nicht immer und überall beherzigt zu haben. Denn das Menschenleben ist wirklich sehr kurz, und noch dazu ein glückliches Leben rollt wie Apollo's Sonnenwagen ohne Aufenthalt dahin, durch Nacht und Tag, und plötzlich ist der Augenblick gekommen, wo man unverhofft an der Gränze eines ernsteren Abschnittes steht und sich sagen muß – es ist vorbei, das Glück – es liegt schon wieder hinter mir!

So war es mit mir, mit Christel und mit unserer so harmlosen und doch so tief wurzelnden Verbindung. Rasch war der Sommer dem Frühling gefolgt, noch rascher war der Sommer in den Herbst übergegangen und wieder war der kalte, schneereiche Winter vor der Thür. Noch am Weihnachtsabend waren wir fröhlich, glücklich, ahnungslos beisammen gewesen, hatten uns freundlich beschenkt, wie unsere Mittel es erlaubten, und schon einen Tag darauf war unsere Freude getrübt, unser stilles Glück zerronnen, und wir waren gezwungen, zu bedenken, daß es auch für uns einen Glücksumschwung gab und daß die Zukunft uns ein minder freundliches

Gesicht zeigen könne, als die süße Gegenwart. Und gerade von einem Manne sollte diese Zerstörung unseres Glückes kommen, dem ich sie am wenigsten zugemuthet hatte, einem Manne, den ich so liebte und verehrte, wie ihn alle Anderen mit der Zeit lieben und verehren gelernt hatten, von dem alten Meister Ferucci.

Es war am ersten Weihnachtstage, als er uns besuchte und Christel ein großartiges Recitativ singen ließ. Nie hatte sie so ergreifend, so kraftvoll, so begeistert gesungen. Als sie fertig war, blieb Ferucci still in sich gekehrt und schien kaum die Aeußerungen der Dankbarkeit zu hören, womit ihn der Major überschüttete, indem er ihm einen von Christel selbst gearbeiteten Beutel gab, der fast ganz mit funkelnden Goldstücken gefüllt war.

»Ach!« seufzte der alte Sänger – »Herr van Hees – dieser Lohn – so gern er gegeben ist – ich weiß es – und obgleich er mir nützlich ist – verbittert mir doch mein jetziges süßestes Gefühl. Denn ich kam gern hierher, um mein altes Herz zu erquicken und meine schon dahinflatternde Seele mit neuer Lebensgluth zu berauschen – und nun soll ich sie nicht mehr hören, diese Stimme –«

»Wie?« riefen wir Alle. »Wollen Sie nicht mehr zu uns kommen?«

»Hört mich an, Ihr Lieben, ich kann es Euch nicht länger verbergen, denn mich drängt mein Gewissen, es Euch zu offenbaren. Die Stunde unserer Trennung ist gekommen. Meine Schülerin kann von mir nichts mehr lernen. Ein größerer Meister, mit jüngerer und gewaltigerer Kraft begabt, muß ihren Fittig zum höchsten Fluge beseelen.

Höret mich an und befolget meinen Rath, denn ich meine es gut mit diesem lieben, jungen Wesen, ja, es wäre eine Sünde, wenn ich ihn verschweigen und sie von ihrer großen Zukunft zurückhalten wollte! Gehet nach Prag –«

»Nach Prag?« riefen wir Alle zugleich.

»Ja, nach Prag! Ich habe mich rings im Geiste umgeblickt und keinen Ort der Welt gefunden, der augenblicklich und in diesen krieglerischen Zeiten besser für sie geeignet wäre. In Prag leben große Künstler – auch ich habe einen Freund daselbst, noch jünger an Jahren und größer an Kunst als ich, einen Schüler des unsterblichen Caffarelli. An diesen habe ich bereits schreiben lassen und er hat mir meinen Wunsch zugesagt, diese junge Dame weiter zu bilden. Allein er hat mir nicht verschwiegen, daß auch seine Kunst nur noch eine Ruine, wenn auch eine schöne Ruine sei. Aber statt seiner gäbe es in Prag noch erhabener Kräfte. Die jetzige Gesangkunst ist in einem großen Umschwunge begriffen. Die deutschen Meister haben sie aus dem Staube erhoben und stehen mit gigantischer Riesengröße auf den höchsten Stufen im Tempel der Kunst. Sie ragen schon in vielen Dingen kopfhoch über ihre italienischen, im Staube der Vergangenheit modernden Brüder. Und da ist ein junger Mann, schreibt mir mein Freund, Weber mit Namen, der hat sich bereits für die nächste Zeit nach Prag entschieden. Er ist ein Riese in der Kunst, wie die Welt ihn nicht oft gesehen, ein Geist, wie er selten durch das Reich der Töne gebraus't, ein Meister im Bilden und Schaffen, wie nur wenige mit sterblichem Leibe geboren. Sende die Schülerin, schreibt

der Freund, und Weber soll sie zu einem seiner verkörperten Töne bilden, und was ich selbst zu ihrer Vervollkommnung beitragen kann, soll geschehen!« –

Gesprochen war das Wort des redlichen Meisters und es wirkte innerlich fort, in den Herzen der Beteiligten in seinem bedeutungsvollsten Umfange, aber es erschütterte uns eben so sehr, wie es uns erhob. Denn daß der Major nun nach Prag gehen würde, war nach diesem Aussprache unbezweifelt. Hatte er doch fest und unwiderruflich beschlossen, Alles aufzubieten, um seine Pflgetochter nicht halb, sondern ganz, und so weit sie konnte, in den Tempel der irdischen Göttlichkeit, der Kunst, eindringen zu lassen. Damit aber war auch eine gänzliche Umgestaltung unserer Verhältnisse und Schicksale verbunden, denn ich konnte ihn nicht begleiten, ich mußte mich also von beiden trennen. – Trennen! Welcher Gedanke, welcher furchtbare Gedanke, nachdem ich erst kurze Zeit das süßeste Glück im Schooße dieser Familie genossen hatte! Und noch dazu sollte sehr bald dieser Gedanke zur That werden und die Trennung rascher geschehen, als ich dachte.

Schon am zweiten Tage nach jenem entscheidenden Aussprache des alten Meisters rief mich der Major Abends in sein Zimmer. Er war weich, fast gerührt gestimmt und vermied es, in mein Gesicht zu schauen, weil er sich wohl denken mochte, wie dasselbe aussah.

»Mein Sohn,« sagte er mit wehmüthigem Tone, »ich kann Dir leider nicht länger verhehlen, was ich über uns

zu beschließen für meine Pflicht gehalten habe. Ich werde Christel, unsere geliebte Christel, nach Prag führen, um sie ganz und vollständig für die Musik ausbilden zu lassen. Ist das geschehen, erst dann kann ich ihrer und meiner Zukunft ruhig entgegensehen, denn dann habe ich meine Aufgabe bis an's Ende gelöst und meine ganze Pflicht erfüllt. Du weißt, ich liebe das. Du kannst uns leider nicht dahin begleiten, denn Deine Studien nähern sich ihrem Ende und Dein Lebenszweck liegt inmitten der Gränzen Deines Vaterlandes. Du mußt Dich durch Dein Wissen emporschwingen und ein Mann werden, wie so Viele zu Männern geworden sind, und nicht gerade die Schlechtesten, das heißt, im Kampfe und im Drange des Lebens. Also, wohlan denn, frisch hinein und muthig angefaßt! Hier in Münster sollst Du nicht bleiben, die Erinnerung an uns würde in diesen Räumen einen Schatten auf Deine Lebenssonne, Deinen jugendlichen Frohsinn werfen; auch hast Du lange genug die Weisheit dieser düsteren Stadt genossen, strebe also weiter und wende Dich vorwärts. Du sollst nach Berlin gehen. Berlin ist die königlichste Stadt unter allen Städten Deutschland's, außerdem hat sie jetzt eine Universität und vortreffliche Lehrer, denn nach der Mitte des Vaterlandes streben immer die besten Kräfte, und ich verdenke es ihnen nicht. Auch giebt es in einer so großen Stadt der Wege viele und breite, einen jungen Menschen wie Dich zum Glücke zu führen. Ich werde Dich ferner dort wie hier unterstützen,

und weil die Kriegszeiten die Geldsendungen erschweren, werde ich Dir sogleich für die ersten zwei Jahre mitgeben, was Du etwa gebrauchen magst. Die Kosten Deiner Prüfungen, sobald Du mich von deren Annäherung in Kenntniß setztest, werde ich ebenfalls tragen, denn ich halte das für meine Schuldigkeit. Das war es, was ich Dir sagen wollte. Nur noch um Eins bitte ich Dich. Erspare es mir, Deinen Kummer zu sehen, denn Kummer wirst Du empfinden, da Du von uns gehst. Jetzt weißt Du Alles; rüste Dich. Schon Ende Februars reisen wir ab. Bis dahin sei glücklich, zufrieden und genieße den Tag, den Dir Gott giebt. Denn Du weißt ja – das Menschenleben ist kurz!« –

O, wer beschreibt meinen Jammer nach dieser so freundlichen Rede, wer mein ganzes Herzeleid – und ich sollte es nicht einmal blicken lassen! Da wurde denn im Stillen manche Thräne vergossen, und ich konnte es nicht verwehren, daß meine Blicke, wie centnerschwere Lasten sich an Christel's liebe Augen hingen und sich ihre schönen Züge, jeden einzelnen besonders, fest und unausreißbar einprägten für lange, lange Zeit, denn ich hatte eine unbestimmte und traurige Ahnung, daß dieser unserer jetzigen Trennung kein so baldiges Wiedersehen folgen würde.

Und wie nahm Christel diese Veränderung unseres Schicksals auf? Ach, sie ertrug sie standhaft, wie ein Engel auf Erden ja Alles erträgt, was ihm aufgebürdet wird. Wohl blickte sie mich oft trübe und wehmüthig lächelnd an, aber ein kleines Lächeln war ja immer noch dabei,

und war das nicht ein Trost? O, in dieser letzten Zeit unseres Beisammenseins ruhten unsere Hände oft länger und wärmer in einander – unsere Augen sogen sich voll von dem Blicke des Anderen – wir verstanden uns wohl, obgleich unsere Lippen kein Wort über die Bedeutung dieser Blicke sprachen. Und so neigten sich die Tage unserer Freuden, und der Tag der Reise, die wir zusammen antreten sollten, rückte näher, und endlich mit immer schnelleren Riesenschritten war die Stunde der Abreise selbst herangekommen.

Ich hatte von meinen verschiedenen Bekannten in Münster Abschied genommen und auch meinem guten Professor und seiner hübschen Frau meinen wärmsten Dank für so viele Güte gesagt. Zweierlei erhielt ich von ihnen zum Geschenke beim Abschiede. Von ihr eine in Perlen gestickte Reisetasche, ›zum Andenken an den glücklich ausgezogenen Zahn,‹ fügte sie lächelnd bei; von ihm einen Brief an den Berliner Professor Mursinna, worin ich auf das Wärmste empfohlen war. Ich legte den Brief in die Tasche und verbeugte mich. Dann drückten sie mir Beide die Hände und wünschten mir alles mögliche Glück auf meiner ferneren Laufbahn. Auch dieser letzte Abschied war hinter mir.

Eine tumultuarische und ziemlich lächerliche Scene führte und am Schlusse wieder Ernst Goy in seiner leidenschaftlichen Verehrung für Grete auf. Es war am letzten Sonntage vor unserer Abreise, als er wie gewöhnlich kam und sehr traurig aussah. Als der Major sich am

Abend aus unserem Zimmer entfernt hatte, brach endlich das lange verhaltene Ungewitter mit seinem ganzen alten und lauten Ungestüm aus.

»Also, Grete,« fing er an, »Du willst mich verlassen?«

»Wie Du weißt, ja!«

»Und Du willst nicht meine Frau werden?«

»O geh, wir sind Beide noch zu jung, und Du Besonders bist noch zu windbeutelig. Werde ein dauerhaft gesetzter Mann, dann komm und stelle Dich vor, und wenn Du mir dann noch gefällst und ich nicht versagt bin, so wollen wir sehen.«

»O Du Grausame! Und das soll ein Trost sein? Weißt Du wohl, daß Du allein mich zu einem stillen und kopfhängerischen Leben führen kannst, und daß ich nur durch Dich so werden kann, wie Du es wünschest?«

»Dann wirst Du wohl schlecht werden, wenn wir uns nicht mehr sehen, wie? Nun, dann sind wir ja geschiedene Leute von heute an! Werde schlecht und lebe wohl für immer!«

»Grete! In's Teufels Namen! Wie gehst Du mit mir um! Mache mich nicht verrückt! Ich kann nicht ohne Dich leben!«

»Ich aber kann ohne Dich jetzt noch ganz gut leben!«

»Grete! Ich sterbe vor Deinen Augen, wenn Du so hartherzig bist.«

»Das möchte ich wohl mit ansehen. Stirb mal ein Bißchen!«

Und er raufte sich vor Wuth die Haare aus und fing vielleicht damit an zu sterben. Christel und ich suchten ihn zu beruhigen.

»Nein,« rief er, »nein! Was soll ich allein hier, in diesem düsteren Loche, wo mir keine Sonne mehr scheint, wenn Ihr fort seid. Es ist beschlossen, ich gehe mit Euch und sollte ich wie ein Hund neben Eurem Wagen herlaufen, ich gehe mit Dir wenigstens, Fritz, wenn mich diese undankbare Grete nicht haben will. Du bist der Einzige, an dem mein Herz, außer an ihr hängt. Mit Dir kann ich doch von ihr sprechen – ich habe einmal gute Gesellschaft kennen gelernt – ich habe keine Lust mehr, mich wieder in Unrath zu tauchen und mit Lumpen zu verkehren. Auch will ich studiren und etwas Tüchtiges lernen, damit ich ihr, ihr, der Grausamen, einst ein angenehmes Leben bereiten kann. Ich habe mir ein hübsches Sümchen gespart, davon kann ich auch zwei Jahre leben und eine Prüfung bestehen. Wenn das verzehrt ist, esse ich Kieselsteine und trinke Wasser wie das Vieh, mein Magen verdaut sie. So ist es, soll es sein; noch heute kündige ich meiner Alten. Grete, heda! ich trotze Deinem Starrsinn, warum machst Du mich unglücklich – Welt! ich lache Dir in's Gesicht – sieh – da liegt der Scheerbeutel und heute noch fängt ein neues Leben an – ich gehe mit Dir nach Berlin, Fritz, und soll mich der Teufel holen! Ich habe es gesagt!«

Wir lachten alle Drei wider Willen über diesen komischen Ausbruch seines verliebten Ingrimms und suchten

ihn zu beruhigen, was auch mit Hülfe Gretens nach einiger Zeit gelang. Der Major hatte nichts dagegen, daß er mit uns die Reise antrat, falls er auf dem Bocke neben dem Kutscher vorlieb nehmen wollte. Aber er hätte sich als Schwenkpfanne zwischen die Räder binden lassen, wenn es nicht anders gegangen wäre. So stiegen wir fünf Personen denn eines Morgens in einen Miethwagen und fuhren still und nachdenklich aus den Thoren der alten westphälischen Hauptstadt.

Es war im trüben und kalten Februar, als wir aus dem düsteren Münster abefahren waren, und acht oder zehn Tage später ein lieblich sonniger Märztag, als wir in dem freundlichen Potsdam anlangten, wo unsere letzte Trennung vor sich gehen sollte. O sonniges, lieblich lächelndes Potsdam, schon damals durch den Kunstsinn Deiner Könige und durch das Spiel der launigen Natur schön und königlich geschmückt – noch sehe ich in meiner Erinnerung unsere Wohnung daselbst, den Gasthof in der Nähe des Schlosses und die großen Kastanienbäume davor, die schon saftige Knospen zu treiben anfangen. Noch immer sehe ich auch Deinen blauschimmernden, klaren Fluß, die friedliche Havel, von der langen Brücke aus, auf der wir standen und hinab und hinauf blickten, unsere Augen an Deinen lustig spielenden Wellen labend!

Der Major ging, mit Ernst Goy in ein ernsthaftes Gespräch vertieft, voraus, hinter ihm Christel, an meinem

Arme hängend; die treue Grete, betrübt und schweigend, folgte uns nach.

Christel drückte meinen Arm an sich und flüsterte mit ihrer lieblichen Stimme: »Dorthin gehst Du, Fritz!«

»Und dorthin gehst Du!« entgegnete ich, indem ich in die entgegengesetzte Richtung deutete. »Und wann sehen wir uns wieder?«

»Wann Gott will, Fritz!«

»Und wirst Du an mich denken, Christel?«

»Oft, immer, mein Freund, ich gelobe es Dir, und laß uns den lieben Gott bitten, uns recht bald wieder zusammen zu führen.«

»O, wenn es davon abhängt, Christel, ich will ihn täglich auf den Knien darum anflehen. Ich würde Dich so gern – so gern wiedersehen.«

»Auch ich Dich, Fritz – wir sind recht glücklich bei einander gewesen –«

»Gewesen – ja, ja,« sagte ich und blickte nordwärts, und sie südwärts, den entgegengesetzten Lauf des schimmernden Flusses entlang. –

»Höre, Fritz,« sagte der alte Major plötzlich und gesellte sich zu uns. »Man kann nicht wissen, wohin Dich Deine Wege führen. Solltest Du einmal meinen Kindern, dem Ludwig und Anton, den Zwillingen begegnen – grüße sie herzlich von mir, ich habe lange nichts von ihnen gehört.«

»Und wo halten sie sich auf, Herr Major?«

»Sie stehen jetzt bei den Gardehusaren des Herzog's von ***.«

»Was?« rief ich und konnte kaum mein Staunen bemeistern – »des Herzog's von ***?« Er hatte nämlich denselben Herzog genannt, an dessen Hofe Maximilian's Geschichte sich zugetragen hatte.

»Ja, allerdings, was ist denn dabei? Du erschrickst ja –«

»O – ich – ich habe schon oft von diesem Herzoge gehört –«

»Weiter nichts? – Also grüße sie und sage ihnen: meinen Segen hätten sie – sie sollten sich aber meiner wegen – ja – meiner wegen bewahren – verstehst Du?«

»Ja, ja, Herr Major!« –

Am nächsten Morgen stand der bepackte Reisewagen vor unserm Gasthofe. Wir umarmten, wir küßten uns, wir hingen einander an den Hälsen.

»Vorwärts!« rief der Major mit alter Kommandostimme, während eine große Thräne langsam über seinen grauen Schnurrbart rollte. Christel küßte mich zum letzten Male, zum letzten Male ruhte meine brennende Hand in der ihrigen – sie sprang dann rasch dem Major nach, die Treppe hinunter. –

Ernst Goy stand noch vor Greten. »Grete!« rief er flehend und doch dabei drohend – »Siehst Du, sie küssen sich – gieb mir auch einen – Wie, Du willst nicht – Grete – ich fange an zu fluchen –«

»Fluche nicht – da hast Du einen – nun, nun, nicht so ungestüm und gewaltsam – einen nur!«

Aber er hatte ihr schon wenigstens ein Dutzend geraubt und sprang hinter ihr die Treppe hinunter, als wollte er sich vor Verzweiflung den Hals brechen.

Da saßen sie im Wagen, da knallte die Peitsche – da winkten sie tausend Mal mit ihren Händen – und da waren sie fort und ich war mit Ernst Goy allein – allein mit unseren vollen Herzen, unsern strömenden Augen, unserer blutenden Seele –

»So, ja, so ist es im traurigen Menschenleben!« seufzte ich – »Genieße es, denn es ist ja so kurz!«

VII. EIN SCHÜLER UNTER MEISTERN.

Es war am 9. März 1811, als ich in Gesellschaft meines treuen Ernst Goy mit einer erbärmlichen Fuhrgelegenheit von Potsdam nach Berlin reis'te und daselbst Nachmittags fünf Uhr anlangte. Die Größe der Stadt, die ungeheure Regsamkeit auf den breiten Straßen, die überall sichtbaren Menschenmassen machten auf mich einen peinlichen, beinahe ängstlichen Eindruck. Unbekannt mit allen neuen Verhältnissen, ohne irgend einen Führer oder Rathgeber, mußten wir unserm guten Glücke überlassen, wohin es uns führen würde. Und diesmal führte es uns ziemlich schlecht. Ein ärmlich gekleideter Mensch, der uns aus dem Wagen hatte steigen gesehen, mochte sogleich bemerken, daß wir Fremde seien, und bot uns seine Dienste an. Ernst musterte ihn vom Kopf bis zum Fuß und fragte ihn, wer er wäre? Er erhielt die Antwort, daß er es selbst ja noch nicht gefragt wäre, wer er sei, und

daß man hier in Berlin solcher naiven Zumuthungen sich ent schlagen könne.

»Dann können wir Sie auch nicht gebrauchen,« erwiderte Ernst Goy mit seiner unsanftesten Stimme.

Der Mensch schlich mit einem schlechten Witz auf den Lippen davon, bald darauf aber kam ein anderer, dessen Dienste ich sogleich annahm, ohne nach seinem Namen, Rang, Stand und Vermögen zu fragen. Er führte uns auf unsern Wunsch, eine Wohnung zu suchen, und nach meiner Mittheilung, daß wir Studenten seien, zwei Stunden lang durch die Stadt, wobei er nicht müde wurde, meinen ziemlich schweren Koffer zu tragen, während ein zweiter Führer Ernst Goy's Sachen auf die Schulter genommen hatte. Schon fing es an zu dunkeln, als wir endlich in einer abgelegenen Straße, der Papenstraße, unweit des Neuen-Marktes ein Unterkommen fanden, und zwar nach dem Hofe hinaus im zweiten Sldckwerk eines ziemlich alten Hauses, dessen untere Räume ein Gesellschaftslokal bildeten, in der Berliner Sprache Weißbierkneipe genannt. Hier kämen fast alle Studenten der Hauptstadt Abends zusammen, hatte mir mein gesprächiger Führer erzählt, und wir könnten sogleich die beste Bekanntschaft machen.

Unser neuer Wirth, ein schwammig aufgetriebener, aber gutmüthiger und sehr spaßhafter Mann, schien sich unseres Vertrauens sehr zu freuen. Er hätte gern Studenten im Hause wohnen, sagte er, denn sie seien vortreffliche Hausgenossen, sie gingen so wenig aus, nicht einmal

nach den Kollegien, da sie alle Bequemlichkeiten im Hause haben könnten – noch dazu für billiges Geld. Darauf führte er uns selbst in unser Zimmer, was wir ziemlich erträglich und mit zwei guten Betten versehen fanden. Eine Magd heizte sogleich einen schwarzen Ofen, wie ich von solcher Form und Größe noch nie einen in meinem Leben gesehen hatte, überzog die Betten und brachte Wasser und Licht herbei.

Sogleich theilten wir uns brüderlich in die vorgefundenen Möbel, nur das alte, schwarz überzogene und etwas von Fett glänzende Sopha wollten wir gemeinschaftlich genießen, wozu ich eigentlich nicht die geringste Neigung verspürte.

Wir packten sogleich unsre Habseligkeiten aus, und als auch dieses geschehen war und die Stube anfang etwas warm zu werden, setzten wir uns, von einem flackernden Talglichte dürftig beleuchtet, einander gegenüber auf zwei Stühle und blickten uns eine Weile schweigend an. Wir mochten wohl beide Verschiedenes zu bedenken haben.

»Nun, Ernst Goy,« fing ich endlich an, um doch etwas zu sagen, »wir sind in Berlin.«

»Ha! Ja, ja, ich weiß es – ich habe es mir aber hier schöner gedacht.«

»Nun, wir sind ja eben erst angekommen und müssen uns in das neue Leben schicken lernen. Du gehst doch morgen mit durch die Stadt, um sie zu besehen, wenn ich meinen Brief beim Professor Mursinna abgebe!«

»Gewiß, gewiß – aber zum Teufel! Ich habe eine Art Wolfshunger, trotz meiner Traurigkeit, so daß ich glaube, ich werde ihn stillen müssen.«

»Das wollen wir auch, das sind wir uns sogar schuldig, Ernst Goy. Aber höre doch das Gelächter hier unter uns – was ist das?«

Allmählig hatten sich die Gäste unten im Gastzimmer eingefunden und es wurde von Augenblick zu Augenblick lebhafter im Hause. Endlich entstand ein Höllenlärm, mit solchem Gesumme, Thürwerfen und nur halb verständlichen Ausrufungen vermischt, daß wir anfangs glaubten, es sei ein Unglück geschehen.

Wir wurden aber bald eines Besseren belehrt, denn ein Knabe erschien und meldete, der Bierfisch wäre fertig, wenn wir essen wollten.

»Bierfisch?« fragte Ernst Goy. »Was ist das?«

»Das ist Fisch in Bier gekocht, mein Herr!«

»Na, meinerwegen in Tinte – komm, Fritz, ich habe Hunger wie ehemals in Amsterdam. Aber Humperdink's Küche wird es wohl nicht sein.«

Wir stiegen die Treppe hinab und wurden in ein langes, niedriges, durch und durch mit Tabacksrauch gefülltes Zimmer gewiesen, an welches sich zwei bis drei ähnliche in unabsehbarer Länge anschlossen. Ich mußte sogleich husten, als ich eintrat. Ob der Wirth die Kopf an Kopf gedrängt sitzenden, meist jungen Gäste schon auf uns aufmerksam gemacht hatte oder aus einem anderen Grunde, genug, Alle drehten die Köpfe nach uns herum

und betrachteten uns sehr genau, als wir an einer der langen Tafeln, um einen Platz zu suchen, hinabschritten. An lauten und lustigen Schmauchern vorüber führte uns der behende Wirth in ein Nebenzimmer, wo nur gespeist wurde und der Qualm erträglicher war. Man brachte Jedem von uns, ohne weiter zu fragen, was wir essen wollten, – denn es gab in diesem Hause jeden Abend nur ein Gericht, welches Alle aßen – einen Teller mit zwei ziemlich großen Stücken braun gesottenen Fisches, was Ernst Goy überaus wenig erschien. Da aber Brot in Fülle auf dem Tische lag, so beruhigte er sich und begann sein Mahl. Die spitzen Gräten abgerechnet, fand ich die Speise, obwohl sie sehr salzig war, ganz appetitlich. Ernst Goy hatte beinahe zwei Brote und einen halben Fisch im Leibe, als er sich über einen sehr großen Durst beklagte, wie er sich vorher über Hunger beklagt hatte.

»Nun,« sagte ich, »Getränk giebt es ja hier genug – sieh nur diese großen, langen, dicken Gläser mit dem wie Gold glänzenden Inhalte und dem faustbreiten Schaumdeckel darauf – so etwas habe ich nie gesehen, ich werde kein ganzes Glas zwingen können.«

»Hoho! ich trinke wenigstens drei, meinen Durst gering angeschlagen. Sie – heda, Mensch! bringen Sie mir doch auch ein solches Faß voll!«

»Ein Faß, mein Herr?« fragte der Knabe naiv.

Der auf jedes Gespräch horchende Wirth kam sogleich schmunzelnd herbei und glaubte nach dieser Aeußerung große Trinker in uns vor sich zu haben, wonach er noch einmal so freundlich wurde. Bald darauf hatten wir, was

wir verlangten und Ernst Goy arbeitete sich schon mit gewaltigen Zügen durch das nie gesehene Schaumelement. Es dauerte gar nicht lange, so hatte er sein erstes Faß, wie er es nannte, leer und begehrte bald darauf das zweite.

»Das schmeckt vortrefflich,« sagte er, »aber ich bekomme immer mehr Durst, je mehr ich trinke – Donnerwetter! aber das kribbelt ja ganz verteufelt in der Nase – was ist das?«

»Das ist der Geist meines Biers, meine Herrn,« erläuterte der Wirth, der auch diese an kein bestimmtes Ohr gerichtete Frage vernommen hatte, – »ein Getränk, wie keins auf Erden; das ist das berühmte Berliner Weißbier – in Stangen, genannt eine kühle Blonde!«

»In Stangen? Ich sehe ja keine!«

»Sie werden sie bald fühlen, wenn Sie so fort trinken,« bemerkte ein nebenan sitzender Bürger, »denn das Bier schwemmt auf – Sie müssen nicht so viel und so rasch trinken – Stangen nennt man übrigens hier die hohen Gläser –«

Ernst Goy nickte dankend für die Belehrung, ließ sich aber nicht abhalten, seinen Durst zu stillen, denn er trank drei oder vier solcher Stangen. Dann aber wurde er, was gar nicht seine Gewohnheit war, ganz still.

Unterdeß hatte sich der Lärm in den Vorderzimmern wo möglich noch vergrößert und verallgemeinert. Beinahe hundert Studenten saßen da in langen Reihen, tranken, sangen und jubelten, so daß man bei dem immer dicker werdenden Rauche in der Hölle unter jungen Teufeln zu sein glaubte.

»Nun, was macht der Durst?« fragte ich Ernst Goy, der mich mit immer verwunderungsvollerem Blicke anstierete.

»Ich – ich kann nicht mehr!« erwiderte er stöhnend. »O, mein Leib – ich fühle die Stangen – komm und laß uns zu Bette gehen.«

Ich erhob mich; als Ernst Goy aufstand, taumelte er beinahe. Der Tabacksqualm, das Bier, das Geschrei und die Neuheit aller dieser Erlebnisse und Genüsse hatten ihn schwindeln gemacht.

Mit Mühe gelangten wir auf den Hausflur. Hier stand ein Student, der des Guten zu Viel genossen hatte, an die Wand gelehnt und, mochte es Zufall oder Absicht sein, beim Vorübergehen stieß er mit Ernst Goy zusammen.

»Dummer Junge!« erscholl es von den Lippen des angetrunkenen Studenten.

»Wie?« rief Ernst Goy sich aufraffend – »Meinen Sie mich?«

»Ja, Sie meine ich, Vieh Sie!«

»Vieh?!« – Und ehe der so verwunderungsvoll Fragende es sich versah, hatte er einen wackeren Faustschlag auf die Nase, daß er einen Schritt rückwärts taumelte. Aber dieser Spaß war dem gutmüthigen Studenten der Wundarzneikunst doch zu neu und zu grob. Er faßte sich kurz. »Wie!« rief er, »Du Berliner Windhund willst einen westphälischen Bullenbeißer anpacken? Das soll Dir schlecht bekommen – und mit einer Wuth, der nur seine Schnelligkeit gleich kam, hatte er den Studenten zur Erde geworfen und bedeckte ihn mit Schlägen.

Der also Behandelte brüllte wie ein Thier, das man zur Schlachtbank führt. Wenigstens ein Dutzend Studenten stürzten im nächsten Augenblicke zur Thür heraus und fragten, was es gäbe?

Ich glaubte jetzt den Zeitpunkt gekommen, meinen Gefährten aus der Schlacht zurückziehen zu müssen, die Reserven des Gefallenen waren mir zu stark. Ich faßte ihn am Rocke und riß ihn mit mir die Treppe hinauf. Man hatte uns in dem Tumulte und bei dem dämmernenden Flurlichte nicht bemerkt, und bald saßen wir auf unserm Stübchen eingeriegelt, wo sich Ernst Goy das Blut abwusch, welches der Berliner Windhund seiner westphälischen Nase entlockt hatte.

»Das ist ein schlimmer Anfang, Ernst Goy,« sagte ich – »laß das künftig bleiben.«

»Hol's der Teufel – seine Nase hat noch mehr abbekommen – aber das Bier – das Bier« – wimmerte er – »ich glaube, der Kerl hat mich vergiftet – ich muß zu Bett – wo steht es – ah da! Es ist gut, zieh mir die Stiefel aus – ich kann mich nicht bücken – ich glaube wirklich, ich habe vier Stangen im Leibe.«

Ich that ihm den Liebesdienst, und bald lag er tief in den Federn begraben. Auch ich ging zu Bett, konnte aber wegen des entsetzlichen Lärms im unteren Gastzimmer vor ein Uhr kein Auge schließen. Ernst Goy glaubte ich längst eingeschlafen – da wälzte er sich im Bette und stöhnte jämmerlich.

»Was hast Du, Ernst Goy, thut Dir die Nase weh?«

»Ach, Nase! Was kümmert mich die! – Grete! Grete!«

»Ach so!« dachte ich und sagte im Stillen: – »Christel!«

»Höre,« stöhnte mein Kamerad weiter – »hier gefällt es mir nicht, hier bleibe ich nicht lange – ach! wenn Du wüßtest –«

»Was denn? Gieb Dir Mühe, schlaf ein, ich bin müde!«

»Ach ja, ich auch – aber wenn Du wüßtest, wie schön sie küßt –!«

Armer Ernst Goy, dachte ich und drehte mich zum letzten Mal herum – auch ich kenne Jemanden, der sehr schön küßt – aber ich sage es Keinem!«



Am nächsten Morgen begab ich mich frühzeitig auf den Weg, wobei Ernst Goy leider nicht mein Begleiter sein konnte, denn sein Gesicht sah um die Nase herum aus, wie das eines Pavians, das heißt blau und geschwollen. Ich ging durch die belebte Königsstraße, über den Schloßplatz, die Linden hinunter bis zur Friedrichsstraße und brauchte wenigstens zwei Stunden zu diesem Wege, so viel des Neuen und Sehenswerthen trat mir überall entgegen. Endlich erreichte ich das Haus des Professor Mursinna, der damals in der Kronenstraße wohnte. Er befand sich glücklicherweise zu Hause, denn er war unpäßlich, da er sonst um diese Zeit gewöhnlich seinen Geschäften und seiner großen Praxis nachging. Ein Diener führte mich in sein Bücherzimmer, und da sah ich den

so eigenthümlichen Mann mit den kurzen weißen Haaren, der großen und scharfgebogenen Adlernase, dem zusammengekniffenen Munde und den düster, aber scharf blickenden Augen, in dem faltenreichen Gesichte vor mir sitzen.

Wenn man oft behaupten hört, daß viele Leute in der Welt ihren Namen mit Recht führen, indem einige oder mehrere Eigenschaften ihres Charakters mit demselben übereinstimmen, so hatte man wenigstens in Bezug auf Mursinna mit dieser Behauptung einiges Recht, ich sage einiges, denn vollkommen stimmten beide nicht zusammen. Er war allerdings häufig, und gewöhnlich bei der ersten Begegnung mit einem Fremden, etwas murrsinig; allein im Verlaufe der Unterhaltung und bei näherer Bekanntschaft wurde er oft freundlich und vertraulich, was sogar nicht selten in spaßhafte Offenherzigkeit hinüberstriefte. Da ich diesem Manne – ohne sein großes Zuthun freilich – vielleicht mein späteres Glück verdanke, denn viele meiner künftigen Erlebnisse leiteten sich von seinem Umgange her, eigentlich aber noch weiter von dem Briefe, den ich ihm vom Professor aus Münster überbrachte, so muß ich hier dieser meiner ersten Unterredung mit ihm etwas umständlicher gedenken, wengleich ich mir vorgesetzt habe, die vielen bedeutenden Männer, die ich in den nächsten zwei Jahren in Berlin genauer kennen zu lernen so glücklich war, nur im Vorbeigehen zu erwähnen, da meine Aufgabe noch groß und die späteren Verwickelungen meines Lebens dem Leser

vielleicht von größerem Interesse sind, als die Schilderungen damals lebender, ohnehin bekannter Männer.

Ich trat also mit einer tiefen Verbeugung bei ihm ein, meinen Brief in der Hand haltend, wobei ich mich im Stillen glücklich pries, daß ich diesen wenigstens noch auf der Erde bestellen konnte.

»Guten Morgen,« sagte er, mürrisch, »ich bin krank – was wollen Sie?«

»Ich bringe herzliche Grüße aus Münster vom Herrn Professor *** und diesen Brief.«

»Ah – dem Knochenmanne – hoho!« Und er schnalzte mit der Zunge, wie es seine Gewohnheit war, wenn ihn ein angenehmer Gedanke überkam, während er es niemals that, wenn er böse oder unzufrieden war. »Was macht er? Hat er Kinder?«

»Ja, zwei; einen Knaben und eine Tochter.«

»Brav, ein Pärchen! Geben Sie den Brief her.«

Ich reichte ihn hin und er erbrach und las ihn sogleich. Als er fertig war, ließ er einen forschenden Blick über meine geringe Person gleiten und sagte:

»So! Also Student der Medizin! Wie lange haben Sie studirt?«

»Drei und ein halbes Jahr.«

»Das ist lange – freilich in Münster auch! Sie hätten schon voriges Jahr hierherkommen sollen, hier lernt man in einem Jahr, was dort in zweien.«

»Das ging aber nicht, Herr Professor, ich war zu arm.«

»So! Was können Sie, was wissen Sie?«

»Steht das nicht im Briefe?« fragte ich ganz bescheiden.

»Was im Brief steht, Grünschnabel, sehe ich wohl, ich will es von Ihm allein hören!« und er sah mich mit einem bösen und beinahe unheimlichen Blicke an. Ich nannte sogleich alle Disciplinen, so wie die Kliniken, die ich besucht.

»So!« sagte er wieder und machte eine lange Pause. Schon glaubte ich, ich sei entlassen, weil er nach seiner Taschenuhr griff – da fragte er mich rasch:

»Wo sind Sie her?«

»Aus Wesel. Später aber bin ich in Amsterdam und dann im Kloster zu gewesen.«

»Was haben Sie in Amsterdam gemacht?«

»Barbieren gelernt!« Kaum war das Wort heraus, so fing er lebhaft mit der Zunge an zu schnalzen schaute mich durchdringend an und machte eine höchst freundliche Miene.

»Barbiert? Das ist mir lieb. Haha! Das habe ich auch gethan und bin doch ein Kerl geworden – ich liebe die Leute, die von der Pike an gedient haben, es sind gewöhnlich handfeste Burschen – aber warum sind Sie nicht beim Handwerk geblieben?«

»Weil ich Trieb und Drang nach Wissenschaft und Kunst in mir fühlte.«

»So! Das freut mich. Was haben Sie im Kloster gemacht?«

»Meine wissenschaftliche Grundlage gelegt.«

»So! Hören Sie! Sie gefallen mir mit Ihrer natürlichen Offenherzigkeit. Sie müssen aber bald an die Examina denken. Wird das gehen?«

»Mit Gottes und Ihrer Hülfe, Herr Professor,« – er war nämlich Examinator – »wird es ja wohl gehen.«

»Mit *meiner* Hülfe? Wie meinen Sie das? Denken Sie, ich werde ein Auge zudrücken, weil Sie mir diesen Brief bringen?«

»Gewiß nicht, ich werde Sie sogar bitten, beide Augen recht weit aufzumachen und zu sorgen, daß ich nicht, ohne etwas zu wissen, bestehe, denn ich will aus eigenem Antriebe zu einer Stufe des Lebens gelangen, die mir Ehre macht, und lernen, um vielleicht wieder lehren, jedenfalls aber etwas Gutes leisten zu können.«

»Ah! Also Sie wollen promoviren?«

»Ganz gewiß, und schon in einem halben Jahre denke ich Doktor zu sein.«

»Sasa! Langsam, langsam! – Hören Sie mal, Sie gefallen mir, wie gesagt, – ich kann Sie gerade jetzt gebrauchen. Mein Famulus ist an der Schwindsucht gestorben – infame Krankheit – wollen Sie seine Stelle einnehmen?«

»O, mit tausendfachem Danke, Herr Professor!«

»Gut, ich bin es zufrieden – nun habe ich weder Wahl noch Qual – wohl! versuchen wir es mit einander. Ich bin bisweilen etwas grob, ich sage es Ihnen gleich – aber dann müssen Sie ein Auge zudrücken, ich drücke auch mal wieder eins zu – wenn Sie doch mit zwei offenen meinerseits renommiren – Na! wo wohnen Sie?«

»In der Papenstraße.«

»Gott bewahre mich! Wie kann man in der Papenstraße wohnen? Das ist ja am Ende der Welt. Sie wollen wohl dem Schuster was zu verdienen geben?«

»Das gerade nicht, aber freilich ist es abgelegt –«

»Das brauchen Sie mir nicht zu sagen – verstehen Sie mich? Das verstehe ich allein – schweigen Sie vor dem alten Mursinna –«

Ich war still wie die Uhr unter seinem Spiegel, die lautlos auf Mitternacht zeigte, während es noch nicht einmal Mittag war. Er beruhigte sich auch bald wieder und fuhr fort:

»Sie müssen näher bei mir wohnen, ich muß Sie am Faden halten, denn ich brauche Sie oft. Sodann zu Ihren Pflichten gegen mich, hören Sie sie an: Sie besuchen alle meine Vorlesungen, meine Kliniken und assistieren bei meinen Operationen. Dann führen Sie die Liste meiner Zuhörer – die nicht belegt haben, werfen Sie aus dem Auditorium und sind dabei so grob wie möglich – mein verstorbener Famulus war darin prächtig – denn das junge Volk will viel lernen, aber wenig bezahlen. Außerdem kommen Sie jeden Morgen hierher und –«

»Putzen mir die Stiefel!« dachte ich, würde jeden Augenblick herausfahren, solchen Herrnton hatte er angenommen indessen fuhr er fort: »und besorgen die laufenden Geschäfte – Ihre weiteren Arbeiten werden sich dabei finden. Dafür haben Sie frei: sämtliche Kollegien und Kliniken bei mir und meinen Kollegen, außer bei G***, der läßt sich von Hund und von Katze bezahlen –

ferner freies Examen bei mir. So sind wir also einverstanden. Aber vor allen Dingen ziehen Sie in meine Nähe, in die Mittelstraße etwa, damit Sie sich nicht die Lunge auslaufen und auch die Schwindsucht kriegen. Sodann gehen Sie zu Hufeland, Horn und Graefe, um sich ihnen in meinem Namen vorzustellen. Heim sollen Sie auch kennen lernen, er ist die Sonne an unserm Doktorhimmel. Leider lies't er kein Kollegium, dazu hat er keine Zeit. Aber sprechen hören sollen Sie ihn. Alle diese Herren grüßen Sie von mir, und damit Sie etwas dabei zu thun haben – da – so tragen Sie dieses Circulare herum, und Jeder, dessen Name daraufgeschrieben steht, soll es unterzeichnen. Uebrigens fangen die Kliniken erst im April an; bis dahin haben Sie Zeit, in Berlin herumzulaufen und Ihre Naseweisheit zu befriedigen, denn auch Sie werden an dieser Jünglingstugend leiden. Und nun sind wir fertig – leben Sie wohl bis morgen früh und schonen Sie Ihre Lunge.« –

Ich ging langsam die Treppe hinab und dachte über meine neue unverhoffte Anstellung nach, die erste im Leben und darum nicht die leichteste, und in der That, ich fand sie in Zukunft eben so reich an Leiden, wie an Freuden. Das aber sah ich schon am ersten Tage ein, ich war da einem seltsamen Menschen, einem wahren Heiden unter das Messer gelaufen. –

So war ich denn, ohne vorher die geringste Ahnung davon gehabt zu haben, Famulus bei einem berühmten

Professor in Berlin geworden. Das will sagen: ein Sklave der Launen eines Gelehrten, der ein Leben der Mühen und der Aufopferung für einen fremden Willen führt, aber auch befähigt ist, ein tüchtiges Stück von der allgemeinen Gelehrsamkeit in sich aufzunehmen Und das war die Hauptsache und im Ganzen mein Wunsch und meine Absicht. Sehr bald hatte ich die Bekanntschaft aller klinischen Lehrer gemacht, mit denen Mursinna in näherer Beziehung stand und von denen ich noch Mancherlei lernen mußte, bevor es zum Examen ging. Alle hatten mich gut aufgenommen und suchten mich vorzugsweise zu fördern, besonders Hufeland und Horn, die beiden Hauptärzte in der Charité; namentlich der letztere sagte mir in seiner hervorstechenden Eigenthümlichkeit, seinem sprudelnden Humor und seinen blitzartigen Geistesausbrüchen außerordentlich zu. Natürlich war ich in allen ihren Kliniken zu finden, bei allen Operationen mußte ich meine Hände in Blut tauchen, in allen Krankensälen Berlin's war ich zu Hause. Und überall hinter mir her wie mein Schatten, gleichsam wieder mein Famulus, trat Ernst Goy in seinem strahlendsten Glanze auf. Ich schmuggelte ihn in alle Kollegien ein, die für ihn Nutzen haben konnten, und wie ich mich selbst zur Arbeit und zum Lernen trieb, so trieb ich auch ihn dazu, so daß er sich oft beklagte: ihm rauche der Kopf von allem Wissen und er müsse befürchten, ihn noch ganz in Feuer und Flamme aufgehen zu sehen. Er hatte freilich auch nicht so viel Zeit zu verlieren, um vorwärts zu kommen, wie ich, denn er war sieben Jahre älter; indessen wollte und

konnte er auch nicht so weit wie ich, da ihm die wissenschaftliche Vorbildung in allen Wissenschaften, mögen sie heißen, wie sie wollen, die Hauptgrundlage, abging. Indessen war er fleißig, strebsam und versprach, auch als künftiger Wundarzt einst so viel zu leisten, wie er ehemals als Barbiergeselle geleistet hatte.

Waren nun unsere Arbeiten und Mühen sehr vielfältiger und verwickelter Natur, so waren unsere Vergnügungen um desto einfacher und nicht allzu kostspielig. Unsere Weißbierkneipe in der Papenstraße hatten wir schon nach einigen Wochen aufgegeben und waren in die Mittelstraße zu einer ziemlich bejahrten Wittwe gezogen. Diese hatte einen erwachsenen Sohn, der beim königlichen Theater als Coulissenarbeiter angestellt war, und durch ihn gelangte Ernst Goy auf die Bühne. Als er das erste Mal aus einem großen Ritterschauspiele nach Hause kam, erzählte er mir so Ungeheuerliches und Ueberirdisches, daß ich neugierig wurde und bald darauf zum ersten Male in meinem Leben ein Schauspielhaus besuchte. Aber welcher Eindruck! Welches Blendwerk für meine der Kunst so sehr ergebene Seele! Eine stürmische Flut von neuen Gedanken und Empfindungen strömte in mein leicht erweichtes Herz. Alles drehte sich in meinem Geiste, wie in Folge einer inneren Revolution um und um. Ich hörte die herrlichste Musik durch alle meine Sinne rauschen und sie entzünden – ich sah reizende, nie gesehene Gestalten, wie längst geahnte Traumbilder an meiner Seele vorüberschweben – ich vernahm Worte, wie ich sie nie vernommen, und wurde durch sie wie

auf Flügeln der Leidenschaft in die süßen Geheimnisse dieser verführerischen Kunst getragen. Was Wunder, daß von jetzt an mancher Thaler in jene unsichtbare Kasse hinter dem Gitter sprang, daß ich manche kostbare Stunde, sonst der Arbeit und der strengen Wissenschaft geweiht, in Thalia's Tempel verbrachte! Aber der Nutzen, den ich aus diesen verlorenen Stunden zog, war dennoch groß und für mein bisher so einfaches Leben unberechenbar, denn meine Erfahrungen wurden erweitert, meine Lebensansichten bereichert, meine Anschauungen dehnten sich auf ein von mir noch unbebautes, unermeßlich großes und ergiebiges Feld aus. Wie ich vorher in den Büchern die Wissenschaft studirt, so studirte ich jetzt die Menschen und ihre Leidenschaften in den Vorführungen der Kunst, und es kam mir vor, als wäre mein Lebenslauf nicht lang und breit genug, die Fülle des unerwarteten neuen Schatzes zu fassen und zu verarbeiten. Aber Mursinna kam sehr bald hinter diese neuen von mir mit so großer Inbrunst betriebenen Studien. Selbst ein fleißiger Theaterbesucher, hatte er mich einige Male von seinem Platze aus bemerkt und mit seinem scharfen Blicke meine leidenschaftliche Gluth für die Genüsse der Bühne heraus erkannt; nach einigen unbedeutenden Anspielungen folgte einen Tag nach Aufführung der Jungfrau von Orleans eine ernste Strafpredigt – er schnalzte dabei nicht mit der Zunge – ja, er war grob, ganz abscheulich grob. Und das half. Im nächsten Oktober meldete er mich selbst

zum *Examen rigorosum* an – vier Wochen später war Alles abgemacht, meine Thesen vertheidigt und meine Promotion erfolgt. Zum Thema meiner Dissertation hatte ich die Eigenschaften und Gebrechen des menschlichen Kehlkopfes gewählt. Wie ich dazu gekommen, erräth der Leser, ohne daß ich es besonders erwähne. Christel, die mit allen ihren unaussprechlichen Reizen in mein tiefstes Wesen gepflanzt war und dasselbe wie ein reineres und höheres Element durchdrang, hatte mich zu dieser Aufgabe geführt. Ich glaubte tiefer in den Quell ihrer geheimnißvollen Leistungen eingeweiht zu werden, wenn ich mit dem anatomischen Messer und der physiologischen Loupe die Fasern des klangvollen Organs zergliederte, welches bei ihr so vollkommen ausgebildet war.

Und so war ich Doktor der Medizin und Chirurgie geworden. Welch' erhabener Titel, welche großartige Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft für mich, den kleinen armen Schneiderjungen aus Wesel, Humperdink's Lehrling, Ludovikus' Schüler! O, man verdenke mir es nicht, wenn ich damals etwas stolz auf die hinter mir liegenden Abschnitte meines Lebens zurück blickte, denn ich hatte mein jetziges Dasein ja so redlich durch strenge Arbeit verdient. Geht es doch beinahe allen Menschen einmal so im Leben. Der junge Offizier, wenn er zum ersten Male seine Epauletten und seine Schärpe anlegt, blickt hochmüthig auf alle Welt herab, die nicht in Roth und Gold gekleidet geht; der junge Priester, wenn er zum ersten Male den Ornat über seinen alltäglichen Rock

zieht, hält sich den buntgekleideten Menschen gegenüber für den unmittelbaren Sendboten des gewaltigen Gottes; der Rechtsgelehrte, wenn er zum ersten Male den Richterstuhl besteigt, dünkt sich allein für makellos, und Alles unter ihm erscheint ihm schuldvoll und straffällig, er träumt sich ein zweiter Daniel auf Erden zu sein. Und ich – auch ein schwaches Menschenkind – sollte nicht stolz darauf gewesen sein – Recepte verschreiben, Kranke heilen, Sterbende – in den Himmel befördern zu dürfen? O! ich hätte keines Weibes Sohn sein müssen, wenn ich nicht damals eitel auf mich selbst gewesen wäre – und ich war es, wahrhaftig, durch und durch! –

Und nun, kurze Zeit nach der eben überstandenen Promotion, trieb der alte Mursinna mich mit Gewalt in's Staatsexamen. »Es geht,« sagte er, »wir sind im Zuge – drauf los.« Und Hufeland flüsterte er eines Tages in meinem Beisein halb leise zu: »Mein Famulus schneidet wie ein Alter – er hat von mir was gelernt – der Junge hat Augen, Hand, Muth – wir wollen ihn vorwärts in's Feuer schicken.«

Und ich ging in das wissenschaftliche Feuer, wie ich später in das eiserne ging – muthig, ergeben, vertrauensvoll auf Gott. Und Gott – half! Schon Ostern 1812 war ich fertig, mit Allem fertig, was dazu gehört, und konnte nun die ganze Welt, in meiner Einbildung wenigstens, kuriren.

Aber mein Geld – wo blieb das? Es war bis auf den letzten Pfennig darauf gegangen, trotz aller Sparsamkeit,

aller Einschränkung, aller schon früher erlernten Entbeh-
rungen. Und siehe, als schon der letzte Thaler angeris-
sen war, als ich schon verzweifeln und in meiner Angst
meinem Gönner Mursinna mich anvertrauen wollte, da
schickte mir derselbe Gott, der mir bisher so väterlich zur
Seite gestanden, eine neue Hülfe, und diese neue Hülfe
war mit einem großen Troste und einer angemessenen
Freude verbunden. Man höre!

Den Morgen nach Vollendung meiner Staatsprüfung
trat ich halb verklärt vom Ruhme und halb verdüstert
von Geldnoth bei meinem Meister ein. Er saß auf seinem
Stuhle und schien schon auf mich zu warten.

»Na, da sind Sie,« rief er mir entgegen, »ich gratulire.
Es ist gut gegangen. Hufeland ist sehr zufrieden, Horn
auch – Graefe nicht minder – er lobt Ihre Worte wie Ihre
Messerschnitte – na, und da muß ich wohl auch etwas
loben. Es kommt selten. Haha! – Sie bleiben aber doch
mein Famulus? Wollen doch jetzt nicht etwa davon lau-
fen und schon auf eigene Faust kuriren?«

»Ich habe keinen Gedanken daran, Herr Professor, ich
will erst – durch Sie, – in das geheimnißvolle Räthsel der
Praxis eingeweiht werden.«

»Na, das denke ich auch, und ich hoffe, es soll schon
gehen. Das ist eben der Jammer der eben fertig gebacke-
nen Aerzte, daß sie nun gleich wie junge Enten herum-
schwimmen wollen. Aber das Leben ist für den Men-
schen kein Element, wie das Wasser für eine Ente. Alle
Geschicklichkeit und Allwissenheit unsereins ist bei Wei-
tem nicht so gut construirt, wie der Schwimfuß eines

Wasservogels. Bei Leibe nicht, so wahr ich Mursinna heiße! Haha! Bleiben Sie hübsch bei mir – Sie sollen eine kleine Praxis haben, und erst dann, wenn ich sage: Ente, schwimme! – dann marsch hinaus – aber nicht auf einen Pfuhl, worin nur Stäckerlinge schwimmen, nein! gleich auf's Weltmeer – da giebt's Wallfische und Perlen. Haha! Aber halt« – hier verdüsterte sich sein Gesicht augenblicklich, er hörte auf zu schnalzen und sah mich mit einem vorwurfsvollem Blicke an:

»Halt! da fällt mir gerade zur rechten Zeit eine andere Geschichte ein. Heißen Sie nicht mit Vornamen Fritz?«

»Ja, Herr Professor, so heiße ich.«

»Nun, dann ist es richtig. Was haben Sie denn ausgefressen?«

»Ich?« fragte ich erstaunt und starrte ihn mit großen Augen an.

»Ja – Sie; wenn ich sage: Sie! so meine ich keinen Anderen. Glotzen Sie mich nicht so an. Wo ist das Ding? aha, hier! Da ist eine Vorladung für Sie auf die Quästur der Universität – da sehen Sie –«

Ich nahm das Blatt und las es; es war wirklich, wie er sagte.

»Nehmen Sie und gehen Sie – und kommen Sie wieder, wenn es was Schlimmes ist – vielleicht kann ich helfen. Guten Morgen!«

Mit hängenden Ohren schlich ich zur Quästur. Man fragte mich genau nach meinem Namen. Und als ich mich legitimirt, händigte man mir einen mit einem Wechsel beschwerten Brief ein, der schon zwei Mal in Berlin

gewesen war und mich nicht hatte finden können. So wie ich nur die Aufschrift sah, sprang mir das Herz in die Augen und preßte mir eine frohlockende Thräne aus. Der Brief kam aus Prag vom Major van Hees. Ich stürzte wie ein Besessener nach Hause, aller Pathos meiner neuen Würde war vergessen, riß den lieben Sendboten auf und ließ zehn Mal hinter einander, was auf seinen papiernen Blättern stand. Ach! ich hatte viel zu lesen, denn Christel hatte vier, der Major selbst zwei und Grete einen Bogen voll geschrieben. Außerdem lagen hundertfünfzig Thaler in Wechseln darin. Beinahe wäre ich in die Kniee gesunken, um Gott für so viele Güte und Liebe zu danken, die er diesen theuren Menschen für mich Armen eingefloßt. Und was las ich in diesen langen Mittheilungen? Ach, der Leser mag sich das wohl denken. Liebe, Freundschaft, Ergebenheit in jeder Zeile, in jedem Worte. Alle waren dieselben für mich geblieben, wie ich sie früher erkannt, alle waren gesund, heiter, frisch und hoffnungsvoll. Christel machte große Fortschritte in der Kunst und wünschte mir dasselbe in der Wissenschaft.

O, dieser selige Tag wurde in meinem Kalender roth angestrichen, und der Abend in aller Stille auf meinem einsamen Zimmer in Gedanken an die Lieben verbracht, die mir nebst meiner guten alten Mutter die Theuersten auf der Welt waren.

Allmählig, von Woche zu Woche in meinen Bekanntschaften und Erkenntnissen vorschreitend, kam ich, wie Mursinna es mir versprochen hatte, in die Praxis hinein. – Er sowohl, wie Heim und Hufeland, wies mir einige Familien zu, in denen ich, unter jener Meister Aufsicht und Leitung meine schülerhaften Opfer auf den Altar Aeskulap's niederlegte. Daß ich dabei meine geliebten Krankenhäuser nicht versäumte, meine Kenntnisse immer noch zu erweitern und meine Beobachtungsgabe auszubilden bemüht war, braucht wohl nicht erst erwähnt zu werden, denn nur durch vieles Sehen, Versuchen, Selbstanfassen lernt der Arzt sein schweres Berufsgeschäft, welches dem Anfänger in seiner dünkelfaften Verblendung oft so leicht erscheint und nur dem wirklich tief eingedrungenen Meister seine Schwierigkeiten enthüllt, wenn er es mit sich und der Menschheit ehrlich meint.

Auch Ernst Goy folgte mir allmählig in Ablegung seiner Prüfungen nach, und wie ich ihn früher in den Vorlesungen hinter mir hergeschleppt, so zog ich ihn auch jetzt in den verschiedenen Krankenhäusern mit mir herum. Ja, auf meine Verwendung erhielt er in einem städtischen Hospitale eine kleine Bestallung, wovon er zwar nur nothdürftig leben, dabei aber doch auf eine bessere Zukunft sich vorbereiten konnte.

So waren wir allmählig in den Monat Oktober 1812 gelangt, und – ich weiß es sogar ganz genau aus meinem Tagebuche – es war der zwölfte Tag dieses Monats, als mir Abends, nach mühsam vollbrachtem Tagewerke und

nachdem ich einen langen Brief nach Prag abgesandt, beim Kramen in meinen Papieren das Heft Maximilian's in die Hände fiel, welches er selbst über den Lebensmagnetismus verfaßt und mir vor ungefähr fünf Jahren geschenkt hatte.

Maximilian! Wo mochte er wohl sein, der theure Mann? Das hatte ich mich so oft gefragt, ohne es mir beantworten zu können, und heute fragte ich mich wieder so und abermals vergeblich. Ach! er war verschollen für mich, vielleicht lag er schon längst in Grabes Ruhe, denn ich wußte ja, daß seine Absicht gewesen war, in den Krieg zu ziehen und gegen den Unterdrücker von Europa mit seiner ganzen männlichen Kraft einzustehen. Und Krieg, Kampf, Blut und Tod hatte es genug seit unserer Trennung gegeben, das weiß ja die Welt, wie ich es damals selbst erlebte.

Lange dachte ich an die Person des Schreibers dieser Zeilen, ehe ich an ihre Durchlesung von Neuem ging. Denn ich hatte schon oft und wiederholt jene Blätter durchforscht, ohne mich jedoch, ich gestehe es offen, von der Wahrheit des Gesagten überzeugt gefunden zu haben. Denn es stand zu sehr mit Allem im Widerspruche, was die Weisheit und Erfahrung meiner von mir so hoch verehrten Lehrer mir als möglich und wahrscheinlich darüber mitgetheilt hatte. Hufeland zwar hatte wohl einige Male am Krankenbette und auch in seinen Vorlesungen darauf angespielt und diesen oder jenen Kranken als vorzugsweise zu magnetischen Versuchen geschickt

bezeichnet, aber er war doch zu vorsichtig oder zu diplomatisch, Aeußerungen zu thun, die vollständig den Schleier wegzuziehen vermochten, den er vor unseren Augen wenigstens über seine wahre Ansicht der Sache gebreitet hatte.

Und doch, sollte Maximilian, dieser klare, offene, geistreiche Kopf, der das Wahre vom Falschen, das Mögliche vom Unmöglichen so wohl zu sichten verstand, sollte er seine ganze Kraft und Meinung an ein Hirngespinnst gesetzt haben? Freilich, er ließ in seiner Schrift immer noch eine Hinterthür offen, denn er hatte nie gesagt: »es ist so, es muß so sein,« sondern immer: »es scheint eine Kraft vorhanden zu sein, ich glaube es, ich kann mir es wohl so denken!« Und dann hatte er sich und mich wieder auf eine künftige klarere Einsicht vertröstet, der Zukunft die völlige Lüftung des Schleiers überlassen und mich nur zum Ausharren, zur Selbstforschung aufgefordert, keineswegs mich aber blindlings zum Glauben an diese wunderbare Erscheinung gedrängt und gestachelt. Konnte nicht auch er mit seinem klaren Verstande und seinem guten Herzen von Betrügern betrogen sein, wie so viele andere berühmte Aerzte und Denker betrogen zu sein vorgaben und dadurch die gläubige Welt ganz und gar in Bezug auf die Wahrheit der neuen Erscheinung zweifelhaft machten?

Diese mir schon oft und lange vorschwebenden Gedanken kamen mir diesmal mit aller Frische wieder in's Gedächtniß, und ich beschloß, endlich jetzt selbst Versuche und Beobachtungen anzustellen, denn die Zeit war ja

auch für mich gekommen, wo ich meine Studien darüber nicht zu vernachlässigen brauchte, ich hatte die Zeit zum Forschen und so wollte ich sie zu so ernsten und interessanten Untersuchungen benutzen.

Zuvor aber, ehe ich an's Werk selbst ging, wollte ich noch Eins thun. Ich wollte ernstlich und eindringlich mit verständigen und von mir hochgeachteten Männern darüber sprechen, ihre Meinung hören und mir dadurch wenigstens die Möglichkeit einer Zweckserreichung offen erhalten.

Ich ging also schon am andern Morgen zunächst zu Mursinna und theilte ihm mein Anliegen offen und einfach mit. Aber beinahe wäre er ernstlich böse geworden, als ich kaum davon angefangen, denn er fuhr vom Stuhle auf, ging mit fechtenden Armen vor mir auf und ab und nannte mich einen Undankbaren in der Wissenschaft, der sich seinen Famulus ferner nicht nennen dürfe, weil er durch das viele Studiren wahrscheinlich sein bischen Verstand verloren habe.

Ich beruhigte ihn, indem ich sagte, ich fragte ja bloß nach seiner Meinung – ich selbst hätte ja darüber gar keine – er solle mir auch hierin Lehrer sein, wie er es in so manchem andern Guten gewesen.

»Guten?« fuhr er auf. »Den Teufel auch, Herr! Nennen Sie das Gutes, was aller Welt die Köpfe verrückt und womit die ganze bisherige, mühsam errungene Wissenschaft über den Haufen geworfen wird, noch dazu mit einer einzigen Armbewegung? Nein, nein, nein! Nichts da von diesem durch Wunderkram veredelten Blödsinn! Wenn

Sie mein Freund bleiben wollen; schweigen Sie mir von dem Unsinn still – abgemacht! – Wie befindet sich unser Operirter?«

Von der unzugänglichen Heftigkeit meines Meisters keineswegs vollkommen eingeschüchtert, ging ich zu Heim. Der immer gefällige, freundliche und hülfreiche Mann hörte mich ruhig an. Schon während ich zu ihm sprach, hatte er einige Male gelächelt. Als ich fertig war, grinste er auf seine gewöhnliche liebenswürdige Art und verzog den Mund auf eine so sonderbare Weise, als wisse er eigentlich selbst nicht, was er antworten solle, wobei mich jedoch sein kluges, tiefdringendes Auge mit einer wohlwollenden Offenherzigkeit anblickte.

»Ja, ja,« sagte er endlich, »ich glaub's!«

»Was glauben Sie, Herr Geheimerath?«

»Daß Sie das anzieht – ich bin nicht mehr jung genug dazu und – und, wenn man nur wenigstens Zeit für dergleichen hätte. Hm, hm! Aber ich – ich für meine geringe Person glaube es nicht eher, als bis ich es sehe, wie ich überhaupt nichts glaube, was ich nicht sehe.«

»O!« sagte ich – »Sehen Sie denn den lieben Gott?«

Er sah mich scharf an, nahm eine Prise und rief:

»Ja, ja, ja – ich sehe ihn – Millionenmal jeden Tag – sehen Sie ihn nicht?«

»Wie Sie es meinen – freilich – auf diese Weise sehe ich ihn auch – aber persönlich?«

»Persönlich? Können Sie denn etwas Persönliches an ihm sehen? Den Tausend auch! Wollen Sie Ihn mit dem Magnetismus vergleichen? Nein, nein, nein! An Gott brauche ich nichts Persönliches zu sehen, am Magnetismus aber will ich es sehen, denn mir scheint es so göttlich nicht zu sein, wie man es macht.«

»Da werden Sie aber lange warten können, Herr Geheimerath!«

»Nun, dann warte ich – dazu habe ich Zeit – und wenn ich es nicht erlebe, so kommen nach mir auch noch Leute, die die Weisheit und das Licht brauchen können, und mehr als ich habe. – Wollen Sie sonst noch etwas wissen – mein Latein darüber ist zu Ende. Gehen Sie aber zu Hufeland, der hat darin eine feinere Nase. Haha! –«

Und ich ging zu Hufeland. – Hufeland war ein Hofmann, ein feiner, glatter Hofmann, und dabei, wie man weiß, ein durch und durch gebildeter, wissenschaftlicher, philosophischer Kopf. Er machte es bei meiner jetzigen Frage, wie er es schon oft in den Vorlesungen gemacht. Er hob den Schleier nicht, der unsern Augen seine Ansicht der Dinge verhüllte. Auch jetzt sprach er Verschiedenes in die Länge und Breite, und am Ende war ich so klug wie vorher, und das sagte ich ihm gerade zu.

»Nun ja!« erwiderte er. »Denken Sie, ich will mich an den Pranger stellen? Soll ich laut und öffentlich sagen: ich glaube es, damit sie mich, wenn ich todt bin, mit der ganzen Mesmer'schen Schule und Klerisei in ein Loch werfen? Nein, lieber Stilling, so lieb Sie mir sind – das thue ich auch Ihnen gegenüber nicht. Aber ich will Ihnen

etwas sagen – unter vier Augen – Sie müssen mir aber versprechen, nicht auszuplaudern, daß ich Ihnen dazu gerathen –«

»Ich verspreche es mit Hand und Mund –«

»Ich bin es zufrieden – Versuche wollen Sie anstellen? Das können Sie – gehen Sie zu K***, der ist noch offenerherziger, der hat noch mehr Erfahrung darin als ich – Sie kennen ja seine Schrift darüber, denn, denn – denn – nun, Sie werden ja sehen – aber sagen Sie ihm nicht, daß ich Sie zu ihm schicke, sonst hat er gleich einen Haken auf mich – adieu! leben Sie wohl! – Grüßen Sie Mursinna!« –

Also zu K***. Und das war der letzte, zu dem ich zu gehen beschloß. Hier aber begegnete mir etwas so Eigenthümliches, daß ich es ganz zu schildern unternehmen muß, weil es nicht allein meine ganze jetzige Bestrebung in Bezug auf den thierischen Magnetismus mit einem Schlage niederwarf und mich aller ferneren Hoffnungen, die Wahrheit zu ergründen, für den Augenblick beraubte, sondern weil es, wie wenige von den vielen über ihn erzählten Zügen, so ganz den merkwürdigen Charakter dieses seltenen, allgemein geliebten und verehrten Lehrers an den Tag stellt, eines Lehrers, dessen Namen hier nicht nennen zu dürfen, ich aus verschiedenen Gründen bedaure.

Der Professor K*** war zu der Zeit, wo er dem Leser vor Augen tritt, noch kein alter Mann, sogar noch in den kräftigsten Mannesjahren; aber seine, stetes angestregtes Denken erfordernden Beschäftigungen, sein

ernstes, gemessenes und mehr in sein Inneres gedrängtes Wesen ließen ihn an Jahren vorgerückter erscheinen, als er wirklich war. Seinen ziemlich hohen Körper bewegte er langsam und gravitatisch beim Gehen vorwärts, wobei er seinen römerartig kurzlockigen Kopf frei und kühn umherblicken ließ. Dieser Kopf aber trug in seinen feinen Linien die deutlichsten Spuren geistiger Bildung und Spekulation an sich. Sein blasses Gesicht war nicht durch scharf hervorstechende Züge gezeichnet, aber man las mit einiger Aufmerksamkeitsanwendung Dinge darin, welche die meisten Menschen in den Winkeln ihres Herzens zu verbergen pflegen. Dieser gelehrte Mann machte nie einem Menschen ein Hehl aus seinen augenblicklichen Empfindungen Freude, Zorn, Ergebenheit, Haß, Zutrauen, Mißtrauen – Alles, was er empfand, spiegelte sich zum Greifen deutlich in seinen Zügen ab. Am meisten sichtbar war dies in den Falten um seinen Mund, den er fortwährend im Muskelspiele bewegte, bald öffnete, bald zusammenkniff und diese Bewegungen dann durch den scharfen aber gutmüthigen, sogar bisweilen herzlichen Ausdruck seines Auges unterstützte.

Er war ein großer Arzt, durch und durch in allen Fächern gebildet und namentlich in der Chirurgie ein anerkannter Meister. Klar in seinen Forschungen, war er ungewöhnlich gewandt in Anwendung aller möglichen Mittel, die ihm eine reiche Erfahrung als Arzt an einem großen Krankenhause zu Gebote gestellt hatte. Er liebte in seinen Anschauungen eben so sehr, wie in seinen Vorträgen, die Gewißheit, er dachte und grübelte solange über einen

zweifelhaften Punkt, bis er sagen konnte: Meine Herren, dies ist so wahr, wie drei mal drei neun! Eher war er nie befriedigt, und so belehrte er seine Schüler, die, was sie bei ihm lernten, in ihrem ganzen Leben nicht wieder vergaßen, weil sie sich stets der damit verknüpften Beweisgründe des verehrten Lehrers erinnerten. Welchen Nutzen ein solcher Mann für aufmerksame und lernbegierige Schüler haben konnte, ist leicht zu begreifen; welche allgemeine Liebe und Verehrung er erworben, bestätigen wir Alle freudig, die wir das Glück hatten, aus dem reichen Born seiner klaren Geistestiefe zu schöpfen.

Zu diesem Manne also ging ich, um mich von ihm in Bezug auf den thierischen Magnetismus unterweisen zu lassen. Hätte ich gewußt, daß dieser thierische Magnetismus den einzigen Kummer seines Lebens heraufbeschworen, und ihn jedesmal, wenn man in seiner Gegenwart davon zu sprechen anfing, in die größte Reizbarkeit, ja, in Jähzorn versetzte, ich hätte mich gehütet, mein Unternehmen auszuführen, selbst wenn die aus seiner interessanten Unterhaltung geschöpfte Belehrung für mich verloren gegangen wäre.

Ich wurde in sein Studirzimmer gewiesen, weil er in seinem gewöhnlichen Empfangszimmer gerade mit einer Dame sprach. Jenes war sehr groß, aber durch viele Möbel, Bücherschränke, Instrumentenapparate dergestalt beengt, daß man kaum so viel freien Raum behielt, um sich bequem umdrehen zu können. Selbst der mittlere Raum, in anderen Zimmern meist frei gehalten, war

bei ihm von einem großen Tische eingenommen, der wiederum mit allerlei Gegenständen fast überladen war, die jedoch sämmtlich in musterhafter, beinahe mathematischer Regelmäßigkeit aufgestellt und – ich möchte sagen – nach Winkelmaaß und Cirkelschlag aufgebaut waren.

Ich behielt Zeit genug, mich in diesem merkwürdigen Zimmer hinreichend umzuschauen, denn es dauerte beinahe eine halbe Stunde, ehe das Gespräch mit der Dame im Nebenzimmer zu Ende war. Ich blickte während dieser Zeit neugierig in einige Bücher, betrachtete verschiedene Instrumente, besah zuletzt gerade einen aus Steinpappe sehr schön gefertigten Globus – als die Thür aufging und ernsten Gesichts und mit gravitätischer Haltung der Professor eintrat. Da ich sein Herankommen nicht gehört hatte, weil der Fußboden im Hause überall mit weichen Teppichen belegt war, so erschrak ich unwillkürlich über seine plötzliche Erscheinung, machte dabei eine hastige Bewegung und – stieß mit dem rechten Arm eine Flasche von einem Tische, die auf den Teppich fiel, zerbrach und zu meinem Schrecken ein Meer von schwarzer Tinte zwischen dem Professor und mir ergoß.

Da standen wir beide, er an der Nord-, ich an der Südküste dieses schwarzen Meeres, und starrten uns verwundert an, wobei sich, in mir wenigstens, das unangenehme Gefühl eines ärgerlichen Erschreckens kundthat. Ich hatte im Augenblick keine Worte und deutete nur mit Miene und Hand auf den angerichteten Schaden.

Anfangs schien es, als wenn der vor mir stehende und die Reinlichkeit und Ordnung über Alles liebende Mann

in Zorn losbrechen wollte, sogleich aber faßte er sich und fing sogar bedeutungsvoll zu lächeln an.

»Da haben wir's!« sagte er. »Aengstigen Sie sich nicht, mein lieber Doktor, durchaus nicht; es konnte nicht anders sein, es ist heute ein Unglückstag für mich. Ja, trösten Sie sich, eigentlich ist mir ganz Recht damit geschehen, denn warum ließ ich die Flasche da auf dem Tische stehen?«

Ich flüsterte einige Worte der Entschuldigung und stand noch immer, trotz seiner beruhigenden Worte, unangenehm aufgeregt da.

»Lassen Sie es gut sein und setzen Sie sich,« fuhr er fort. »Es kostet nur einen neuen Teppich, und das ist nicht so arg. Die Lehre aber, die Sie mir heute geben, ist für mich von Bedeutung, denn Sie bestreitet meine Erfahrungen; ich konnte den Unfall voraussehen und war unklug genug, ihm nicht vorzubeugen. Sehen Sie, ich bin in dieser Beziehung eine Art Fatalist. Denn es giebt, ich kann es beschwören, für jeden Menschen Tage, an denen ihm, er mag anfangen, was und wie schlau er es will, Alles mißglückt. Der heutige Tag ist für mich ein solcher: ich bin aber durch Erfahrung daran gewöhnt und beklage mich daher nicht. Früher freilich brachte mich dergleichen aus der Fassung; nachdem ich aber darüber nachgedacht, bin ich zu folgendem wichtigen Resultate gekommen: Wenn ich Morgens ganz frisch und fröhlich aus meinem Bette aufstehe und an nichts Schlimmes denke, und mir dann ein Unheil begegnet, so ärgere ich mich natürlich; sobald

aber das zweite Unheil darauf folgt, so sage ich mir: gelehrter Herr, sei vernünftig, es ist heute ein Unglückstag, es wird auch noch das dritte Unheil geschehen. Nun kann kommen, was will, es findet mich gewappnet und gelassen und bringt mich nicht aus meiner philosophischen Ruhe. Sehen Sie, dieses Meer von Tinte auf meinem allerneuesten und schönsten Teppich ist heute schon mein drittes Unglück, und nun mag noch kommen, was der Teufel schickt, es würde mich nicht im Geringsten aufbringen, ja, ich würde dazu lächeln, denn ich habe es vorher gewußt. Selbst wenn Sie beim Hinausgehen aus dieser Thür nachher mir meine Kleinigkeit von Nase abquetschten, ich würde es mit Gleichmuth ertragen, denn warum nahm ich mich nicht in Acht und bringe meine Nase in Ihre gefährliche Nähe? – Doch – lassen wir das – blicken Sie nicht mehr dahin, Sie ändern es nicht – ich habe Ihnen nun meine Ansicht der Dinge entwickelt – was verschafft mir die Ehre Ihres angenehmen Besuchs?«

Ich verbeugte mich und erwiderte: »Obgleich ich Ihre philosophische Fassung bewundere, Herr Professor, und mir dieselbe zum Muster nehmen werde, so muß ich doch daran zweifeln, daß nach dem Vorgefallenen mein Besuch gerade angenehm für Sie ist. Indeß bin ich gekommen, um Ihnen eine Gewissensfrage vorzulegen, um mich selbst zu unterrichten, und da Sie stets so gütig sind, Ihre Belehrungen uns jungen Leuten offen mitzutheilen, so hoffe ich, keine Fehlbitte zu thun.«

»Eine Gewissensfrage?« wiederholte er und sah mich aufmerksam und mit seinem Stuhle einige Zolle näher rückend, voller Theilnahme an.

»Ja, Herr Professor; ich bin wißbegierig und gehe gern an die Quelle, um zu schöpfen. Sie sind für mich diese Quelle und –«

»So schöpfen Sie!« und er nahm eine ungeheure Prise auf einer schönen goldenen Dose.

»Ich komme zu Ihnen, um aufrichtig zu fragen, da Sie große Erfahrungen in diesem Punkte gesammelt, darüber nachgedacht und sogar geschrieben haben – was ist Ihre wahre Meinung in Bezug auf – den thierischen Magnetismus?«

Kaum war das Wort heraus, so veränderte sich der ganze gemüthliche Auftritt. Ich war in der That mit der Hand in die glühenden Kohlen gefahren, und das Feuer, welches vor mir aufblitzte, sollte mich beinahe versengen. Denn er sprang auf – stieß rechts und links verschiedene Dinge mit seinen herumfahrenden Armen um und schrie mit den Zeichen des vollkommensten Zornes auf seinem entflammten Antlitz:

»Da – da haben wir's! Das ist zu viel, mein Herr, das ist das größte Unheil von allen, die mir heute widerfahren, das ist kein Meer von Tinte, das ist ein Meer von Abscheulichkeit und Hinterlist – ha! welcher unbarmherzige Dämon hat Sie zu mir geschickt?«

Ich stand wie versteinert vor ihm und schaute den vorher so gelassenen Mann mit Verwunderung an – er war

wie verwandelt, er schien aus einem Mentor ein Donnergott geworden zu sein.

»Wer mich geschickt hat?« fragte ich kleinlaut. »Meine Wißbegierde, Herr Professor!«

»Ihre Wißbegierde? Ihre Neugierde, wollen Sie sagen? He? Dieser Beelzebub der vorlauten Jugend! Also das ist der Satan, der mich heute plagt? Nein, nein, nein! Man hat Sie zu mir geschickt, um mir dies große Leid anzutun?«

»Gewiß nicht, Herr Professor!« betheuerte ich. »Ich bin leider aus eigenem Antriebe gekommen.« Und ich bemerkte deutlich, wie diese Worte ihn beruhigten.

»Nun,« fuhr er etwas milder fort, »dann ist es noch gut. Ich dachte schon an den alten Mursinna; er hat bisweilen solche Kneifzangen im Leibe – aber, haha! da hat mein Zorn doch einmal wieder über meine Philosophie triumphirt – sehen Sie, wie schwach der Mensch ist – jetzt sehe ich es ein – ich habe Unrecht – denn es giebt, ja, ja, es giebt Unglückstage – und dieser ist ein solcher, der allerärgste, ich begreife es.«

»Aber wie sollte eine so unschuldige Frage –?«

»Mein Herr, hören Sie mich an. Ihre Frage war es nicht, die mich aufbrachte, aber die Sache selbst, um die es sich hier handelt. Erfahren Sie denn, daß ich in meinem ganzen Leben Arbeit in Fülle gehabt habe, und daß mir alle diese Arbeit Freude und Befriedigung gebracht bat. Die Arbeit aber, die ich auf den Gegenstand verwandt, welchen Sie jetzt erwähnen, hat mich allein nicht nur unbefriedigt gelassen, sondern mir geradezu wehe gethan.

Doch, Sie wissen vielleicht nicht, daß ich dieser Angelegenheit wegen im schwarzen Buche der Weisen stehe, was eben so viel ist, als wenn ein Student wegen demagogischer Umtriebe an's schwarze Brett genagelt wird. Denn sehen Sie, ich bin so thöricht gewesen, meine jugendlichen und abentheuerlichen Gedanken und meine damit verbundenen oberflächlichen Erfahrungen als Wahrheiten, als Offenbarungen meiner allersublimsten Seele zu betrachten und diese sogar – gedruckt in die Welt zu schicken. Das war eine ungeheure Dummheit, mein Herr, die ich mir nie vergeben werde. Denn, wissen Sie, kaum war das verhängnißvolle Buch in alle Weltgehenden versandt, kaum lasen die kritischen Augen der Gelehrten und die blöden Augen der Dummen meinen ehrlichen Namen auf diesem Buche – da fing das Unheil meines Lebens an, welches bis dahin so harmlos und glücklich gewesen war. Ich wurde verhöhnt, verspottet, verklagt, verlästert wie Judas Ischarioth, der den Herrn verrathen hat, und – und, was das Schlimmste war und was ich dennoch keinem Menschen sagen durfte – ich sah ein, daß man gegen mich Recht hatte; denn kurz nach dem Erscheinen jenes Buches bemerkte ich, daß ich – betrogen war, daß ich also, den Betrug lebendig fortpflanzend, ebenfalls als Betrüger dastand; denn was halfen mir alle meine Aufklärungen – das infame Buch war fertig, gedruckt, sehr schön sogar gedruckt, und lag vor Aller Augen da, wie Gottes schöne Natur vor der Menschen Auge liegt.«

»O!« sagte ich und bedauerte tief, daß ich diese Scene herbeigeführt. Er bemerkte auch sogleich meine Stimmung und fuhr besänftigt fort:

»Fassen Sie sich, Sie können nicht dafür – das Unheil liegt in mir, nicht in Ihnen; warum war ich so vorlaut? Es ist mir ganz Recht geschehen, ich gestehe es ein.«

»Also wirklich betrogen, Herr Professor?«

»Wirklich belogen und betrogen, und ich nicht allein, sondern zugleich ein Freund und Studiengefährte, mit dem ich in Halle, Heidelberg, Göttingen studirt, ein Mann, so klar, so rein, so voller ehrlichen Strebens wie ich – denn unsere Somnambule, die man uns unter die Hände geschoben, war von einem Priester, ihrem Beichtvater, bearbeitet, und sie, sie und er, streuten uns Sand in die allzu gelehrten und deshalb getrüben Augen.«

»In Halle, Heidelberg, Göttingen –?« dachte ich. »Wer war dieser klare Mann?« fragte ich mit Herzkiopfen und verglich in Gedanken das Alter des vor mir Stehenden mit dem eines Anderen.

»Wer es war? Das kann ich Ihnen dreist sagen, denn er weiß jetzt seinen und meinen Irrthum auch und hat mir um so eher geglaubt, als ich es ihm vor zwei Jahren schrieb, da ein Beichtvater, ein Priester, von denen er nie viel hielt, der Betrüger war – es war ein junger Edelmann – schön – gut – vortrefflich – nachher Leibarzt des Herzog's von ***«

»Max Rippold von Schellenberg!« rief ich.

»Wie? Sie kennen ihn?«

»Ja, ja, Herr Professor, ich kennt ihn sehr gut. Wo ist er? Wissen Sie was von ihm?«

Er stand scharfblickend vor mir, als schau er in mein Herz. Meine Aufregung war ihm nicht entgangen, er schien zu fühlen, daß ein Geheimniß mich mit dem Genannten verband.

»Ah so!« sagte er – Also Sie kennen ihn?«

»Ja, ja, ich kenne ihn und bin in Ungewißheit über sein Schicksal.«

»Wenn Sie weiter nichts wollen – das hätten Sie mir gleich sagen sollen, da hätten wir uns beide nicht zu ereifern gebraucht – er schreibt mir alle Jahre einen langen Brief – er ist nicht glücklich geworden – jüngst ist er in Spanien gewesen, hat in Saragossa für Freiheit und Leben gekämpft, ist dann in Oesterreich gewesen, wo er dasselbe gethan –«

»Aber jetzt, jetzt – wo ist er jetzt?«

»Jetzt ist er bei York in Preußen, oder wenigstens in der Nähe von York, denn er sieht einen Umschwung aller Verhältnisse voraus und will mit unter den Vordersten sein, die dem Unterdrücker der civilisirten Welt den Schuh auf's Auge drücken –«

»Ah! also er lebt, Gott sei Dank!« Und ein langer Seufzer hob und erleichterte meine Brust.

Was wir nun noch sprachen, weiß ich nicht mehr, ich überhörte Alles. In meinem Gehirne gährte es. Ich hatte einen neuen Gedanken in mir aufsteigen gefühlt. In

einer halben Stunde saß ich zu Hause in meinem Zimmer und grübelte über diesen Gedanken nach, den ich in Wirklichkeit und That zu verwandeln beschloß.

VIII. DER SCHÜLER TRITT AUF DEN SCHAUPLATZ DER WELT.

Ich habe bisher nichts oder nur sehr wenig über die großen politischen Ereignisse gesprochen die seit meiner Lebenszeit die Welt erschütterten; jetzt aber führt mich mein Lebenslauf nothwendig selbst darauf. Das Jahr 1812 war gekommen und der große erdbebenartige Orkan, welcher in den Schneefeldern Rußland's gegen die Eroberer Europa's losgelassen werden und den ungeheuersten Wechsel in Sieg und Macht herbeiführen sollte, ließ sich schon in wenigen aber doch bemerklichen Vorzeichen, gleichsam in kleineren vorlaufenden Erdstößen, allmähig fühlen. Es wehte eine scharfe und belebende Luft durch die Geister der unterdrückten Nationen; aufmerksam wandten sich die Blicke Aller voller Besorgniß und doch voller Hoffnung dem nordischen Kampfe entgegen, von dessen schneebedeckten und blutgerötheten Gefilden das brausende Gegengewitter seinen Anfang nehmen sollte. Man befand sich damals in einer merkwürdigen Spannung und Erregtheit; alle sonstigen Lebensbedürfnisse waren in den Schatten getreten vor dem einen großen Bedürfniß, den schweren, erdrückenden Stein der Sklaverei von der frei gebornen Brust abzuwälzen. Das Vergnügen, sonst in allerlei Form und Gestaltung die menschlichen Leidenschaften beherrschend,

erblaßte und verlor seinen alten, gewohnten Reiz; man dachte, hoffte, arbeitete viel mehr einem allmählig lebendiger und klarer hervortretenden Gefühle entgegen. Man aß und trank nicht wie sonst, um nur zu essen und zu trinken und ein gewisses Wohlbehagen dabei zu empfinden, sondern man aß und trank nur, um ein zur Erhaltung des Lebens nothwendiges Bedürfniß zu befriedigen; ja, man schlief weniger als sonst, man wachte lieber in Voraussicht einer fröhlichen lichten Morgenstunde und hatte stets forschend und horchend Auge und Ohr auf Rußland gewandt. Es war, als ob man die Wasser im Schicksalskessel der Völker sieden und brodeln hörte und als erwarte man jede Stunde irgend einen Ausbruch von Innen her, der den Deckel desselben abwerfen und das gar gekochte Ungethüm vor die verwunderungsvollen Augen der zuschauenden Welt stellen würde.

Woher man das Alles erwartete, wie man das Alles voraussah, ich kann es mir nicht anders erklären, als daß es der brennende Wunsch aller Derer war, die, Jahre lang unterjocht und mit Füßen getreten, geistig und physisch das Leben von Sklaven führten, das lange genug getragene schimpfliche Joch abzuschütteln und mit erleichtertem Nacken und freigewordenem Geiste dem Weltzertrümmerer und seinen Knechten trotzig in das gorgonenbleiche Angesicht zu blicken.

Das elektrische Fluidum hatte Zeit gehabt sich anzuheufen; wenn es einmal losbrach, brach es gewaltig los. Das sahen wir Alle ein. Und daß die bestimmte Vorahnung vorhanden war, vom Norden müsse es diesmal

kommen, das bezeugen mir gewiß Alle, die damals mit mir gelebt und nicht gedanken- und planlos das Getreibe des tobenden Weltgeistes mit angeschaut haben.

So lange meine Studien mich Tag und Nacht beschäftigt hatten, so lange hatte ich mein inneres und äußeres Gesicht den politischen Ereignissen kaum zugewandt. Jetzt waren meine Hauptstudien beendet und ich gewann Zeit und bekam Lust, mich nach dem Stande des Wetters draußen umzuschauen. Ach! da sah ich nicht viel Angenehmes und Gutes. Mein Vaterland getheilt, in ein kleines Kernstückchen zusammengedrängt, an allen Enden und Ecken von feindlichen Heeren umgeben, von französischen Wächtern beobachtet, theilweise auch von französischem Zügel geleitet. Eine Menge von Kräften bereit, eine große und gewaltige That zu wagen, aber diese Kräfte noch gebunden, gleichsam in den Schraubstock der Furcht gepreßt, nicht begeistert genug, sich kühn an das Morgenroth der Freiheit und des Lichtes zu wagen. Schon lange gährte es in den tausend frei geborenen Herzen, und die jugendlichen Arme zuckten, während die geschlossenen Lippen verpönte Flüche murmelten.

«Maximilian ist in Preußen, im Angesichte des Krieges,» war mir zufällig gesagt, und dieses Wort rüttelte mich aus meiner Ruhe aus, wie der Schall einer Trompete die Thatkraft des schlummernden Kriegers erweckt, und zeigte mir den Weg, den allein zu wandeln für mich jetzt eine moralische Nothwendigkeit war.

Schon am Morgen nach diesem Tage trat ich beklommen und aufgeregt bei Mursinna ein. »Was haben Sie,« sagte dieser, »sind Sie unwohl?«

»Nein, Herr Professor, aber ich glaube, wir werden Krieg bekommen.«

»Haha! Haben Sie ein Gesicht gesehen, oder haben Sie das geträumt?«

»Ich glaube es schließen zu müssen aus den aufgeregten Gemüthern und der Lust, die im ganzen Lande dazu herrscht.«

»So mit einem Mal? Dummes Zeug! Wir haben keinen Krieg und werden sobald keinen haben. Sie sind albern. Sie denken doch nicht daran, auch mitzugehen, wenn es losbricht?«

»Ganz gewiß; ich werde nicht zurückbleiben, verlassen Sie sich darauf.«

»Was? Und das sagen Sie mir, dem alten Mursinna? Sie sind ein Undankbarer! Jetzt, nachdem ich Sie dazu gebracht, was Sie sind, wollen Sie mich verlassen? Oho! Daraus wird nichts, gar nichts. Wie können Sie denken, daß ich Sie jetzt entbehren kann, da Sie meine rechte Hand geworden sind? Ihre Zukunft liegt noch fest verschlossen in meiner Linken – sehen Sie – ich halte sie zu – und ich brauche sie bloß zu öffnen und davon fliegen Sie als –«

»O, o öffnen Sie sie – ich bitte Sie darum –«

»Machen Sie mich nicht im Ernst böse – ich glaube, Sie faseln. Was wollen Sie denn schon? Phantasiren Sie? Die Weltgeschichte steht ja jetzt stille – die Franzosen

werden da oben einfrieren, dann ist Alles vorbei. Nein, nein, warten Sie. Wenn es losbricht – bei uns – meinetwegen – d’rauf los – ich werde schon dafür sorgen, daß Sie nicht hintenan stehen, aber vorher nur keine Schrüllen, bitte ich mir aus. Noch einmal, ich verlange es von Ihnen, stecken Sie mich alten Mann nicht mit Ihren albernen Gesichtern an – ich laufe am Ende auch noch mit, wenn Alles fortläuft – aber das sage ich Ihnen, Sie kommen nicht eher aus dieser meiner linken Hand los, als ich selbst es will. Abgemacht – da sind Ihre heutigen Besuche –!«

Also für’s Erste war ich noch gebannt, mein alter Magier hielt noch den wirksamen Zauberstab, seine Zuchtruthe über mir, und ich gehorchte, wenn auch murrend und scheltend. –

Wir wurden drei Monate älter und lebten fieberisch aufmerksam, alle Sinne auf die bevorstehenden und als gewiß vorausgesetzten Ereignisse gespannt fort.

Da drang der Ruf jener ungeheuren, anfangs unglaubten, bald aber nur zu wahr geschilderten rettenden That zu unseren Ohren. Der große und erhabene Mann, York mit Namen, hatte den Schritt gewagt, den einzigen, der unserer Ehre und unserem Ruhme noch fehlte, um alle schlafengegangenen Hoffnungen zu lebensfrischen Thaten zauberartig schnell aus ihrem Schlummer zu wecken. Er hatte das Schwert auf der Scheide gezogen, worin es beinahe verrostet wäre, und es vor den

Augen des ganzen Preußenlandes in der Sonne des allmächtigen Gottes blitzen lassen. Dieser Blitz aber leuchtete gleich einem Wetterstrahl bis zu uns und noch weiter herüber, und das elektrische Fluidum, lange zusammengepreßt und gebunden, brach wie ein Blitzstrahl mit himmlischem Donner los, dessen Gekrach alle Herzen, Zungen und Arme wunderbar schnell entfesselte.

Das Jahr 1813 begann, ein Jahr, wie wir Preußen es noch nicht erlebt, wie es wohl selten herrlicher und glänzender einem Volke vom Alterthume bis jetzt geleuchtet hat. Wir sahen die erfrorenen und besiegten Franzosen in Berlin, in unserer nächsten Nähe, wir sahen sie alle Tage, wie sie sich von Neuem rüsteten, um uns vielleicht auf's Neue zu unterjochen, aber dann auf ewig. Das trieb uns zum Widerstande. Es stachelte uns, es peitschte uns mit Gewalt in die Schlacht.

Am Januar ging der König von Berlin ab. Wir waren still, denn wir ahnten, fast kann ich sagen, wir wußten, was die nächste Folge davon sein würde. Wir schiefen nur noch mit einem Auge, mit einem Ohr – die anderen beiden waren offen nach Breslau gewandt.

Da erschien dies Morgenröthe des 3, Februars. Strahlend ging sie am Himmel und widerstrahlend in unserem Herzen auf. Das Volk, das heißt wir Alle wurden zu den Waffen gerufen.

Am 6 Februar Morgens trat ich bei Mursinna ein.

»Hören Sie,« sagte er, »ich habe etwas Neues.«

»Ich auch!«

»Zuerst komme ich – doch nein – sprechen Sie zuerst, was haben Sie?«

»Wir haben Krieg, wie ich lange gesagt, öffnen Sie jetzt Ihre linke Hand.«

»Zum Donnerwetter! Nein!« Schweigen Sie still. Hören Sie erst meine Neuigkeit. Ich fange auch an zu fürchten, und wissen Sie was?«

Ich schüttelte mit dem Kopf, schwieg aber.

»Daß mir Alle davon laufen werden und ich allein hier sitzen bleibe. Das wäre eine schöne Geschichte! Mursinna in Berlin allein, die Thore und Häuser bewachend! Nein! Lieber laufe ich mit davon.«

Hahaha! Und wir lachten beide aus Herzenslust.

»Aber warten Sie,« sagte er, als er sich ausgelacht hatte, »so rasch geht es nicht. Und nun hören Sie endlich meine Neuigkeit zu Ende. Sehen Sie, ich habe eine große Wohnung – es wird mir so einsam darin – ziehen Sie zu mir –«

Ich stand, über diesen sonderbaren Vorschlag auf das Aeüßerste betroffen, schweigend da. Was sollte das heißen? Aber im Augenblick hatte ich ihn durchschaut – er wollte mich fest an die Kette legen; anstatt daß ich ihn bewachte, wollte er mich bewachen, wie einen Hund, damit ich ihm nicht entliefe. Ich sagte es ihm auch geradezu.

»Nun ja! Und wenn das meine väterliche Absicht wäre? Was dann? Ich will Ihr Bestes. Sie sollen mir nicht gleich wie ein aufgescheuchter Vogel bei'm ersten Trompetenstoß davon flattern, ich habe Besseres mit Ihnen

vor. Glauben Sie etwa zu spät zu kommen? Irren Sie sich nicht. Es giebt noch viel zu thun. Lassen Sie den Feind erst aus Deutschland hinaus geprügelt sein, dann nach Frankreich – dann erst ist der rechte Krieg da, wie er sein muß, in Feindesland – dann kommen auch Sie noch immer früh genug.«

»Also ich sollte hier ruhig zusehen und warten und auf der Bärenhaut liegen, wenn um uns herum Blut fließt und unsere Brüder den Sieg für die Freiheit erringen?

»Bärenhaut? Wie können Sie mir so etwas sagen? Sie sind selbst ein Bär. Blut fließt? Glauben Sie, daß es ohne uns fließen wird? Daß wir hier die warmen rothen Wellen nicht sehen werden? Hoho! Gerade das ist es, warum ich Sie bei mir behalten will. Gewiß, man wird Blut hier in der Nähe vergießen und dann wird man Hände gebrauchen, es zu stillen. Sehen Sie mich an – hier steht der alte Mursinna – er allein kann es nicht mehr – er muß flinke Hände und gute Augen zu seinem Beistand haben. Wo ich stehe, da stehen Sie auch. Aber nicht wahr, mein lieber Stilling, nicht eher?«

Das war das erste Mal, so lange ich ihn kannte, daß er mich: lieber Stilling angeredet. Ich war bewegt und zeigte es ihm durch meine Miene, wenn auch nicht durch Worte.

»Na, ja, da haben wir's – Sie haben mich verstanden. Also, abgemacht! Sie ziehen in mein Haus – guten Morgen!«

Und allerdings, das war abgemacht. Ich zog noch an demselben Tage bei ihm ein, aß an seinem Tische und

schief in einem Zimmer neben dem seinigen. Von Abreise und Krieg konnte keine Rede sein, denn es war einleuchtend genug, er wollte mich nur nach seiner Ansicht und, wie er mir damit einreden wollte, zu meinem eigenen Besten verwenden. Aber ich mußte lange auf diese Verwendung warten. Geschlagen waren die großen Schlachten des Befreiungskrieges von Groß-Görschen an bis Leipzig, die Ruhmesleuchten in den Annalen des preußischen Heeres. Viel Blut war geflossen und selbst in die Thore Berlin's hatten sich Ströme davon ergossen von denen, die bei Großbeeren und Dennewitz gefallen waren. Wir waren Tag und Nacht auf den Beinen und Mursinna arbeitete an meiner Seite und an allen Orten wie der rüstigste der muthigen jungen Streiter. Denn der Arzt ist auf dem Felde der Wunden auch ein Streiter, und oft ein sehr siegreicher; aber die Wunden, die er schlägt, heilt er auch wieder, oder hat wenigstens die gute Absicht, es zu thun, während der Krieger mit dem Schwerte in der Hand die Absicht hat, so viel Blut und Wunden wie möglich zu erzeugen, um sie nicht wieder zu heilen.

Da war denn endlich auch die Völkerschlacht bei Leipzig geschlagen und immer noch hielt Mursinna seine linke Hand geschlossen. Ich war ruhig ergeben gewesen, denn ich durfte mit der mir zugewiesenen Thätigkeit nicht unzufrieden sein.

Da kam er an einem der nächsten Tage zu mir in mein Zimmer. »Nun, guten Morgen, Stilling!« rief er, noch in der Thür stehend. »Na – da – da – da! ich mache meine

linke Hand auf – fliegen Sie fort, der rechte Zeitpunkt ist da.«

Ich war überrascht. »Wohin denn soll ich fliegen?« fragte ich. »Die Schlacht bei Leipzig ist ja geschlagen!

»O, Sie Blinder – ist Ihnen bei mir der Staar noch nicht gestochen? Glauben Sie denn, daß jetzt Alles vorbei ist? Halten Sie den ganzen Feldzug für beendet? Prosit die Mahlzeit! Jetzt geht es erst recht los, jetzt ziehen wir in Feindes Land, über den Rhein, juchhe! Das ist erst der ächte Krieg. Seien Sie zufrieden und danken Sie mir, anstatt zu brummen; das müssen Sie nicht von mir lernen, das behalte ich gern für mich allein. Aber Sie kommen nun nicht mehr als Stümper in den Krieg – nein! Sie sind ein Mann, ein kleiner Meister geworden. Ich selbst lege Ihnen diesen Titel bei. Jetzt können Sie mehr helfen und nützen als früher, jetzt gehen Sie mit Gott und ich – ich komme Ihnen vielleicht auch bald nach.« –

»Aber wohin soll ich mich denn wenden?«

»Ruhig! Lassen Sie mich doch ausreden. Gehen Sie noch heute Morgen zu Görcke – ich habe gestern mit ihm gesprochen. Er will Sie anstellen. Es wird ein neues Feldlazareth für Frankreich mobil gemacht werden, dabei sollen Sie mitwirken. Natürlich werden Sie nicht den Oberbefehl erhalten, denn Sie sind kein protectionirter Militärarzt, Sie haben keine soldatische Disciplin. Aber begnügen Sie sich mit dem, was er Ihnen giebt, Sie können sich auch darin auszeichnen, und da Sie als Freiwilliger mitgehen, können Sie jeden Augenblick Ihre Stellung

wechseln, wenn Sie eine bessere vor Augen haben. Gehen Sie also zu Görcke und sagen Sie ihm einen guten Morgen vom alten Mursinna und Sie heißen Stilling. Das wird genug für ihn sein. Adieu!«

Mit denselben Worten trat ich eine Stunde später bei dem damaligen allgemein bekannten General-Stabs-Chirurgus Dr. Görcke ein, bei dem ich an diesem Tage zufälliger Weise Zeuge einer drolligen, aber auch sehr ernstesten Scene zu sein bestimmt war.

Görcke war in diesen Tagen über alle Maaßen beschäftigt, denn er leitete, wie bekannt, das ganze Militär-Medicinal-Wesen mit seltenem Kenner- und Scharfblick, und was das bei einem so ernstesten, alle Kräfte anspannenden Kriege heißen will, kann sich Jeder selbst sagen. Er nahm mich in Folge jenes Grußes sehr wohlwollend auf.

»Ich will mit Ihnen ein Weilchen plaudern,« sagte er, »es soll mir zur Erholung dienen, denn wir haben viel zu thun. Der alte Mursinna, mein Freund, hat Sie sehr warm empfohlen, und, wenn Sie es noch nicht wissen, er liebt und schätzt Sie sehr. Leider kann ich nicht so viel für Sie thun, wie ich wohl möchte, denn im Militär, wissen Sie, muß man, wenn auch nicht ausschließlich, doch so viel wie möglich die gedienten Leute berücksichtigen. Ich errichte also jetzt ein Reserve-Feldlazareth, ein Mit-telding zwischen leichtem und schwerem, doch eigentlich mehr leicht als schwer. Es sind uns viele Aerzte todt-

oder lahmgeschossen und wir brauchen Rekruten. Aber woher sie alle nehmen? Vollständige Barbieri wollen wir nicht und ganz zuverlässige Aerzte haben wir nicht mehr, denn alles Brauchbare ist bei der Armee. Sie sind mir also sehr erwünscht, und wenn Sie noch Jemand haben, schlagen Sie ihn vor, es sind noch mehrere Stellen unter der Ihrigen unbesetzt. Sie erhalten bei diesem Lazareth den Rang eines Oberchirurgus mit zwanzig Thalern Gehalt.«

»Das ist sehr wenig!« unterbrach ich ihn.

»Ich weiß es, o, glauben Sie mir! Aber wir haben nicht mehr und kein Mensch kann mehr geben, als er hat. Meine Nachfolger werden für ihre Untergebenen einst mehr thun können, wenn wir wieder Frieden haben, ich habe ihnen nur für's Erste wacker vorgearbeitet. Ich habe den rauhen Stein behauen, sie mögen ihn glätten. Doch weiter zu unserm Geschäft. Ihr nächster Vorgesetzter ist der Stabschirurgus K***, der Ober-Stabschirurgus Ihres Lazareths, noch nicht ernannt, wird am Rheine zu Ihnen stoßen, denn Sie sind für die Campagne in Frankreich bestimmt. Jener, Ihr jetziger Chef, ist ein gedienter Mann, in militärischen Geschäften wohl erfahren, das ist die Hauptsache; seine übrigen kleinen Fehler übersehen Sie, und wenn Sie finden, daß Sie in manchen Dingen an seiner Stelle besser wären, als er selber, so denken Sie menschlich – es geht ja für das allgemeine Beste. Die Zeit Ihres Aufbruchs ist noch nicht bestimmt, halten Sie sich aber fertig für jeden Augenblick. Sobald das Personale

vollständig ist, empfangen Sie Ihre Pferde und Utensilien. Wenn der Krieg beendet ist, und es gefällt Ihnen im Militär, so bleiben Sie, es wird Avancement in Fülle geben.«

Ich wollte mich eben in Dankesworten ergehen, als ein alter Diener leise hereintrat und seinem Herrn einige Worte in's Ohr flüsterte.

»Ein Mädchen?« fragte Görcke erstaunt.

»Ja, Herr General-Stabschirurgus! Und sie weint so sehr.«

»Laß sie sogleich eintreten. Entschuldigen Sie, Herr Doktor, aber Sie sollen doch auch sehen, was wohl ein Mädchen von mir wollen mag.«

Sogleich trat ein hübsches, blondes, junges Mädchen herein, anständig gekleidet, aber mit etwas leichtfertigem Gesichtsausdruck. Thränen erstickten ihre Stimme und eine Weile stand sie laut schluchzend vor dem gewaltigen Manne.

»Was wollen Sie, mein Kind?« redete er sie freundlich an.

»Ach, mein Herr, ich bin sehr unglücklich. Ich habe einen Geliebten, der mir die Ehe mit tausend Schwüren versprochen hat. Jetzt, sagt er, schicken Sie ihn in den Krieg und da könne aus der Heirath nichts werden. Ist er einmal fort, so kommt er nicht wieder und ich gräme mich todt. Lieber nehme ich mir das Leben.«

»Aber was soll ich denn da thun, mein armes Kind?«

»Ihn ermahnen, daß er mir mein Versprechen hält und sich trauen läßt, ehe er davon geht.«

»Wie heißt der so sehr Geliebte?«

»Suwarow!«

»Suwarow? Ah! ich erinnere mich – warten Sie einen Augenblick, er wohnt nicht weit von hier, er war heute Morgen schon einmal bei mir, um sich seine Bestallung zu holen – ich will ihn rufen lassen, dann wollen wir sehen, was zu thun ist.«

Er öffnete ihr mit diesen Worten eine von den vier Thüren des großen Saals, worin wir uns befanden, und nöthigte sie freundlich, in dem Nebenzimmer zu verweilen, bis sie gerufen würde. Darauf sandte er sogleich nach dem Manne, dessen Ehe so sehnsüchtig begehrt wurde. Als das Mädchen im Nebenzimmer war, setzte er sich wieder auf seinen Stuhl und lächelte mich an.

»Da sehen Sie,« sagte er, »was man in diesen Zeiten Alles thun soll, sogar Ehen muß man schließen. Aber des arme Ding dauert mich, sie ist so hübsch und jung; ich bin begierig, zu erfahren, was Herr Suwarow dazu sagt.«

Ich war ebenfalls neugierig auf die Entwicklung geworden und wartete in ruhigem Gespräch über Dies und Jenes auf das Erscheinen des Vorgeforderten.

Da trat der Diener abermals ein und meldete, diesmal laut sprechend, es sei so eben noch ein Mädchen gekommen, welches den Herrn zu sprechen wünsche.

»Was?« rief dieser. »Noch Eine? Will sie auch einen Mann? Das wird komisch. Laß sie eintreten!«

Sogech trat mit raschen, energischen Schritten ein hochgewachsenes, ebenfalls hübsches Mädchen ein, verbeugte sich kurz und fragte, oh sie die Ehre habe, vor dem Herrn General-Chirurgus zu stehen?

»Ja, mein Kind, was wünschen Sie?«

»Mein Herr, ich bin verlobt mit einem jungen Mann, der zur Armee abgehen soll. Er hat mir die Ehe versprochen und ich lasse ihn nicht eher fort, als bis er mein Mann geworden.«

»Aber was geht das mich an?«

»Sie schicken ihn fort, sagt er, und er müsse gehorchen.«

»So! Das muß er auch – aber wie kann ich Ihnen helfen?«

»Ihm bedeuten, daß er seine Pflicht gegen mich erfüllt.«

Gbrcke sah mich mit kaum unterdrücktem Lächeln an und fragte nach dem Namen ihres Geliebten.

»Suwarow!«

»Was, Suwarow? Sie irren sich!«

»Ich mich irren? Mein Herr, in dem Namen, den man künftig selbst führen soll, irrt man sich nicht.«

»Sie haben Recht. Kommen Sie, treten Sie eine Weile in dies Zimmer, Sie sollen sogleich die Entscheidung haben, ich erwarte Suwarow eben selbst.«

Und mit ihr gehend, die fröhlich an seiner Seite dahin hüpfte, führte er sie in ein zweites Zimmer, welches neben demjenigen lag, worin das erste Mädchen sich befand.

Zu mir zurückgekehrt, fing er laut zu lachen an. »Das gibt eine Komödie, auf deren Entwicklung ich gespannt bin,« sagte er. »Der Tausend auch! Das scheint ein Künstler zu sein, den man anstaunen muß – zwei so hübsche Herzen zu durchbohren und beide heirathen zu wollen!«

Kaum hatte er ausgesprochen, so erschien der Diener zum dritten Mal und lachte selbst.

»Es ist noch ein Mädchen da und will Sie sprechen!«

»Hol' sie der Kuckuck! Noch eins? Sind sie des Teufels? Bin ich ein Beichtvater? Das geht zu weit – laß sie herein, es kommen am Ende noch zwanzig!«

Er war ernst geworden, ich wurde es auch, und wir erwarteten mit Spannung den dritten Auftritt.

Die Thür ging auf und ein blendend schönes Mädchen mit roth geweinten Augen, aber ziemlich gefaßt, trat in's Zimmer.

»Wie? Wollen Sie auch heirathen?« redete sie Görcke an.

»Ja, Herr Doktor! Ich will es – ich *muß* sogar; Mein Verlobter will mich verlassen, ohne mir zu halten, worauf zu bestehen ich berechtigt bin.«

»Heißt er Suwarow?« fragte Görcke kleinlaut.

»Ja, ja, so heißt er – o Sie kennen ihn – dann bin ich glücklich, dann hat er mich nicht belogen, er nannte Sie immer seinen Gönner.«

Sprachlos stand der alte Mann vor mir und starrte mich an. Er wußte nicht mehr, was er sagen sollte. Der dreifach in Anspruch genommene Gönner kratzte sich hinter den Ohren.

»Warten Sie,« sagte er endlich, »ich werde Suwarow holen lassen, und Sie sollen sogleich eine Antwort haben. Wie sie aber ausfällt, liegt nicht in meiner Hand.« Und wie die beiden ersten führte er auch dieses Mädchen durch die dritte Thür in ein Nebenzimmer.

»Wenn jetzt noch eine kommt,« flüsterte er. »Habe ich kein Zimmer mehr. Das ist ja eine verfluchte Geschichte, die mir Angst macht. Was thut nun ein kluger Feldherr, he?«

»Man muß erst mit dem Manne der heiligen Trinität sprechen und die Wahrheit von ihm herausbringen; die Entscheidung muß ihm allein überlassen bleiben.«

»Gewiß, das ist auch meine Meinung. Was aber mit den beiden Anderen anfangen, denn eine kann er doch nur ehelichen? Den Teufel auch! Wären sie mir doch vom Halse geblieben!«

Da kam der Diener zum vierten Male und meldete den geschickten Taktiker Suwarow selbst, der sich aber jetzt in seiner eigenen Schlinge fangen sollte. Er trat herein, ein großer junger Mann mit einer geistreichen Physiognomie, auffallender Adlernase, aber höchst verschmitzten und doch gutmüthigen, rollenden Augen. Er verbeugte sich tief vor seinem Meister.

»Guten Morgen, Herr Suwarow!«

»Guten Morgen, Herr General-Stabschirurgus!«

»Ich habe Sie rufen lassen, um Ihnen eine Frage vorzulegen. Sind Sie ein Türke?«

Der Gefragte starrte etwas verblüfft den Frager an, aber er faßte sich schnell, denn er war nicht auf den Kopf

gefallen. »Nein,« sagte er demüthig, »ich glaube an Christus.«

»So, aber Ihr Name klingt etwas ausländisch. Vielleicht sind Sie ein Russe?«

»Auch nicht – höchstens habe ich die Ausdauer und den Muth desselben. Sonst bin ich ein Westpreuße.«

»Aha! Sie haben mich um eine Anstellung beim Reserve-Feldlazareth gebeten?«

»Ja, und Sie haben sie mir bereits gewährt.«

»Freilich, wenn Sie hier in Berlin nicht gebunden sind.«

Der junge Mann schwieg, aber sein Auge rollte bald auf seinem Chef, bald auf mich und dabei machte er eine Geberde mit Armen und Händen, als wenn ihm schon das Wasser bis an den Hals ginge.

»Also ja – heraus mit der Sprache, Herr! Durch wen und mit wem sind Sie gebunden?«

»O, das kann ich so genau nicht sagen –!«

»Wie, Herr? Das wissen Sie nicht? Keine Ausflüchte – ich will die Wahrheit wissen, ich muß sie wissen – sonst nehme ich meine Anstellung zurück.«

Der westpreußische Suwarow schaute hoch auf und schüttelte sich vor Entsetzen. Sein russischer Muth wurde auf eine harte Probe gestellt.

»Sie haben einem Mädchen die Ehe versprochen – haben Sie nicht die Absicht, dieses Versprechen zu halten?«

Der westpreußische russische Türke athmete hoch auf. »Ja, gewiß habe ich die Absicht!« stöhnte er.

»So ist's gut. Ich will Ihnen aber etwas sagen. Sie wissen selbst nicht, wer und was Sie sind; weder ein Westpreuße noch ein Russe sind Sie – Sie sind ein ächter Türke – ein Heide – wollen Sie den Beweis? Warten Sie einen Augenblick! – Da, sehen Sie!« Und er schritt rasch auf die drei Thüren zu und öffnete sie, aus denen die drei Mädchen schnell hervorkamen, denn sie hatten ihren Hahn schon am Krähen erkannt. Sobald sie sich aber gegenseitig im Angesicht hatten, blieben sie wie angedonnert stehen und schauten abwechselnd Görcke, Suwarow und ihre Nebenbuhlerinnen an. Ich hatte meine Augen hauptsächlich auf den stummen vielherzigen Mann gewandt, der, wie in den Grund gebohrt, vor uns stand und sein halbes Leben vielleicht gegeben hätte, wenn er sich unsichtbar hätte machen können. Endlich fragte sein Chef ernsthaft, beinahe streng:

»Nun, mein Herr, welches ist Ihre Geliebte?«

»Ich – ich – ich!« schrienen alle drei Mädchen zusammen.

»Ich habe Euch nicht gefragt – ich frage diesen,«

»Herr General-Stabschirurgus,« stammelte dieser endlich, »ich bin in Verzweiflung!«

»Welche ist Ihre Geliebte?« donnerte Görcke.

»Ich – ich – ich!« schrienen die Mädchen wieder.

Der Chef des Medizinal-Stabs der Armee wurde böse. Dann aber fing er zu lachen an, denn er konnte sich nicht länger bemeistern, und sagte:

»Meine lieben Kinder, ihr armen Mädchen – ich kann ja nichts dafür – ich habe Euch die Ehe nicht versprochen – wäre es Eine gewesen, ich hätte einen Machtpruch gethan, aber bei Dreien bin ich so unmächtig, wie der König und der Papst. Es scheint mir aber, daß keine von Euch bevorrechtigt ist, also vertragt Euch darum oder laßt ihn ganz los, denn Ihr seht, er kann sich im Augenblicke selber nicht entscheiden.«

»Er muß entscheiden!« sprach das energische zweite Mädchen. »Er muß!«

»Ich habe das Vorrecht!« sagte die Dritte. »Er weiß es am besten!«

Das erste Mädchen schwieg, weinte aber im Stillen fort. Als jedoch ihre dritte Gefährtin so klar gesprochen, trat sie wehmüthig an Görcke heran und sagte mit ergebenem Tone:

»Mein Herr, ich danke Ihnen – ich trete zurück – für mich ist er nicht, ich bin allein belogen. Guten Morgen!«

Kaum war sie zur Thür hinaus, so sprang die zweite hervor und rief: »Mein Herr, auch ich! Ich verachte Herrn Suwarow – ich will ihn jetzt nicht, auch wenn er mich wollte. Aber ich bin von ihm betrogen.«

Auch sie verließ das Zimmer und nur die Belogene und Betrogene blieb stehen.

»Suwarow!« sagte jetzt Görcke ernst. »Sie sehen, wie die Sachen stehen. Sie thun mir leid. Ein feuriger Ofen ist für einen Mann genug. Es bleibt Ihnen aber eine Frau, um an ihr gut zu machen, was Sie an vielen verbrochen

haben. Thun Sie Ihre Pflicht, mehr kann ich Ihnen nicht sagen.«

Der überführte Türke seufzte und sah das stehengebliebene schöne Mädchen an. »Susanne,« sagte er, »ich halte Dir mein Versprechen – noch morgen bist Du meine Frau!«

»So ist es recht – gehen Sie und seien Sie so thätig auf dem Felde der Ehre, wie Sie es auf dem der Liebe gewesen sind, und ich werde mit Ihnen zufrieden sein. Das Uebrige ist Sache Ihres Gewissens – ich mag mich damit nicht beschweren, ich habe mit mir allein zu thun.«

Beide verbeugten sich dankbar und gingen zusammen hinaus. Görcke blieb allein mit mir und trocknete sich den Schweiß von der Stirn. »Da sehen Sie,« sagte er, »was ein General-Stabschirurgus der Armee für Soldaten hat. Mohrenwetterelement! Der Kerl ist ein Todtschläger, wie ich noch keinen vor mir gehabt! Ich bin ordentlich mürbe geworden – ich muß frühstücken. Gehen Sie, grüßen Sie Mursinna und besuchen Sie Ihren Vorgesetzten K***. Guten Morgen!«

Er gab mir die Hand. Ich aber stieg ernster, als ich gekommen war, die Treppe hinab. Ich hatte in der letzten Stunde ein Stück Leben vor meinen Augen aufführen gesehen.



Von meinem jetzigen obersten Chef begab ich mich zu Ernst Goy und theilte ihm mein neues Verhältniß mit.

»Was!« rief er. »Du willst ohne mich fort? Das geht nicht. Sind wir so weit zusammen gegangen, gehen wir auch weiter zusammen. Was soll ich allein in diesem Steinhau- fen thun, wenn alle Männer davonlaufen und nur die al- ten Weiber und kleinen Kinder zurückbleiben – ich laufe lieber mit Euch. Juchhe! nach Frankreich!« Und er begab sich sogleich zu Görcke, um sich mit meiner Empfehlung zum Lazarethchirurgus anzumelden, wozu er auch mit Dank angenommen wurde.

Von Ernst Goy ging ich zu meinem neuen Vorgesetz- ten, dem Stabschirurgus K***, um mir die kleinen Fehler an ihm zu besehen, die unser oberster Chef, der seine Leute kannte, schon angedeutet hatte. Aber ich sah am ersten Tage nichts Besonderes, denn mein neuer Mentor war im Ganzen harmlos und unschädlich. Dieser Mann brauchte einige Zeit, um seine guten und schlimmen Sei- ten zu entwickeln. Damit aber der Leser diesen Herrn kennt, wie auch ich ihn bald kennen lernte, so gebe ich ihm hier eine kleine Schilderung von ihm, nicht etwa, weil er so vieler Mühe werth ist, sondern weil er der Ty- pus einer ganzen Klasse von Menschen ist, die von Gott erschaffen scheinen, um der Welt im Ganzen sehr wenig zu nützen, aber im Einzelnen denjenigen, die ihnen un- glücklichee Weise untergeordnet werden, das Leben noch schwerer zu machen, als es an sich schon ist.

Von Hause aus mit kümmerlicher Schulbildung und einem höchst mäßigen Geistesgrade begabt, war dieser kleine Monarch außerordentlich eitel auf seine langen Feldscheerdienstjahre, fast eben so sehr wie auf seine

blankgewichsten Stiefel, die er jedem neuen Bekannten zehn Mal als ein Phänomen erster Größe vorwies, allein deshalb, um seinen ganz gewöhnlichen Fuß als einen sehr zierlichen bewundern zu lassen. Denn er liebte es, den Jüngling mit grauen Haaren in Form einer Ruine vorzuführen. Gegen Vorgesetzte spielte er den Bedienten und wußte sich durch tausenderlei Erbärmlichkeiten bei ihnen unentbehrlich zu machen; Untergebenen gegenüber trug er ein gelehrtes und dünkelfhaftes Ansehen zur Schau, wie ein personificirter Oberwurmdoktor. Alle vornehmen Leute gab er vor persönlich zu kennen, und erzählte gern die Worte, die sie vor zwanzig Jahren zu ihm gesprochen haben sollten. Ich habe nie Jemanden gekannt, der so wenig merkte, wie er, daß er Allen, mit denen er umging, zum heimlichen Gespött diente, denn er hatte eine unüberschwenglich günstige Meinung von sich selbst. Dabei that Jedermann das von ihm Befohlene anders als es befohlen war, indessen das wurmte ihn nicht, hatte er doch das Vergnügen des Befehlens genossen. Merkwürdig war sein Widerspruchsgeist und sein hartnäckiges Festhalten an einer vorgefaßten Meinung, und war sie auch noch so falsch. Immer wußte er eine Sache anders und besser vorzutragen, wie ein Anderer, und wenn er auch nur ein einziges Wort daran ändern sollte. Nie hörte er zu Ende, was ein Anderer sprach, um nur in aller Eile seine eigene Meinung an den Mann zu bringen. Alles hatte er besser gesehen, gehört, erfahren. Das erstreckte sich sogar auf die alltäglichsten Kleinigkeiten;

zum Beispiel, wenn Jemand von einem guten Essen erzählte, welches er genossen, so unterbrach er ihn, um zu bemerken, daß er vor Jahren ein noch viel besseres verzehrt. Und das in einer so langweiligen, schleppenden, weitschweifigen Art, daß auch der Munterste zu gähnen anfing.

An wissenschaftlicher Bildung eine Null, in geselligem Verkehre ein abgelebter Geck, war er allein durch sein Alter, was er mit Verdienst für gleichbedeutend hielt, in seine jetzige Stellung gelangt, und wir hatten oft zu bedauern, keinen kräftigeren Führer vor uns zu haben. Rechnet man zu diesen inneren Vorzügen noch die äußeren, das heißt, einen kurzen, gedrungenen Wuchs, ein bäurisches Wesen, linkische Bewegungen und endlich eine stockende, nur nach langem Suchen das rechte Wort findende Sprache, so hat man das vollkommene Bild unsers damaligen, einfältigen aber herzlich gutmüthigen Gewalthabers. –

Am anderen Tage meldete sich Herr Suwarow bei mir, der mit Ernst Goy und noch zwei Chirurgen zu meinen nächsten Untergebenen gehörte. Ich mußte unwillkürlich lächeln, als ich ihn bei mir eintreten sah. Er war aber heute sehr demüthig und ließ die Ohren lang herunter hängen.

»Sind Sie verheirathet?« fragte ich.

»Das geht so schnell nicht, Herr Doktor! Ich muß erst aufgeboten werden – aber ich heirathe Susanne gewiß. O! was war das gestern für ein Tag! Er wird mir ewig

zur Lehre dienen. Ich hatte in den Boden sinken mögen, als ich die drei Vestalinnen so unvorbereitet sah. Ich fürchtete gedreitheilt zu werden und blickte mich schon nach dem Messer um, denn der General-Stabschirurgus schneidet außerordentlich gut.«

»Lassen Sie es abgemacht sein – seien Sie thätig und das Uebrige wird sich finden.«

Und es fand sich, denn selten habe ich einen so entschlossenen und umsichtigen Feldarzt gesehen, wie er in der ihm zugewiesenen Sphäre war.



Es kann nicht meine Aufgabe sein, in den nächstfolgenden Blättern eine genaue Schilderung des Feldzugs in Frankreich im Jahre 1814 und 15 liefern zu wollen. Abgesehen von den zahllosen und vortrefflich darüber handelnden Brrichten, die alle Welt kennt, kann und will ich auch aus anderen Gründen hier keine ähnliche Kriegsgeschichte erzählen. Ich kann nicht, weil mir beinahe alle soldatische Bildung, sogar bis auf die militairischen Ausdrücke herab, abgeht, weil ich von der Taktik der Schlachten und Feldzüge nichts verstehe und weil ich endlich überhaupt nicht gern von Dingen rede, die meinen Empfindungen und Ansichten fern liegen. Sodann aber will ich nicht, weil ich einsehe, daß eine solche allgemeine, episodentartige Schilderung in den Rahmen meines kleinen Lebensbildes nicht paßt, dasselbe sogar

an Farbe, Ausdruck und Interesse schwächt. Ich will daher nur schildern, was Andere gar nicht oder nur andeutungsweise berichtet haben, ich will von dem Feldzuge mittheilen, was ich davon verstehe, und was ich in der tumultuarischen Gefühlserregung jener erhabenen und unvergeßlichen Stunden selbst erlebt und empfunden habe.

Zunächst nun kehre ich zu den Tagen zurück, die in Berlin uns in voller Arbeit fanden, um uns zu einem entscheidenden Feldzuge zu rüsten, und ich bin dem Leser schuldig zu berichten, wie meine geringe Person sich in das ungewohnte Verhältniß gefunden und welche untergeordnete Rolle sie in dem großen Drama mitgespielt hat.

Ich war also mit vielen Anderen bestimmt, nur als Arzt jenen großen Feldzug mitzumachen, nicht als sogenannter Combattant. Ein Unterschied, so ungerecht, so gesucht und so recht die Engherzigkeit der Menschen aufdeckend, wie selten einer. Also der nicht mit dem Gewehr in der Hand stehende, aber dennoch todtgeschossene Arzt ist eines weniger ruhmvollen Todes gestorben, als der Soldat, der im Hintertreffen unbeweglich, Gewehr bei'm Fuß stehend, neben ihm erschossen wird? Wenn sie verwundet werden, erhält dieser eine Auszeichnung als Mitkämpfer, jener, der Arzt, nur die eines theilnehmenden Zuschauers – und alle Welt hat das Recht, nach Jahren zu sagen: Sehet da, das ist ein Doktor! Er trägt zwar auf seiner Brust das Zeichen, daß er dabei gewesen, aber im Kampfe selbst gefochten und geblutet hat er nicht.

O Welt! Wie kalt und unverständlich bist du in Beurtheilung so wichtiger, für hochherzige und ihrer Pflicht warm ergebene Männer, so überaus heiliger Sachen! Doch, das ist ja schon so oft und vergeblich erörtert worden – wozu verliere ich unbekannter Wurm noch darüber einige leicht verschallende Worte!

Merkwürdig! Schwierigere Dinge im Leben hat man viel leichter und früher durchdrungen und ihre Schattenseiten in Lichtseiten zu verkehren gewußt – aber wie lange hat es gedauert, bevor der Offiziersstand eingesehen, daß der Arzt des Soldaten, also auch des Offiziers, doch eine ziemlich nothwendige und keineswegs überflüssige Person sei? Hat jener wissenschaftlich gebildete und kenntnißreiche junge Mann, vor wenigen Jahren in dem intelligenten Preußen, sogar nicht noch mit dem Range, der Stellung und der Löhnung eines Unteroffiziers, das heißt eines leidlich dressirten Bauers, zufrieden sein müssen, trotzdem er allen Ansprüchen des Staats und der wissenschaftlichen Autoritäten entsprochen, trotzdem er die akademische Würde eines Doktors erlangt hatte?

Jetzt freilich ist es anders geworden, in Vielem wenigstens anders, in Manchem noch immer sehr, sehr schlecht; ja, hegt man doch jetzt noch die Meinung, es gebe Stellungen im militairärztlichen Stande, in welchem die Betheiligten sich von Mondstrahlen oder, wie ein Kanarienvogel, von ein paar Saamenkörnchen sättigen und erhalten könnten! Doch, wer das nicht weiß, der glaubt es nicht, also ist meine Mühe, es ihm zu beweisen, vergebens, und wer es weiß, der schweigt lieber, denn er

sieht auch nicht gern, außer vor Gottes Augen, die Blöße seines kummervollsten Gedankens aufgedeckt.

Freilich, im Kriege ist die Stellung eines Arztes immer besser als im Frieden gewesen. Da sahen Viele klar ein, was ein Arzt werth ist, wenn er dicht an ihrer Seite stand und eine augenblickliche Hülfe bei Gefahren zur Hand hatte, die entweder den Tod oder im besten Falle eine geringe Verkrüppelung zur Folge hatten. Ist aber der Arzt im Frieden nicht eben so ehrenwerth, wie im Felde? Der Soldat sollte doch bedeuten, welche Rolle er selbst eigentlich im Frieden spielt und dann den Abglanz seines eingebildeten Glanzes auch auf den Tod oft verachteten Arzt zurückfallen lassen, der in gesunden und in kranken Tagen, immer bereit zu helfen, in jeder Stunde der Nacht, nie an seine eigene Ruhe denkend, an seiner Seite steht und einzig und allein seine Schmerzen zu lindern bemüht ist.

Als ich damals in das Militair trat, war mir Alles neu und ungewöhnlich, vom Benehmen gegen Vorgesetzte an bis zu meiner Kleidung herunter. Ich muß eine sonderbare Figur in jener Zeit gespielt haben. Jeden Augenblick trat mir, ob aus einem dunkelen Gefühl meiner untergeordneten Stellung oder der Unkenntniß meiner übernommenen Pflichten, weiß ich nicht, die Schaamröthe auf das Gesicht, so beim Grüßen eines Vorgesetzten, beim Geradestehen, wenn eine hohe Person vorüber ritt oder fuhr, oder gar bei der allergewöhnlichsten Anrede irgend eines mit glänzenden Epauletten geschmückten

Offiziers, wobei ich mir immer als ein auf einem Präsentirteller gestelltes Etwas vorkam, auf das die begehrlichen Blicke von Jedermann gerichtet waren. Man glaube nicht, daß dies Dummheit meinerseits war, oder daß die gleichgültigen Blicke so vieler Vorgesetzten oder ihre barsche Anrede mich außer Fassung brachten. Nein, es war dies ganz allein die Neuheit der Sache. Denn allmählig tauchte in mir die Wahrheit vor dem Scheine auf. Ich erkannte als Hauptsache bei'm militairischen Wesen, daß es nur die Form sei, die man gleißnerischer Weise annehmen müsse, ohne sich etwas dabei zu denken, um die richtige und vorschriftsmäßige Figur zu spielen. Erst einige Wochen in der Uniform bis zum Kinne steckend, lernte ich mich sehr bald darin bewegen und benehmen, denn auch ohne Exercirunterricht kann ein vernünftiger Mensch mit nur geringer Mühe sich ein soldatisches Wesen aneignen.

Aber das allerschlimmste für mich war das Reiten. Ich hatte nie ein Pferd bestiegen, nie auf dem warmen Rücken eines lebendigen, sich so hastig bewegenden und gern seinen eigenen Trieben folgenden Thieres gesessen. Und, nachdem ich zwei Tage ein solches Thier mein genannt, mußten wir schon bei einigen Hochwürdenträgern in Parade vorbeimarschiren und – in's Feld rücken. Man kann sich meine Lage dabei lebhaft vorstellen, zumal wenn man bedenkt, welche herrliche Rosinanten in der Regel dem armen Doktor zwischen die Beine geschoben werden.

Und hierin liegt abermals ein großer Mißgriff des soldatischen Gebrauchs gegen den in vielen Dingen stiefmütterlich behandelten Arzt. Wir Aerzte verlangen für uns kein andalusisches Roß, keinen englischen Wettrenner, keine arabische Vollblutstute, aber was wir für uns verlangen können und müssen, das ist ein ruhiges, schnelles und doch dauerhaftes Pferd. Denn alle diese Eigenschaften braucht der Arzt an diesem so edlen Thiere. Gerade er ist auf sie am meisten angewiesen, denn es soll ihm zur Fortbewegungsmaschine dienen, um ihn schnell und sicher an den Ort seiner Hülfeleistung zu tragen. Des Arztes Arbeit beginnt oft da, wo die der Anderen aufhört und er muß noch frisch an Kräften sein, wenn alle Uebrigen vor Müdigkeit schon hinsinken. Das wußten die Franzosen zum Beispiel sehr wohl und darum hatten sie auch so viele Aerzte beritten gemacht, als sie Pferde für sie erlangen konnten.

Wie es mir nun mit meinem kriegsgerüsteten Pferde erging, soll man sogleich erfahren. –

Mit ungeheuren Anstrengungen, die aber von unzähligen freiwilligen Opfern redlich unterstützt wurden, hatte das ausgesogene und zerstückelte Vaterland alles Nothwendige vorbereitet, um mit frischen Kräften und neuen Mitteln den letzten und bedeutungsvollsten Kampf zu Ende führen zu können. Auch wir bekamen unser bescheiden Theil hiervon. Alle unsere Fuhrwerke, Geschirre, Geräthschaften, Bandagen und Instrumente, und was zur Vervollständigung einer so großartigen Einrichtung, wie ein leichtes Feldlazareth ist, gehört, waren neu vom

vordersten Hufeisen bis zum hintersten Rade. Um einem Unkundigen von der Ausdehnung und Kostbarkeit eines solchen wandernden Lazareths nur einen ungefähren Begriff zu geben, theile ich mit, daß die Instandsetzung desselben beinahe dreizehn tausend Thaler und seine monatliche Unterhaltung beinahe acht hundert Thaler kostete. Es gehörten dazu ein und sechzig Menschen und fünfzig Pferde. Ob alle diese kostspieligen Einrichtungen so vortrefflich und zweckgemäß waren, wie sie in einem so ernstern Kriege sein mußten, bleibe dahingestellt. Man hatte wenigstens dem besten Willen die schnellste That folgen lassen. Uns schienen sie im Augenblick des Empfanges geeignet, einen ganzen Kirchhof schon Begrabener wieder lebendig zu machen, an Ort und Stelle des Gebrauchs sahen wir dagegen ein, daß nicht Alles Gold ist, was glänzt, und daß es gut gewesen wäre, wenn in manchen Dingen dem theoretischen Kopfe, der sie so schön erdacht, eine praktische Hand zur Seite gestanden hätte. Indessen sei hier gleich von vornherein bemerkt, daß ein geringes Plus oder Minus hierbei keinen Ausschlag giebt. Die Hauptstärke der Leistung liegt allein in dem guten Willen und der Anstellungsfähigkeit der Leistenden, denn ich habe in meinem erfahrungsreichen Leben Großes mit sehr kleinen Mitteln zu Stande bringen, und den kleinsten Erfolg bei den herrlichsten Mitteln ausbleiben gesehen. Das ist in diesem Punkte gerade eben so, wie in allen anderen menschlichen Einrichtungen und Unternehmungen.

Der Tag zur Empfangnahme kam allmählig heran und wir Angestellte sahen uns alle zum ersten Male persönlich versammelt, um die inneren Eingeweide eines fliegenden Lazareths in Augenschein zu nehmen und seinen ersten Flügelschlag zu versuchen. Wie gesagt, wir waren entzückt von unserer Maschinerie und versprachen uns goldene Berge, zumal wir es selbst waren, die damit vor die Augen der Welt treten und wie Männer handeln sollten, ohne für's Erste danach zu fragen, ob auch Diejenigen entzückt wären, denen wir die Schärfe unserer Messer und die Spitzen unserer Lanzetten zudedacht hatten.

Schnell wurden die vier- und zweispännigen Wagen bepackt oder eigentlich ausgestopft, denn Vieles – was auf dem Schlachtfelde zum augenblicklichen Gebrauch bereit sein muß – bedurfte sogar einer gewaltthätigen Zusammenstampfung, um in sein bestimmungsmäßiges Behältniß zu passen. Eben so schnell wurden die für uns ausgewählten Pferde angespannt und unsere Trainfuhrleute in ihre neuen Kittel gesteckt. Aber ach! da zeigte sich schon ein großer Uebelstand. Alle Leute, die zum Jahren und Reiten mit zum Theil uneingefahrenen und ungerittenen Pferden bestimmt waren, verstanden weder das Eine noch das Andere. Es ist auch zu viel verlangt, wenn ein armseliger, krummbeiniger Schneidergeselle, eben aus seiner Werkstätte hervorgeholt, plötzlich ein scheues Pferd besteigen oder vom Sattel aus vier wilde Durchgänger zügeln soll.

Dieser große Uebelstand, jetzt beseitigt oder nach Möglichkeit verbessert, war damals ein Gegenstand

großer Aergerniß und Betrübniß für uns. Gleich bei der ersten Probefahrt auf dem großen fandigen Exercirplatze vor'm Brandenburgerthore, gingen drei Wagen allzu flüchtigen Laufes davon – sie wollten vielleicht ihrem Namen Ehre machen – drei Schneidergesellen flogen aus den Sätteln und zwei Schuster brachen sich Arme und Beine dabei. Mehrere Wagen wurden umgeworfen und mußten selbst in's Lazareth zur Heilung wandern. Am zweiten Tage eine ähnliche Flucht mit Verwüstung im Gefolge – am dritten schon Parade, auf welcher alle Beteiligten selbst handelnd erscheinen mußten, also auch ich. Doch nun komme ich zu meiner ersten Ritterschaft, trübseligen Angedenkens.

Eigentlich sollten wir berittene Glieder des fliegenden Feldlazareths für eine gewisse Summe uns selbst Pferde beschaffen. Da aber für den ausgeworfenen Preis kein Roß, höchstens nur Mähren in und um Berlin zu haben waren, so kamen wir darum ein, uns die Pferde in Natur zu stellen. Man ging wohlwollend genug darauf ein, und eines schönen Morgens weckte mich mein neuer Bursche, indem er einen Schimmel vor der Thür wiehern ließ und mir dann dienstergebenst anzeigte: dies sei mein Schlachtroß. Etwas zaghaft und mit prüfendem Auge überflog ich die schneeweißen Glieder meines zweiten Ichs und, in der That, ich fühlte mich befriedigt, denn mein Schimmel war kräftig, mäßig groß und noch nicht vollkommen ein Greis, trotz seiner verdächtigen Haare. Er stand diesen Augenblick sehr ruhig vor meiner Thür und blickte mich, wie es mir schien, etwas verlegen und

prüfend von der Seite an. Sogleich ließ ich ihm etwas zu fressen geben, um mich bei ihm beliebt zu machen, und als dies mit einiger Hast geschehen war, wurde er mit meinem neuen Geschirr bekannt gemacht, welches mir mein theurer Meister Mursinna großmüthig verehrt hatte. Dann gingen wir beide in höchst vertraulicher Nähe, um uns an einander zu gewöhnen, vor das Thor, wo ich für meine Person ziemlich unmuthig – muthig anlangte. Der Kavallerie-Wachtmeister, der unserem Lazareth als zweiter technischer Führer beigegeben war, begleitete mich und erzählte mir unterwegs, daß besagter Schimmel ein ausrangirtes Trompeterpferd eines Husarenregiments sei, flüchtig wie der Wind, dauerhaft wie Herkules, aber dabei mit einem äußerst musikalischen Ohre begabt. Was das Letztere bedeuten sollte, verstand ich nicht recht, sollte es aber in kürzester Zeit erfahren. Denn auf dem Exercirplatz angelangt, wo glücklicherweise gerade wenige Menschen sich zeigten, bestieg ich zum ersten Mal den Rücken eines so tugendhaften Geschöpfs. So lange es still stand, saß ich ziemlich bequem und sicher, auch im Schritt fand ich die Bewegung angenehm genug. Eben so glaubte ich die Zügelführung leicht begriffen zu haben, denn ich lernte sehr bald verstehen, was Fühlung war und begann mich dabei allmählig selbst zu fühlen. Nun aber – denn ich mußte schnell lernen – ging das Traben los; in der That eine wunderbare, halb stoßende, halb hüpfende Bewegung, die dem Zuschauer mehr Vergnügen gewährt, wie Demjenigen, der sie zum ersten Mal selbst versucht. Aber ich überwand die hüpfenden

Stöße tapfer, hielt die Schenkel fest, die Arme mäßig an den Leib gepreßt die Brust heraus, den Rücken hohl, den Kopf gerade, wie mein Leibstallmeister mich freundlich unterwies. Da, gerade bei der zweiten Biegung, wo späterhin der Circus stand, kam ein Postwagen gefahren. Der dumme Postillon verstand wahrscheinlich nicht, wie schwer das Reiten sei, oder wollte mich die musikalische Eigenschaft meines Schimmels kennen lehren. Kräftig stieß er in sein Horn – ich hörte es noch – aber sehen, sehen konnte ich nichts mehr, Alles ward vor meinen Augen blau, himmlisch blau. Denn bei'm ersten Schalle des Horns hatte mein Schimmel, dem ich den Namen Pegasus gegeben, die Ohren gespitzt, den Kopf erhoben und – ehe ich es mir versah, machte er trotz meiner guten Zügelführung: kehrt, gerade dem vielleicht befreundeten Postillon entgegen. Er erreichte ihn auch glücklich – ich aber nicht, denn ich lag, etwas eingeschüchtert, obwohl unverletzt, in dem weichen Sande des Thiergartens, von der lieben Straßenjugend umjauchzt und umsprungen, wie ein in seiner Pflicht untergegangener Held.

Jetzt verstand ich das Wort des Wachtmeisters, was nämlich ein musikalisches Pferd sei. Nichtsdestoweniger, obgleich etwas langsamer als das erste Mal, bestieg ich den Rücken meines Pegagus von Neuem. Diesmal blies kein Postillon und ich fiel auch nicht wieder in den Sand.

Am zweiten Tage dasselbe glückliche Resultat. Am dritten Parade. Mir schlug das Herz, als wir im Schritt durch die Straßen der Stadt zum Thore hinaus ritten und fuhren, wobei ich die Ehre hatte, zum ersten Male neben

meinem Chef, dem Stabschirurgus, zu reiten, der nicht viel fester saß, als ich, aber natürlich sich das Ansehen gab, als sei er ein berühmter Kunstreiter.

Vor'm Thore angelangt, stellten wir uns in Reih' und Glied auf, das heißt, wie sich ein fliegendes Feldlazareth aufzustellen für nöthig hält. Hier fanden schon einige Mißhelligkeiten zwischen meinem Chef und dem technischen Führer des Lazareths, dem kommandirten Offizier, einem alten, erst jüngst mit den Epauletten begabten Wachtmeister statt. Dieser wollte die Wagen so, jener anders gestellt haben. Endlich entschied ein Kriegskommissariatsbeamter, der dabei war, daß die Aufstellung der Wagen und Pferde auf dem Marsche und bei Paraden Sache des Offiziers, alles Uebrige aber Sache des dirigirenden Stabschirurgus sei.

Wir standen lautlos, wie unter den Waffen ergraute Grenadiere. Nur mein Auge schaute rechts und links, ob auch kein Postillon wieder daher komme. Aber keiner erschien, nirgends war auch nur ein Gedanke von Musik zu hören. Da kamen verschiedene Offiziere, Aerzte, Beamte, alle zu Pferd heran, unter ihnen einige meiner Bekannten, die mich lächelnd begrüßten und die ich lieber heute nicht begrüßt hätte. Man ritt an unserer Front auf und ab, musterte Alles und Jedes und lobte Vieles, besonders die blankgeputzten Schneidergesellen, die vor

Angst schwitzten, obgleich es ziemlich kalt war. Da wurde Marsch kommandirt, und schon bei diesem musikaligen Tone machte mein Schimmel einen Satz, der einem englischen Renner Ehre gemacht hätte. Aber ich hatte diesmal Glück, ich verlor bloß meine Mütze, die mir ein mitleidiger Straßenjunge wieder emporreichte. Jetzt ging es im Schritt fort. Es machte sich prächtig. Da wurde Trab kommandirt und ich weiß nicht, wie es kam und that gar nichts dazu und dennoch trabte mein Schimmel von selbst, aber leider so heftig, daß ich trotz alles Zerrens und Drückrens plötzlich der erste im Zuge war. Eben wollte er sich beruhigen – da – Tarata! kam der befreundete Postillon von neulich daher und – fort ging mein Schimmel, ihn abermals zu begrüßen, während ich selbst liegen blieb, wo ich gerade zu liegen kam.

Alles lachte – ich auch, obgleich ich mich schämte wie ein junges Mädchen, welches zum ersten Mal öffentlich tanzen soll. Aber was half's, es mußte überwunden werden; und es ward überwunden.

Die Offiziere des Lazareths, wozu ich in Folge meiner Stellung auch gehörte, wurden zusammengerufen und belebt, sogar ich wegen meiner männlichen Fassung bei einem so großen Unglück, auf einer Parade vom Pferde zu fallen. Dazu wurden noch einige ermunternde Worte gefügt und uns angekündigt, daß wir am nächsten Tage nach Magdeburg abmarschiren würden.

Rasch machte ich überall meine Abschiedsbesuche. Sehr gern hätte ich noch vor meiner Abreise in den Krieg einige liebevolle Worte und einige klingende Goldstücke

aus Prag abgewartet, denn eine Stadt wie Berlin ist einem geldgefräßigen Raubthier gleich zu achten, aber – es kam kein Brief; jener mit den hundert fünfzig Thalern war der letzte gewesen. Meine Adresse zwar hatte der Major, meinen Abmarsch in den Krieg wußte er, ich hatte ihn wenigstens nach Prag gemeldet, aber ach! die unglücklichen Kriegszeiten mochten wohl den Faden unserer so süßen Verbindung durchschnitten haben. Ich mußte mich mit meinem Traktament begnügen und ich begnügte mich, hatte ich doch schon weniger besessen. Am nächsten Morgen um sechs Uhr aber sammelten wir uns auf unserm Paradeplatze und ritten mit gutem Gewissen, ruhig und Gott ergeben, in die stürmische Zukunft hinaus.

IX. DER ERSTE KUGELGRUSS.

An einem winterlich freundlichen und nicht zu kalten Morgen in der Mitte Januars 1814 traten wir also wohlgemuth unsern Marsch gegen Frankreich an. Wir ritten den ganzen ersten Tag nur Schritt, um die Pferde langsam an die ungewohnte Anstrengung zu gewöhnen; ich meist für mich allein, denn der zweite Oberchirurgus hielt sich stets in der Nähe des Stabschirurgus an der Spitze des Zuges, und Ernst Goy saß mit Suwarow, die sich bald aneinander geschlossen, meist in einer der Ambülancen, nur von Zeit zu Zeit ein Stündchen zu Fuß gehend. Gegen Ende dieses ersten Marsches, als wir schon Potsdam von einem Berge herab in naher Ferne liegen

sahen, fühlte ich mich entsetzlich müde, und als ich abstieg, war ich so steif, daß ich kaum die kleine Treppe, die zu meinem Quartier führte, hinauf klettern konnte. Ich fand dieses in der Lindenstraße bei einem Fleischer, Namens Neumann, glaube ich. Hier stärkte man mich mit Wein, Fleisch und Bier dergestalt, daß ich einen ganz falschen Begriff von Marschquartieren bekam, denn ich träumte sie mir nun alle so gastreich, freundlich und behaglich. Selbst beim Abmarsch am nächsten Morgen fand ich die Satteltaschen meines Schimmels so voll gestopft von Gebratenem und Geistigem, daß es eher wie ein Paukerpferd, denn ein Doktorpferd aussah. Den zweiten Tag machten wir einen noch größeren Marsch, denn wir ritten bis Brandenburg, welches wir bei'm entsetzlichsten Schneegestöber erreichten. Als ich hier vor meinem Quartier anlangte, war ich fast außer Stand zu gehen; meine Beine, vom Reiten und der Kälte erstarrt, kamen mir wie aus Holz gedrechselt vor, und mein freundlicher Wirth, der Musikdirektor Crusius führte mich wie einen Verwundeten nach meinem Zimmer. Dieser Mann hatte vier sehr hübsche Töchter, von denen die Russen vor einiger Zeit, als sie bei ihm in Quartier gelegen, die älteste, als nach ihrem Geschmacke die schönste, mit List und Gewalt hatten mitnehmen wollen. Man war darüber noch in Angst und hatte eigentlich nicht gern wieder Einquartierung genommen. Indessen mit einem Doktor glaubten sie es noch einmal versuchen zu können und sie hatten auch in der That nichts von mir zu fürchten. Dennoch blickten die lieblichen Mädchen mich etwas scheu an, denn

es mag allerdings keine Kleinigkeit für ein so junges Wesen sein, von einem mit der Knute bewaffneten und nach Knoblauch stinkenden Russen so leidenschaftlich verehrt zu werden, daß er sie sogar mit in den Krieg schleppen will. Das jüngste dieser vier Mädchen, Minchen mit Namen, habe ich noch vor einigen Jahren wiedergesehen. Ich fuhr in ihrer Gesellschaft auf der Eisenbahn dem Rheine zu, wo sie, glaube ich, eine Tochter verheirathet hatte; zufällig sprach sie den Namen ihres Vaters aus und dieser Klang war meinem Gedächtniß so treu geblieben, daß einige Nachfragen mich bald auf die richtige Spur leiteten. Die Frau war noch hübsch und sah überaus jugendlich aus. Dergleichen Wiederbegegnungen im Leben sind wie freundlich winkende Blümchen am Rande des Weges, von denen der vorbeischreitende Wanderer den Duft einathmen muß, so lange er Organe dafür besitzt, denn man begegnet leider auch Dornen und Disteln genug.

Von hier aus zogen wir in ununterbrochenen Märchen, nur alle vier oder fünf Tage einen Rasttag haltend, über Magdeburg, Kassel, Marburg dem Rheine entgegen. In der That, eine schöne Reise, namentlich zu Pferde, mit dem man sich endlich vertraut gemacht hatte, wenn es nicht Winter und unsere Verhältnisse bei'm Lazareth im Allgemeinen günstiger gewesen wären. Im Einzelnen zwar fehlte es mir nie an Unterhaltung, denn Ernst Goy war häufig mein Reitgefährte. Er hatte sich sehr bald Jedermann's Gunst zu erwerben gewußt und erhielt bald von diesem, bald von jenem ein Pferd geborgt, worauf er

seinen langen Leichnam warf. Er spielte zwar dabei eine erbärmliche Figur, indem er mit dem Leibe des Pferdes einen spitzen Winkel von beinahe fünfundvierzig Graden bildete, indessen er saß, ritt und plauderte dabei so unverdrossen und scherzhaft, daß er allen Mitgliedern unserer Karavane unentbehrlich geworden war. Dasselbe war der Fall mit Suwarow, der den Mund ungeheuer voll zu nehmen wußte, sobald man auf politische Dinge zu sprechen kam, und von dem man hätte glauben können, er brauche blos mit seiner Hand zu winken und mit seinen sprechenden Gesichtsmuskeln zu zucken, um Frankreich sammt Napoleon und seiner Armee in die Tasche zu stecken. Minder erfreulich hatte sich das Verhältniß zwischen unserm Chef und den einzelnen Gliedern des Lazareths gestaltet, denn er stand schon in wenigen Tagen ganz allein. Der zugführende Offizier, der Inspektor, der Apotheker, der Rendant – kein Mensch verkehrte mit ihm, denn Alle hatte er bereits durch sein pedantisches Wesen von sich verscheucht. Ich für meine Person hielt mich zu keinem besonders, sondern ritt, sprach und wohnte mit denen, die mir gerade in den Weg kamen, und das scheint mir auch auf solchen Märschen das Beste zu sein, falls man nicht Jemand hat, den man aufrichtig liebt und in sein Inneres aufnehmen kann, dies Heiligthum, welches man nie ungestraft vergeuden darf. Bisweilen that mir der Herr Stabschirurgus die Ehre an und suchte meine Nähe, oder er ließ mich auffordern,

ihm vorn an der Spitze des Zuges Gesellschaft zu leisten, was mir stets eine Pein sonder Gleichen verursachte. Denn ich habe nie einen Menschen gesehen, der von seiner Allwissenheit so vollkommen überzeugt war, wie er. Er wußte und kannte Alles und immer besser als jeder Andere, selbst wenn er keinen Begriff von der Sache hatte. Anstrengung übrigens kostete eine Unterhaltung mit ihm nicht, denn man brauchte ihm fast nie zu antworten, obgleich mir die Langeweile bei seiner Unterhaltung oft beschwerlicher würde, als die schwierigste Arbeit. Er sprach ohne Aufhören und stets in einem belehrenden Tone, wie wenn ein Dorfschulmeister einem achtjährigen Knaben die ersten Begriffe des Abc beibringt. Ich dachte dann auch natürlich in der Regel an andere Dinge, als an das was er erzählte, und nickte nur gelegentlich mit dem Kopfe, mit welcher Aufmerksamkeit er auch schon zufrieden war, da er im Ganzen nur sich hören wollte. Ich habe nie mit diesem Manne ein hartes Wort gewechselt, und dennoch weiß ich bestimmt, daß ich in seinen Augen ein Gräuel war, denn er schien instinktmäßig zu fühlen, daß unsere Naturen nicht die geringste Verwandtschaft mit einander hatten und daß er in meinen Augen nur vorhanden war, wenn ich ihn gerade sah.

So ging unser Marsch ruhig aber nicht allzu angenehm von Statten; ich lernte allmählig, von meinem Stallmeister fort und fort unterwiesen, reiten und meinen Pegasus verstehen, bis wir endlich nach vier bis sechs Wochen so weit in unserer Bekanntschaft vorgerückt waren, daß er in mir den Herrn erkannte, während er früher mein Herr

gewesen war. Unsere Quartiere fanden wir bald auf Dörfern, bald auf einem Gute, seltener in einer Stadt. Gute und schlechte Unterkunft wechselte, Strohlager folgten auf weiche Betten, Brot und Kartoffeln auf feine Gerichte, und an Alles gewöhnte sich unser Leib, der sich in der That viel leichter in Entbehrungen schicken lernt, als unser Geist. Denn jener mochte hungern und dursten, frieren und schwitzen, es kam ein Tag, wo er sich wieder erquicken konnte, dieser hatte aber keine Nahrung und darüber trauerte er. Und am traurigsten wurde ich, als ich gegen Mitte Februars die von Eisschollen treibenden Fluthen des Rheines wiedersah. Mein Geist flog dreißig Meilen nordwärts und ging in seinen Erinnerungen sieben Jahre zurück. Ach! mein stilles Kloster, meine lieben Freunde, mein grüner Wald und Alles, was ich in ihnen gefunden – wo waren sie geblieben?

Doch der Mensch muß nie zurückblicken, um sich trüber zu stimmen, nur um sich zu erheben, mag er es thun. Lieber dringe er vorwärts in's dunkle Leben hinein, denn das allein vermag die Gedanken an die Vergangenheit zu verbannen. Und wir hatten in der That ein neues und dunkles Leben vor uns und bald sollte uns sein gewaltiger Flügelschlag hörbar und fühlbar umrauschen. Denn wir waren bereits mit großer Gefahr bei Ehrenbreitstein über den Rhein gesetzt. Unsere unbändigen Pferde, unsere unbehülflich schweren Wagen und unsere linkischen Fuhrleute waren wahrlich nicht dazu geeignet, die ohnehin schwierige Ueberfahrt zu erleichtern. Aber wir

kamen glücklich hinüber und betraten das linke Rheinufer, jenes schöne Land, den Zankapfel zweier mächtiger Völker, auf dessen Fluren im Augenblicke alle Leidenschaften der Menschen wütheten, wo Mord und Todtschlag nicht allein Gebot, sondern eine Ehre war, wo um Kaiser- und Königskronen gewürfelt und die Geschicke ganzer Nationen wie Spielbälle durcheinander geworfen wurden.

Wir waren also in Coblenz und glaubten schon die Schneemassen des Nordens hinter uns zu haben, die unsern bisherigen Marsch so schwierig und unfreundlich gemacht hatten, aber noch waren wir nicht so weit. Noch immer arbeiteten wir uns, namentlich in den Bergen, mit unerhörter Anstrengung hindurch. Wir berührten Boppard, St. Goar, Trier, Luxemburg, dann gelangten wir auf die große Straße von Verdün, über Chalons gegen Rheims der großen Armee und ihren Siegen, aber auch ihren blutenden Menschen entgegen.

Hier auf diesem Wege sollten wir die eigenthümlichen Gefühle kennen lernen, die den Menschen ergreifen, wenn er sich dem Feinde nähert und wenn das seinen Anfang nimmt, was man Gefahr zu nennen pflegt. So lange wir in Deutschland oder wenigstens deutsch gesinnten Ländern marschirt waren, hatte Jedermann unsern Eifer gespornt, uns seinen Beifall zu erkennen gegeben und uns als Vaterlandsvertheidiger ehrenvoll aufgenommen und zu fördern gesucht. Sobald wir aber den

Landstrich erreichten, wo französische und deutsche Interessen sich kreuzten und beider Blut sich mischte, benahm man sich schon anders. Man warnte uns mit finsternen Blicken und einzelnen Worten. Die Macht der Franzosen hielt man noch lange nicht für gebrochen, sie sammelte sich nur, um mit lawinenartiger Sturmesgewalt wieder daher zu brausen und uns Alle zu Atomen zu zerquetschen. Dadurch wurden wir natürlich etwas ernster und vorsichtiger gestimmt und fingen an, kameradschaftlich zusammen zu halten.

Wir ritten schon mit größerem Bedacht vorwärts, mehr in Stillschweigen verharrend, die Blicke fortwährend gerade aus gerichtet, jeden Luftzug beachtend und fragend, ob er uns nicht Kunde von vornher bringe. Als wir nun aber das so oft gepriesene und schöne Land Frankreich erreichten, als die Spuren der Verwüstung von Freund und Feind immer deutlicher wurden und der Krieg in seiner scheußlichen Gestalt uns immer näher rückte, da trat ein Gefühl des Unwillens in uns ein. Der männliche Trotz fing sein keckes Spiel in uns an zu treiben, wir fühlten, daß wir Männer seien und daß eine heilig-ernste Angelegenheit uns in diese vom Vaterlande so weit entfernten Fluren gefordert habe.

Schon bei Luxemburg hatten wir militärische Begleitung erhalten. Eine Schwadron alliirter Reiterei setzte sich an unsere Spitze, ein Zug Infanterie schloß das Ganze – wir waren also inmitten der Gränzen des Krieges selbst. O wie wurde da schon in der Ferne jeder Busch, jedes einzeln stehende Haus, jeder verdächtige Hügel mit

den wachsamen Augen durchforscht! Obgleich noch die verbündete Armee vor uns war, so schien es uns doch, als wenn uns die Gefahr wie eine Schlinge schon über den Hals geworfen würde.

Endlich machten wir in einem erbärmlichen Dorfe oder Vorwerke, worin kaum die nöthigsten Lebensmittel für Menschen und Vieh aufzutreiben waren, Halt: Es kamen alle Tage Boten an, die uns von den Ereignissen Mittheilung brachten, die vor uns geschahen. Rheims, von den Franzosen besetzt, sollte genommen werden, man erwartete nur noch einige Truppen aus Deutschland. Und diese sollten nicht lange ausbleiben; am 10. oder 11. März, wir lagen bereits mehrere Tage auf unserem Vorwerke, langten sie an, brandenburgische Regimenter, darunter, glaube ich, das fünfte kurmärkische Landwehr-Regiment.

Doch ich kehre jetzt zu meinem Lazarethe zurück, um zu schildern, was bei diesem vorging und von meinem beschränkten Gesichtspunkte aus die nächsten blutigen Vorgänge zu beschreiben. –

Bald nach unserer Ankunft in jenem kläglichen Vorwerke war unser eigentlicher Chef, der Oberstabschirurgus G*** eingetroffen und hatte mit kräftiger Hand die Zügel seiner Regierung ergriffen. Augenblicklich war ein neues Leben bei unserem kleinen Völkchen eingekehrt. Er war ein stattlicher, sehr gebildeter und umsichtiger Mann in den besten Jahren, der sehr wenig sprach, aber um so mehr handelte. Er brachte auch die Nachricht mit, daß in kurzer Zeit die Stadt Rheims genommen werden

würde und daß uns also Thätigkeit in Fülle erwartete. Kaum war er unter uns, so berief er sämtliche Mitglieder des Lazareths zusammen und theilte uns in zwei Hälften, in die fliegende und in die stehende Abtheilung. Mein alter Stabschirurgus wurde Führer der ersten und ich sein unmittelbarer Untergebener; nächst mir und auf meinen Wunsch wurden uns Ernst Goy und Suwarow und zwei andere Chirurgen zugetheilt. Wir erhielten den Wachtmeister zum Zugführer, einen vierspännigen Wagen mit Lazarethutensilien, einen zweiten mit Bandagen und Instrumenten und einer kleinen Apotheke und die beiden Ambülanzen mit den dazu gehörigen Trainleuten. Wir Genannte mußten jeden Augenblick des Aufbruchs gewärtig und streng auf unserm Posten sein, denn diese fliegende Abtheilung war bestimmt, unmittelbar hinter der Feuerlinie sich irgend wo festzusetzen und die Verwundeten aus erster Hand zu empfangen, sie zu besorgen und alsdann zur sicheren Aufbewahrung der zweiten, ein paar Stunden hinter uns stehenden Abtheilung zuzusenden, die sie dann ihrerseits nach Umständen behielt oder wieder weiter zurück in die in allen großen Städten angelegten Lazarethe lieferte.

Es ist dieses häufige Fortschaffen und Umtauschen der Kranken auf einem Raume in den anderen, aus einer Stadt in die andere und oft wohl zwanzig bis dreißig Meilen weit zurück, eine für die Betheiligten auf den ersten Augenblick allerdings grausam erscheinende Maßregel. Allein der Krieg ist überhaupt ein Uebel und der davon Betroffene wird nicht auf Daunenbetten gelagert. Jedoch

erscheint diese Maßregel grausamer als sie ist, sie hat sogar große Vortheile auf ihrer Seite. Denn schlechte und überfüllte Krankenzimmer, wie sie gewöhnlich in der Nähe des Schlachtfeldes gefunden werden, sind Todesbetten, und ein Transport durch die frische Luft, so unbequem und schwierig er wird, ist für einen einigermaßen beweglichen Kranken weit zuträglicher, als das Verbleiben in den ersten besten Niederlassungen, zumal die am weitesten zurückliegenden immer die besten Lazarethe, weil zugleich auch die ruhigsten, sind.

Nachdem also dies angeordnet, wurden die großen Wagenlasten geöffnet und uns und den Krankenwärtern und Gehülften, so viel ihrer da waren, das Nothwendigste zum augenblicklichen Bedarf verabreicht. Außerdem erhielten mein Chef und ich Anweisungen, um nach allerlei Vorkommnissen in Uebereinstimmung mit den höchsten Befehlen handeln zu können. Sodann wurden ein Dutzend Husaren in die Umgegend versandt, mit Stroh gefüllte Bauernwagen heranzuschaffen, damit wir die nöthigen Mittel zur Hand hätten, die Verwundeten zurück zu schicken, wozu unsere beiden Staats-Ambulancen am wenigsten tauglich waren und auch bei Weitem nicht ausreichten. Sollten die umwohnenden Landleute nicht gutwillig ihre Fuhren stellen, so mußte Gewalt gebraucht werden, denn die Wagen waren nothwendig, und, was für die Husaren das Wichtigste war, von dem Divisionär befohlen. Froh über den erhaltenen Auftrag, und Tag und Nacht zu jeder wagehalsigen Thätigkeit bereit, sattelten sie flugs ihre Pferde und galoppirten zu zwei und zwei

in sechs verschiedenen Richtungen munter davon. Gegen Abend desselben Tages kehrten sie mit einigen siebzig Fuhrwerken zurück und erzählten, wie sie mit ihren Klängen unter dem böswilligen Volke herumgefuchelt hätten, das sich gestellt, als verstünde es nichts und doch Alles recht gut begriffe. »Denn hat solche Bauernseele etwa keinen Instinkt?« fragte ein lustiger Husar naiv. »Wir wissen noch sehr gut, wie die Franzosen es bei uns gemacht, und da wollen wir ihnen zeigen, daß wir etwas gelernt haben, indem wir es noch besser machen.«

Wir zählten den 12. März. Ich werde den Tag nie vergessen, denn ich wäre beinahe erschossen worden und dazu noch von einem redlichen Pommer, der nur seine Pflicht gethan, wenn er seine Flinte auf mich losgebrannt hatte. Es war Abend geworden, wir waren Alle etwas unruhig über die Verzögerung des Bevorstehenden und gingen spazierend im Dorfe auf und ab. In trauliches Gespräch mit Ernst Goy vertieft, war ich vielleicht zu weit über die letzten Häuser hinausgekommen und zugleich von der Dunkelheit überrascht. Da, auf der Rückkehr begriffen, wurde mir von einem am Abend ausgestellten Posten Stillstand geboten, zugleich ein aus dem Busche blitzendes Gewehr entgegengehalten und das Feldgeschrei abgefordert. Wir erhielten alle Morgen Loosung, Parole und Feldgeschrei; aber da wir sie bisher noch nicht gebraucht hatten, gingen wir etwas nachlässig damit um. Die Loosung war diesmal Paris, das Feldgeschrei Friedrich Wilhelm oder Gustav Adolf, die Parole

hatte ich ganz vergessen. Bei der Frage nach dem Feldgeschrei schwankte ich also zwischen jenen beiden Namen; sprach ich das falsche Wort aus, so saß mir die Kugel im Leibe, wohin das Bajonett des Pommern sehr nachdrücklich gerichtet war. Alle meine Gedanken concentrirten sich plötzlich auf diesen einen Hauptbrennpunkt und ich zermarterte mich mit der Ueberlegung, wie ich der Gefahr ausweichen sollte, die jede Minute größer wurde. Ich fing also, um Zeit zu gewinnen, mit dem Scharfschützen zu parlamentiren an.

»Das geht nicht,« sagte er, »seien Sie, wer Sie wollen, ich schieße sie mausetodt, das ist mein Befehl. Die Franzosen sind Spitzbuben und Sie können auch einer sein.«

»Ich bin weder das Eine, noch das Andere – komm hervor und Du wirst es sehen.«

»Ich werde mich hüten. Antwort oder Feuer!«

»Die Losung ist Paris!« sagte ich angstvoll, während mir die Zunge am Gaumen klebte.

»Das ist schon richtig! Feldgeschrei – laut – aber nicht zu laut!«

»Friedrich Wilhelm!« preßte ich heraus und augenblicklich senkte sich das Gewehr. Der Pommer aber murrte: »Warum haben Sie mir das nicht gleich gesagt, da Sie es wußten? Es macht mir kein Vergnügen, einen ehrlichen Menschen todt zu schießen; aber ich muß. Jetzt können Sie passiren.«

In Schweiß gebadet, kam ich mit meinem Gefährten zu Hause an; dieser Vorfall aber hatte die gute Folge,

daß wir die Stichwörter künftig außerordentlich genau behielten.

In dieser Nacht schloß ich kein Auge – mir schwebte immer der Pommer vor, mit seinem blinkenden Bajonett und den Worten: Antwort oder Feuer! Ernst Goy lag neben mir auf der Streu und wälzte sich ebenfalls ruhelos. Es mochte Mitternacht sein, als er mich anrief:

»Bist Du wach?«

»Ja, Ernst Goy, ich kann nicht schlafen.«

»Ich auch nicht. Gieb Acht, heute geht's los. Es ist der Dreizehnte, das ist eine böse Zahl. Laß uns aufstehen und sehen, ob Alles fertig ist.« Wir standen auf und zündeten Licht an. Ich fühlte einen brennenden Durst. Aber Wasser war nicht zu haben, denn die schlafenden Bauern waren unerweckbar; sie hatten sich, wie jede Nacht, in ihrer Kammer verbarrikadirt. Es waren böswillige Leute, die wohl was zu essen hatten, es uns aber nicht gaben, wenn wir nicht drohten, und das liebte ich für meine Person nicht. Suwarow verstand es besser, mit ihnen umzugehen und das Begehrte zu erlangen. Er schlug mit der Faust auf den Tisch und brüllte: »Bauer, gieb was zu fressen!« Worauf denn jedesmal ein guter Bissen erschien, während wir uns mit den dürftigen Vorrathen des Lazareths begnügen mußten.

Bis zwei Uhr saßen wir auf und plauderten. Dann wurden wir müde und warfen uns wieder auf das Stroh nieder. Kaum aber hatten wir uns ausgestreckt, so hörten wir

in der Stille der Nacht den Galopp eines nahenden Pferdes und gleich darauf sprang ein Mann auf den Steinen des Vorhauses aus dem Sattel.

Sogleich standen wir vor der Thür. Es war eine Ordonnanz, die eine Depesche für den Oberstabschirurgus in der Hand hielt. Ich nahm sie ihm ab und brachte sie unserem Dirigenten. Wir sollten anspannen und satteln, hieß es, und jeden Augenblick des Aufbruchs gewärtig sein, aber in tiefster Stille verharren.

»Siehst Du,« mahnte Ernst Goy, »ich habe es gesagt!«

Und Alles wurde in größter Stille und Eile befolgt. Bald hielt die fliegende Abtheilung auf der Straße, wir standen neben unsern gesattelten Pferden. So erwarteten wir den Anbruch des Tages, der etwa um sechs Uhr erfolgte. Da erschien eine zweite Ordonnanz, ein brauner Husar. Die Depesche, die er mitbrachte, befahl, wieder auszuspannen und zu warten, uns aber nicht vom Quartiere zu entfernen, bis eine dritte einen neuen Befehl brächte.

Obgleich Mancher über die sich widersprechenden Befehle murrte, die uns die Ruhe nahmen, ohne uns Arbeit zu geben, so thaten wir doch, was befohlen war. Wir bereiteten unser mageres Frühstück und fütterten, die Pferde. So wurde es neun Uhr Morgens. Eben wandelten wir im Dorfe auf und nieder, da zeigte sich ein Postillon auf schäumendem Pferde. Er hielt ein Blatt Papier, mit Bleistift beschrieben, in der Hand.

»Vorwärts!« hieß es darin, »was die Pferde laufen können, auf der Straße nach Rheims!«

Jetzt ging es hastig an die Arbeit. Wir halfen mit eigenen Händen die Pferde anspannen. Als Alles fertig war, die Fußgänger in den Ambüancen saßen, sprangen wir in die Sättel. Vorauf dreißig Husaren, dann der Stabschirurgus, ich und der Wachtmeister, dann die Lazarethequipagen, gefolgt von sämtlichen Bauernwagen, hinten am Ende wieder eine Abtheilung Husaren. So ging es im schärfsten Trabe vorweg, Alles lief gut ab; die Pferde waren zum ersten Mal vernünftig, gleichsam als ahnten sie etwas Ernstes; die Kutscher fuhren vorsichtig; so that Jeder seine Schuldigkeit.

Zwei Stunden waren wir, mitunter galoppirend, fortgetrabt, als wir uns einem kleinen Dorfe näherten, welches, glaube ich, Beine hieß. Da kam uns ein Kriegskommissariatsbeamter entgegengesprengt und befahl uns, in diesem Dorfe vorläufig zu bleiben. Es gebe heute nichts, es seien Gegenbefehle angelangt, aber morgen gewiß. »Suchen Sie sich ein Unterkommen, so gut es geht, denn das Dorf ist mit Mannschaft überfüllt,« fügte er hinzu.

Wir stiegen von unseren tiefenden Pferden und blickten uns an. Aus allen Fenstern, Thüren, Böden und Scheunen beguckten uns Russen mit langen Bärten, Taback kauend und schmauchend, Weiber in allen möglichen Geschäften darunter gemischt. Kosacken ritten auf ihren kleinen Pferden mit den hohen Sätteln, die Lanzen quer über die Knie gelegt, kokettirend auf und ab.

Wir pochten an verschiedene Häuser, nirgends aber war ein Unterkommen zu finden. Endlich trafen wir ein Wirthshaus.

»Aufgemacht!«

»Hier ist nur für Gäste Raum! Einquartierung haben wir schon!«

»Wir sind Gäste!« Und schon waren wir darin. Wir drückten uns Alle in der einen Gaststube zusammen, außer den Trains, die auf der Straße bei ihren Pferden und Wagen blieben.

Das war ein langweiliger und trüber Tag in diesem überfüllten Dorfe, etwa zwei kleine Stunden von Rheims gelegen. Glücklicherweise ging er schnell vorüber in dem Treiben der Krieger, denen wir verwundert zuschauten, denn von einer Gefahr hatten diese wüsten Rotten keine Ahnung – morgen konnten sie schon alle todt sein, aber was that ihnen das heute?

Wir erhielten hier nicht einmal Stroh für die Nacht und lagen schlaflos auf bloßer Erde, den Kopf auf die Sättel gestützt, mit dem Mantel zugedeckt. Morgens vier Uhr konnte ich es nicht mehr aushalten, ich war wie gerädert, denn ich hatte in dieser und der vorigen Nacht kein Auge geschlossen und bei magerer Kost beide Tage in großer Aufregung zugebracht.

Ich trat, um mich zu erfrischen, in's Freie; noch war die Nacht sternenklar und es wehte ein frischer Wind, Rheims entgegen, als wollte Gott selbst uns auf seinen allmächtigen Flügeln unserem heutigen Ziele zuführen. Unmittelbar vor dem Hause lagen unsere Leute und Pferde auf Heu und Stroh, welches die Russen zurückgelassen, nachdem sie truppweise schon um Mitternacht vorgerückt waren. Um halb sechs Uhr erschien derselbe

Kriegskommissair, der uns gestern hier im Orte aufgehalten hatte, um uns zum letzten Mal vorwärts zu jagen.

»Lassen Sie Ihre Pferde laufen, was sie können,« sagte er zu dem Offizier, der unsere Husaren führte, »man wird das Lazareth bald gebrauchen. Seitwärts von Sillery scheint mir die beste Position für dasselbe zu sein. Sie aber, Herr Stabschirurgus, wählen Sie kein Dorf, nur einzeln liegende Häuser oder Höfe zu Ihrer Niederlassung und gehen Sie nicht zu nahe heran. Die Artillerie, überhaupt jede Truppe, muß stets vor Ihnen sein. Viel Glück auf den Weg – guten Morgen, meine Herrn!« –

Bald war Alles wieder an Ort und Stelle und im scharfen Trabe ging es, abermals vorwärts, nun endlich der nächsten Entscheidung entgegen. Mir pochte das Herz, ich hätte gewünscht, mich leiblich kräftiger zu fühlen, denn zwei schlaflose Nächte, karge Nahrung und Gemüthsbewegung dabei sind nicht geeignet, die Körperkräfte selbst junger Leute zu steigern. Indessen stellte die Aufregung, in die wir uns allmähig hineinritten, bald das Gleichgewicht zwischen Leib und Seele wieder her.

Da mußte nochmals gehalten werden. Eine russische Infanterie-Brigade kreuzte unsern Weg, und da die Straße schmal war, so wollte ihr Vorübermarsch für unsere Ungeduld kein Ende nehmen. Endlich bekamen wir wieder Luft, und vorwärts ging das Gerassel des langen Zuges eine Anhöhe hinaus. Kaum aber waren wir auf den Gipfel derselben gelangt, so wurde abermals Halt gemacht, denn wir waren, wie uns sehr bald gesagt wurde, zu weit vorgegangen und konnten im Augenblick nicht

wieder zurück, weil zur Wendung der schweren Wagen kein Raum vorhanden war.

Aber was sahen wir? Eine weite, von wellenartigen Hügelketten, die alle mit Weinstöcken bepflanzt waren, umgebene Ebene, durch die sich die Vesle gleich einer gelblichen Schlange ringelte; dicht vor uns, beinahe in der Mitte dieser Ebene, das stolze, alte Rheims, die Krönungsstadt so vieler französischen Könige, mit ihrer herrlichen emporragenden Kathedrale – jetzt aber der todtspeiende Mittelpunkt und zugleich das Wurfziel aller drohend aufgepflanzten Geschosse. Denn im Halbkreise rings auf den Hügeln waren russische und preußische Batterien aufgeföhren und jeden Augenblick erwartete man das Zeichen zum Beginn der Feindseligkeiten. Auch in unserer nächsten Nähe standen vier Geschütze, umgeben von sorgsam lauschenden Kanonieren mit brennenden Luntten. Noch war der Horizont klar und jeder Gegenstand, selbst in großer Weite, genau zu erkennen; in fünf Minuten aber schon sollte es anders sein.

»Sie sind zu nahe hier!« rief der Führer dieser Batterie unserem Stabschirurgus zu – »wenden Sie sich seitwärts – rasch – denn –«

Da brach er ab und ließ uns unschlüssig stehen und zuschauen. Denn der erste Kanonenschuß, ein Signal für alle übrigen, rollte so eben von einem der gegenüberliegenden Hügel herunter und augenblicklich begann der Pulverdampf den friedlichen Anblick zu trüben, indem er sich von den Höhen in die Ebene senkte und gleich einem

dicken Schleier die Physiognomie der Gegend verdunkelte.

Mit einem Krachen, das ich in meinem Leben nicht vergessen werde und von einem Sprunge meines schnaubenden Pferdes begleitet, welcher mich beinahe wieder abgesattelt hätte, fingen auch unsere Geschütze an, ihr Feuer gegen die arme Stadt zu speien. Ich zitterte wie Espenlaub und das dumpfe Rollen der Haubitzen dröhnte wie ein Erdbeben in meinen Eingeweiden wider. Ach wie bald ist man an eine solche Musik gewöhnt, wie schnell beruhigen sich die aufgeschreckten Nerven und geben sich einer Art wüthender Schadenfreude hin. Schon in fünf Minuten verloren diese krachenden Donner all ihr Schreckliches, zumal auch nicht ein einziger Wiedergruß aus der Stadt nach unserer Seite erfolgte. Aber schon nahte auch dieser mit angstvoller Spannung erwartete Augenblick. Von meinem tanzenden Pferde hin und her gerissen, welches mit den Hufen ganze Erdstücke in die Lust warf, sah ich es gern, daß uns von Jemandem, ich weiß nicht mehr, wer es war, ein Hof in der Ebene, rechts von Sillery zu unserer Niederlassung angedeutet wurde, und wir wollten uns eben dahin in Bewegung setzen, nachdem auch unsere Batterie in Karriere vorwärts gegangen war, als ein trauriges Ereigniß uns belehrte, daß wir nicht ein unschuldiges Schauspiel, sondern ein Trauerspiel von tiefer Bedeutung vor unserer Augen hatten.

Zwanzig Schritte vor uns standen die begleitenden Husaren, deren Pferde auf und nieder wogten. Ihr Führer allein hielt bewegungslos sechs bis acht Schritte von ihnen

entfernt auf ihrem linken Flügel. In diesem Augenblick sauste die erste Kugel daher – wir hörten einen harten Schlag oder Stoß, wie wenn ein Brett getroffen wird – dann sahen wir von dem Führer der Husaren zwei Gegenstände, einen links und einen rechts, in die Luft fliegen, während das Pferd mit seinem Reiter auf und davon ging, wie von einer Windsbraut weggefegt. Diese beiden Gegenstände waren der Tschako und der Kopf, die dem Manne abgeschossen wurden, während das Pferd den kopflosen Rumpf durch die Ebene trug, der sich, zu unserem Entsetzen, noch mehrere Minuten lang in sitzender Stellung erhielt, dann aber hinten überschlug und allmählig vom Sattel glitt. Weiter sah ich nichts mehr, denn schon waren die Husaren in Marsch, unsere Wagen folgten, und mein Pferd, ohne meiner Führung zu bedürfen, galoppierte instinktmäßig seinen hüpfenden Gefährten nach.

Tief ergriffen, trabten wir schweigsam dahin, nur von Zeit zu Zeit mit einem Blick uns unterredend. So erreichten wir jenes kleine Gehöft, ein Winzerhäuschen, wo unser Lazareth für die nächsten Stunden in Thätigkeit gesetzt werden sollte.

Es war Zeit, daß wir ein Unterkommen fanden, denn kaum waren wir an Ort und Stelle, so langten Verwundete in solcher Menge an, daß wir nicht wußten, wem zuerst beizuspringen sei. Ein großes Zimmer hatten wir schnell in Beschlag genommen und die darin befindlichen Möbel vor die Thür geworfen, denn wir brauchten Platz. Bald, auch ein zweites und drittes. Ernst Goy und

Suwarow arbeiteten dabei wie Riesen. Hier herein trug man auf Schultern, Stühlen, Leitern und Bahren, was man gerade hatte, die Verwundeten, meist pommer'sche und brandenburger Landwehren. Diese Leute waren von ihrem Unglück gar nicht so tief erschüttert, wie ich es mir gedacht hatte; sie sahen zwar bleich und mehr erschrocken als traurig aus, klagten aber nur über einen ungeheuren Durst, der sogleich gestillt wurde. Sonst aber sprachen sie ruhig und bedauerten, das schöne Rheims nicht besuchen zu können, worauf sie sich so sehr gefreut hätten!

Wir sechs Aerzte arbeiteten in Hemdsärmeln, meist zwei und zwei bei einem Verwundeten beschäftigt. Glücklicher Weise waren den ersten keine Glieder abzunehmen, was immer viel Zeit erfordert, daher sie denn auch, schnell verbunden, auf die bereitstehenden Wagen gepackt und zur zweiten rückwärts stehenden Abtheilung des Lazareths gefahren wurden. So bekamen wir Luft und freie Hände; aber nicht lange dauerte es, so kamen wieder neue Verwundete an und wir arbeiteten fort und fort, ohne zu wissen, was es an der Zeit sei, ohne ein Bedürfniß zu fühlen, an nichts denkend, als nur allein an das zunächst Vorliegende Hand anzulegen. Ich war mir eigentlich meines Handelns gar nicht bewußt, Augen, Kopf und Hände verrichteten selbstthätig ihr blutiges Geschäft und erst, als wir wegen ausbleibender Verwundeten zu arbeiten aufhörten, bemerkten wir an unseren tiefenden Gesichtern, an unseren steifen Gliedern

und an der Mattigkeit unseres ganzen Körpers, daß wir fleißig gewesen waren.

So war es beinahe Abend geworden und wir hatten noch keinen Bissen über unsere Lippen gebracht. Da, eben hatten wir den letzten Mann so weich wie möglich auf seinen Strohwagen gebettet, kam der Befehl, uns, sobald wir fertig wären, nach dem anderen Theil des Lazareths zurückzubegeben und zu helfen, weil daselbst noch viel zu thun sei. In wenigen Augenblicken hatten wir uns gereinigt und gebürstet, und denselben Weg zurück tragend, den wir am Morgen gekommen waren, langten wir nach einer halben Stunde scharfen Rittes am Orte unserer neuen Bestimmung an. Aber einen grausigeren Anblick, als mir da zu Theil wurde, hatte ich bisher noch nicht vor Augen gehabt.

Ein großer und begüterter Winzerhof war in ein einziges, bluttriefendes Hospital verwandelt worden, alle darin enthaltenen Möbel lagen haufenweise vor den aufgehobenen Thüren zerstreut umher. In allen Zimmern, einige wenige ausgenommen, waren Strohmattzen mit weißen wollenen Decken darüber ausgebreitet, und darauf lagerten Leib neben Leib, Fuß gegen Fuß, also mit den bleichen Gesichtern sich anstarrend, die Verwundeten. Im Ganzen in ihr Schicksal männlich ergeben, verhielten sie sich still, nur zuweilen ächzend, stöhnend und nach einem Labetrunk rufend. Die meisten Wunden waren durch Kartätschen und schwere Geschützkugeln entstanden, namentlich hatten die pommer'schen Landwehren stark gelitten, die das mit Kartätschen vertheidigte

Stadtthor im Sturme genommen hatten. Auch Russen lagen unter den Preußen und schon von Weitem konnte man sie an ihrem Gewimmer erkennen, denn der russische Soldat, wie alle zum slavischen Volksstamm Gehörige, selbst Polen nicht ausgenommen, sonst so muthig und standhaft im Gefecht, sind weichlich, thränenreich und oft sogar weibisch, wenn sie verwundet und von Schmerzen ergriffen sind.

Freilich waren jetzt nach unserer Ankunft viele hülfreiche Hände vorhanden, aber auch der Verwundeten gab es genug. Erst zehn Uhr Abends waren wir mit verschiedenen Operationen und Verbänden fertig.

Da überkam mich plötzlich ein solches Gefühl von Abspannung, Müdigkeit und Hunger, daß ich zur Unterstützung meiner Kräfte physisch gezwungen wurde. Ich trat in das erste beste Zimmer ein, um mir von irgend Jemandem etwas zu fordern, als ich ein neues und unerwartetes Schauspiel vor Augen sah. Auf einem Sopha in einem sehr freundlichen Zimmer lag eine ohnmächtige und in Nervenzuckungen sich wälzende Dame; es war die Frau vom Hause, deren Mann, ein reicher Weinbergbesitzer, händeringend und um Hülfe flehend mir entgegenschritt. Sehr bald hatte ich den Zustand der Kranken erkannt und einige aus unserer Apotheke ihr eingeflößte Tropfen brachten sie wieder zu sich, die der Schreck, die Angst, das blutige Entsetzen der nächsten Umgebung niedergeworfen hatte. Bald erhob sie sich und dankte mir mit rührenden Worten.

»Geben Sie mir zu essen,« rief ich statt aller Antwort, »ich kann kaum noch auf meinen Füßen stehen, ich habe seit drei Tagen gehungert.«

In kürzester Zeit wurde mein Begehren gestillt. Man brachte eine Flasche Sillery, den ich hier zum ersten Male trank, Brot und Fleisch. Ich faßte letzteres vor Gier mit den Fingern und verschlang es, fügte darauf schnell einige große Bissen sehr schönen weißen Brotes hinzu und trank rasch ein paar große Gläser schäumenden Weines aus. Da – nie ist mir wieder etwas Aehnliches begegnet – ich saß gerade auf dem Sopha neben der Dame – glitten mir die Hände so zu sagen vom Munde, ich sank hinten über und augenblicklich, ohne meiner bewußt zu werden, verfiel ich in eine Art Schlummer, wie ich nie einen süßeren und leichteren genossen habe, den aber die ungeheure und dauernde Anstrengung blitzähnlich schnell herbeigezaubert hatte.

Eine Stunde etwa mochte ich traumlos dagelegen haben, als ich geweckt wurde und zwar durch meinen ersten Chef, der mich ihn zu begleiten bat. Ich erhob mich und fühlte mich außerordentlich gestärkt. Wir tranken erst noch einige Gläser Wein, ich nahm noch einige Schnitte Brot und Fleisch mit auf den Weg, dann folgte ich meinem Führer auf dem Fuße.

Es war Mitternacht. Wir besprachen zuerst Mancherlei für den kommenden Morgen und wandelten darauf durch die Zimmer der Verwundeten, die still, ergeben und meist mit gefalteten Händen unter ihren weißen

Decken lagen, mitunter nur ein leises Gestöhn, ein Aechzen, kaum eine Klage ausstießen, um die ruhig daneben Schlafenden nicht zu erwecken.

Vor einem jungen Burschen vom kurmärkischen Landwehr-Regimente blieben wir stehen. Ich werde seinen rührenden Gesichtsausdruck nie vergessen. Eine Kugel war mitten durch seine Brust gegangen und hatte seine Lunge durchbohrt, ohne ein großes Blutgefäß zu verletzen. Angstvoll, laut röchelnd und mit schwer aufathmender Brust lag er da; keine Klage entschlüpfte seinen Lippen, nur seine hellblauen Augen bohrten sich in die meinen, als begeherten sie stillschweigend Hülfe und Beistand. Ich kniete neben ihm nieder, faßte seine Hand und beruhigte ihn mit tröstendem Zuspruch. Dieser hülflose, flehende Blick aber hatte den Stein, der wie ein schwerer Alp den ganzen Tag auf meiner Brust gelegen, gehoben – ich fühlte ein nie empfundenes Bedürfnis – ich verließ das Zimmer, ging auf den Hof und hier, wo Niemand mich sah, als die Millionen funkelnder Sterne am blauen reinen Himmel – ließ ich meinen Thränen freien Lauf. »Vater dort oben!« schluchzte ich. »Warum lässest Du so viel Elend zu? Was haben diese armen jungen Menschen gethan, so zu bluten, so zu leiden? Ah, freilich, sie bluten und sterben für König und Vaterland – und das ist ihr einziger Trost!« –

Und mir wurde nach diesem unwillkürlichen Thränenenerguß leichter um's Herz, ich fühlte mich wieder gestählt gegen das von Außen ankämpfende Leid. Ich schritt leise vor die Thür des auf einem Hügel liegenden

Hauses und schaute mich um. In lautloser Stille breitete sich rings die friedliche Nacht aus. Auf die Berge und Thäler hatte sich endlich der Frieden herabgesenkt, der den Tag über diese freundliche Gegend geflohen war. Am ganzen Horizont aber herum loderten auf den Hügeln die Wachtfeuer der bivouakirenden Preußen, während die Russen in das eroberte Rheims eingezogen waren. Eine Weile stand ich in stiller Betrachtung und schlürfte die belebende Nachtluft ein; noch einen Blick warf ich auf die lodernden Höhen, verfolgte den Rauch, der, darüber emporwirbelnd, den klaren Nachthimmel trübte und langsam nach Paris sich wälzte – dann aber schlich ich zurück in mein Haus und warf mich in mein weiches Bett, welches mir, zuvorkommend genug, die dankbare Hauswirthin hatte bereiten lassen.

DRITTER THEIL.

I. DIE ZWILLINGSBRÜDER.

Das war der erste Tag unserer militairärztlichen Thätigkeit, aber er blieb nicht der einzige im Angesicht des alten und ruhmgekrönten Rheims. Wir hatten mit ihm zunächst nur den ersten Akt des großen Trauerspiels, welches man Krieg nennt, angeführt. Die fruchtbaren Felder und Auen rings herum sollten noch von heißeren Tropfen Menschenblutes befeuchtet werden, denn der zürnende Kriegsgott war noch nicht gesättigt von dem bereits vergossenen; er braus'te gierig daher, zahlreiche Opfer zu fordern.

Wieder graute der Tag und wir erst halb ausgeruhte Aerzte begaben uns zu unseren Verwundeten, um sie zu dem bevorstehenden Transporte vorzubereiten und uns freie Hand zu schaffen, da wir stündlich auf neue Arbeit gefaßt sein mußten. Rasch wurden die vorhandenen Wagen mit ihrer kostbaren Fracht belastet, und als wir damit fertig waren, glaubten wir schon eine Ruhestunde vor uns zu haben, als der Befehl kam, die fliegende Abtheilung des Lazareths schleunigst wieder gegen Rheims vorrücken zu lassen.

In Eile nahm ich Abschied von meinen freundlichen Wirthen, die mir noch zwei wohlverpackte Flaschen Silvery an das Pferd brachten, und sprang in den Sattel, meiner Abtheilung nachzutrabem, die schon einige Minuten voraus war. Und es war Zeit, daß wir wieder im Angesichte Rheims' erschienen. Früh Morgens um neun Uhr

waren unsere braven Truppen, die in ihren Bivouaks ruhig kochten, schmaus'ten und schliefen, durch den Ruf aufgeschreckt: es zeigen sich feindliche Kavalleriemassen von allen Seiten! Leider war diese Nachricht nur zu wahr. Denn kaum hatte man die Gewehre ergriffen, so sah man, wie von der kühlen Morgenluft herbeigeweht, trabende Kolonnen rechts und links schwenken, um unsere lagern- den Infanteriebataillone unvermuthet über den Haufen zu werfen. Und das wäre ihnen wahrscheinlich vollständig gelungen, wenn nicht ein unglückliches, aber diesmal rettendes Ereigniß, welches Niemand vorhergesehen, eingetreten wäre und die Franzosen von dem erträumten raschen Siege zurückgescheucht hätte. Denn kaum hatte die Mehrzahl unserer Truppen ihre Strohlager verlassen, so wirbelten mitten aus dem Lager Rauchmassen empor, die, wie auf Sturmesflügeln sich verbreitend, den feindlichen Reitern sowohl, wie uns, die freie Aussicht verdeckten. Durch irgend eine Unachtsamkeit war unser Bivouak in Brand gerathen, und so schnell theilte sich das kriechende Feuer, von einem leichten Nordwinde begünstigt, der allgemeinen Umgebung mit, daß die in nächster Nähe stehenden Compagnieen nicht schnell genug entfliehen konnten. Viele geladenen Gewehre gingen dabei von selbst los und feuerten ihre Ladung auf Freund und Feind ab, selbst die in den Patronaschen verwahrten Patronen fingen Feuer und richteten eine unvermuthete und oft ergötzliche Verwirrung an.

Wären unsere Gedanken nicht auf ernstere Dinge gerichtet gewesen, wir hätten über die hier und da spielenden Szenen lachen müssen. Denn die bestürzten Landwehren, die platzenden Patronen ihrer Kameraden gewahrend, sprangen aus Reih' und Glied, behende hierhin und dahin hüpfend, um dem prasselnden Feuerwerk zu entgehen, und oft, schon wenn sie sich befreit glaubten, fing das Feuer in ihrer eigenen Mitte zu sprudeln an. Die Verwirrung war groß und eine Menge Brandwunden kamen zum Vorschein, zerrissener Montirungsstücke nicht zu gedenken. Aber schon nahten ernstere Vorfälle. Einige Baracken von Stroh waren von den Flammen ergriffen, bevor die darin Schlafenden geweckt werden konnten, und man zog an verschiedenen Stellen ganz und halb verbrannte Körper aus der Gluth. In diesem Augenblick erschienen wir Aerzte in der Nähe des Bivouaks und unsere Hände wurden eine Stunde lang mit Verbinden und Verladen der Verwundeten beschäftigt.

Den Feinden mochte die eben bestandene Gefahr eine größere geschienen haben, als uns selbst, denn sie hielten jenseits des Bereichs der Flammen und des Rauches und ließen dadurch den Unsrigen Zeit, sich zu sammeln und zum ernstern Widerstande vorzubereiten.

Denn dieser wurde jetzt in der That eine Nothwendigkeit und daher schnell in Ausführung gebracht. Mit gefälltem Bajonett drangen die pommer'schen Landwehren auf dem geraden Wege nach Rheims vor und so heftig war ihr brausendes Dahinstürmen und ihr Hurrahgeschrei, daß die feindliche Kavallerie gespalten und zur

Seite gedrängt wurde. Dennoch wurden viele der Unsri-
gen niedergehauen und zu Gefangenen gemacht, woher
es auch kam, daß wir, langsam hinterher ziehend, we-
nig Verwundete in unsere Hände bekamen. Und so un-
glücklich der Tag für uns begonnen zu haben schien, so
glücklich endete er. In kurzer Zeit sahen wir geschlossene
Massen preußischer Truppen auf einer Anhöhe gesam-
melt stehen und sich anschicken, den durchbrochenen
Feind nach Rheims zurückzudrücken. In diesem Augen-
blick öffneten sich die Thore der alten Königsstadt und
die Russen zogen unter Trommelschlag und Hörnerschall
zu unserer Unterstützung herbei. Das aber war ein er-
greifender Augenblick für einen Theil der französischen
Kavallerie, die, nun zwischen zwei Feuern eingeklemmt,
mitten auf der Chaussie hielt und nicht wußte, wohin sie
ausweichen sollte.

Ein schönes Husarenregiment, mit von Gold blitzenden,
rothen Uniformen und Bärenmützen auf prächtigen
Pferden, nur aus Parisern bestehend, wie wir später
erfuhren, hielt vor unseren Augen. Anfangs geschlossen
harrend, sah man sie bald unruhig werden; Unschlüssig-
keit, was zu thun sei, verriethen alle ihre Bewegungen.
Da wurde von russischer und preußischer Seite zugleich
das Zeichen zum Angriff gegeben und ein Paar Kanonen-
kugeln schlugen mitten in das schöne Regiment ein. Es
entstand ein Gewoge unter den wiehernden und schnau-
benden Pferden, wie wenn ein mächtiger Windstoß ein
hochähriges Kornfeld in fluthende Bewegung setzt. Bald

fingen sie an, sich aneinander zu drängen, bald, von ihren Reitern gestachelt, dehnten sie sich wieder aus einander.

Und fort donnerte das Geschütz und die Kugeln streckten ohne Erbarmen Menschen und Pferde nieder. Aber was geschah da? Die Franzosen, nicht wissend, wohin sie sich retten sollten, bliesen eine Fanfare. Schon glaubten wir, daß sie in rasendem Galopp gegen uns losstürzen würden, um unsere Reihen wiederum zu durchbrechen, als wir sie plötzlich schwenken und sich den Ufern der Vesle zuwenden sahen, deren jenseitige Felder von keinem Feinde besetzt waren und ihnen die einzige Rettung zu bieten schienen. Wenige Minuten dauerte es und das ganze Regiment, von immer stärkerem Feuer gelichtet, setzte in den Fluß, der seine Fluthen langsam dahin rollte, als bereite er sich vor, in feierlicher Stimmung seine Opfer zu empfangen.

Aber der dräuende Schlachtengott wandte sich diesmal gegen die bisher siegreichen Feinde. Es entrollte sich ein entsetzliches Schauspiel vor unseren starr gewordenen Augen. Die mit den aufgeregten Wellen kämpfenden und sich einander niedertretenden Pferde mit ihren kühnen Reitern wurden jetzt von Russen und Preußen beschossen. Jeder aus dem Wasser auftauchende Körper, ob Mensch oder Roß, war ein sicheres Ziel der dicht an das Ufer laufenden Schützen. Und das rettende Ufer, schon so nahe geglaubt, nahm fast keinen Einzigen auf, denn

es war hoch und steil und die ermüdeten und erschreckten Pferde konnten dasselbe nicht erklimmen. Wie lange das Gemetzel, der Kampf mit dem Elemente und den Menschen dauerte, ich weiß es nicht. Mein Kopf wirbelte und über meine Augen legte sich ein Nebel, der mich eine Weile der Gegenwart entriß. Als ich wieder aufschaute, sah ich nichts mehr von dem schönen Regimente; kein Mann, kein Roß, außer einigen Gefangenen, entkam – alle hatten die erbarmungslosen Wellen in ihrem Schooße verschlungen.

Man glaube nicht, daß dieses unvermuthete und für uns so siegreiche Ereigniß von unseren Truppen mit Jubel begrüßt wurde. Lautlos, bleichen Angesichts, standen sie, das nie Gesehene mit ihren erstarrten Sinnen bedenkend, und es bedurfte der wiederholten Zurufe ihrer Führer, sie wieder in Ordnung und Bewegung zu setzen.

So zogen sie ab nach Rheims, nur wir einige Zeit Zurückbleibende standen noch an dem grünen Ufer der Velle, um hier und da einen Arm oder ein Bein aus den Fluthen auftauchen zu sehen. In diesem Augenblick traf beim Lazareth der Befehl ein, einige Aerzte mit ein paar Wagen nach Rheims zu schicken, um einige schwer verwundete Offiziere herauszuholen. Ohne Aufenthalt wurde der Befehl befolgt. Ich wurde mit Ernst Goy und Suwarow nebst einigen Wagen zur Erfüllung des Auftrages auserlesen. Meine beiden Gefährten hatten sich bald beritten gemacht und so folgten wir denn rasch und so nahe wir konnten unseren voranschreitenden Truppen.

Aber dieser kurz scheinende Weg sollte uns nicht leicht werden. Eine heillose Verwirrung zeigte sich bald überall, links, rechts, vor und hinter uns. Die ganze Straße war mit erschossenen Pferden, die sich noch krümmten und wimmerten, mit todtten Menschen, umgeworfenen Wagen und allen möglichen Gegenständen bedeckt. Es war mit einem Wort unmöglich, darauf fortzukommen.

So waren wir denn endlich gezwungen, von dem eingeschlagenen Wege abzuweichen, um nur rasch nach Rheims hinein zu gelangen, denn die feindliche Kavallerie, die uns vorher umgangen hatte, schien geneigt, von den Höhen auf uns herabzustürzen und das an ihren Brüdern begangene Unheil zu rächen. Wir sprangen über die Gräben der Chaussée hinweg und warfen uns, so schnell wir konnten, in die daneben liegenden Aecker und Wiesen. Aber auch hier war das Vorschreiten mühselig genug, denn da die Fluren von tiefen und breiten Wassergräben vielfach durchschnitten waren, blieben viele unserer Fahrzeuge und Geschütze in den Untiefen derselben stecken. Wir selbst, die Gräben durchwatend, überspringend und abwechselnd hineinfallend, gelangten, von Kopf bis zu Fuß durchnäßt, endlich in die Stadt, was ein großes Glück für uns war, denn die Franzosen folgten auf dem Fuße und wurden nur durch ein heftiges Kartätschenfeuer von den Mauern ferngehalten.

So waren wir denn in Rheims. Wohl fanden wir unsere Kranken, von denen jedoch keiner so bedeutend, wie geschildert, verwundet war, aber wir mußten bei ihnen bleiben, statt sie mit uns zu nehmen, denn wir wären

auf dem Rückmarsche sammt ihnen gefangen worden. Hier hörten wir auch, daß die Russen ihren General St. Priest durch einen Schuß verloren, daß sein Nachfolger im Kommando, als er es übernehmen wollte, vom Schläge gerührt, und daß dasselbe auf den preußischen General Jagow übergegangen sei, der aber bereits mit der Hauptarmee vorausgeeilt war.

Trotz der so eben ausgestandenen Gefahren und Mühseligkeiten fühlten wir uns in Rheims doch aufgelegt, uns einmal einen guten Tag zu machen. Vor allen Dingen besuchten wir die weltberühmte Kathedrale und fanden dieselbe von einer unglaublichen Menschenmasse beiderlei Geschlechts gefüllt, um an einer Hochmesse Theil zu nehmen. Es wurde mir dadurch unmöglich gemacht, die schöne Kirche in allen Einzelheiten zu betrachten, ich erinnere mich nur noch, daß ich den Hochaltar wie von Gold und Edelsteinen unter der tageshellen Erleuchtung blitzen sah.

Außer einigen zerschossenen und theilweise abgebrannten Häusern hatte Rheims nicht viel gelitten und wir fühlten uns, in den belebten Straßen auf- und abwandelnd, einmal wieder so ruhig, wie man sich in einer feindlichen Stadt fühlen kann, wenn man gerade nicht angegriffen zu werden befürchtet.

Aber schon zehn Uhr Abends hatte dieses süße Gefühl kurzer Ruhe und Sicherheit ein Ende. Deutlich hörte man ein starkes Gewehrfeuer von dem Ende der Stadt, welches dem, von wo wir eingezogen, entgegengesetzt lag, herüberschallen. Die kurmärker Landwehren, meist auf

Straßen und Plätzen verweilend, zogen sogleich Kundenschaft ein und da ergab sich denn, zu unserer nicht geringen Bestürzung, eine ganz neue und jetzt am wenigsten befürchtete Aussicht. Ein Theil unserer Truppen hatte Befehl bekommen, Rheims schleunigst zu verlassen und sich mit der voraufziehenden großen Armee zu vereinigen. Wir allein, ein kurmärkisches Bataillon und einige andere Truppen, waren, jedenfalls vergessen, zurückgelassen, und sahen nun das Vergnügen vor uns, am nächsten Tage von den andrängenden Franzosen gefangen zu werden. Denn jene Schüsse zeigten ihre Nähe an und wir erfuhren bald, daß die abziehenden Preußen und Russen sich durch sie hindurchgeschlagen hätten. Alle, Offiziere und Gemeine, standen murrend und starrten sich ob der beinahe unglaublichen Neuigkeit an. Ein schlesischer Major, dessen Namen ich leider nicht weiß, rief die Offiziere zusammen und erklärte ihnen, daß sie verloren oder gefangen seien, wenn sie sich nicht entschlossen, ebenfalls die Franzosen zu durchbrechen und mit den vorangegangenen Truppen sich noch nachträglich zu vereinigen.

Bald war dieser kühne Entschluß als der beste anerkannt und gegen Mitternacht schon wurde er ohne Säumen ausgeführt.

Es war eine ruhige, wolkenlose Nacht; nur die Sterne leuchteten matt vom Himmel herunter, sonst war es ziemlich finster. In aller Stille wurden die Thore geöffnet

und wir schlüpfen hinaus. Voran die kurmärker Landwehren, denen wir drei Aerzte mit unseren Krankenwagen folgten, dann einige Pommern. Ich ritt neben einem befreundeten Offizier, Namens Körner, der sich mir schon bei mehreren Gelegenheiten durch eine männlich feuerfeste Seele und eine liebenswürdige Gemüthlichkeit bemerkbar gemacht hatte. Lautlos und anfangs ohne Hinderniß schritten wir auf der Chaussée dahin. Kaum aber waren wir um die nächste Wendung der Straße gekommen, so erblickten wir links und rechts vom Wege weithin leuchtende Bivonakfeuer. Unser Führer ritt kühn auf der Straße vorwärts und that, als sähe er jene Feuer und die lagernden Menschen dabei nicht, die wir sehr bald als Franzosen erkannt hatten. Unbegreiflich ist mir bis heute geblieben, was nun geschah. Wir waren schon zwischen den beiden Bivouaks und noch machte kein Mensch Mienne, uns in den Weg zu treten, obwohl einige Anrufe sich hören ließen und französisch beantwortet wurden. Ob sie uns selbst für Franzosen hielten, ist möglich; bald aber fingen sie an zu schießen. Anfangs waren sie gewiß getäuscht, und als sie ihren Irrthum einsahen, mochten sie sich vielleicht zu schwach oder uns zu stark zu einem unsicheren Nachtkampfe halten. Ihre paar, mehr muthwilligen als ernstesten Schüsse trafen Keinen von uns, denn die Kugeln flogen über uns fort und schlugen in ihre eigenen sich gegenüberliegenden Bivouaks ein. Aber warum hatten sie nicht die Chaussée selbst besetzt? fragte sich Mancher von uns in dieser denkwürdigen Nacht, die uns

Alle zu Gefangenen oder Leichnamen hätte machen können. Genug, wir zogen unbehindert, wiewohl etwas eiligen Fußes ab, und als der Tag graute, waren wir schon weit von unseren saumseligen Feinden entfernt. Unaufhaltsam und nur von dem Wunsche beseelt, unsere Armee einzuholen, marschirten wir weiter, den nächsten Tag und wieder eine Nacht fort. Nur wenige Stunden wurden bisweilen den erschöpften Menschen und Thieren zur nöthigsten Nahrung und Ruhe vergönnt. Und alle hielten wacker aus, bis wir am dritten Morgen das Bivouak des Pirch'schen Corps und somit die große Armee erreicht hatten. Mit Mühe fand ich mein Lazareth wieder, welches auf Umwegen der großen Armee nachgefolgt war, und gegenseitig war das begrüßende Willkommen aufrichtig, als man uns gesund wieder sah, denn man hatte meine kleine Abtheilung schon längst für verloren gehalten. Und meine Freude war dabei um so größer, weil ich die Verwundeten, die zu holen ich nach Rheims geschickt war, in die Hände Derer abliefern konnte, die so sehnsüchtig nach ihnen verlangt hatten.

Jetzt marschirten wir dicht auf den Fersen der großen Armee und auf breiten, schönen Straßen unserem endlichen Ziele, der Stadt Paris, entgegen. Allen klopfte das Herz lauter, wenn davon gesprochen wurde, daß wir es bald sehen würden, das bewunderungswürdige Haupt und Herz des stolzen Frankreichs, das voll erschaffende Bett des Riesen, der die ganze Welt zu seiner eigenen Lust und Befriedigung in Trümmer zerschlagen wollte. Aber

noch waren wir nicht da, noch viele Schweiß- und Blutstropfen sollten vergossen werden, ehe wir seine stolzen Thürme und Paläste ragen sahen und seine volksbelebten Barrieren betraten.

Zunächst kamen wir nach Chateau Thierry, dessen altes Schloß aus den bereits knospenden Bäumen uns entgegenleuchtete. Hier, in dieser kleinen Stadt war ich zum ersten Mal Augenzeuge der ungebändigten Wuth aufgeregter Krieger. Schon weit vor der Stadt hatte sich das Gerücht verbreitet, die Einwohner derselben hätten kranke und verwundete Preußen lieblos mißhandelt. Kaum waren die Truppen daher an die ersten Häuser gelangt, so zeigte sich die Folge dieses Gerüchts. Die verschlossenen Hausthüren wurden mit den Kolben eingestoßen, etwa noch vorhandene Menschen verjagt und dann die Häuser geplündert. Ich habe ein beraubtes Zimmer gesehen. Es sah grausig darin aus. Alle Möbel waren mit dem Kolben zerschlagen, der Inhalt derselben herausgewühlt, Brauchbares mitgenommen, Unbrauchbares zerstört. Kein Mensch ließ sich im ganzen Hause blicken, eben so wie die ganze übrige Stadt plötzlich ausgestorben schien. Vergebens waren Ermahnungen und Befehle der Offiziere, den Thaten der Rache Einhalt zu thun; das kochende Blut der Wüthenden verlangte Genugthuung und die arme Stadt litt unter ihren Verwüstungen. Mehrere Franzosen, die ihr Hab und Gut vertheidigen wollten, sprangen hier über die Klinge, aber wahrscheinlich verloren auch wir von den Unsrigen, denn wer kann bei

solcher Verwirrung das Einzelne übersehen und die Vorgänge in abgelegenen Häusern überwachen.

Von Chateau Thierry zogen wir nach Meaux. Hier hatten die Franzosen die Brücke über die Marne abgebrochen, und wir mußten halten, um uns eine neue schlagen zu lassen. In der nächsten Nacht wurde schon zur Ausführung geschritten, und es machte mir ein großes Vergnügen, unsere Pioniere theils im Dunkeln, theils bei Fackelschein ihre Arbeit vollführen zu sehen. Die Schnelligkeit, die Umsicht, der Eifer, mit dem dies geschah, war mir noch nie vorgekommen. Menschenarme arbeiteten mit Riesenkräften, und schon sahen wir den künstlichen Bau allmählig entstehen, der uns hinüber in das Herz Frankreichs tragen sollte, als wieder etwas Schreckliches geschah. Plötzlich erhellte sich, wie von hundert Sonnen erleuchtet, die Luft und das Firmament. Die Erde unter uns schien sich aus den Angeln zu heben und dem Himmel entgegen zu stürmen; ein Krachen wie von tausend Gewittern zugleich erschütterte die Luft, dann war Alles still – ruhig – finster, ja, stiller und finsterer als zuvor. Die abziehenden Franzosen, vor uns nach Paris weichend, hatten das große Pulvermagazin in Meaux in die Luft gesprengt, aber zu früh, und es hatte mehr ihnen, als uns geschadet. Die Nervenerschütterung, die nach gewonnener Ueberzeugung der Thatsache in uns zurückblieb, läßt sich kaum mit etwas Erlebtem oder Bekanntem vergleichen. Aber unsere Glieder bebten stundenlang und alle Gesichter sahen bleich und verstört aus.

Am anderen Morgen, nach schlafloser und unruhiger Nacht, zogen wir über die fertig gewordene Brücke und schauten mit eigenen Augen die entsetzlichen Verwüstungen, die unsere Ohren schon am Abend vorher vernommen und unsere Einbildungskraft sich vorgestellt hatte, in noch schaurigerer Wirklichkeit. Häuser, Bäume, Erdwälle, Alles war aus seinen Wurzeln und Grundmauern gerissen und im wüsten Wirrwarr durch einander geworfen. Zwanzig bis vierzig Fuß lange Balken waren, kleinen Holzstückchen gleich, Tausende von Schritten weit umhergeschleudert und steckten jenseits der Stadt wie Splitter in den weichen Aeckern und Gärten. Arme und Beine von Menschen, zerrissene Montirungsstücke, verkohlte Gegenstände allerlei Art lagen wie Saatkörner ausgestreut auf den Feldern ringsum. Kein Fenster, kein Dach in der Vorstadt war heil – Alles in einen rauchenden Trümmerhaufen verwandelt, aus dem man überall gebratene Menschen und Thiere hervorzog.

Als wir diesen erschütternden Anblick in unserem Rücken hatten, fand ein zweistündiger Aufenthalt statt, um uns Zeit zum Sammeln zu geben; dann aber ging es weiter, dem vor uns fliehenden Marmont'schen Corps nach, bis zum Abend, wo Halt gemacht und ein Bivouak bezogen wurde.

Ein Bivouak! Welch' sonderbares, luftiges, kühles und doch so natürliches Ding! Wo die freie Natur unser Haus, der Mutterboden unser Bett, die spielenden Winde unser Dach sind! In dem keine beschränkenden Wände uns fesseln, keine verschlossene Thür von der Welt uns absperrt,

wo wir keines künstlichen Fensters bedürfen, um Alles, Alles zu sehen und zu hören, was es Neuestes da draußen giebt – ach ja! Das ist Alles recht hübsch, recht freundlich, recht natürlich, aber dennoch ist ein Bivouak kein so angenehmes Ding, wie ich es mir in meiner poetischen Jugend vorgestellt und so eben zu schildern versucht. Freilich! im warmen, duftigen Sommer, in der friedlichen Heimat oder auf einem stillen Fleckchen schöner Gotteserde, da mag es eine Wollust sein, eine Nacht unter Gottes freiem Himmel zu liegen, zu schwärmen und die funkelnden Sterne über sich zu zählen – aber im Kriege, vor dem jagenden oder hinter dem gejagten Feinde, wo man hungrig und müde an Ort und Stelle kommt und an allen Gliedern gelähmt wieder aufsteht, um sogleich von Neuem an die blutige Arbeit zu gehen, oder vielleicht gar bald erschossen oder zertreten zu werden, da ist es denn doch etwas sehr Unbequemes, Unnatürliches und Widerwärtiges.

Und dieses war mein erstes ordentliches und großes Bivouak, im feuchten Monat März, bei heulendem Nordwinde, nahe an dem zwar fliehenden, aber alle Tage blutige Opfer fordernden Feinde. Und um so mehr wird es mir im Ganzen wie im Einzelnen unvergeßlich bleiben, da es mir bestimmt war, in diesem Bivouak eine große Freude, aber auch einen großen Schmerz zu erleben.

Dieses unser Bivouak war mit dem Rücken an den Abhang eines langen und ziemlich hohen Berges gelehnt, auf dessen höchsten Spitzen viele aufmerksame Posten hin und her schritten. Vor unseren Augen aber lag die

Straße nach Paris, durch eine ländliche, mit Bäumen und Häusern belebte Gegend führend, die im Osten und Westen durch ein kleines Flößchen bewässert und im südlichen Hintergrunde von noch höheren Bergen begrenzt wurde, über deren breiten Rücken sich jetzt schon die Dämmerung des Abends gebreitet hatte.

Unser Lazareth hatte, abgesondert und am weitesten von den vor uns lagernden Truppen entfernt, eine Stelle für sich allein bezogen; unsere Wagen, gleich zum Abfahren eingerichtet, standen in gerader Linie aufgestellt; dahinter, vor dem Winde geschützt, rasteten unsere braven Pferde und hinter den Pferden wie. In unserer summe Nähe hausten unsere steten Begleiter, die Husaren, die jetzt verstärkt waren, denn da wir oft flüchtigen Laufes unseren Weg fortsetzen mußten, hatte man uns die langsamere Infanterie ganz abgenommen.

Heute nun, gleich nach dem Einrücken in unser Bivouak, hatte ein Wechsel unserer militairischen Wache stattgefunden, wie schon öfters, und statt der preußischen Husaren hatten wir einmal herzoglich'sche erhalten.

Schon bei dem ersten Klange dieses Namens hatte ich einen Stoß in meinem Herzen gefühlt. Denn jene Truppen gehörten zu einem Regimente desselben Herzog's, der in Maximilian's Leben eine so düstere Rolle gespielt. Mit Aufmerksamkeit hatte ich daher ihrem Einrücken beigewohnt und mich über die kräftigen Pferde und die

schönen Leute in ihren braunen, mit gelben Schnüren besetzten Jacken und Dollmans gefreut. Eben waren sie abgestiegen, da näherte sich der kommandirende Offizier der Abtheilung unserem Oberstabschirurgus und begrüßte ihn, indem er ihm die Mittheilung des eben Geschehenen machte. Der Offizier war ein junger, hochgewachsener, mit ernsten, männlichen Gesichtszügen begabter Mann von edelem Anstande und angenehmen Bewegungen. Als er nach kurzem Gespräch wieder davon gegangen war, sagte mein Chef zu mir, der ich bei dem eben geschilderten Vorgange in seiner Nähe gestanden hatte:

»Das ist ein hübsches Regiment und hat freundliche Leute, artiger als die unsrigen. Herr Lieutenant van Hees hat sich so eben zu unserem Beschützer auf die nächsten acht Tage angesagt.«

»Van Hees?« rief ich. »Sagen Sie van Hees?«

»Ja, warum soll ich nicht van Hees sagen? Ist er Ihnen bekannt?«

»Ja – nein, wie Sie wollen! Ich muß ihn aber sogleich sprechen.« Und davon ging ich, mit hochklopfendem Herzen, den kommandirenden Offizier der herzoglichen Husaren zu suchen. Aber ich fand ihn nicht sogleich, er war wieder zu Pferde gestiegen, um noch einige Obliegenheiten zu erfüllen.

Schon dunkelte es und er war noch nicht zurück kehrt. Und obgleich ich seiner Bekanntschaft mit namenloser Spannung entgegen sah, so war es mir doch beinahe lieb, daß unser Zusammentreffen sich verzögerte, ich

konnte nun erst das unruhige Pochen meines Herzens beschwichtigen, denn woran mahnte mich nicht dieser Name, dieser Mann, dieser Sohn!

Es war Nacht geworden; alle meine vorher empfundene Müdigkeit hatte sich verloren, ich war voller Erwartung dessen, was sich zunächst ereignen würde. Hell loderten die Bivouakfeuer auf und beleuchteten den trüber gewordenen Nachthimmel, hier und da einen stärkeren Schein über die ruhenden Menschen und Pferde werfend, während der Hintergrund des malerischen Bildes in undurchdringlichem Dunkel blieb. Da mich fror, näherte ich mich einem der Feuer, um welches unsere Leute Suppe kochten. Hier trat mein Bursche zu mir und meldete, daß Herr van Hees endlich in seinem Bivouak sei.

Hastigen Schrittes ging ich sogleich zu den Husaren gegenüber und näherte mich dem Feuer, in dessen Bereiche der Gesuchte seinen Platz haben sollte. Ich sah ihn von der flackernden Flamme beleuchtet sitzen, den Kopf in die Hände gestützt und vornüber gebeugt, als schlief er oder sänne er über irgend etwas träumerisch nach.

»Herr Lieutenant van Hees,« sagte ich sanft und berührte grüßend meine Kopfbedeckung. Sogleich sprang er auf und blickte mich fragend an. Augenblicklich erkannte ich an seinen Gesichtszügen seine Abstammung, er hatte das längliche Gesicht seines Vaters, dieselben treuen Augen und den redlichen, obwohl etwas strengen Zug um den Mund.

»Es ist nichts Dienstliches, was mich zu Ihnen führt,« begann ich, – »lassen Sie uns hier am Feuer niedersitzen – denn ich habe Ihnen einen Gruß zu bringen.«

»Einen Gruß?« – Und damit setzten wir uns, und ich bemerkte jetzt erst neben meinem Gefährten einen anderen Offizier, der, fest in seinen Mantel gewickelt, noch im Bereich der wohlthätigen Flammen lag.

»Ja, einen Gruß; und es wird Ihnen wunderbar vorkommen, daß ich diesen Gruß jetzt hier anbringe. Aber ich habe Sie schon längst in Gedanken gesucht und das Geschick führt mich eben erst unerwartet mit Ihnen zusammen. Haben Sie je von einem jungen Menschen gehört, der Fritz Stilling heißt?«

»Fritz Stilling? – O ja – ja wohl! Aber ich kenne ihn nicht persönlich – läßt er mich grüßen?«

»Nein, denn dieser Fritz Stilling bin ich selbst, und ich habe den Auftrag von Ihrem Vater, dem Herrn Major van Hees, dem ich so Vieles verdanke, Sie zu grüßen, wo ich Sie finde.«

»Von meinem Vater?« fragte der junge Mann mit wehmüthiger Stimme, während zugleich ein jäher Schreck in seinen Mienen aufblitzte. – »Wie? Sind Sie eine Erscheinung? Kommen Sie vom Himmel? Soll das eine Mahnung oder eine Vorbedeutung sein!«

»Vom Himmel?« fragte ich wunderbar betroffen, »Ihr Vater ist doch nicht todt?«

»Ach ja, mein Herr, er ist schon seit Jahr und Tag todt, denn das Leben des Menschen ist nur kurz, wie Sie von

ihm selbst wissen werden – und so eben, bevor Sie hierher kamen, dachte ich an ihn.«

Sprachlos, vom tiefsten Schmerze ergriffen, stand ich vor ihm. – Einige wenige erläuternde Worte machten uns unser gegenseitiges Verhältniß klar und es dauerte nicht lange, so saß ich neben dem jungen Manne, der wie ein Bruder meine Hand in der seinigen hielt.

»Es ist merkwürdig,« sagte er, »welche sonderbaren Verknüpfungen oft das menschliche Leben bietet. Ich hatte mir eben die Sterne da oben betrachtet und den Schöpfer, den man sich zwischen ihnen wohnend denkt, gefragt, auf welchem wohl die Seele dieses meines guten, vortrefflichen Vaters in Seligkeit schwelgen möge? Da kommen Sie und bringen mir einen Gruß von ihm. Ich glaubte in der That erst, Sie seien vom Himmel von einem dieser Sterne zu mir herabgestiegen, um mir von ihm die erfragte Antwort zu bringen, wie die Schicksale der Menschen so wunderbar sind. – Aber erlauben Sie, es ist noch Einer bei mir, der von Ihrem Besuche wissen muß – sehen Sie, da liegt er, Anton, mein Zwillingsbruder!« Und ihn am Arme schüttelnd, sagte er laut: »Anton, mein Bruder, ermuntere Dich, hier ist Jemand, den der Vater schickt.«

»Der Vater?« fragte der Erweckte in halber Schlaftrunkenheit.

»Sehen Sie,« fuhr der Erstere, Ludwig genannt, fort – »er wundert sich auch über Ihre Botschaft – nun ja, der

Vater! Aber er läßt uns noch durch einen alten, wenigstens im Geiste alten Bekannten, von der Erde grüßen, denn Herr Stilling wußte nicht, daß er gestorben war.«

Und bald saßen wir drei neben einander, hatten des Schlafes und der Ruhe vergessen und unsere Erinnerungen nach früheren Zeiten gewendet, die noch nicht von Krieg und Tod und ihrem düsteren Gefolge heimgesucht waren. –

Von Christel wußten sie nichts Näheres, als daß sie in Prag im Schutze einer wohlwollenden Familie geblieben sei, um sich in ihrer Kunst zu vervollkommen, was sie ihnen selbst, nach erfolgtem Tode des Vaters, geschrieben hatte. O, wie waren meine Gedanken diese Nacht so wirr und eigenthümlich! Ich lag schon längst wieder auf meinem eigenen Strohlager und wälzte mich schlaflos hin und her. Christel allein in der Welt und ich im Kriege! Aber wenn dieser Krieg vorüber ist – das war mein erster und letzter Gedanke – dann hält mich nichts mehr zurück. Ich suche sie auf, um –

Da rasselten dumpf die wirbelnden Trommeln und brachten uns den Morgengruß des neuen Tages. Und es wurde lebendig im Lager, die Pferde schüttelten sich und wieherten nach ihrem Futter, und auch die Menschen rüttelten sich auf aus ihrer unerquicklichen Ruhe. Man reckte zuerst die steifen Glieder und dann – ging es weiter, zur täglichen, mühseligen Arbeit. –

Und wieder wurden die Franzosen in wilder Jagd vor uns hergetrieben. – Bald hierhin, bald dorthin wichen sie aus und immer waren die Verbündeten wie Hetzhunde

hinter ihnen her, voller Hoffnung, sie endlich zum Stehen zu bringen. Aber vergebens; es lag nicht im Plan der auf ihr Letztes zurückgeworfenen, alten Sieger, schon hier eine entscheidende Schlacht anzunehmen, sie wollten uns hinhalten, ermüden, um für sich Zeit zu gewinnen und ihre gesammelten Kräfte auf den letzten Wurf zu setzen. So hatten wir jeden Tag die ermüdendsten Märsche, – im Zickzack uns bewegend, und dabei die gefährlichsten Gefechte zu bestehen, die in der Regel bis vier Uhr Nachmittags dauerten, zu welcher Zeit man, von Anstrengung erschöpft, das Bivouak bezog. Unsere ärztliche Thätigkeit bestand im Vorreiten in die Nähe der hintersten Bataillone, Absitzen und Verbinden, Wiederaufsitzen und oft bis in die späte Nacht wurde unsere Hülfe in Anspruch genommen. Aber ich hatte jetzt eine neue und theilnehmende Gesellschaft bei allen diesen Vorfällen. Die Zwilingsbrüder waren, wie man in kriegerischen Zeiten, wo Stunden gleich Jahren gerechnet werden und ein Tag oft einen ganzen Feldzug ausmacht, so bald sich an einander schließt, beständig in meiner Nähe; wir waren befreundet geworden und hatten uns Alles mitgetheilt, was Werth für den Einen oder den Andern haben konnte.

So waren wir endlich zu der Ueberzeugung gelangt, daß die Franzosen uns nur deshalb kreuz und quer herumzogen, um uns so lange wie möglich von dem Mittelpunkt ihrer Existenz, von Paris, fern zu halten, und uns dann erst vor ihre Kanonen und Bajonette zu nehmen, wenn sie ihre Streitkräfte vollständig beisammen hatten.

Und so war es in der That bei ihnen beschlossen. Wir waren bis zum 29. März gekommen und nur noch einen Tagemarsch und ein Tagewerk von dem Ziele unserer Bestrebungen entfernt. Die allgemeine Erwartung, die Spannung auf das Bevorstehende wurde so groß, wie sie nie gewesen war, das Drängen und Verlangen der Truppen nach vorn unaufhaltsamer, denn der Mensch liebt es in allen Lagen des Lebens, heftig und hitzig zu werden, wie das edle Roß, wenn er das Ziel seiner Anstrengungen dicht vor Augen hat und es nur noch kurzer Zeit bedarf, es zu erreichen. Er will in seinem ganzen, unbestrittenen Besitz sehen, was seine Sinne, die Fühlhörner seiner Seele, schon im Voraus in Beschlag genommen haben. Also vorwärts, immer vorwärts, wenn es auch Blut und Leben kostet, haben müssen wir, was wir wünschen!

Ach ja! immer vorwärts! Ich ging auch mit und war voll freudiger Hoffnung auf den letzten Sieg, und sonderbar! dennoch war mein Herz schwer, wie von einem geheimnißvollen Kummer bedrückt, ohne daß ich wußte, warum? Es lag eine Unruhe in mir, eine Hast und ein unbestimmter Drang nach der Vollendung eines unbekanntem Schicksals, den ich mir nicht erklären konnte, denn ich befand mich leiblich ganz wohl. Da, noch ehe die Nacht herabsank, die uns vom 30. März, dem großen Siegestage, trennte, sollte ich von dieser Angst und Unruhe erlöst werden, aber durch einen neuen Schmerz und eine Erschütterung meiner Seele, die ich mir nicht so nahe geträumt hatte. Doch, ich will kurz sein, das Unglück

kann man nicht schnell genug von seinen Schultern werfen.

Es war also der 29. März. Langsam und bedächtig folgte das Lazareth, hier und da einen zurück gesendeten Verwundeten aufnehmend, den voranrückenden Truppenkörpern. Den dumpfen Kanonendonner, den Trommelwirbel, das knatternde Gewehrfeuer hörten wir gar nicht mehr, so hatten wir uns an das alltägliche Gelärm gewöhnt. Wir hatten eben eine Stunde der Ruhe gehabt – das heißt, wir hatten nur einige leichte Verbände angelegt und waren dem Hauptlazareth etwa 2000 Schritte voraus; ich ritt mit Anton van Hees dicht vor den zugführenden Husaren, während der ältere Bruder beim Hauptlazareth seinen Dienst versah.

In diesem Augenblick wurde das Feuer vor uns stärker und schien rasch näher zu kommen; endlich war es dicht vor uns, in der Nähe eines Dorfes, wo der Feind sich gesetzt zu haben schien. Wir hielten an, und da das Lazareth dem Orte des Gefechts zu nahe gekommen war und für die Beteiligten keine Sicherheit mehr bot, so wurde der Befehl zum Wenden gegeben. Dies geschah bei der ungleichen Beschaffenheit des Bodens und zufolge der schlechten Bauart der schwerfälligen Wagen, leider sehr langsam und wir waren eben zum Zweck gelangt, als ein gewaltiger Stoß einer großen, unerwartet von der Seite herangaloppirenden Kavalleriemasse auf die vor uns aufgestellten Truppen geschah und diese zurückdrängte. Augenscheinlich war das ganze Lazareth in

Gefahr, umzingelt und gefangen zu werden. Da ritt Ludwig van Hees mit seiner ganzen Schwadron zwischen uns Flüchtige und den Feind. Aber dieser, im Heranstürzen begriffen, war im Siegeschritt, und der ist, wie man wohl weiß, schwer aufzuhalten. Indessen thaten die braven herzoglichen Husaren ihr Möglichstes. Es entspann sich ein in einzelne Gruppen aufgelöstes Reitergefecht, ein schönes Schauspiel für das zuschauende Auge, aber gefährlich und in der Regel ohne entscheidenden Erfolg. Die Reiter scheinen sich von ihrem persönlichen Muthe verlocken zu lassen und mehr an sich als an das Allgemeine zu denken. Aber die persönliche Tapferkeit, sei sie so groß sie will, giebt bei solchem gewaltigen Sturme keinen Ausschlag. Schneller, als ich es hier mittheilen kann, war das Gefecht im heißesten Gange und der grüne Rasen zwischen den Kirschbäumen vor dem Dorfe, wo dasselbe stattfand, bald von Blut geröthet und mit Leichen bedeckt. In diesem Augenblick sah ich Anton van Hees vom Pferde sinken. Ueber ihm aber entspann sich ein heftiger Kampf, der einem lebendigen Knäuel verwickelter Menschenleiber und Pferde glich.

Von allen Seiten stürzten die Husaren heran, ihrem Offizier zu Hülfe, denn Ludwig van Hees, mit hochgeschwungenem Säbel, war, um seinen Bruder zu retten, mit aller Macht der Leidenschaft auf das wilde Gedränge zuerst losgeritten.

»Wo mein Bruder bleibt, bleibe ich auch!« rief er den andringenden Freunden und Feinden zu – »vorwärts, laßt mich heran!« –

So weit konnte ich nur wahrnehmen, was geschah, denn ich wurde zu derselben Zeit einige hundert Schritte hinterwärts von meiner nächsten Pflicht in Anspruch genommen, die ich mit bebender Hand und so gepreßten Herzens verrichtete, wie nie. Ich glaubte noch Trommelwirbel in der Nähe und das Kommandowort eines Infanterieangriffs, dann eine Salve und Hurrahgeschrei zu vernehmen, dann aber schwieg das Getümmel, als hätte die Kämpfenden alle mit einem Male die dampfende Erde verschlungen.

Der Feind war geschlagen, zurück in das Dorf gedrängt und weit darüber hinaus von den Unsrigen verfolgt. Aber, was that ich unterdeß? Ach! ich saß unter den Bäumen auf dem Vorplatze des Dorfes – neben mir lag die zerstampfte Leiche Antons, vor mir der auf den Tod verwundete Ludwig van Hees. Beide Brüder, vom Augenblick ihrer Entstehung an vereint, zusammen erwachsen und zu Männern gebildet, bei einem Regimente, einer Schwadron für die Freiheit des Vaterlandes fechten, und auf das Zärtlichste einander ergeben, hatte das Geschick auf demselben Ehrenfelde, in derselben Stunde ereilt, denn daß der kaum noch athmende Bruder nur noch wenige Augenblicke zu leben hatte, sagte mir mein erfahrungsreicher Blick.

Er lispelte nur noch Worte zu mir, die ich, über ihn gebeugt und seinen Herzschlag untersuchend, nur zu wohl verstand. »Sehen Sie,« sagte er, »Sie waren für mich doch eine Erscheinung, ein Bote von dem Sterne meines Vaters, woher er mir seinen Gruß sandte und mich zu sich

rief. Ach! er hatte Recht, das Leben ist so kurz!« – Das waren seine letzten Worte; seine Uhr und Brieftasche, wie die seines Bruders, hatte er mir schon zum Andenken überliefert. Noch einen Blick auf den blauen Himmel gerichtet, als ob er den Stern suche, den bewußten, wo der Geist seines Vaters schwebte, und dann, mit einem rührenden Ausdruck seines braunen Auges, wie zum Abschiede mich betrachtend, schloß er dies Auge auf der Erde, um es an einem lichterem Orte wieder zu öffnen und die Herrlichkeit Gottes zu schauen. –

Dort vor dem Dorfe – Drancy mit Namen – unter den Kirschbäumem wurde von treuen Husarenhänden das weite Grab gegraben. Darin ruhen die Zwillingbrüder, wieder im Tode vereint, wie sie nie im Leben getrennt gewesen waren. Und als ich, der Letzte, von dem so früh aufgeworfenen Grabe schritt und meinen Thränen willig den Lauf ließ, da war es mir, als wenn der bedrückende Kummer, der Tage lang, seitdem ich die Brüder gefunden, auf meiner Brust gelegen hatte, von ihr genommen wäre. Ich fühlte mich frei und leicht wie das Kind, welches die Strafe überstanden hat und nun die Belohnung vor sich sieht. War dieser unbestimmte Druck und Drang eine Ahnung, ein Vorgefühl? Ich weiß es nicht. Nur Gott allein weiß es, der das Menschenherz so wunderbar geschaffen hat und den geheimnißvollen Zug unserer Seele kennt, welche unsichtbaren Fühlfäden zwischen ihr und dem verborgenen Zukunftstraume laufen. –

Und zum letzten Mal versuchte ich meine müden Augen zu schließen, ehe es mir vergönnt war, das neue,

herrliche Licht des anbrechenden Tages zu schauen, des Tages der siegreichen Schlacht von Paris, die am nächsten Morgen ihren Anfang nahm.

II. DER ORDONANZOFFIZIER DES KÖNIGS VON PREUSSEN.

Es war sechs Uhr Morgens, am 30. März 1814, als unser Feldlazareth den Befehl erhielt, seine Stellung für den bevorstehenden Kampf einzunehmen. Alle Truppen waren bereits auf dem Marsche, von allen Seiten flossen die Brigaden und Regimenter, wie Ströme in das Meer fließen, nach einem Punkt zusammen, und überall, wohin man sich wandte, hörte man freudige Zurufe und brüderliche Begrüßungen unter den daher rasselnden Streitern wechseln. Ein solches Ereigniß aber, wie heute Jedermann bevorstand, war auch noch niemals dagewesen. Der bisher allmächtige Feind sollte in seinem letzten Zufluchtsorte ergriffen, der übermüthige Tiger in seiner Höhle erschlagen werden. Zu diesem erhabenen Kampfe rüsteten sich Alle mit einem Muthe und einer Schlachtenfreudigkeit, die ihres Gleichen noch nie gehabt hatten. Und, woher es kam, Niemand wußte es, ein stolzes Siegesgefühl schwellte eines Jeden Brust, vom höchsten Offizier bis zum geringsten Troßbuben herab. Darum sah man auch nirgends jene ängstliche und bedrückende Unruhe, welche sich sonst so oft auf den Gesichtern der in den Kampf geführten Krieger ausprägt, selbst wenn sie die tapfersten sind. Der Tod hatte seine Schrecken und der blutige Schmerz seine Betrübniß verloren, da es zum

letzten Male für König und Vaterland galt. Alles war sogar heiter und fröhlich und deshalb um so kräftiger, besonnener, ausdauernder.

Schweigend, aber mit raschem Feldschritt marschirte die Infanterie in die ihr angewiesenen Stellungen, mit gezähmter Ruhe rückte die Kavallerie nach. Nur die Artillerie rasselte im Galopp daher, als könne sie ihr Ziel nicht früh genug erreichen, Tod und Verderben in die französischen Reihen zu schleudern. Für mich war es ein großer, schwerer, aber unvergeßlicher Tag. Ich sollte der ersten regelmäßigen Schlacht beiwohnen; daher war ich neugierig auf jede Kleinigkeit. Rings herum spähte ich, die Truppen zu erblicken, die ich so lange Zeit vergeblich zu sehen gewünscht hatte – denn in Berlin hatte ich sie damals verfehlt – das unüberwindliche erste, sogenannte York'sche Corps. Und ich sah es heute, wenigstens theilweise. Aber, wie sah es aus! Ach! Jene wahrhaftigen, wieder aus dem Todesschlafe erstandenen Spartaner, jene wirkliche Siegesgarde, von den Schneefeldern Rußlands bis an den sonnigen Strand der Seine daherziehend, Alles vor sich niederwerfend, dem Tode in tausend Gestalten trotzend, ihres Führers und des eigenen Heldenmuthes gewiß – sie sahen zerlumpt und abgerissen aus, wie die Bettelbuben. Hundertfach mit bunten Lappen geflickte Kleidungsstücke, hungerbleiche, aber wettergepeitschte Gesichter, abgemagerte, aber sehnenstarke Pferde – das war es, was man an diesen ruhelosen, aus tausend Todesquellen lebendig hervorgegangenen Männern sehen konnte, was man aber nicht, oder nur in ihren

Augen blitzen sah und in ihrem Innern schlagen zu fühlen glaubte, das war ihr ungebrochenes Herz, ihr löwenartiger, ungebändigter Siegesmuth, der in das dichteste Feuermeer ging, wie ein Kind zum Spielplatz. Wohl waren es Männer, ganze Männer, diese York'schen Männer, und das ganze Vaterland weiß, was es ihnen und ihrem Führer zu danken hat. Hiermit ist über sie Alles gesagt! –

Unsere fliegende Feldlazarethabtheilung hielt sich dicht im Rücken der Truppen, so dicht wie möglich; ruhig mit vorschreitend, wenn sie vorschritten, ruhig seitwärts gehend, wenn sie seitwärts gingen. Wir standen auf der halben Höhe eines sanft ansteigenden Hügels, der sich allmählig gegen den Montmartre erhebt. Oben an der Spitze desselben war eine Batterie aufgepflanzt, von einem kühnen und braven, aber unwilligen Hauptmann befehligt, dessen Namen ich noch heute weiß, da ich schon früher seine Bekanntschaft gemacht hatte. Er hieß Holsche. Er war einer der zum Schill'schen Corps gehörigen Offiziere, den die Franzosen 1809 gefangen genommen und zum Todtschießen bestimmt hatten. Auf dem Wege von Minden nach Kassel ihnen entsprungen, hatte er seinen Feinden einen finsternen Grimm bewahrt, und nie habe ich einen Menschen mit solchem freudig-trotzigen Gesicht seine blutige Pflicht erfüllen sehen, wie er sie heute erfüllte. Ich hielt mich, so oft und lange ich konnte, in seiner Nähe auf, denn ich liebte das krachende Werk der Artillerie, und blickte gespannt auf jede ihrer Bewegungen, die so ruhig und doch so schnell und wirksam

vor sich gingen, als würden sie zu Hause auf dem friedlichen Exercirplatze eingeübt. Ich war von meinem Schimmel abgestiegen und stand in der Nähe der Holsche'schen Batterie. Er selbst nickte mir einmal beim Vorüberreiten zu und sagte:

»Guten Morgen, Doktor! Heute wollen wir ihnen Eins auf den Pelz brennen, was sie nicht vergessen werden. Hol' der Teufel alle Franzosen! – Vorwärts, Kameraden, Feuer! Es geht los!« –

Und es ging los; ich glaube, es war um neun Uhr Morgens. Die ersten Kanonenschüsse donnerten herüber und hinüber und brachten das Blut der Aufhorchenden in Wallung. Denn so ein erster Kanonenschuß ist für Kampfeslustige wie eine lustig zum Tanze auffordernde Musik; sie hat eine elektrische Wirkung, sie belebt, sie stärkt, sie verdoppelt den guten Willen und die männliche Kraft.

Wir standen auf dem äußersten linken Flügel der ganzen Armee. Hier führte der König von Preußen selbst seine hochgewachsenen, schönen Garden in's Gefecht. Mit langen Schritten sah ich sie in gerader Linie, wie aus dem Manöverplatze auf den Feind losmarschiren. Mir pochte das Herz vor Lust dabei, und ich hätte meinen Säbel herausreißen und mit ihnen vorgehen mögen.

Von allen Seiten ging es nun zugleich vorwärts; mitunter wohl sauste eine Kanonenkugel grimmig daher, wühlte sich in den Sand, sprang dann wieder auf und rollte in kurzen, hüpfenden Sprüngen dahin. Aber was wollten heute die Kanonenkugeln sagen, wenn sie auch hier

und da eine Lücke rissen und ein paar blutende Männer zur Erde warfen! Gleich immer wieder war die Lücke gestopft, die Reihen hergestellt und es ging weiter vor, immer langsam, ruhig, immer vorsichtig, aber energisch und fest nachdrückend.

Da kam ein Prinz auf einem schönen, braunen Pferde herangesprengt. Zehn Schritte vor mir hielt er still, während ich gerade einen Verwundeten verband. Es war der ritterliche Prinz August, damals eine Heldengestalt. Er hatte ein Fernrohr in der Hand und sprach einige Worte zu Holsche. Dann steckte er es ein und nahm eine Tabakspfeife auf seiner Satteltasche. Eben war er beim Stopfen oder Anzünden derselben, da kam eine solche, vorher beschriebene Kugel und schlug gerade unter sein Pferd, dieses und ihn selbst mit Erde und Staub bewerfend. Das edle Thier machte einen ungeheuren Satz, stand aber gleich darauf wieder baumstill, nur leise den Kopf vorstreckend, die Ohren anlegend und mit einem Fuße scharrend, als möchte es gern mit vor in das Getümmel. Der Prinz aber stopfte ruhig seine Pfeife weiter und nahm sie in den Mund. Dann ritt er im Galopp davon.

Gleich darauf ward mein Auge von einem anderen Gegenstande angezogen. Rechts von uns war eine Chaussée, auf welcher lange Reihen Kanonen und Munitionswagen hielten. Einer dieser Wagen war mit sechs Schimmeln bespannt und fuhr langsam über das Feld, vielleicht zu einer Batterie. In diesem Augenblicke schlug eine Granate hinein – der Wagen flog auf in tausend Trümmern

und verbreitete eine Wolke von Papier um sich her, wahrscheinlich die Hülsen seiner Patronen. Die sechs Schimmel aber und ihre Reiter, alle unverletzt, gingen mit den Ueberbleibseln des Wagens in rasender Karriere durch die aufstaunenden Truppen, ein mächtig herrlicher Anblick!

Aber schon war der Tag bedeutend vorgerückt; die Zahl der Verwundeten vergrößerte sich und wir hatten manchmal mehr zu thun, als wir beinahe zu leisten im Stande waren. Von zehn Uhr Morgens an bis Nachmittags vier Uhr war ich kaum noch ein Zeuge von dem, was um mich her vorging. Um vier Uhr aber konnte ich mich verschlafen. Und da war schon Alles vorüber. Doch noch Einzelnes kann ich berichten. Etwa um die genannte Zeit sah man Parlamentaure, lange Stangen tragend, an denen weiße Fahnen flaggten, durch die Truppen sprengen, um die Kapitulation der Stadt Paris anzubieten. Gleich darauf galoppirten die Adjutanten wie rasend, Jeden umreitend, der ihnen in den Weg lam, umher, an ihre Degen weiße Tücher gebunden, diese schwenkend und den Befehl dringend, das Feuer einzustellen.

Es war ein großartiger Augenblick – ein Stück Weltgeschichte wurde meisterhaft im Angesichte der Zuschauenden abgerollt. Wie mit einem Zauberschlage endete plötzlich das donnerartige Gekrach der großen Geschütze und das knatternde Gebläff der kleinen Gewehre. Alles wurde still, wie wenn der heilige, friedliche Abend seine Schwingen über die leise athmende Erde breitet.

Da lockte Holsche's Donnerstimme mich wieder in seine Nähe.

»Kameraden!« rief er, auf der Höhe des Montmartre stehend und seinen ausgestreckten Arm gegen das un-absehbare Meer von Kirchen, Palästen und Häusern der Weltstadt Paris schüttelnd – »Kameraden! da seht Ihr's – das ist Paris! Ihr habt gut geschossen heute – für König und Vaterland – nur noch einmal einen Schuß, den letzten, für mich, Euren Hauptmann. Vorwärts, Kanoniere, eine doppelte Ladung – so – faßt sie gut, die verdammte Stadt, – Feuer!«

Und hin donnerte der Schuß und schleuderte sein vernichtendes Eisen mitten in die angsterfüllte Kaiserstadt hinein. Das war der letzte Kanonenschuß, den ich an diesem Tage hörte. –

Aber man war noch nicht ganz sicher, daß die Einstellung aller Feindseligkeiten nachhaltig sein würde, man besorgte ernstlich einen neuen Ausbruch derselben, wenn vielleicht Napoleon selbst mit seiner Armee vor der Stadt erschiene. Daher hielten unsere Truppen anfangs ihre eroberten Stellungen besetzt, rückten aber gegen Abend dicht vor die Thore der Stadt, in die sich die französische Armee zurückgezogen hatte; ein großer Theil der Verbündeten blieb sogar die Nacht über mit dem Gewehr im Arm, alle Geschütze auf die Stadt gerichtet und die Artilleristen mit brennenden Luntten daneben stehen.

Wir Anderen machten es uns in dem halb städtischen Bivouak bequem und richteten unsere ganze Aufmerksamkeit auf die plötzliche Veränderung der Scene, die die lieben Pariser selbst jetzt vor unseren Augen auszuführen begannen. Kaum hatte nämlich die Kunde der eingestellten Feindseligkeiten die große Stadt durchlaufen, so spazierten neugierige und friedfertige Haufen daraus hervor, sich die geträumten Menschenfresser, die Preußen und Russen aus der Nähe zu besehen. Aber wie verwundert waren sie, nur einfache und gutmüthige Menschen in ihnen zu finden!

Sehr reichlich war unter diesen ersten Neugierigen das schöne Geschlecht vertreten. Mit graziösen Bewegungen, leuchtenden Augen und lächelnden Gesichtern hüpfen sie am Arme ihrer Begleiter daher, zierlich die seidenen Kleider haltend, daß sie im Staube und Schmutze des Bivouaks keinen Schaden litten. Alles und Jedes betrachteten sie und sprachen laut ihre Verwunderung aus, daß die feindliche Armee so groß sei, da man ihnen doch gesagt, sie sei bis auf wenige Ueberbleibsel gänzlich vernichtet.

Es waren diese ersten bei uns erscheinenden Franzosen nur leichtsinnige und von dem schweren Verhängniß ihres Vaterlandes nur oberflächlich oder gar nicht berührte Leute. Die ernsteren und bedächtigen blieben daheim, die ungeheure Wandelung im Geschehe der Menschen bedenkend, welche sie aus den Siegern der Welt zu Gefangenen in ihrer eigenen Hauptstadt gemacht hatte. O, welche tiefe Lehre lag in dieser einzigen Betrachtung! Was mußten die gebildeten Bewohner dieser Stadt

im Herzen fühlen, als sie ihren ganzen Horizont von den Bajonetten feindseliger und siegreicher Völker in der Abendsonne blitzen sahen! – Wohl freute ich mich als Preuße dieser ihrer qualvollen Gefühle, als Mensch aber mußte ich sie aufrichtig bedauern. –

Noch einer ergötzlichen Scene aber erinnere ich mich, die schon an diesem ersten Abend, glaube ich, unter meinen Augen im Bivouak dicht vor den Barrieren der Stadt vorfiel. Unter den verschiedenen uns anstaunenden Parisern erschien auch ein junger, sehr wohl gekleideter Stutzer, eine Reitpeitsche in der Hand und ein vergoldetes Augenglas in das rechte Auge geklemmt haltend. Mit edler Dummdreistigkeit begaffte er alle Besitzthümer seiner großmüthigen Feinde bis in's Einzelne. Auch in unsere Nähe kam er und blieb hier einige Augenblicke stehen, die Ambülanzen betrachtend, die allerdings nicht wie Kutschen von Pariser Vollendung aussahen. Er lächelte halb verächtlich bei ihrem Anblick und wollte sich, einige witzige Worte murmelnd, eben entfernen, als ein in der Nähe stehender bärtiger Kosack von riesiger Größe an ihn herantrat. Der Stutzer war mit ganz neuen und sehr schön lackirten Stulpstiefeln bekleidet, die dem Kosacken außerordentlich in die Augen stachen. Als der Franzose achselzuckend sich zum Weggehen anschickte, hielt ihn der Kosack auf und gab ihm mit einer freundschaftlichen Pantomime zu verstehen, die schönen Stulpstiefel ihm zum Andenken zu überlassen. Der Franzose aber verstand nicht oder wollte nichts verstehen, was man von

ihm so überaus zutraulich verlangte. Das nahm der reizbare Kosack übel; er rief fluchend einige mir unverständliche Worte und versetzte dem Franzosen einen tüchtigen Hieb mit seinem Kantschu, indem er ihm bedeutete, sich augenblicklich auf die Erde zu setzen. Diese Sprache war schon verständlicher. Der Franzose warf einige scheue Blicke um sich, ob Niemand ihm helfen wolle; da aber kein Retter zur Hand war, machte er aus der Noth eine Tugend und ließ sich sanft auf den Boden nieder, worauf der Kosack ohne Säumen wie der bereitwilligste Diener ihm die Stiefel mit eigener Hand auszog. Als er sie hatte, schwenkte er sie triumphirend über den Kopf, gab ihrem vorigen Besitzer einen neuen Hieb mit dem Kantschu und rief: »Pascholl – nach Paris!«

Wie mit Blut übergossen, einen kläglichen Ausdruck auf dem verdutzten Gesichte, eilte der Stutzer, weniger stolz als er gekommen war, heim, mit seinen eben nicht sehr weißen Socken, alle feuchten Stellen des Bodens vorsichtig vermeidend. Ein unbändiges Gelächter aller Zuschauenden begleitete und verfolgte ihn, und ich sah ihn noch, wie er in die erste beste Barriere trat und eins der nächsten Häuser eilfertig zu erreichen strebte. Aber aus seinem beschämenden Gange wandelten Tausende und Alle ergötzte der Stutzer mit Reitpeitsche und Augenglas, aber ohne Stiefel auf schmutzigen Socken dahin schleichend. –

Es begann zu dunkeln. Ich hatte noch einige leicht Verwundete zum Verbande erhalten und wollte mich eben

anschicken, an meine Abendmahlzeit zu denken, als ich zum Oberstabschirurgus berufen wurde.

Und hier trat der Augenblick ein, wo mein ganzes Lebensschicksal eine andere Wendung nehmen sollte. Freilich ahnte ich das damals nicht, denn wer kann wissen, von welchen Folgen ein einziger Schritt im Leben begleitet ist. Sorg- und ahnungslos begab ich mich sogleich zu dem Vorgesetzten, der Folgendes zu mir sagte:

»Mein lieber Stilling! Sie sind heute wie immer thätig und fleißig in Erfüllung Ihrer Pflicht gewesen, ich muß Ihnen meine ganze Zufriedenheit aussprechen. Lassen Sie für heute Ihre Arbeit ruhen, ich habe eine lohnendere für Sie. Hier ist der Bote eines vornehmen Patienten – ich glaube, es ist der Herzog von ***. Er schickt zu uns und bittet um einen verständigen Arzt, denn er ist verwundet. Folgen Sie dem Boten und sehen Sie, was es ist. Finden Sie es von Bedeutung, so erwarte ich Ihre Meldung, sonst nicht.«

Ich horchte hoch auf, bezeigte aber meine Dankbarkeit und wollte mich eben mit dem harrenden Boten, einem Diener in Livrée, entfernen, als mein Stabschirurgus heran trat, der in der Nähe gestanden und den Befehl gehört hatte, indem er sagte:

»Herr Kollege, wollen Sie nicht lieber mir den Auftrag ertheilen – ich habe nichts zu thun und kenne den Herzog von Ansehen.«

Mein Chef lächelte, schüttelte aber den Kopf. »Nein, mein lieber Kollege,« sagte er, »diesmal muß ich Ihre Bitte abschlagen. Ich wäre am liebsten selbst zu dem hohen

Patienten gegangen, habe aber den strengen Befehl erhalten, daß keiner der oberen Beamten das Lazareth verlasse, da man nicht wissen kann, was die Nacht bringt. Also gehen Sie, lieber Stilling – guten Abend!«

Ich verneigte mich noch einmal und folgte nun rasch dem Boten, der mir nach einem allerliebsten Landhause voranschritt, welches einige tausend Schritte von unserem Bivouak entfernt, am Abhang des Montmartre neben einer Mühle lag und einen schönen Anblick über die ganze Stadt gewährte. Wir traten ein; ich wurde in ein Vorzimmer geführt und einen Augenblick allein gelassen. Hier hatte ich kaum Zeit, über das merkwürdige Geschick nachzudenken, welches auch mich in die Nähe dieses Fürsten brachte, als die Thür aufging und ein sehr junger Offizier erschien, der mich freundlich einlud, zu Sr. Durchlaucht in's Zimmer zu treten, nachdem er einige Worte mit mir gewechselt hatte. Er war von mittlerer Größe, angenehmen und doch männlichen Zügen, die ein liebenswürdig aristokratisches Gepräge trugen, hatte blaue Augen, dunkelblonde Haare, aber einen sehr hellblonden, fast weißen, schön geschwungenen Schnurrbart.

»Ach,« sagte er. »Endlich also ein Arzt! Guten Abend, Herr Doktor! Sie sind vom preußischen Feldlazareth, nicht wahr?« Ich bejahte es und er fuhr fort: »Es ist uns mit den Aerzten wunderbarlich gegangen. Sr. Durchlaucht Leibarzt liegt krank in Rheims. Der Oberarzt seines Leibregiments ist heute Mittag schwer verwundet, die andern scheinen auf ihren Posten unentbehrlich zu

sein, denn wir haben nach zweien gesendet und bis jetzt ist noch keiner von ihnen hier gewesen.«

Er sprach dies so sanft und freundlich aus, daß ich mich gleich von Anfang an zu ihm hingezogen fühlte; überdies trug er die Uniform desselben Husarenregiments, bei welchem die Zwillingbrüder gestanden hatten. Ich fragte, ob er sie gekannt und er bejahte es mit Rührung.

»Alle Sie sind der Arzt, der sie so liebevoll unterstützt hat? Das freut mich. Seine Durchlaucht hat sich schon oft nach Ihnen erkundigt. Aber jetzt folgen Sie mir; unser hoher Patient ist bereits von einem Feldscheer verbunden, aber die Wunde schmerzt und blutet zuweilen. Uebrigens,« fügte er lächelnd hinzu, »scheint sie mir von keiner Bedeutung zu sein.«

Wir traten in ein hell erleuchtetes, großes und sehr behaglich ausgestattetes Zimmer. Der Herzog saß auf einem Sessel, den ganzen Körper in einen großen Pelz gewickelt, während der verwundete rechte Arm nur mit dem Hemde bekleidet war. Nach kurzer Vorstellung meiner Person und einigen einladenden Worten seinerseits, näher zu treten, machte ich mich sogleich an das kranke Glied. Es war schmerzhaft und das war kein Wunder, denn der erste Wundarzt hatte die Verletzung zwar kunstgemäß, aber zu fest verbunden, wahrscheinlich, um eine mögliche Blutung zu verhüten. Sobald ich daher den Verband gelöst hatte, hörte der Schmerz auf, aber eine gelinde Blutung aus kleinen zerrissenen Hautgefäßen

stellte sich wieder ein. Es war weiter nichts als ein Streifschuß der äußern Fleischtheile des Oberarms, nicht gerade tief, aber auch nicht flach.

Mit einem Worte eine Wunde, wie man sie bei einem vornehmen Manne gern hat, denn man kann beim ersten Anblick überzeugt sein, keine Gefahr zu laufen und sie bald zu heilen.

»Noringen, machen Sie die Thür zu und lassen Sie Niemand mehr herein, wer auch kommen mag; der junge Mann hier versteht seine Kunst, ich sehe es auf den ersten Blick. Nun – was meinen Sie?«

Ich glaubte meinen Ohren kaum zu trauen, als ich jenen Namen hörte. Also Noringen hieß der junge, hübsche Adjutant. Es mußte der Sohn desselben Noringen sein, der Maximilian's Freund gewesen war. Aber ich dachte jetzt nicht weiter darüber nach, sondern beantwortete die Frage des Herzog's dahin, daß die Wunde ohne alle Gefahr sei und in einigen Wochen vollständig vernarbt sein werde.

»Einige Wochen! Also doch! Aber die Blutung – schadet die nicht?«

»Die werde ich sogleich stillen. Ich brauche aber ein großes Gefäß mit kaltem Wasser und einige Handtücher. Sonst nichts.«

Alles wurde sogleich durch einen Kammerdiener, einen alten, flinken und dabei schweigsamen Mann herbeigeschafft. Ich legte dem Kranken ganz einfach ein nasses Handtuch auf die Wunde und erklärte sodann den nächsten Verband für beendet, nachdem ich dem Arm

einen Stützpunkt in einer um den Hals geschlungenen Serviette gegeben hatte.

»Wie? Schon fertig? Weiter nichts – aber die Blutung?«

Ich beruhigte ihn und erbot mich, an Ort und Stelle zu bleiben, bis alle Gefahr der Blutung vorüber sei.

»O, das versteht sich von selbst, daß ich Sie nicht eher fortlasse. Ich werde Ihnen Urlaub auswirken. So. Aber mich hungert – darf ich essen?«

»Ohne alles Bedenken. Glückliche Der, der was hat!«

»Wie – glücklich? Haben Sie etwa nichts?«

»Seit heute Morgen neun Uhr habe ich keine Zeit zum Essen gehabt.«

»O! mein Gott! Noringen – drei Couverts! Sie sind mein Gast heute – wir speisen unter uns, ohne alles Ceremoniel. Ich liebe es so. Nun erzählen Sie mir etwas; ich bin sehr neugierig. Haben die Preußen viel verloren?« –

So begann das Gespräch und so wurde es ohne allen Zwang fortgesetzt, bis der Kammerdiener meldete, die Tafel sei servirt. Ich fand dabei den Herzog gar nicht so übel, er sprach in etwas kurzem Tone, aber sonst doch wie ein gewöhnlicher Mensch und war dabei freundlich genug. Seine Gestalt war hoch und etwas voll; sein Gesicht fein, aber nicht ganz offen. Ich sah sogleich, was Maximilian damit gemeint hatte, wenn er seine Augen flammend und zugleich verschleiert nannte. Dieser eigenthümliche, beinahe nihilistische Ausdruck lag wirklich in ihnen, obwohl das künstliche Licht und das von der

überstandenen Gemüthsbewegung etwas veränderte Gesicht heute Abend mich verhinderte, es genau zu studiren.

»Ihren Arm!« sagte er, und stützte sich fest darauf, als ich ihn hinreichte. »Sie müssen nun einmal mit Noringen und meinem Kammerdiener meine einzigen Stützen sein. Im Felde muß man sich behelfen und ich bin mit Euch Dreien zufrieden.«

Wir traten in das Tafelzimmer und speisten herrlich, herrlich wie ein Gott in Frankreich, wie man zu sagen pflegt. Wir offenbarten dabei sämmtlich einen wolfsartigen Appetit, was nach unsern heutigen Erlebnissen natürlich war. Da der Herzog von mir die Erlaubniß erhielt, ein Glas Champagner zu trinken, so tranken wir natürlich denselben Wein, blieben aber nicht bei einem Glase stehen.

Eben wollte Seine Durchlaucht die Tafel ausheben, als eine rührende Musik vor den Fenstern erscholl. Es war die Stunde des Abendgebets der Truppen gekommen und dieses wurde eingeleitet durch einen Choral, der, von mehreren Musikchören geblasen, in unserer heutigen Stimmung von außerordentlicher Wirkung war. Der Herzog senkte das Haupt und faßte mit seiner linken die rechte Hand. Wir alle Drei beteten still und dankten unserem Gott von Herzen.

»Ja,« sagte der Herzog, als der Choral geendet war, »wir können mit dem heutigen Tage zufrieden sein, ich auch – wenn diese Kugel vier Zoll weiter links ging, war

ich dahin. Nun aber wollen wir an unsere Nachtruhe denken.«

»Es ist Alles bereit,« meldete der Kammerdiener, als wir uns eben vom Tische erhoben. Man hatte auf den Wunsch des Herzog's im Nebenzimmer einen großen Sessel mit Betten belegt, darauf sollte er schlafen. Ich machte ihm einen neuen kalten Umschlag, als er sich niedergelegt und nahm auf einem zweiten, ihm gegenüberstehenden Sessel Platz, auf dem mir die Nachtruhe anbefohlen war, denn Seine Durchlaucht fürchtete immer noch eine Blutung und ich mußte von Zeit zu Zeit nach der Wunde sehen.

Kaum war der Herzog in seinem Bette und ich saß auf dem meinigen – da trat der Adjutant von Noringen ein.

»Durchlaucht,« sagte er, »da ist ein Ordonnanzoffizier Sr. Majestät des Königs von Preußen, sich nach Hochdero Befinden zu erkundigen. Soll ich ihn einlassen?«

»Seine Majestät ist sehr gütig – er mag eintreten!«

Ich stand auf, um mich zu entfernen; aber der Herzog rief mich selbst zurück, indem er sagte, ich dürfe ihn nicht verlassen. Da ging die Thür auf und herein trat eine hohe Gestalt, die etwas stolz, fast gebieterisch getragen wurde, sonst aber geschmeidig und ungezwungen sich bewegte. Von den kräftigen Schultern dieser Gestalt blickte kühn ein ausdrucksvoller Kopf mit feinen, aber bleichen Zügen herab, die jedoch eine große Brille beschattete. Ihre Uniform war die eines Majors vom Generalstabe.

»Guten Abend, mein Herr!« empfing ihn leutselig der Herzog. »Sie kommen von Seiner Majestät?«

»Ja, Durchlaucht – ich komme von meinem König und Herrn.«

Das war sein erstes, mit tiefer und stark tönender Stimme gesprochenes Wort. Hatte mich sein ganzes Wesen schon gleich beim ersten Erscheinen – ich wußte anfangs nicht warum – bewegt, so lief ein kalter Schauer durch meinen ganzen Körper, als ich den tiefen und metallenen Klang dieser wohl lautenden Stimme hörte. Alle Fibern meiner Seele wurden dadurch angespannt und fast mit Gewalt mußte ich den unwillkürlichen Ruf meines Herzens zurückdrängen: Ha! Maximilian!«

Aber auch er schien bewegt, als er mich so unvermuthet sah und gewiß erkannte, denn gleich bei seinem Eintritt in's Zimmer hatte er einen schnellen Blick auf die Anwesenden geworfen und auch mich auf der Stelle damit erfaßt. Eine feine Röthe, nur mir allein erklärbar, überlief sein Gesicht, als er mich wahrgenommen, und unwillkürlich zögerte sein Fuß, sogleich weiter vorzuschreiten. Bald aber hatte er sich wieder gesammelt und, wie schon gesagt, geantwortet: »Ja, Durchlaucht, ich komme von meinem König und Herrn!« Gleich darauf aber fügte er hinzu: »Er hat zu seinem Bedauern vernommen, daß Sie verwundet sind und mich geschickt, um zu erfahren, ob die Wunde gefährlich ist oder nicht.«

»Ich danke St. Majestät und Ihnen! Dank Gottes Fürsorge und der Hülfe dieses Arztes – ich werde nur einige

Wochen an mein Zimmer gebunden sein. Das ist Alles, was ich Ihnen über meinen Zustand sagen kann.«

»Ich muß zudringlicher sein, Durchlaucht,« erwiderte der Offizier und blickte mich bei diesen Worten noch einmal scharf an, »aber, wenn dieser Herr auch« – und hier begrüßte er mich verstohlen mit Aug und Hand – »die Gefahr für beseitigt erklärt – ich muß mit eigenen Augen untersuchen, wie die Wunde beschaffen ist – so lautet mein Befehl.«

»So kommen Sie und überzeugen sich selbst!« Und der Herzog nahm rasch mit eigener Hand das nasse Tuch ab, die Wunde auf diese Weise entblößend. Der auf jede Bewegung aufmerksame Ordonnanzoffizier trat – und ich irre mich nicht, denn ich hatte in diesem Augenblick hundert Augen – mit bebender Lippe ganz nahe an das Lager des hohen Patienten, beschaute genau die drei Zoll lange Wunde und berührte mit kundigem Finger den Verlauf des Armknochens. Als er sich überzeugt, daß derselbe heil, verbeugte er sich, trat rasch in den Schatten des Zimmers zurück – denn ich hatte ihm mit einer Kerze bei seiner Untersuchung geleuchtet – und, einen Blick auf den Herzog, einen auf mich werfend, fragte er: »So darf ich mich wieder entfernen, Durchlaucht?«

»Gehen Sie mit Gott und grüßen Sie Seine Majestät. Morgen bin ich in Paris und hoffentlich wohlauf. Leider kann ich nicht mit beim großen Einzuge sein und muß den meinigen im Stillen feiern. Guten Abend, mein Herr – aber Ihr Name?« und er drehte den Kopf noch einmal nach ihm um.

Der Ordonnanzoffizier richtete sich stolz und fest in seiner ganzen Höhe auf. Seine Brust dehnte sich ebenso sehr, wie die meinige sich zusammenzog. Dann, nach einigem Zögern, sprach er mit lauter und, wie mir schien natürlicherer Stimme als bisher die Worte aus: »Ich bin der Major Emmelin vom Generalstab Sr. Majestät!«

Kaum hatte er dies gesprochen, so war er zur Thür hinaus, ohne alles Ceremoniel, wie der Herzog es liebte. Ich athmete kaum und hielt meinen Blick unverwandt auf den Herzog gerichtet, denn die Betonung des Namens war stark und konnte ihre Bedeutung nicht verfehlen. Der Herzog aber, plötzlich wie mit tausend Ohren lauschend, hatte seine gesunde Hand an die Stirne gelegt und verdeckte mir so sein Gesicht. Gleich darauf seufzte er laut, legte sich zurück und sagte: »O!« – Weiter nichts.

»Doktor!« rief er plötzlich – »Sind Sie da?«

»Ja, Durchlaucht, hier bin ich.«

»Geben Sie mir zu trinken – mich durstet und doch friert mich. So! Fühlen Sie meinen Puls, ich glaube, ich bekomme das Fieber.«

»Das wäre etwas früh, dennoch wäre es möglich. Ihr Puls ist gut – aber –«

»Was aber?«

»Ihr Herz schlägt stark – ich höre es sogar.«

»Lassen Sie das – das ist bei mir häufig der Fall – ein andermal davon. Wo haben Sie studirt?«

»In Münster und Berlin.«

»Alle Examina überstanden?«

»Alle.«

»So seien Sie zufrieden – manche Menschen müssen bis an ihr Ende Prüfungen bestehen – auch ich – auch ich –«

Er schwieg und legte sich nieder. In diesem Augenblick erschien abermals der Adjutant, leise eintretend, auf der Thürschwelle.

»Ew. Durchlaucht,« sagte er, »bitte ich um Entschuldigung; aber es ist noch ein Bote von Sr. Majestät dem Könige von Preußen da, sich nach Hochdero Befinden zu erkundigen.«

»Wie, noch Einer? Seine Majestät ist ja heute sehr gnädig. Aber wenn diese Gnade die ganze Nacht durch dauert, so bedanke ich mich dafür. Wer ist es denn?«

»Es ist der Divisions-General-Chirurgus St. Majestät Garden, der Dr. Wiebel.«

»Aha! Nun, der soll mich noch untersuchen – man verfährt etwas inquisitorisch mit mir – immerhin, lassen Sie ihn eintreten.«

Der Adjutant verließ das Zimmer und gleich darauf trat ein mittelgroßer, ziemlich starker Mann mit gutmüthigem, aber etwas gewöhnlichem Gesicht herein. Er blieb bescheiden an der Thüre stehen und verbeugte sich tief.

»Treten Sie näher, Herr Doktor!« rief der Herzog und winkte mit der linken Hand. »Sie schickt auch der König?«

»Auch, Durchlaucht? So viel ich weiß, bin ich der erste Bote, den der König sendet; denn in dem Augenblick,

wo ich Seine Majestät verließ, erfuhr er erst Ihre Verwundung und hieß mich eilen. Ich eilte sehr, mir kann Niemand von Sr. Majestät zuvorgekommen sein.«

Der Herzog drehte seinen Kopf ganz herum und starrte den Sprecher mit offenem Munde an. »So wissen Sie es nicht, Doktor,« sagte er etwas leise und gezwungen, »der Major Emmelin vom Generalstab Sr. Majestät war so eben hier, von Ihrem Herrn selbst gesendet.«

»Emmelin, Durchlaucht? Das muß ein Irrthum sein. Ich kenne alle Offiziere vom Generalstab Sr. Majestät persönlich, aber ein Major Emmelin ist nicht dabei.«

Der Herzog sah den Dr. Wiebel zuerst an und blieb dann mit seinem eine Weile auf meinem – ich fühlte es selbst – glühenden Gesicht haften. »Wie!« rief er. »Irre ich mich oder phantasire ich schon mit offenen Augen? Haben Sie ihn nicht auch gesehen, Doktor?«

»Ja, Durchlaucht,« sagte ich, »ich habe ihn auch gesehen und er nannte sich Emmelin.«

»Da sehen Sie – Sie müssen sich irren.«

»Ich irre mich nicht!« betheuerte der hartnäckige Divisionschirurgus der königlichen Garden.

»So lassen Sie es gut sein – dann wird ihn der Kaiser von Oesterreich gesandt haben – was wünschen Sie von mir?«

»Darf ich Ew. Durchlaucht Wunde sehen –?«

»Auch Sie? Nun wohl – hier ist sie!«

Der nachherige preußische Generalstabsarzt der Armee und Leibarzt des Königs bückte sich und untersuchte die Wunde fast eben so genau, wie sein Vorgänger es gethan.

»Sie ist nicht gefährlich,« sagte er. »Dieser Arzt hier hat sie verbunden? Wo stehen Sie?«

»Beim fliegenden Feldlazareth Nr. ***,« sagte ich.

»Aha! Das ist ein gutes Lazareth. Wie heißen Sie?«

»Dr. Stilling!«

»Stilling? Da sind Sie der ehemalige Famulus Mursinna's?«

»Der bin ich, Herr Divisionschirurgus!«

»Sie sind in guten Händen, Durchlaucht. Dieser junge Mann hat bei uns in Berlin etwas gelernt – ich bezeuge es ihm – ich kenne ihn dem Rufe nach. Darf ich mich also beurlauben, Durchlaucht – ich sehe, Sie wollen ruhen?«

»Gehen Sie in Gottes Namen und ich bedanke mich bei Sr. Majestät. Aber noch Eins – kann ich den jungen Mann da bei mir behalten, bis ich genesen bin?«

»So lange Sie befehlen, er steht ganz zu Ew. Durchlaucht Diensten. Ich werde noch heute meinem Kollegen Boeltzke Meldung darüber machen.«

»So ist es gut – leben Sie wohl!«

Der preußische Divisionsarzt verbeugte sich und verschwand. Wir waren wieder allein. Der Herzog versank in tiefes Sinnen, starrte trübe vor sich hin und schüttelte mehrmals den Kopf.

»Es ist merkwürdig,« sagte er endlich – »sehr merkwürdig! Diesen Ordonnanzoffizier muß ich noch einmal

sehen!« Und er wandte sich um und entschlief oder lag wenigstens still. Auch ich schlief von Zeit zu Zeit auf meinem Sessel, nachdem ich bisweilen, den Arm des Patienten betrachtend, die Umschläge über denselben erneuert hatte.

III. DER KOURIER AUS DEM PREUSSISCHEN HAUPTQUARTIER.

So war ich denn auf völlig unerwartete Weise plötzlich meiner kurzen militairischen Laufbahn entrückt und sah mich wider alle Vermuthung in den Strudel eines wunderbaren Verhältnisses gezogen. So aber gehen die wichtigsten Veränderungen in unserem Leben immer am schnellsten vor sich und in der Regel dann, wenn wir am wenigsten an eine Wandelung gedacht oder danach gestrebt haben. Und so ist es auch am besten für uns. Gottes Schickungen müssen blitzschnell kommen, denn nur so bringen sie mit der demüthigen Bewunderung seiner Allmacht den beruhigenden Glauben hervor, daß ein höheres Wesen alle unsere Angelegenheiten lenkt, was, wenn es auch von vielen Denkern als unmöglich, also buchstäblich unwahr erklärt wird, doch die kindliche Ergebung in seinen allgewaltigen Willen, wenigstens bei dem Gläubigen verstärkt und ihn zu neuer Ausdauer anfeuert.

Am frühen Morgen des 31. März war ich mit Genehmigung des Herzog's nach meinem Feldlazareth geeilt, um von meinen bisherigen Kameraden Abschied zu nehmen, die ganz erstaunt waren über das unerwartete Geschick, welches mich schon jetzt von ihrer Seite riß. Namentlich

konnte sich der Stabschirurgus nicht genug darüber verwundern und wäre gar zu gern an meiner Stelle gewesen. »Aber nur die Jugend hat Glück,« bemerkte er giftig, »und das Verdienst muß schweigen.« Ernst Goy vertröstete sich, daß ich auch in meiner neuen Stellung, die doch nur vorübergehend sein könnte, an ihn denken würde.

Die Truppen fand ich schon zum festlichen Eiuzug in Paris aufmarschirt. Schnell ließ ich meinen Koffer nach dem Landhause tragen und übergab meinen guten Schimmel, den ich nach des Himmels Rathschluß in diesem Leben nicht wieder besteigen sollte, meinem Burschen, der beim Lazareth blieb und mit Thränen von mir Abschied nahm. Dann eilte ich zum Herzog zurück und kleidete mich in Civilkleider, was derselbe für die Dauer meines Aufenthalts in seiner Nähe gewünscht und mir durch seinen Adjutanten hatte bemerklich machen lassen. Mittags zwölf Uhr, als die Monarchen schon in Paris waren, erschienen die herzoglichen Fouriere auf dem Montmartre, berichtend, daß das Quartier in der Stadt zum Empfange ihres Herrn bereit sei. Der Herzog fuhr mit zwei Generalen und seinem Adjutanten sogleich hinein; ich mit seinem alten Kammerdiener und zwei Sekretairen bald darauf; die anderen Hofbeamten folgten zu Pferde mit der Bagage. Um ein Uhr saßen wir schon beim Frühstück, mitten in Paris in dem Hôtel eines reichen Bankiers, welches am Vendômeplatz gelegen war und uns gestattete, Zuschauer eines Schauspiels zu sein, welches uns mehr wie irgend ein anderes den Wankelmuth des französischen Volkes vor Augen führte. Denn

nicht allein liefen die Nationalgarden, die sich gestern noch für Napoleon geschlagen hatten hinter ihren durch die Straßen reitenden Präfekten und Mairen her und riefen: *Vive Louis XVIII.*, *Vive le roi de Prusse* u. s. w., sondern ein ungeheurer Volkshaufe beeilte sich auf dem genannten Platze selbst, die schöne Statue Napoleons von ihrer großen Siegssäule herabzureißen. Zuerst warf man unter Hohngelächter des versammelten Volkes seinen Lorbeerkranz mitten unter die tobenden Haufen. Bei verstärktem *à bas*-Rufe legte man starke Stricke um den Hals der Statue, spannte drei alte Karregäule davor und peitschte sie übermäßig an, das Kunst- und Siegeswerk aus seiner Befestigung zu lösen; ein Unsinn, denn wenn es herabfiel, schlug es wenigstens ein halbes Hundert patriotischer Männer todt, was freilich kein großer Schaden gewesen wäre. Da das aber nicht gelang, so wurden einige Kupferschmiede in die Höhe gesandt, um die eisernen Stangen, an denen die Bildsäule befestigt war, los zu feilen, eine schwierige und langsame Arbeit, die das lärmende Volk unten mit einer Art Katzenmusik begleitete, denn man hatte leere Tonnen herbei gerollt, auf denen man mit Knitteln trommelte, sobald die Arbeiter oben zu ruhen schienen. Und das thaten sie dem Manne an, den sie noch vor wenigen Tagen vergöttert, der ihre Söhne zu hundert Siegen geführt und den französischen Ruhm zu einem unvergänglichen gemacht hatte. So steht es mit dem Volke, der Welt und der Beliebtheit bei derselben. Für dieses Volk, diese Welt handle man, kämpfe man, opfre man sich. O! –

Als der Herzog in unserem Beisein diesem verrätherischen Treiben eine Weile zugeschaut, wendete er sich voll Abscheu weg, und man mußte auf seinen Befehl die Fenster verhängen. »Ich möchte diese Kanaille mit Kartätschen niederschließen lassen,« sagte er knirschend. »Ich bin nicht Napoleon's Freund, er hat mich mißhandelt, aber das ist doch eine zu große Niederträchtigkeit. Doktor! ich glaube, meine Wunde blutet wie mein Herz, sehen Sie nach!«

Ich sah nach, fand aber Alles in Ordnung.

»Sie nehmen sich ganz anders aus in diesen Kleidern,« fuhr er fort, »der Tausend ja! Es ist wahr, Kleider machen Leute! Sie glichen in Ihrer blaublauen Jacke einem Pferde, dem man eine Kameelshaut übergezogen hat. Nehmen Sie diesen Vergleich nicht übel, aber bleiben Sie so – Sie gefallen mir jetzt besser. Und nun wieder zu Tische, meine Herren!«



Ich übergehe meinen vierzehntägigen Aufenthalt in Paris mit dem Herzog und seinem kleinen Hofhalt. Er hat nichts besonders Merkwürdiges für meine Leser, die sich denken können, daß ich in der berühmten Stadt Nichts unbesucht und ungenossen ließ. In diesen vierzehn Tagen engeren Beisammenseins hatte ich das Vertrauen des

Fürsten gewonnen und mich mit dem jugendlichen Adjutanten, Otto von Noringen, befreundet, der mein Begleiter auf allen Ausflügen geworden war, so oft uns der Herzog einige Augenblicke dazu gestattete. Und er war nicht karg mit dieser Erlaubniß, ermunterte uns vielmehr oft selbst und öffnete reichlich seine Börse für unser Vergnügen. Ich befand mich ganz wohl dabei und eignete mir schnell das Benehmen an, wie es unter solchen Verhältnissen erfordert wird. Die Majestäten machten während dieser Zeit dem Herzog ihren Besuch, den er selbst später erwiderte; auch hatte er nach dem Ordonnanzoffizier des Königs von Preußen geforscht; was er aber darüber erfahren, war für uns ein tiefes Geheimniß geblieben.

Nach diesen vierzehn Tagen erhielt das Herzogliche Corps, nachdem die Preußen, Oesterreicher und Russen schon theilweise in die Provinzen abmarschirt waren, den Befehl, nach der Picardie aufzubrechen, dort Cantonnements zu beziehen und die nähern Verordnungen abzuwarten. Ich will hier in meinem Berichte gleich einige Wochen vorausschreiten und melden, daß, als endlich der Befehl kam, nach Deutschland zurückzukehren, derselbe von Oben bis Unten herunter mit innerem Widerstreben und lauten Aeufferungen allgemeiner Unzufriedenheit aufgenommen wurde.

»Also Friede, schon jetzt!« sagte man unverholen. »Das ist schnell gegangen. Die Franzosen haben acht Jahre Deutschland verwüstet und Millionen daraus fortgeschleppt, wir müssen das reiche und schöne Frankreich in

beinahe so viel Wochen räumen und nehmen nichts daraus mit, als unsern Ruhm, unsere Ehre und unsere Wunden? Mit dieser Anordnung können sich allein die Todten befriedigt fühlen, denn sie sehen und hören nichts mehr, wir Lebenden aber gewiß nicht. Haben sich die Herren Diplomaten aber auch nicht verrechnet? Ist Alles hier für ewig beendet? Wir glauben es nicht. So rasch kann keine neue Regierung sicher gestellt werden. Napoleon ist nur in Elba – wir gehen nach Deutschland – nun wohl – wir werden ja sehen!«

Die Mitglieder meines Lazareths hatte ich oft in Paris und einige Male auch auf dem Marsche nach der Picardie getroffen, wohin dasselbe ebenfalls geschickt wurde. Nach etwa sechs Wochen erhielt es den Befehl, nach Deutschland zurückzukehren. Ich nahm für immer von demselben Abschied, denn ich war bereits davon entlassen, was der Herzog im Stillen bewirkt hatte, da er mich noch bei sich zu behalten wünschte, nachdem er längst wieder genesen war. Ich konnte damit nur zufrieden sein, wenn mir auch der Abschied von meinen Kriegsgefährten und namentlich von Ernst Goy schwer wurde, der seinerseits in Verzweiflung war, als er ohne mich in seine Heimat zurückkehren sollte. Allein das Schicksal wollte es einmal nicht anders und so mußte es geschehen. Wir verabredeten briefliche Mittheilungen und besprachen das Nothwendigste über Christel's und Gretens Auffindung, auf die unsere Aufmerksamkeit beständig gerichtet blieb. Im Mai trat das Lazareth seinen Rückmarsch an, und ich

habe außer Ernst Goy niemals einen seiner Theilnehmer wieder gesehen. –

Doch jetzt kehre ich zu meinem neuen Gebieter und zu unserer Reise nach der Picardie zurück. Diese wurde in wenigen Tagen und in höchst bequemen Reisewagen vollendet, da der Herzog noch kein enges Kleidungsstück auf seinem Arm tragen, also auch nicht reiten konnte. Wir erhielten ein sehr schönes Quartier auf dem Schlosse des Grafen de la Mière. Dasselbe lag fünf bis sechs kleine Meilen von der Küste des Pas de Calais entfernt, in einer fruchtbaren Ebene, von dunklen Wäldern umgeben, unmittelbar an einem Nebenflüßchen der Somme, mit der es seine gelblichen Fluthen eine Viertelstunde nördlich vom Schlosse, vereinigt. Das Schloß selbst war groß und fürstlich eingerichtet, obwohl im veralteten Styl gebaut, und von einem herrlichen Parke mit Fasanen- und Wildgehege umgeben. Der Graf rühmte sich, ein Vetter Ludwigs XVIII. zu sein und wollte uns als solcher zeigen, was er den Befreiern seines Vaterlandes schuldig zu sein glaubte. Demnach war Alles und Jedes für die zahlreichen neuen Bewohner des Schlosses in Bereitschaft gesetzt, denn nicht allein der Herzog mit seinem Hofhalt wohnte daselbst, sondern auch zwanzig Offiziere desselben kurmärkischen Landwehrregiments, mit welchem ich vor einigen Monaten den Marsch nach Paris angetreten hatte; ich fand also manche Bekannte von Rheims her, so auch den mir befreundeten Lieutenant Körner. Wir

waren also hier nicht einsam, und wenn wir es auch gewesen wären, der Herr Graf de la Mière hätte uns unsere Zeit schon zu vertreiben gewußt. Er war ein schöner, großer, sehr gebildeter und dabei rittlicher Mann, schon etwas bei Jahren, aber im Umgang fein und liebenswürdig, wie alle Franzosen von vornehmer Abkunft, die am Hofe ihrer Könige gelebt haben. Er saß gewöhnlich mit unserm Herzog und einigen Eingeladenen allein bei Tafel, zu welcher Ehre jeden Tag je zwei von allen Anwesenden der Reihe nach gelangten. Wir Andern speisten dann unter uns in einem prachtvollen Saale, dessen Wände die lebensgroßen Ahnenbilder des gräflichen Hauses schmückten. Die Gemahlin und Tochter unseres edlen Wirthes bekamen wir aber nicht zu sehen, denn diese hatten sich während der Kriegszeit in ein Kloster zu Amiens zurückgezogen.

Unvergeßlich werden mir die sechs Wochen sein, die wir, meist junge und lebenslustige Leute, im Beginn des schönen Frühlings 1814 hier verlebten. Uns stand Alles zu Gebote, worüber unser reicher Wirth zu verfügen hatte. Wagen, Pferde, Dienerschaft, Wildpark, Keller und Küche, ja, selbst seine Garderobe hatte er freigebig gespendet, denn es waren wohl Manche unter uns, die einer kleinen Aushülfe mit seiner Wäsche bedurften. Ein gräflicher Kammerdiener kam jeden Morgen auf jedes Einzelnen Zimmer und fragte nach seinen Bedürfnissen, wobei er mit der ausgesuchtesten Zuvorkommenheit Allerlei anzubieten niemals unterließ. Anfangs scheuten sich Viele, das so freundlich Dargebotene anzunehmen, da dasselbe

sich aber so oft und immer dringender wiederholte, so wurde man allmählig dreister und beinahe Alle nahmen Etwas zum Andenken mit. Dabei lebten wir alle Tage im größten Wohlgefallen; wir jagten, fischten, spielten Billard, ritten, fuhren und speisten vortrefflich. Die ganze Umgegend besuchten wir nach und nach und ich zweifle, daß es im übrigen Frankreich einen edleren und freigebigeren Wirth gegen die Verbündeten gegeben hat, als der unserige sich erwies.

Um diese Zeit traf auch der Armeebefehl ein, wonach jeder Offizier, der das nahegelegene England zu besuchen wünschte, ohne Weiteres sechs Wochen Urlaub beanspruchen könnte, nur müsse er sofort 500 Franken in Baarem aufzuweisen haben. Als der Graf hiervon Kunde erhielt, fragte er alle seine Gäste, ob sie von diesem Anerbieten nicht sogleich Gebrauch machen wollten. Als sie aber schwiegen, bot er jedem mit der freundlichsten Miene hundert Louisd'or aus seiner Schatulle an, mit dem höchst edlen Beisatze, er wolle dieses Geld Niemandem schenken, wer es nicht geschenkt zu haben wünsche, man könne ihm den Vorschuß nach Belieben über Jahr und Tag wieder zurücksenden, er werde mit Allem zufrieden sein. Dennoch nahm von den Anwesenden keiner das Anerbieten an, nur zehn Offiziere erbaten sich Urlaub nach Paris und lebten drei Wochen daselbst im Hôtel des Grafen auf seine Kosten wie vornehme Herren.

Einer meiner liebsten Ansflüge vom Schlosse erstreckte sich etwas weit, dennoch trat ich ihn jede Woche zweimal in Begleitung bald dieses, bald jenes Bekannten an.

Ich meine den Ausflug nach der sechs Meilen entfernten See. An dieser konnte ich mein weichgestimmtes Herz nicht genug weiden. Als ich zum ersten Male das Branden der Wogen hörte und auf den glänzenden Schaumkronen des unabsehbaren Meeres schöne englische und französische Schiffe gleich Schwänen mit ausgebreiteten Flügeln schwimmen sah, ward ich beinahe krank vor Sehnsucht nach einem unbekanntem Etwas. Otto von Noringen war dieses Mal allein bei mir und theilte die ganze Innigkeit meines neuen Gefühles. Lange saßen wir an der Stelle, wo die hüpfende Somme ihre Wasser in den weiten Schooß des Meeres ergießt und schauten dem Spiele der Wellen zu, wie sie an das Land heraus brodelten und die kleinen zarten Muscheln vor unseren Füßen gleichsam als Geschenke liegen ließen, mit denen man so gern in kindischem Ergötzen spielt. Da sahen wir schwer beladene Barken vom Meere daher ziehen und kleine Nachen den heimkehrenden weit hinaus entgegenfahren, ihnen in etwas die große Last zu erleichtern. Auf unsere an einen Fischer gerichtete Frage, womit die Barken beladen seien, erfuhren wir, es seien Austern, die eben frisch und kühl von den nahen Bänken gefischt wären. Noringen machte große Augen und sagte, ihm flösse schon das Wasser vor Vergnügen im Munde zusammen. Auch ich bekam einen ungewöhnlichen Appetit nach diesen leckeren Bissen und bald trat ein Fischer an uns heran und hielt uns für einen Franken einen ganzen Korb voll entgegen.

Wir schleppten die köstliche Beute selbst in das nächste Haus, ließen ein paar Flaschen Champagner bringen und aßen, so lange wir konnten. Den Rest packten wir in einen kleinen Korb und brachten ihn den verwunderten Freunden mit nach dem Schlosse, die von nun an eben so große Lust empfanden, das Meer zu besuchen, wie wir.

Am Abende dieses mir unvergeßlichen und lieblichen Maitages begegnete mir im Schlosse Folgendes:

Es war etwa elf Uhr Abends, der Herzog hatte Noringen und mich, nachdem wir ihm unseren Ausflug in allen Einzelheiten mitgetheilt, schon entlassen und wir lagen in meinem Schlafzimmer, welches neben dem meines Freundes gelegen war, im Fenster, um uns an der warmen Nachtluft zu laben, die mit dem duftigen Gewürz des Meeres geschwängert schien, als leise ein Diener unseres Wirthes hinter uns eintrat und mich zu sprechen verlangte. Als ich mich ihm genähert hatte, überbrachte er mir mit leiser Stimme den Gruß seines Herrn und die Bitte, denselben Punkt zwölf Uhr in seinem Gemache zu besuchen, wobei er versprach, mich abzuholen, damit ich in dem weitläufigen Gebäude nicht das rechte Zimmer verfehle. Einigermaßen verwundert hörte ich diese Einladung an, sagte aber natürlich zu. Noringen, dem ich fast nichts verbarg, erwartete, neugierig gleich mir, die stille Mitternachtsstunde. Punkt zwölf Uhr kam der Diener wieder und führte mich zum Grafen. Dieser trat mir, auf den Zehen schleichend, mit geheimnißvoller Miene entgegen und bot mir einen Sessel an. Wir setzten

uns beide, nachdem das Zimmer vorsichtig geschlossen worden war.

»Mein Herr,« fing er mit leiser Stimme an, »Sie sind ein Mann von Ehre, das hat man mir versichert und davon habe ich mich überzeugt. Ich fordere von Ihnen als solchem das feierliche Versprechen, das Geheimniß, welches ich Ihnen anzuvertrauen habe, Niemandem zu offenbaren, selbst Ihrem besten Freunde, dem Herrn von Noringen, nicht. Denn mir ist die größte Verschwiegenheit und Sorgfalt hinsichtlich desselben auf die Seele gebunden.«

Ich erstaunte immer mehr, gab aber ohne Zögern das geforderte Versprechen.

»Mein Herr,« fing er wieder an, – »Sie sind der Begleiter des Herrn Herzog's, aber der Herr Herzog selbst darf nicht wissen, daß wir beide in diesem Augenblicke diese Sache verhandeln. Ich habe heute am späten Abend einen Kourier aus Paris empfangen, der mir ein Schreiben brachte, worin die Frage enthalten war, ob diese Person« – hier zeigte er mir eine Adresse mit meinem ganzen Namen – »auf meinem Schlosse wohne?«

»Ja, Herr Graf, diese Adresse ist die meinige.«

»Nun wohl, so bescheinigen Sie mir hier auf diesem Tische, daß ich den Inhalt, der in diesem meinem Schreiben lag, auf die mir vorgeschriebene Weise in Ihre Hände abgeliefert habe.« Und dabei händigte er mir einen Brief ein, der ebenfalls meine Adresse trug. –

Ich that sogleich, was er verlangte.

»Jetzt bin ich zufrieden. Der Kourier hat mir gesagt, daß er aus dem Hauptquartier Sr. Majestät des Königs von Preußen komme und daß die Sache wichtig sei. Ich habe mich derselben entledigt, wie meine Ergebenheit und Achtung vor Sr. Majestät es verlangt.«

»Ich bin Ihnen sehr dankbar, Herr Graf,« entgegnete ich mit Herzklopfen, denn ich hatte bereits an den kühnen Schriftzügen der Adresse den Schreiber erkannt, »und ich gestehe, daß dieser Brief wichtig – für mich wenigstens sehr wichtig ist – er kommt –«

»Halt! Das will ich nicht wissen. Und damit Sie ihn ungestört und von Niemandes Neugierde belästigt, lesen können, begeben Sie sich gefälligst in dieses Kabinet. Ich selbst werde es hinter Ihnen verschließen und so lange davor Wache stehen, bis Sie mir ein Zeichen, die Thür zu öffnen, geben.«

Auf das Höchste betroffen über die Wichtigkeit, die der Graf diesem Schreiben beilegte, und nicht bekannt mit der diplomatischen Genauigkeit, mit der er solche Dinge zu führen pflegte, aber zugleich auch seinen sonderbar großartigen Charakter würdigend, begab ich mich in das Kabinet, dessen Thür sogleich hinter mir verschlossen wurde, und erbrach – was? einen Brief Maximilian's, den ersten, den ich von ihm seit 1807 in meinen Händen hielt. Eilfertig, zitternd riß ich das Siegel auf. Es fiel mir zuerst ein Wechsel von hundert Pfund Sterling in die Hand, sodann aber las ich folgende Worte:

»Mein theurer und lieber Freund!

Erst heute und unter den Dir bekannt gewordenen Umständen ist es mir möglich, diese Zeilen sicher in Deine Hand gelangen zu lassen. In Paris stellten sich mir unüberwindliche Schwierigkeiten in den Weg, Dich allein und ohne Deinen steten Begleiter zu treffen, die ich, wie ich hoffe, auf dem Schlosse des Herrn Grafen de la Mière, den ich als Ehrenmann kenne, nicht zu befürchten habe. Ich muß durchaus im Dunkeln handeln, denn man war mir auf der Spur, darum gehe ich jetzt um so sorgsamer zu Werke. Mein theurer Fritz! Ich habe Dich nicht vergessen und Jahre lang vergeblich gesucht. Da, gerade wo ich Dich am wenigsten erwartete, tratest Du mir in den Weg. Du hast mich erkannt, ich habe es an der wechselnden Farbe Deines Gesichts und an dem Zittern Deiner Glieder gesehen. Du liebst mich auch noch, eben so wie ich Dich liebe – ich fühle es an meinem Herzen. Nimm Dich in Acht, wenn Du mich noch einmal unverhofft treffen solltest – verrathe dann Dich und mich nicht. Ich verfolge rastlos meinen Plan und Gott wird ihn auch gelingen lassen, ich fühle es bereits. Ich werde alt – ehe ich aber mein Haupt zur Ruhe lege, muß es zwischen ihm und mir entschieden sein. An jenem Abend auf dem Montmartre wollte ich weiter nichts, als mich überzeugen, ob seine zufällige Wunde tödtlich sei oder nicht. War sie es, so mußte ich auf seinem Sterbebette noch Genugthuung fordern; daß sie es nicht war, und Du vielleicht von Gott an

seine Seite gestellt warst, so nahm ich es für einen Wink, daß meine Zeit noch nicht gekommen sei. For-
sche nicht nach mir und sprich mit Niemandem über
mich, selbst mit Noringen nicht, der der Sohn mei-
nes früheren Freundes und jetzt Dein Freund ist. Für
mich liegt darin ein neuer Beweis einer steten in
den Wolken über uns waltenden Vorsehung. Damit
Du siehst, daß ich mein Dir im Kloster gegebenes
Versprechen nicht vergesse, lege ich einen kleinen
Wechsel bei. Du wirst seiner jetzt zwar nicht benö-
thigt sein, denn Geiz gehört zu den Eigenschaften
Deiner jetzigen Herrn nicht. Aber ein junger Mann in
Deinem Verhältniß muß eigenen Boden haben, auf
dem er fußen kann; nimm also und genieße, sieh
Dir das herrliche England an und beschaue die Welt.
Lebe wohl und vergiß nicht das Kloster zum heiligen
Franziskus.«

Als ich zu Ende gelesen und den Brief in meiner Ta-
sche verwahrt hatte, klopfte ich an die Thür. Der Graf öff-
nete sie mir, machte mir eine tiefe Verbeugung und ließ
mich von demselben Diener, der mich hergebracht, auf
mein Zimmer zurückführen. Noringen lag schon im Bet-
te und schlief. Am nächsten Morgen fragte er mich nach
der Ursache meines langen Ausbleibens und ich schob es
auf ein Unwohlsein des Grafen, was er auch glaubte. Ich
aber schlief die ganze Nacht nicht, denn ich sah ein, daß

meines theuersten Freundes Zukunft noch nicht gelichtet war, und daß es vielleicht auch mir bestimmt sei, eine Rolle in der Entwicklung derselben zu übernehmen.

Am nächsten Morgen schloß ich den Brief in meinem Koffer und legte all' mein Geld zusammen, welches ich etwas vermehrt fand, denn ich hatte nicht allein vom Herzog viel empfangen, sondern auch die Erbschaft der Zwillingbrüder betrug eine große Summe. Als ich damit fertig war, ging ich zum Herzog, der nach mir geschickt hatte.

»Ich gehe nach London!« rief er mir schon von Weitem freudig entgegen. »Wollen Sie mit? Ihre Reise soll aus meinem Beutel bestritten werden. Aber Sie müssen sich geschwind besinnen, denn schon morgen geht es fort; ich muß eher da sein, als der Kaiser von Rußland und der König von Preußen, sonst habe ich nichts als das leidige Ceremoniel auf dem Nacken.«

»Auf eine solche gnädige Einladung, Durchlaucht, braucht wohl kein Besinnen zu folgen. Ich gehe mit Ihnen, dankbar und gern.«

»So ist es abgemacht. Aber bis morgen früh müssen Sie reisefertig sein!« –

Der Graf de la Mière führte uns selbst wie im Triumphzuge nach Dieppe, wo für Seine Durchlaucht ein englisches Schiff ganz im Geheimen gemiethet war. Hier erfolgte der zärtlichste Abschied; der Herzog umarmte wiederholt den Grafen und auch wir wurden von Letzterem mit vielen höflichen Redensarten entlassen, die wir nach Kräften erwiderten. Unser bis an's Ende höflicher Wirth

wartete am Lande, bis wir das Schiff bestiegen hatten, dann erst setzte er sich in seinen prächtigen Wagen und fuhr, stolz wie ein König, mit seiner zahllosen Dienerschaft nach seinem Schlosse zurück. Auch diesen edeln Mann habe ich niemals wiedergesehen.

Mit einem Gefühl nie empfundener Wonne betrat ich zum ersten Mal ein Seeschiff, und noch dazu ein englisches. Ich schwärmte damals und ich schwärme noch jetzt für die See. Denn ich unterlasse es niemals, auf meinen jährlichen Ausflügen irgend wo einen Blick auf das unermessliche Meer zu werfen, und jedesmal macht es denselben unnennbaren, ich möchte sagen, göttlichen Eindruck auf mich; es scheint mir gewissermaßen eine Frakturschrift Gottes und eins seiner erhabensten Werke zu sein, und es würde mich stets in seiner beweglichen, bald brausenden und stürmischen, bald lieblichen und überredenden Gestalt selbst mehr in Verwunderung sehen, als ein Berg von gediegenem Golde.

Es war am 1. Juni 1814, als wir bei sehr leichtem Winde und langsam schwellender Flut nach anderthalbtägiger Fahrt bei Brighton den englischen Boden betreten. Nie habe ich mich so leicht und den kleinen Sorgen des Lebens entrückt gefühlt, als da ich meinen Fuß auf das merkwürdige Land des freien Großbritanniens setzte. Wir eilten sogleich mit schnellen Postpferden nach London.

Ueber diesen unsern langen Aufenthalt in England muß ich ebenfalls kurz sein. Unsere Aufnahme war überall eine glänzende. Allein drei Monate blieben wir in

London und auf den umliegenden Landsitzen des hohen englischen Adels, der sich beeiferte, den Herzog und seine Begleitung mit brittischer, das heißt, nie dagewesener Gastfreundschaft zu behandeln. Auch die großartigen Feierlichkeiten in London und Windsor, als die hohen Majestäten herüber kamen, machte ich sämmtlich mit. Der 1. September war der Tag, der zu unserer Abreise nach Schottland festgesetzt war, als Depeschen aus Deutschland anlangten, die des Herzog's Anwesenheit in seinem eigenen Lande für höchst nothwendig erkennen ließen. Sogleich war sein Entschluß gefaßt, dahin abzureisen. Er rief aber Noringen und mich zu sich und sprach folgende gütige Worte zu uns:

»Meine Herren, ich danke Ihnen für Ihre bisherige Begleitung und bedauere, mein Wort nicht halten und Sie selbst nach den schottischen Hochlanden führen zu können. Da Sie aber in *** nicht gebraucht werden, so gestatte ich Ihnen, die Reise für sich allein zu unternehmen. Ihnen, lieber Noringen, gebe ich ein Jahr Urlaub. Sie sind jung und das Leben in der Welt wird Ihnen vortheilhaft sein; Sie können keinen bessern Begleiter haben, als diesen jungen Arzt, er ist eben so heilsam für Ihren Leib, wie für Ihren Geist. Also genießen Sie Ihre Jugend. Ihre Reisekosten bestreite ich, wie ich sie bestritten haben würde, wenn ich bei Ihnen geblieben wäre. – Ihnen aber, mein lieber Doktor, brauche ich keinen Urlaub zu ertheilen – Sie sind frei und Ihr eigener Herr. Wenn ich auch Ihnen diese Reise aus meinen Mitteln vergönne, so habe ich damit noch nicht meine ganze Dankbarkeit abgetragen,

die ich Ihnen und Ihrer Theilnahme an meinem Schicksal schuldig zu sein glaube. Aber ich hoffe, Sie nicht zum letzten Male gesehen zu haben. Wenn Sie von Ihrer Reise zurückkehren und es Ihnen in Preußen nicht mehr gefällt – kommen Sie zu mir. Wir haben kein so großes, aber dafür ein schöneres Land. Sie sollen mir jederzeit willkommen sein. – Guten Morgen, meine Herren!«

Und er ließ uns nicht einmal Zeit, unsern tiefgefühltesten Dank abzustatten. Schon mit dem nächsten Schiffe ging er nach Ostende ab, nachdem er uns noch einen jungen kräftigen Diener zur Begleitung zugewiesen hatte.

Als Noringen und ich uns allein sahen, fielen wir uns um den Hals, wir waren mit einem Worte entzückt. Denn war die Reise bisher mit Herzog eine vergnügliche gewesen, so hatten wir doch immer einen gewissen ceremoniösen Dienst gehabt – jetzt aber waren wir im vollsten Sinne des Wortes frei, und wir beschlossen, diese schöne Freiheit auch bestmöglichst zu benutzen. Augenblicklich verließen wir die Hauptstadt England's und wandten uns dem Norden zu. Ueber Birmingham und Manchester gingen wir nach Liverpool. Dann an den maleischen Ufern der irländischen See hinauf, deren schöne Inseln wir besuchten, über Preston, Lancaster, Carlisle nach Edinburgh. Hier und in der Umgegend verweilten wir lange Zeit. Die Monate November, December, Januar und Februar verlebten wir in den Gebirgen Schottland's, denn der Winter hatte daselbst für uns Reize, wie wir sie nirgends wieder gefunden, wir wollten ja hier am nordischen Meere den Frühling abwarten und das Erwachen

dieser großartigen Natur aus dem langen Winterschlaf bewundern. Im März waren wir in Aberdeen. Von da gingen wir nach Perth und hier war es in den ersten Tagen des April, wo wir Napoleon's Rückkehr nach Frankreich und Ludwig's XVIII. Flucht erfuhren. Die eilfertig ausgestopfte Puppe war also wirklich nicht dauerhaft auf dem französischen Thron befestigt. Kaum hatten wir diese erstaunliche und doch so natürliche Nachricht vernommen, so wußten wir auch, was Europa und uns bevorstand, und augenblicklich war unser nächster Entschluß gefaßt. Wir eilten, so schnell wir konnten, dem Süden zu, diesmal den Weg mitten durch das schöne Land wählend, um im Fluge das Versäumte nachzuholen. In den ersten Tagen des Mai's trafen wir wieder in London ein und sahen mit eigenen Augen alle Vorbereitungen zum neuen Kriege sich entwickeln.

Nach einer Woche ungeduldigen Harrens endlich fanden wir Gelegenheit, ein englisches Schiff zu besteigen, welches Kriegsvorräthe nach dem festen Lande führte und langten bei nicht ganz günstigem Winde in beinahe drei Tagen in Ostende an. Hier nahmen wir Post und fuhren nach Brüssel. Nach dieser Stadt strömte Alles von verschiedenen Seiten Hals über Kopf zusammen, um sich zum bevorstehenden Waffentanz kameradschaftlich zu begrüßen. Die Völker waren schnell wieder aus dem kurzen Taumelschlaf erwacht, in den sie die hellsehenden und allwissenden Diplomaten eingewiegt hatten, und sandten ihrer Truppen so viele, wie sie aufbringen konnten, um das nur halbvollendete Werk mit letzter Hand

zu Ende zu führen. Auch wir beide schauten uns nach allen Weltgegenden um, welchem Truppentheile wir uns anschließen sollten, denn das stand bei uns fest, daß wir noch einmal den Marsch nach Paris mitmachen wollten; dahin allein nur konnte es gehen, um den alten wieder losgebrochenen Tiger vollkommen fest an die Kette zu legen und den wandelbaren Franzosen den hastig übergeworfenen Kaisermantel noch einmal von den Schultern zu reißen.

Also zogen wir unsere bequemen Reisekleider wieder aus und holten die zerknitterten Uniformen aus dem Reisekoffer hervor; bald sah ich wieder blaublau aus, wie der Herzog spöttelnd über meine glänzende Uniform sich damals geäußert hatte. Noringen hätte am liebsten mit seinen Landsleuten gekämpft – wo wollte er sie aber bei dem Wirrwarr, der ringsum herrschte, finden? Kein Mensch wußte, wo sie standen, oder ob sie überhaupt in der Nähe waren. Ich natürlich schloß mich am liebsten wieder an die Preußen an. Im Ganzen aber war es uns einerlei, wo wir ein Unterkommen fanden, nur wollten wir gern so lange wie möglich zusammenbleiben.

Zwischen Namur und Lüttich, in der Gegend von Gembloux – das erfuhren wir bestimmt – hatten sich große preußische Truppenmassen aller Waffengattungen gesammelt, auf diesen Punkt also richteten wir bald unser Augenmerk. Endlich schien uns der richtige Augenblick gekommen. Wir nahmen einen Bauernwagen und fuhren

nach Gembloux. In Charleroy lag ein preußisches Hauptquartier in Cantonnement. Wir waren daselbst, wie Jedermann, der zwei gesunde Arme und guten Willen besaß, willkommen. Für Noringen war leicht ein Unterkommen zu finden, für mich schon weniger, da Feldlazarethe für den Augenblick nicht vorhanden und die einzelnen Regimenter ziemlich mit Aerzten versehen waren. Als freiwilliger Ueberzähliger war ich indessen überall gerne gesehen, denn im Ganzen gebrach es leider an Aerzten; der neue feindliche Ueberfall war zu rasch geschehen, und was man in den inneren Provinzen des Vaterlandes noch beisammen hatte, langte erst später an, als es kaum noch nöthig war. Es kam also auf unsere eigene Entscheidung an und was wir zumeist gefürchtet hatten, geschah zuerst, wir mußten uns trennen, wozu schon die verschiedene Richtung unseres Berufes beitrug. Mein Freund trat als freiwilliger Streiter bei einem preußischen Dragonerregiment ein, ich schloß mich dem Füsilierbataillon des zweiten westphälischen Landwehrregiments an, welches mir besonders gefiel, da es fast aus lauter jungen Leuten bestand, die freiwillig wie ich die Waffen ergriffen hatten.

So war der 14. Juni herangekommen. Schon an diesem Tage langten bei uns französische Ueberläufer an, das Heranrücken einer großen französischen Armee verkündend, die mit einem Schlage Alles abmachen und jeglichen Feind, auch wenn es eine ganze Welt wäre, auf der Stelle vernichten wolle. Diese Nachrichten waren Zündstoff für unsere muthige und zum Theil noch nie

im Feuer gewesene Armee, die mich den menschlichen Geist in seiner ganzen Blüthe, Kraft und Hingebung an eine vorgesetzte erhabene Aufgabe anstaunen ließ. Junge Bursche, kaum dem Knabenalter entwachsen, dabei schwächlich und zart gewöhnt, waren die feurigsten; der Patriotismus, dieses edelste aller menschlichen Gefühle nach Kinder- und Elternliebe, verdoppelte ihre schwachen Kräfte und Alle wollten lieber sterben, als den Monarchen von Elba, wie sie ihn nannten, noch einmal in Deutschland's gesegnete Fluren einbrechen sehen.

IV. EIN BLICK AUF DAS SCHLACHTFELD VON BELLE-ALLIANCE.

Ich marschirte ziemlich leichten Muthes neben meinen Füsiliern her, in der Richtung auf Charleroy. Hier angelangt, wurde ein langer Halt gemacht, der den jungen Männern Gelegenheit bot, sich die Langeweile durch Späße allerlei Art zu vertreiben. Hätten diese harmlosen und naturwüchsigen Leute einen richtigen Begriff von der ihnen bevorstehenden großen Schlacht gehabt, sie würden gewiß ihrem Vergnügen einen Zügel angelegt haben. So aber gaben sie sich ganz ihrem jugendlichen Frohsinn hin und ließen Gott allein für den folgenden Tag sorgen. Possenreißer giebt es in allen Regimentern; die Westphalen aber, die ich hier kennen lernte, zeichneten sich darin besonders aus. Ein Theil von ihnen führte einen Bären an einem Strohseile herum, den ein junger

Mensch darstellte und der, dick mit Stroh umwickelt, allerdings einem Ungeheuer ähnlich sah. Dieser Bär setzte namentlich die jungen Bäuerinnen in Angst, die sich schaulustig in der Nähe der Soldaten versammelt hatten und kreischend und jauchzend davonliefen, wenn er mit aufgehobenen Tatzen in ihre Nähe kam und sie umarmen wollte. Ein anderer Theil besorgte vor der Zeit und etwas zu ruhmredig Napoleon's Leichenbegängniß. Dazu hatte ein Spaßmacher eine große hölzerne Puppe aus seinem Quartiere mitgebracht, die den gestorbenen Kaiser vorstellte. Auf Gewehre gelegt, wurde sie feierlich zu Grabe getragen, wobei eine gedämpfte Trommel, von einem Tambour in Hemdsärmeln gerührt, die Trauermusik abgab. So spielte man den Tod vor Beginn einer mörderischen Schlacht, die ihn bald in ernsterer Gestalt vor die Augen der Uebermüthigen führen sollte. Aber gerade diese Gegensätze charakterisiren am besten den menschlichen, um Himmel und Hölle wüfelnden Geist.

Jene Todtenbestattung wurde plötzlich durch den Donner eines nicht allzu entfernten Signalschusses unterbrochen. Augenblicklich entäußerte man sich jeder Maskerade und blickte etwas ernster um sich. Auf allen Gesichtern zeigte sich dem aufmerksamen Beschauer der erste Eindruck einer möglichen Gefahr. Auch stellte sich selbst bei den Redseligsten ein feierliches und erwartungsvolles Schweigen ein – sogar diese hatten die Witterung einer Schlacht. In diesem Augenblick traf durch einen Ueberläufer die Nachricht ein, daß der Feind, 150,000 Mann stark, die französische Grenze bereits

überschritten habe und in Eilmärschen herannahe. Unsere ihm zunächst stehenden Vorposten wurden auch bald von ihm zurückgeworfen und kamen laufend und außer Athem fast gleichzeitig mit dem Feinde nach Charleroy. Sogleich wurden wir rückwärts befehligt und es ging denn auch eine so lange Strecke in dieser Richtung fort, daß ich schon glaubte, wir würden vor dem Feinde laufen bis an der Welt Ende, als unser Schritt gemäßigt und endlich Stillstand geboten wurde. Etwa elf Uhr Morgens hatten wir den ersten entmuthigenden Anblick eines geschlagenen Bataillons. Nie werde ich diesen trauervollen Anblick vergessen. Welches es war, weiß ich nicht mehr, der Major aber, glaube ich, hieß Monsterberg. Er brachte von seinem ganzen Bataillon 200 Mann aus dem feindlichen Feuer, und selbst diese theilweise blutend und lahm. Aber keiner von ihnen wollte verbunden sein – CCdas Bischen hätte nichts zu bedeuten, meinten sie, die da vorne lägen, sähen anders aus, sie seien niedegeritten und niedergesäbelt, wie Gras!<

Wir nahmen jetzt unsern Weg nach einer Anhöhe hinter dem Dorfe Gilly, einem Kirchhofe gegenüber, mit dem Rücken an die Lisière eines Waldes uns lehnd. Unsere Tirailleure wurden weit vorgeschoben und versteckten sich, so gut sie konnten; sie sahen den Feind zuerst herannahen, der gegen Mittag in Gilly einrückte.

Ich war auf einen Baum geklettert, um den neuen und großartigen Anblick des so dicht vor uns stehenden Feindes aus erster Hand zu haben, was mir seit Rheims, und

selbst damals nicht in so großen Heereshaufen, nicht wieder geboten war. Sorglos, ohne Vorposten auszusenden, mit schnellen, kurzen Schritten und das Gewehr wie zum Spiele im Arm tragend, kamen sie daher, einen glänzenden und überwältigenden Anblick bietend, denn wir sahen die alten ruhmgekrönten Garden und Grenadiere in ihren von Metall blitzenden Bärenmützen und Uniformen vor uns. In Gilly setzten sie sich fest und wir hörten deutlich von Zeit zu Zeit den aus rauhen Kehlen kommenden Ruf *vive l'empereur!* herübertönen. Ein für uns bedeutungsvolles Zeichen, daß der Kaiser wahrscheinlich selbst drüben kommandire. Das war nun eben für unsere jungen Truppen keine zu große Ermuthigung. ›Napoleon und seine Garden zuerst uns gegenüber! Gott gebe seinen Segen!‹ So hörte man Manchen zaghaft, aber auch hoffnungsvoll sprechen.

Allmählig aber wurde der Feind thätiger und wir lauschten ihm mit allen Sinnen entgegen. Da kam er heran, aber anfangs nur mit einem kleinen Truppentheil, gleichsam seinen lang vorausgestreckten Fühlhörnern, etwa eine Compagnie stark, die, vollständig geschlossen, daherschritt und sich eines Strohhäuschens bemächtigte, welches zwischen ihm und uns lag; auch bemerkten wir zugleich, daß er Geschütze unserer ganzen Front gegenüber herbeizog.

Jetzt erfolgte wieder ein erwartungsvoller Stillstand in allen seinen Bewegungen. Es mochte Nachmittags zwischen vier und fünf Uhr sein, als ein feindlicher General mit vielem Gefolge in die Nähe jenes Strohhäuschens

geritten kam; man sagte, es sei Grouchy oder Napoleon selber. Er schaute sich durch ein Fernrohr ganz gemächlich alle unsere Stellungen an. Kaum war er wieder im Galopp davongeritten, so marschirte jene kleine Kolonne vom Strohhäuschen näher an uns heran, frank und frei, als ginge sie spazieren, ohne alle Vorhut und mit einer Dreistigkeit, die Jedermann in Erstaunen setzte. Da aber kam sie in den Bereich unserer Tirailleure. Ihre knatternden Gewehrschüsse waren das erste Feuer, was wir an diesem Tage sahen und hörten. Aber bald ging es ernster los. Unsere paar Tirailleure wurden von größeren nachdrängenden Massen zurückgeworfen und kamen blutend bei uns an. Wir Aerzte hatten sogleich hinter der Front zu thun. Kaum mit unserem ersten Geschäft zu Ende, sahen wir uns reichlich mit schweren Paßkugeln aus Batterien beworfen, die der Feind wie im Fluge immer näher an uns heranfuhr. Ich lief rasch zu einigen jungen Leuten hin, die von den ersten Kugeln getroffen waren, und bot ihnen meine Hülfe an. Die meisten Geschosse aber gingen über uns fort und schlugen in das Dragonerregiment ein, bei welchem Otto von Noringen Dienste genommen hatte. Voller Besorgniß folgte mein Auge oft diesen traurigen Boten und suchte ihre Wirkung zu erspähen, denn mein Herz schlug angstvoll für den Freund. Und diese Wirkung sollte nicht ausbleiben. Die Pferde der Dragoner fingen an sich zu bewegen, hierhin und dahin zu drängen. Einige schnaubten und stiegen in die Höhe und waren kaum zu bändigen. Lange aber konnte ich nicht rückwärts schauen, denn mir waren nur rasche Blicke

vergönnt, da Augen und Hände bei meinen Verwundeten sein mußten.

Eine solche schwere Paßkugel in ein geschlossenes Bataillon einschlagen zu sehen, gewährt einen grauenvollen Anblick. Bleiche und starr emporgerichtete Gesichter verfolgen sie im Fluge, verschlingen gleichsam ihre Wirkung mit den Augen – rasch wenden sich die Köpfe links und rechts, um zu erforschen, welches Unheil sie angerichtet, links und rechts weichen die Menschen schrittweise aus, um bald diese, bald jene Kugel zu vermeiden, während sie sich in die lebendigen Glieder wühlt und da und dort ein winselndes Häufchen niederstreckt.

Nach den ersten Schüssen jener Batterie zog sich diese zurück und an ihrer Stelle wurde Kavallerie sichtbar. Nun hielt man es für gerathener, sich etwas mehr dem Walde zu nähern, dessen gefährlichen Vorplatz unsere Dragoner unterdessen geräumt hatten. Wir gingen, rückwärts tretend, aber die Augen gegen den Feind gerichtet, zurück, um die Chaussée, die nach Fleurus führt, zu erreichen, die eben durch jenen Wald läuft. Ehe wir aber in den Schutz der ersten Bäume gelangen konnten, mußten wir ein ziemlich großes Stück freies Feld überschreiten. Immer rascher traten wir zurück, aber der Feind war noch rascher hinter uns her, denn er wollte unserer noch früher habhaft werden, als wir in den Wald schlüpfen konnten. In gestrecktem Galopp jagte er heran, wir hörten schon das schnaubende Gebrause seiner Pferde. Augenblicklich wurde Halt kommandirt und ein Quarré gebildet. Ich konnte nicht mehr hinein und blieb, zwischen

die vordersten Baumreihen des Waldes geklemmt, mit zitterndem Herzen des Ausgangs harrend, als Zuschauer stehen. Die gewaltigen Kürassiere stürzten auf ihren großen Pferden gegen unser Bataillon heran, ein Trompeter mit wahrer Todesverachtung den übrigen voraus, dicht vor unseren Bajonetten zum Einhauen blasend – da aber stürzte er, von zehn Kugeln getroffen, aus dem Sattel und sein Grauschimmel ging im Fluge davon. Hinter ihm dicht heran aber waren schon die geharnischten Reiter – etwa vierzig Schritte von unserem Bataillon entfernt, erhielten sie eine volle Salve, die wirksam war. Die Pferde stutzten, prallten rückwärts und, von einem zweiten Kugelregen durchschauert, stürzten sie, blutend durcheinandergeworfen, gänzlich zurück, einen Haufen Leichen als einzige Spur ihres Daseins vor uns lassend. Nun aber flog das Bataillon selbst zurück in den Wald und jetzt sah ich unsere jungen Leute angstvoll, mit bleichen Gesichtern sich dem Dickicht zuwenden. Manche sogar vergaßen sich so weit, ihre Kochkessel wegzuworfen, um nur schneller fortzukommen. Die Offiziere schritten aber fluchend und wetternd ein und bald kam Ordnung und Zucht wieder zum Vorschein. Im Walde angelangt, fühlten wir uns sicher, hoch auf und frei athmete die bisher beklommene Brust und der Blick wendete sich forschend auf das blutige Feld zurück. O welches glückliche Gefühl nach so tödtlicher Jagd! Aber der Feind mußte ebenfalls bedeutend gelitten haben, denn er verfolgte uns nicht. Wäre er dicht auf unseren Fersen geblieben, kein Mann wäre davon gekommen, denn bevor wir die Chaussée im

Walde erreichten, mußte das ganze Bataillon Mann für Mann über Hecken, Zäune und Gräben klettern. Als aber dieses Hinderniß überschritten war, gingen wir wieder in hergestellter Ordnung weiter und stellten uns in Gemeinschaft mit einer ganzen Infanteriebrigade bei dem Dorfe Lambüvert auf, wo wir ein Bivouak bezogen.

Das war unser erstes Treffen und in Folge desselben richteten wir uns etwas gedemüthigt und schweigend im Bivouak ein. Aber schon früh am 16. Juni hieß es, eine größere Schlacht stände bevor. Das erste stürmische Hochgefühl, schlachtgerüstet vor den Feind zu gelangen, war sichtlich abgekühlt; man hatte gleich am ersten Tage einen etwas starken Vorgeschmack bekommen, der die Lusternheit des vorschnellen Muthes um ein Kleines herabspannte. Ruhig indessen marschirte man weiter über Bry gegen Ligny. Zwischen beiden Dörfern wurden wir auf dem sie verbindenden Feldwege aufgestellt, wo ich mich hinter der Front aufhielt und Alles überschaute, so weit mein kleines Taschenfernrohr reichte. Und folgendes war genau die Stellung, die ich übersehen konnte. Unser rechter Flügel wurde durch den vom Dorfe St. Amand la Haye nach Sombref führenden Weg durchschnitten. Ungefähr 500 Schritte vor ihm am Wege nach St. Amand la Haye lag die Mühle von Bussy, rechts davon dieses Dorf selbst, links das Dorf St. Amand, gerade in der Mitte, aber das massiv erbaute Dorf Ligny. Diese Dörfer, welche tiefer lagen, als die von uns eingenommene Stellung, und mit ihren Enden beinahe an einander

reichten, waren von einer Brigade unseres ersten Armeecorps besetzt. Rechts von Bry zog sich nach St. Amand la Haye eine Hügelkette. Aus Bry selbst wurden für uns einige wenige Lebensmittel geholt und rasch vertheilt.

Bis zwei Uhr Nachmittags blieb Alles ruhig; theils aßen wir etwas trockenes Brod aus der Hand, theils plauderten wir. Die einzige merkliche Bewegung zeigte sich unter den hin und her sprengenden Adjutanten. Endlich um halb drei Uhr wurden die Gewehre zur Hand genommen und nun der Befehl zum Vorrücken erwartet. Dieses lange Warten aber hatte viel Gutes für die jungen Truppen. Man hatte sich umblicken und die großen Massen verbündeter Truppen nah und fern betrachten können, die bis in unabsehbare Ferne in gemessener Ordnung aufgestellt waren. Ferngläser wanderten von Hand zu Hand und man nahm dadurch wahr, daß man nicht allein und ohne Hülfe dem Feinde gegenüberstehe. Namentlich boten die Kavalleriekolonnen auf dem rechten Flügel einen prächtigen und trostreichen Anblick dar und die Truppen fingen bei solchem Schauspiel wieder an fröhlich zu werden. Und gerade in diesem Augenblicke, gleichsam um den Muth derselben auf das Aeüßerste zu beleben, erschien der alte Feldmarschall Blücher mit der brennenden Pfeife im Munde, dicht hinter ihm ein großes Gefolge, wie der glänzende Schweif eines mächtigen Kometen. Er ritt von Bataillon zu Bataillon die Treffen hinunter und sprach überall einige Worte. Auch vor unserm Bataillon hielt er und Alles lauschte mit vorgeneigtem Kopfe auf die Worte: »Nun d'rauf los, Kinder, es gilt! Faßt sie

tüchtig, schießt nicht zu hoch. Auf Wiedersehen!« Diese wenigen befeuernden Worte aber, die dieser wunderbare Mann mit dem weißen Kopfe und dem ausdrucksvollen kühnen Adlerantlitz sprach, entflamnten die Wehrmänner mehr als alles Andere, viele weinten sogar vor Freude und es wurde Zeit, daß ihr Muth einen Ausbruch erhielt, denn er war bereits auf das Höchste gespannt.

Gegen drei Uhr endlich machte sich der angreifende Feind von den Dörfern St. Amand und St. Amand de la Haye her bemerklich. Beide griff er zugleich an. Jetzt sprach der Führer unseres Bataillons einige Worte zu demselben und die Hauptleute eben so zu ihren Compagnieen, empfahl das Vaterland ihren Armen und Herzen und ermahnte namentlich zur Ruhe, wenn Kavallerie gegen sie käme. Und das nahmen sich auch Alle zu Gemüthe, man sah es den jungen Leuten an, daß sie vom besten Willen beseelt waren.

Unterdessen hatte die Schlacht begonnen. Bevor ich mich aber an die Schilderung von dem begeben, was ich mit eigenen Augen gesehen, muß ich eines Vorfalles hieselbst gedenken, der beim ganzen Bataillon großes Aufsehen erregte und uns gleich anfangs einen Hauptmann kostete. Dieser Mann hieß Helle. Durchaus nicht zum Soldaten geboren, von schwerfälligem, undienstlichem Wesen, aber belebten und witzigen Geistes, hatte ihn einzig und allein der Patriotismus in die Schlacht geführt. Von Anfang an soll er behauptet haben, eine der ersten

Kugeln werde ihn in das Himmelreich befördern. Indessen ertrug er alle Anstrengungen des Dienstes mit Leichtigkeit, und sein Humor, von einigen Spirituosis angefeuchtet, sprudelte zur Ergötzung Aller bis eine Stunde vor Anfang der Schlacht von Ligny. Hier aber wurde er plötzlich still, sein sonst so geröthetes Gesicht erbleichte und er erklärte Jedermann, seine letzte Stunde habe geschlagen. Kurz vor Beginn des Kanonendonners schickte sein Kamerad, der Hauptmann v. d. Mark, den Fähnrich Vogelsang, von dem ich sogleich noch mehr sprechen werde, mit einem Glase Cognac zu dem etwas entfernt stehenden Helle, damit er sich etwas Muth trinke. Helle aber schüttelte auf jede Frage: »Helle, wie geht's?« trostlos den Kopf und wies sogar den jungen Mann mit dem Cognac zurück, indem er sagte: »Ich danke, Freund, ich bedarf nichts mehr, in einer Stunde bin ich nicht mehr unter den Lebenden.« Und siehe da, eine der ersten Kugeln warf ihn wirklich nieder und das Bataillon mußte erbarmungslos über die warme Leiche seines Kameraden hinwegschreiten.

Also die Schlacht begann. Eine vor uns stehende Brigade im ersten Treffen war aus den beschriebenen Dörfern geworfen worden und kam zurück; nun war die unsrige an der Reihe. Langsam, über Helle's Leiche hinweg, gingen wir vor. Schon waren wir bis in die Nähe des Dorfes St. Amand gelangt und hatten die beste Hoffnung eines günstigen Erfolgs, da eröffnete eine bis dahin im Dorfe verdeckte Batterie ihr Feuer gegen uns. Alles stutzte und schaute auf, zumal die krachenden Zweige und Aeste der

von den Kugeln getroffenen Bäume auf die Köpfe unserer Leute herabprasselten. Zugleich trat ein feindliches Bataillon von der Seite hervor und gab Salve auf Salve. Die Franzosen waren uns Auge in Auge gegenüber; mancher von uns vergaß bei diesem noch nicht gehabtten Anblick das Feuern und starrte verblüfft den kühnen Feind an. Aber das ununterbrochene Feuer desselben und seiner Batterie war für unser Bataillon zu stark; es fielen so viele Leute, daß man schon in Gedanken den Augenblick kommen sah, wo kein Mensch mehr davon am Leben sein würde. Wie eine wohltreffende Kegelkugel ihre hölzernen Gegner umwirft, so stürzten und brachen hier die Menschen vor den eisernen Geschossen zusammen. An Verbinden der Wunden war in diesem schrecklichen Augenblick nicht zu denken. Man zog uns denn auch zurück, was gerade nicht in sehr schöner Ordnung geschah und um die Verwirrung dabei vollständig zu machen, warf sich das erste Bataillon unseres Regiments, eben so zerschossen wie wir, verzweiflungsvoll in das unsrige hinein. Aber die Offiziere, überall an der Spitze, thaten ihre Schuldigkeit, und in fünf Minuten war die Unordnung beseitigt. Das Bataillon stand geschlossen, so stark es noch war, wieder da, und vorwärts ging es zum neuen Angriff mit erneuter Fassung. Aber – wieder ohne Erfolg. Der erste schreckliche Eindruck der würgenden Kugeln war zu stark gewesen. Selbst die Beherzttesten zagten, als neue Verluste unsere Reihen lichteten. Da es offenbar nicht zum Siege ging, wurden wir unter mörderischem

Geschützhagel abermals zurückgezogen und das hinter uns stehende zweite Treffen rückte an unsere Stelle.

In diesem aber standen schon alte und gediente Truppen. Gleichsam um uns zu zeigen, wie ein braver Soldat in das Feuer gehen müsse, schritten sie ruhig an unserer Seite vorüber, die Offiziere ihre Pfeifen rauchend, einen beklagenswerthen Blick auf uns werfend, aber in bewundernswürdiger Haltung. Und sie nahmen auch das Dorf, blieben aber davor stehen, weil der Feind ihnen neue und frische Kolonnen entgeschickte.

Was jetzt eigentlich vorne vorging, weiß ich nicht genau, die Entfernung von uns war zu groß und der Pulverdampf ließ nichts mehr deutlich erkennen. Wir standen wieder auf unserem alten Standorte, bemerkten aber bald, daß Alles rückwärts ging, daß also die Schlacht verloren sei. Um neun Uhr zogen auch wir ab. Mit welchen Gefühlen dies aber geschah, kann ich kaum sagen. Wir waren beinahe Alle beschämt und eingeschüchtert, wie Knaben, die die Ruthe verdient haben. Anfangs lautlos neben einander hergehend, wagten wir kaum, uns anzublicken. Erst auf dem Marsche über Waweren nach Tilly in dunkler Nacht sprachen wir wieder mit einander.

Nie in meinem Leben habe ich einen erschöpfenderen Marsch gemacht, als diesen. Nachdem wir den ganzen Tag ohne kräftige Nahrung auf den Beinen gewesen, geschlagen und besiegt waren, sollten wir noch laufen. Viele schleppten sich nur mit der größten Mühe fort, besonders die noch nicht zwanzig Jahre alten Soldaten. Ich ging eine ganze Stunde lang neben einem

siebzehnjährigen Fähnrich, eben jenem schon erwähnten Vogelsang. Dieser junge Mann hatte schon seit einigen Tagen meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch genommen. Klein, schwächlich, blond von Haaren und mit kinderblauen, treuherzigen Augen, schien er eher zum Spielwerk, als zum Krieger in Völkerschlachten geschaffen. Und dennoch war er immer einer der vordersten, muthigsten, zuverlässigsten gewesen. Jetzt brach er vor Erschöpfung beinahe zusammen. Aber Aeltere faßten ihn unter die Arme und schleppten ihn fort, während ein großer, schweigsamer Füsilier freiwillig sein Gewehr neben dem seinigen trug. Eine rührende Scene, wie der ältere und starke Krieger den jüngeren unterstützt.¹

¹Dieser junge und vortreffliche Mann bestand, wie ich später hörte, alle verzweifelten Strapazen und Kämpfe bis Paris mit einer Ausdauer, Seelenstärke und Herzensfreudigkeit, wie sie bei so jungen und schwächlichen Leuten selten gefunden wird. Aus dem Kriege zurückgekehrt, trat er in den Civildienst, blieb aber bis auf den heutigen Tag aktiver Landwehroffizier bei demselben Bataillon, dem jetzigen 3. des 15. Landwehrregiments. Noch im Jahre 1853, als ich zufällig auf einer Reise Westphalen berührte, traf ich ihn wieder und sah ihn als Hauptmann – noch eben so klein, eben so schwächlich, aber eben so freudig und treu seinem König und Herrn ergeben – bei einer Landwehrübung mir seiner Compagnie in Parade vorbeimarschiren, und ich wurde von einer tiefen Rührung ergriffen, als ich bedachte, wie viele Schritte dieser ächt deutsche Mann von Jugend an bis in sein Alter für seinen König gethan hatte. Als ich ihn neulich sah und begrüßte, trug er noch keinen Orden, auch nicht das eiserne Kreuz; erst im Dezember 1853 erhielt er das Ritterkreuz des Hohenzollern-Ordens, nachdem seine Compagnie ihn schon vor Jahren mit einem kostbaren

Als nun aber auch in derselben Nacht beim allgemeinen Stöhnen und Seufzen der Uebermüdeten sich plötzlich ein heftiger Regen vom Himmel ergoß und bald alle Wege grundlos machte, erreichten unsere Beschwerden ihren höchsten Grad. Wäre des Feindes Macht nicht auch gebrochen gewesen und hätte er uns verfolgt – ich glaube, es würden Wenige von uns übrig geblieben sein, die etwas von diesem traurigen Nachtmarsch erzählen könnten.

Um ein Uhr Morgens endlich wurde dem Bataillon einige Ruhe vergönnt. Alles stürzte keuchend zu Boden in das nasse Gras und – gab der Natur ihr Recht. Jeder blieb in tiefem Schlafe liegen, wohin er gerade fiel, und als bei Tagesanbruch das Kommando zum Aufbruch mahnte, wurden viele Hingesunkene nur mit Mühe erweckt und aufgerichtet, kaum fähig, auf ihren wunden Beinen zu stehen. Und nun, da der Tag für neue Mühseligkeiten anbrach, man von einem nagenden Hunger gepeinigt wurde, sich nach Brot umsah und keines da war, weil die Proviantwagen auf den schlechten Wegen nicht herankommen konnten, da glaubte man, jetzt sei das Ende des Lebens und seiner Leiden gekommen.

Langsam, bei fortwährendem Regen und auf grundlosen Wegen, setzte man den angetretenen Rückmarsch fort. Gegen zehn Uhr Morgens sahen wir nicht weit von

Ehrendegen beschenkt hatte. Persönlich geliebt und geschätzt von allen alten Wehrmännern, erschien er mir noch eben so rüstig, wohlgemuth und königstreu, wie im Jahre 1815. Ein seltenes Beispiel von menschlicher Dauerhaftigkeit und Willensstärke.

uns den Feldmarschall Blücher vorbeireiten und ein wortreicher Brigadegeneral aus seinem Gefolge sprach, um unser Gefühl vollends in den Grund zu bohren, unverhohlen seinen Tadel über die Schwäche des Bataillons in der Schlacht aus.

So, von dem schrecklichsten aller Gefühle: besiegt zu sein, gedemüthigt, ermüdet, vom Hunger überwältigt und obendrein vor Aller Ohren getadelt, zogen wir im strömenden Regen traurig und niedergeschlagen dahin. Ich hätte viel darum gegeben, einen solchen Tag nicht erlebt zu haben. Mein leerer Magen bellte, aber mein Herz war noch verödeter als er. Indessen hielt ich mich zusammen, während einige junge Leute, in voller Verzweiflung wie abgehetzte Hunde rasch einen Büchschuß weit voranliefen und sich so lange niederwarfen, bis das Bataillon wieder heran war, um auf diese seltsame Weise wenigstens einige Augenblicke zu ruhen.

Wenn man bedenkt, daß diese jungen Leute seit dem Morgen des 15. Juni, also seit beinahe sechzig Stunden keine Ruhe gehabt, sich auf den Tod mit einem überlegenen Feinde geschlagen, dabei gehungert hatten und immerfort marschirt waren, so wird man diese gränzenlose Abspannung erklärlich finden.

Nachmittags am 17. endlich bezog das Bataillon ein Bivouak. Auch ein schönes Vergnügen beim heftigsten Gewitterregen, der kalt wie Eis auf die erhitzten Körper herabrieselte! Indessen die Erschöpfung war zu groß – hier und da warfen sich die halb aufgeriebenen Menschen in

die triefenden Gebüsche – ich desgleichen, und wir öffneten unsere schweren Augen nicht eher, als am Morgen des verhängnißvollen 18. Juni. Aber wie erhoben wir uns? Steif, kalt, beinahe gelähmt an allen Gliedern und in unserm Innersten zermalmt.

Da aber schickte Gott uns einigen Trost. Der bisher so düstere Himmel heiterte sich auf, die Sonne trat klar aus dem Gewölk hervor und belebte uns wieder, indem sie uns vor allen Dingen Wärme gab. Mit neuen Gefühlen der Hoffnung blickten wir das schöne Tagesgestirn an, welches, verhängnißvoller als die Sonne von Austerlitz den Besiegten, zum letzten Mal die glänzende Laufbahn des größten Feldherrn seiner Zeit bescheinen sollte. Gleich nach Tagesanbruch waren auch Nahrungsmittel herbeigeschafft, namentlich Schlachtvieh. Mit wahrer Gier wurde es in Empfang genommen, zerrissen und, kaum halb gekocht, schon verzehrt.

Bei immer wärmerem Sonnenschein und zufrieden gestelltem Magen erheiterte sich das Gemüth des Soldaten von Augenblick zu Augenblick, und man nahm mit Freuden den Befehl entgegen, um zehn Uhr wieder marschfertig zu sein. Denn es hatte sich – wie, weiß ich nicht – das Gerücht verbreitet, man müsse den Engländern zu Hülfe eilen, die den Franzosen eine große Schlacht liefern wollten. Dieses Gerücht belebte plötzlich Alles wieder. Im Geschwindschritt ging es voran. Gegen Mittag hörten wir zum ersten Mal den dumpfen Kanonendonner in der Ferne, der bei Waterloo zum Himmel aufstieg. Dieser allmählig stärker, tief und schaurig daher rollende

Donner wirkte auf uns wie eine Stimme von Oben. Ohne Befehl belebte sich unser Tritt und von allen Lippen vernahm man den Ausspruch, sich auf Tod und Leben zu schlagen, um die bei Ligny empfangene Scharte auszuwetzen und auch einmal, wenn gleich zum Tode reif, gelobt zu werden. Als man aber immer fort marschirte und doch dem Schlachtfelde nicht näher kam, zeigte sich eine neue Erscheinung in den dahineilenden Reihen – eine Art verzweifelnder Ungeduld. Man hätte laufen mögen, um auf dem Felde der Ehre nicht zu spät anzulangen. Aber Blücher war längst vor uns da.

Wir sollten uns, so hieß es bald, mit dem linken Flügel der Engländer in Verbindung setzen und den Feind in der Flanke angreifen. Wir drangen also unaufhaltsam auf beinahe ungangbaren Feld- und Holzwegen vor; häufig stockte der Marsch, man konnte oft wegen eines Sumpfes nicht vorwärts und mußte, seitwärts abbiegend, andere Wege aufsuchen. Namentlich die Geschütze hatten unendliche Mühe durchzukommen und blieben nicht selten ganz stecken.

Daher kamen wir erst nach unerhörter Anstrengung am Abende zwischen acht und neun Uhr in die Nähe des weltberühmten Schlachtfeldes von Belle-Alliance, und zwar war es das vom Feinde noch besetzte Dorf Planche-noit, gegen welches unser Bataillon zunächst anrückte. Nicht gerade sehr ermuthigt wurde man, als ein Haufen Verwundeter vom Bülow'schen Corps uns langsam entgegenwankte. Aber diese Verwundeten selbst waren es, die durch Zurufe den Muth unserer Truppen anfeuerten,

und als endlich eine junge und berittene Marketenderin, einen in den Mund geschossenen Husaren geleitend, beim Vorbeireiten uns zurief: »Lauft Kinder, lauft, es geht gut, die Franzosen reißen aus!« da stürzte Alles wie mit frischen Riesenkräften voran. Gleich darauf trafen ähnliche Nachrichten ein; allgemein hieß es, der Muth der Franzosen sei gebrochen und ihre Reihen begannen zu weichen.

Zuletzt liefen wir in wahrem Sturmschritt gegen das Dorf Planchenoit los, welches von den Bülow'schen Truppen wiederholt genommen und verloren, war, und mit dem ersten Bataillon unseres Regiments und einem pommer'schen Bataillon vereint, rückten wir mit gefällttem Bajonett in das Dorf ein. Aber – wo war der Feind? Er hatte unser Herankommen nicht abgewartet, vielmehr das Dorf verlassen und sandte uns beim Abziehen nur noch einige sich seitwärts verirrende Kugeln entgegen. Daher, und um ihn rascher im Rücken zu fassen, umgingen wir theilweise das Dorf und gelangten hinter demselben auf eine Anhöhe, wo wir einen Augenblick, vom Laufen athemlos, rasteten. Dann ging es weiter dem fliehenden Feinde nach über einen Theil des großen Schlachtfeldes hin, bei tageshell scheinendem Monde, der weit und breit Alles zu erspähen erlaubte. Aber ach! was beleuchtete dieser Mond, der auf der Erde schon so Vieles gesehen hat und noch so Vieles sehen wird?

Eine großartigere Zerstörung hat wohl nie ein Menschenauge erblickt. Ganze Haufen und lange Reihen Todter, Verwundeter, Mann neben Mann, Geschütze, Wagen,

Pferde, Waffen und sonstiges Kriegsmaterial bedeckten weit und breit das dampfende Gefild. Verwundete Engländer lagen unter ihren weißwollenen Decken, in unabsehbaren Reihen wie in nie so groß dagewesenen Krankenhäusern, und winselten. Dann kam man an großen übereinander geschichteten nicht mehr lebenden Haufen dieser edlen Truppen vorüber – das waren niedergerittene Quarrés. Lahm geschossene Pferde, leise wimmernd, vor Hunger sterbend, hinkten um uns herum, Hülfe oder eine mitleidige Hand suchend, die sie todt stach.

Anfangs vermied man es sorgfältig, die am Wege liegenden Verwundeten mit den Füßen zu berühren, das Herz bebte vor solchem Thun zurück. Als aber zuletzt kein anderer Weg mehr übrig blieb, schritt man eiligen Fußes über Leichen und noch athmende Menschenleiber hinweg.

Das Bataillon bog auf die nach Genappe führende große Straße ein. Hier sah es noch grauenvoller aus, denn hier lagen die niedergeschmetterten und niedergesäbelten Franzosen in dichtesten Haufen. Die ganze Chaussée sah wie ein großer, endloser Schiffbruch aus; Geschütze, Gewehre, Säbel, Pulverwagen und Trümmer aller Art lagen aufgethürmt, wie absichtlich ausgestreut, umher. Zertretene und zerfahrene Leichen bedeckten in Massen die Straße, namentlich Kürassiere, aus deren weggeworfenen Panzern man hätte Brücken bauen können. Alle Gräben neben den Wegen waren mit Leichen und Sterbenden bis zum Rande gefüllt, jeder Einzelne

hatte nur ein Plätzchen gesucht, wo er mit Ruhe und un-
verfolgt seinen Geist ausathmen konnte. Mir stand beina-
he das Herz still – wie hier helfen oder Hand anlegen? Es
war nicht möglich, ich hatte nicht einmal Mittel dazu bei
der Hand. – Endlich konnten wir vor Menschen und Pfer-
deleibern nicht weiter, wir überkletterten sie seitwärts,
um das freie Feld zu erreichen und ungehinderter unse-
ren Marsch fortsetzen zu können.

Erst um Mitternacht wurde geruht. Aus einem dicht
bei unserem Lager liegenden Dorfe sollte Wasser geholt
werden, aber man konnte nicht an die Brunnen gelan-
gen. Hunderte verendender Menschen lagen um diesel-
ben herum; durstend und mit dem Tode ringend, wollten
sie wenigstens in der Nähe eines lebenden Quelles ster-
ben.

Die vorhandenen Aerzte, wie auch ich, thaten, was sie
konnten, aber unser Bemühen verschwand bei der Masse
Unheils und Verderbens, bis auch uns zuletzt die allge-
meine Müdigkeit übermannte und wir neben Todten und
Sterbenden dem anbrechenden Morgen mit schaurigen
Träumen entgegensahen.

Aber ach! welches Schauspiel beleuchtete das in aller
Pracht aufgehende Tagesgestirn? Kann ein Pinsel es im
Ganzen malen oder eine Feder es auf wenigen Seiten be-
schreiben? Nein! denn unabsehbar war das Todtengefeld,
das Elend, die Verzweiflung. Menschen und Thiere, blu-
tend, starr und bleich unter einander gemischt, bedeck-
ten die Felder, die Gebüsche, die Wege – Entsetzen Dem
erregend, der nicht unter ihnen lag.

In einer solchen schauerlichen Umgebung wurde ein allgemeines Gebet, dann ein Danklied und zuletzt die Siegeshymne von den zurückgebliebenen Truppen gesungen und geblasen. Nie wohl haben menschliche Kehlen aus erschütterterem Herzen ein Loblied zu den Ohren des Schöpfers emporgesandt!

Und diesem grauenvollen Lobliede folgte der grausame Befehl, sich zu schmücken, so gut es ginge, um in Genappe vor dem Feldmarschall Blücher in Parade vorbei zu marschiren. Alle murrten über diesen Befehl, Alle aber erfüllten ihn, obschon mit wundem Herzen. So marschirte man über Genappe gegen Charleroy. Bei jenem Dorfe hatte das Füsilierbataillon des preußischen Infanterieregiments, wie bekannt, den Wagen Napoleon's erbeutet. Wir sahen davon einige komische Trümmer. Ein Major, man sagte, es sei der Führer des Bataillons, saß auf freiem Felde, beinahe verbarrikadirt hinter Silbergeschirr und allerlei Kostbarkeiten. Es wurde hier gehandelt und geschachert wie auf einem Jahrmarkte. Die Füsiliere wühlten wie Maulwürfe in dem Kothe nach edlen Steinen, und es gab Offiziere, die sich hier ein Vermögen sammelten für Lebenszeit, oder auf einige Stunden wenigstens, denn was man so leicht auf offener Straße findet, haftet an den Fingern weniger, als das mit Mühe Erworbene.

Alle an der Straße von Genappe nach Charleroy liegenden Häuser und Gehöfte waren mit feindlichen Blessirten überfüllt; fast nirgends sah man hülfreiche Hände, wo

sollten sie auch bei so zahllosen Verletzungen herkommen? Denn hier lagen nicht allein die bei Belle-Alliance Verwundeten, sondern auch die vor Quatrebras vom 16. Juni, und selbst die dort Getödteten waren bis jetzt noch unbeerdigt geblieben. Manche dieser Leichen waren ihrer Kleidungsstücke schon beraubt und lagen nackt auf Gottes grüner Erde, ein scheußlicher Anblick, den die scharf herab blickende heiße Sonne noch scheußlicher machte, indem die Verwesung rasch eintrat und namentlich von den schon faulenden Pferden sich ein solcher Gestank ringsum verbreitete, daß man öfters ohnmächtig zu werden befürchtete. Hier bekam ich denn des Krieges- und Siegesanblickes genug. Hier unter Blut und Leichen lernte ich die Segnungen des Friedens schätzen und ich hätte Hunderte von Schreiern heutigen Tages auf jenes Schlachtfeld gewünscht, um ihnen zu zeigen, was sie verlangen, wenn sie bei jeder kleinen Verwickelung großer Staaten: Krieg, Krieg! schreien.

Und gleichsam, als ob die Vorsehung mit dem widerwilligen Gefühl meines empörten Herzens, daß Menschen sich so Unmenschliches anzuthun vermögen, Erbarmen gehabt hätte, schnitt sie meine kriegerische Laufbahn hier plötzlich wie mit einem scharfen Messer ab. Aber wiederum gebrauchte sie, wie sie es so oft thut, Mittel, dies so bitter sie im Augenblicke erschienen, doch später Heil im Gefolge hatten.

Wir waren in Quatrebras angekommen; ich ging langsam und vom tiefsten Ekel gegen Alles, was ich sah, ergriffen, hinter meinem Truppentheile her, indem ich mir

Gewalt anthat, einen moralischen Schleier vor meine Augen zu legen, um des Anblicks des menschlichen Elends in meiner Umgebung überhoben zu sein, welches ich als einzelner Mensch nicht zu lindern vermochte. Da kamen wir an einem einzelnen Hause vorüber, vor dessen eingeschossener Thür einige preußische Dragoner standen und ihre gesattelten Pferde am Zügel hielten. Sie schienen in bedenklicher Berathung sich zu befinden und sprachen mit zusammengesteckten Köpfen. Ich stand still und sah sie mir näher an, denn ich glaubte sie wieder zu erkennen. Und in der That, sie gehörten zu demselben Regimente, bei welchem mein Freund Otto von Noringen Dienste genommen hatte. Ich wollte eben seinen Namen aussprechen und mich nach ihm erkundigen, als Jemand innerhalb des Hauses an das kleine Fenster pochte. Ich schaute mich um und wer beschreibt meinen freudigen Schreck, als ich unseren treuen Diener erblickte, der uns auf der Reise nach England und Schottland begleitet hatte und bei Noringen auch im Felde geblieben war. Aber er sah bleich und kummervoll aus. Im Nu mein Bataillon und Alles vergessend, war ich in dem kleinen Zimmer und hier fand ich zwei Verwundete auf einem erbärmlichen Lager liegen, einen mir fremden Dragoneroffizier und meinen Freund selber.

Rasch ließ ich mir von dem Diener das Nothwendigste erklären. Mit Blücher fast zugleich auf dem Schlachtfelde von Belle-Alliance angelangt, hatte das Dragonerregiment die ersten besten Franzosen von der Flanke genommen, einige Bataillone über den Haufen geritten und

sich alsdann mit auf die siegreiche Verfolgung des fliehenden Feindes begeben. Hierbei war der schon bei Ligny leicht verwundete Noringen gestürzt und die Pferde einiger Regimenter, über ihn fortgehend, hatten ihn wie eine Leiche niedergetreten. Das war seine hauptsächlichste Verwundung. Obgleich sein ganzes Gesicht entstellt und geschwollen war, so erkannte er mich doch sogleich, aber zu sprechen vermochte er kein Wort, da seine Brust stark gequetscht war. Dem anderen Offizier war es eben so ergangen; die treuen Dragoner hatten sie bis Quatrebras gebracht, wollten aber nun, da sie ihre Offiziere in meinen Händen wußten, ihrem Regimente nacheilen, um auch ihren Theil am Siege über Frankreich in Empfang zu nehmen. Ich ließ sie abziehen und meinem Bataillonskommandeur Bericht über mein Zurückbleiben abstaten, indem ich auf diese Weise meine Bagage preisgab, die bei der Landwehr blieb, wobei ich nicht viel verlor, denn mein Geld hatte ich theils bei mir, theils, wie auch Noringen, bei einem Bankier in Brüssel niedergelegt.

Rasch faßte ich nun mit dem herzoglichen Diener einen Entschluß. Hier, ohne alle Mittel der Heilung und Pflege konnten wir die Verwundeten nicht lassen, vorwärts konnten wir ebenfalls nicht, denn es wurde unmittelbar im Rücken der siegreichen Armee nicht besser, also blieb unser Augenmerk allein auf Brüssel gerichtet, wobei wir aber wieder rückwärts das ganze Schlachtfeld von Belle-Alliance überschreiten mußten. Freilich eine unangenehme Reise, aber hier galt kein Besinnen. Schon

gegen Mittag dieses Tages erhielt ich für den ungeheuren Preis von zehn Louisd'or einen leidlichen Strohwagen von dem Bewohner des kleinen Hauses, in welchem wir uns befanden; auf diesen legten wir sorgsam, nachdem ich beiden zur Ader gelassen, unsere Verwundeten und traten nun unseren Weg, den Wagen zu beiden Seiten geleitend, langsam zu Fuße an. So sah ich das traurige Schlachtfeld noch einmal, aber in einem andern Lichte. Zahllose Schaaren von Bauern aus der Umgegend waren aufgeboten und von selbst gekommen, die Leichen von den noch Lebenden zu sondern, wobei ihnen englische, belgische und deutsche Aerzte treulich zur Seite standen. Schon waren ungeheure Löcher gegraben, die Todten darin zu beerdigen, und hunderte von Fahrzeugen allerlei Art, aus der ganzen Nachbarschaft herbeigeholt standen bereit, die blutenden Brüder nach Brüssel und anderen Orten zu führen. Diesem endlos langen und langsam dahin kriechenden Trauerzuge schlossen auch wir uns an, aber erst nach Mitternacht am Morgen des 20. Juni erreichten wir die überfüllte Stadt, in der es mir gelang, ein Unterkommen in demselben Gasthofe zu finden, wo ich früher einige Wochen mit Noringen mich aufgehalten hatte. Hier beschloß ich zu bleiben, bis meine beiden Verwundeten genesen waren und ich sie ohne Gefahr in ihre Heimat schaffen konnte.

V. ICH GRÜNDE MIR EINE NEUE HEIMAT.

Aber die völlige Genesung meines Freundes ließ etwas lange auf sich warten, während sein glücklicherer

Gefährte in der sechsten Woche schon nach Paris abgehen konnte. Seine Lunge hatte bedeutend durch Quetschung gelitten und ich fürchtete anfangs eine anmutig sich entwickelnde organische Krankheit derselben. Hierin aber täuschte ich mich glücklicherweise. Vom Herzog, dem ich sogleich von Brüssel aus über alle Vorfälle Bericht erstattet hatte, erhielt ich neue Mittel und die Anweisung, den Kranken nicht eher zu verlassen, als bis er vollständig genesen wäre, was ich ohnedies nicht gethan hätte, denn ich hatte nichts zu versäumen und konnte in Brüssel so gut leben wie anderswo. So blieben wir den ganzen Herbst und Winter in dieser schönen Stadt und das Frühjahr 1816 rückte allmählig heran und brachte die Hoffnung mit, meinen Freund, den ich bereits wie einen Bruder liebte, in diesem Sommer vollständig sich erholen zu sehen. Am 1. Juli gingen wir zu seiner letzten Kräftigung nach Ostende. Dort blieben wir bis zum letzten September. Jetzt war er wieder blühend und stark wie an jenem Tage, da ich ihn zum ersten Mal auf dem Montmartre neben seinem Herzog sah und wir faßten den Entschluß, daß er jetzt in seine Heimat zurückkehren solle. Mit dem Versprechen, ihn bald in seinem Vaterhause wieder auszusuchen, trennte ich mich von ihm, denn mich zog es zunächst unwiderstehlich nach Wesel, meiner alten Mutter einen unverhofften Besuch abzustatten.

Ich habe in der letzten Zeit wenig über meine, diese theure Frau betreffenden Gefühle gesprochen, aber der Leser kann mir glauben, wenn ich versichere, daß ich

sie, wie alle meine Lieben, keine Stunde aus den Gedanken verloren hatte. Ich ging schon lange mit dem Plane um, sie ganz zu mir zu nehmen, sobald ich nur erst einen Ruheort und ein hinreichendes Auskommen gefunden hätte. Ihr diese frohe Hoffnung mitzutheilen, flog ich zu ihr und fand sie Gottlob gesund. Mit welchem Entzücken schloß sie mich, den lange nicht Berührten, in ihre Arme! Wie flossen ihre Lippen von Dankesworten gegen Gott den Allmächtigen, und ihre armen blinden Augen von freudigen Thränen über! Wohl war ihr Haar gebleicht, aber ihre gerade Haltung, ihr klares Gesicht trug unverkennbar die sicheren Zeichen einer allgemeinen Gesundheit zur Schau, wenn auch ihr Augenlicht auf immer dahin war. Eine ganze Woche blieb ich bei ihr, beschenkte sie reichlich mit Allem, was ihr Noth that und theilte ihr alle meine Schicksale und meine Hoffnungen auf die Zukunft mit; dann, neuerdings von ihrem Segen begleitet, kehrte ich nach Berlin zurück, um meine Angelegenheiten in Ordnung zu bringen. Gegen Ende Oktobers traf ich daselbst ein und mein erster Gang führte mich zu meinem alten Lehrer Mursinna, den ich leider auf dem Krankenlager fand.

»Aha!« sagte er, als ich ihm mein ganzes Leben seit unserer Trennung erzählt hatte. »Also doch noch lebendig nach so vielen Leiden und Schrecken – und gesund? Das ist beinahe mehr als man verlangen kann. Ich freue mich aber sehr. Also zu Ihrem Herzog wollen Sie? Ich verdanke es Ihnen gar nicht. 240 Thaler Gehalt und eine Landwehrebataillonsarztstelle, die man Ihnen vielleicht geben

möchte, sind allerdings für einen Barbiergesellen beinahe genug, aber für Sie, der das große Leben kennen gelernt und bessere Kost genossen, wäre das nur eine Beleidigung. Gehen Sie mit Gott; auch außerhalb Ihres engern Vaterlandes können Sie mit Geist und Herz ein Preuße bleiben – ich wünsche Ihnen in allen Dingen den besten Erfolg und ich glaube, er wird Ihnen nicht fehlen. – Ihre Sachen und Bücher stehen bei mir in bester Verwahrung, nehmen Sie sie mit oder lassen Sie sie stehen, so lange es Ihnen beliebt.«

»Ich lasse sie noch hier mit Ihrer Erlaubniß, ich habe erst eine Reise nach Prag vor.«

»Nach Prag? Halt! Beinahe hätte ich es vergessen; ich habe ja einen Brief an Sie aus Prag. Da – in jenem Schubfach muß er liegen – Donnerwetter! ich werde alt und vergeßlich, ich merk's!«

Man kann sich lebhaft meine Gefühle bei dieser un-
vermutheten Nachricht denken. Aber ach! der Brief war schon im Jahre 1813, gleich nach erfolgtem Tode des Majors van Hees geschrieben, den mir Christel anzeigte, mit der Meldung, sie habe sich in den Schutz einer befreundeten Familie begeben und erwarte den berühmten Weber, der nach Prag zu kommen versprochen habe. Er solle ihr den letzten Glanz und die letzte Feile in ihrer Kunst geben, dann wolle sie vor die Welt treten, ja, das müsse sie sogar jetzt, da der Major ohne Testament gestorben und mithin sein ganzes Vermögen an seine Söhne gefallen sei.

Wie glücklich, aber wie wehmüthig auch diese Nachricht mich stimmte, kann ich nicht beschreiben. Wohl mochte noch öfter die theure Hand an mich geschrieben haben, aber der hereinbrechende Krieg mit allen seinen Wirrnissen hatten die Briefe verschlagen. Nun aber fühlte ich plötzlich eine ungeheure Sehnsucht an meinem Herzen reißen, ich hatte keinen Augenblick Ruhe mehr, ehe ich nicht das Kleinod meines Lebens wiedersah und ich beschloß, sogleich nach Prag abzureisen. Schon am nächsten Morgen saß ich im Postwagen und rollte überglücklich auf der Landstraße nach Dresden dahin.

In Dresden blieb ich vier Tage, um mir seine hauptsächlichsten Sehenswürdigkeiten zu betrachten, die ich jedoch, nachdem ich Paris, London und so viele andere große Städte kennen gelernt, außer der Gemäldegalerie und dem grünen Gewölbe sehr unansehnlich fand. Das romantische Gebirge in der Umgegend sprach mich schon mehr an, obgleich die Jahreszeit nicht einladend war, und ich strebte zu heftig mit allen Sinnen nach Prag, um für andere Gegenstände die erforderliche Ruhe und Aufmerksamkeit zu haben. So traf ich denn, alles Uebrige von meinem Geiste abschüttelnd, Mitte Novembers in Prag ein.

Sogleich eilte ich nach dem mir von Christel bezeichneten Hause in der Nähe der schönen über die rasch strömende Moldau führenden Brücke. Und wohl traf ich das richtige Haus, denn die mir dem Namen nach bekannte Familie hatte wirklich darin gewohnt, auch von der jungen schönen Dame mit der herrlichen Stimme und in

Trauerkleidern wußte man mir zu sagen. Das aber war auch Alles, denn die ganze Familie war vor einem halben Jahre abgereis't, man wußte nicht wohin, glaubte aber, nach Italien.

Da stand ich denn wie betäubt, alle meine Hoffnungen so bald zu Grabe getragen zu sehen. Nach Italien konnte ich der mir Entrückten nicht nach, dazu reichte mein Geld nicht aus, das erlaubten meine gegenwärtigen Verhältnisse nicht, darauf war ich auch gar nicht vorbereitet. Und so auf's Ungewisse hinein zu jagen, dazu war ich nicht Abenteurer genug. Aber noch einen Versuch wollte ich machen, um die verlorene Spur aufzufinden, denn ich hatte in meinem Gasthofs gehört, daß der schon damals berühmte Musikdirector Karl Maria von Weber, der eigentlich um diese Zeit schon Prag verlassen hatte und in Berlin ansässig war, gerade jetzt einige Tage in der Hauptstadt Böhmen's sich aufhielt. Ich ging also nach seiner bald erforschten Wohnung und traf ihn glücklich zu Hause.

Da sah ich denn diesen wenige Jahre später so weltberühmten Tondichter vor mir stehen. Voll Verwunderung blickte ich in dieses sonderbar zartedele, durchsichtige und etwas kränkliche Gesicht mit den klaren, vernünftigen und doch so poetisch romantischen Augen, und viele Jahre später noch, wenn ich mir die Erinnerung an diesen Tag zurückrief, fühlte ich den heftigen Eindruck wieder in meinem Herzen erwachen, den dieses erhabene Genie schon damals darin hervorrief. Mit sichtbarem Vergnügen und einer Art Verklärung in seinen geistreichen

Zügel hörte er meine Frage nach Christel van Hees an. »Das ist eine Meisterin ersten Ranges,« sagte er, indem eine zarte Röthe seine Wange überflog, »wie ich noch keine gehört. Wir werden bald große Dinge von ihr erleben. Ich habe mir vorgesetzt, für sie eine Musik zu schreiben, wie sie noch nicht dagewesen ist. Nun, warten wir die Zeit ab. Aber – wo ist sie? Nach Wien, mein Herr, so viel ich weiß, aber weiter reicht meine Kunde nicht. Auf dem Theater hat sie noch nicht gesungen, sie sträubt sich dagegen, das liebe Kind, sonst wäre ihr Aufenthaltsort bald nicht mehr in Dunkel gehüllt. Wenn Sie sie sehen, grüßen Sie sie von mir und sie soll die Erste sein, der ich mein neues Werk bringe.«

Als ich mich darauf von dem großen Meister verabschiedet hatte, mußte ich lächeln. Grüßen Sie sie von mir! Ja wohl, aber – wenn Sie sie sehen, hatte er gleich hinzugefügt. Das ist die Hauptsache. – Also nach Wien! Gut. Auch nach Wien zu gehen war ich bereit.

Ich kam in Oesterreich's lebensvoller und harmloser Hauptstadt an. Ich fragte, forschte überall; ich durchlief die ganze Stadt; bei allen Musikern pochte ich an, alle Sänger und Sängerinnen besuchte ich – Niemand wußte etwas von Christel van Hees. Zuletzt ging ich auf die Polizei, was ich eigentlich zuerst hätte thun sollen, aber auch hier kannte man nicht einmal ihren Namen.

Da fiel ich denn in eine tiefe, nie empfundene Nieder geschlagenheit. Als wenn es mir angeweht wäre, fühlte ich plötzlich, daß ich aus meiner ersten Jugend bereits in das reifere Mannesalter getreten sei, daß ich in der Welt

erst ein Unterkommen suchen müsse, daß ich Pflichten gegen meine Mutter und mich selbst zu erfüllen habe, und daß es mir nicht länger anstehe, auf's Gerathewohl in der Welt herumzustreifen. Aber o! Allein sollte ich wieder heimkehren und allein in einer fremden Stadt mir eine Heimat suchen?

Alle diese durch einander fahrenden Gedanken machten mir große Schmerzen; ich wäre nach den jahrelangen erst kürzlich überstandenen Mühseligkeiten so gern in den Hafen der Ruhe eingelaufen; ich sehnte mich so sehr nach einem heimischen Herde, einem friedlichen Familienkreise – und gerade die Person, die ich am sehnsüchtigsten verfolgte, die allein mir dieses Alles geben konnte, gerade sie wich mir aus, gerade sie fand ich nicht.

Als wenn es nicht immer so im Leben wäre, oder uns wenigstens so vorkäme! Welcher Mensch findet sogleich, was er sucht? Das Leben und seine Irrgänge sind weit und labyrinthisch – das sollte auch ich zur Genüge erfahren.

Da verfiel ich denn zum ersten Male in jene tiefe und schmerzliche Wehmuth, die das arme Menschenleben so bitter und schwer macht. Die Welt kam mir so öde, wüst und leer vor, daß ich recht lebhaft empfand, wie der von diesem Leben ebenfalls zerschüttelte Maximilian auf den Gedanken gerathen konnte, Frieden und Genuß in den Mauern jenes stillen Klosters zu suchen.

Wochenlang trieb ich mich in dieser traurigen Gemüthsverfassung, um mich blickend und doch nicht sehend, horchend und doch nicht hörend, in Wien umher.

Nicht mehr die gesunden, die fröhlichen, die lachenden Menschen hatten jetzt Reiz für mich, allein die kranken, die siechen, weinenden in den großen Hospitälern suchte ich auf. Schon war Weihnachten vorüber und ich trat ohne Nachdenken in das Jahr 1817 ein, und immer noch nicht konnte ich mich entschließen, dahin zurückzukehren, wo mich einzufinden ich so feierlich versprochen hatte. Endlich im Januar kehrte ich nach dem schönen Prag zurück. Hier blieb ich, einzig und allein den Krankenhäusern mich widmend, bis Ende Februar's. Dann ging ich nach Dresden und Leipzig und blieb daselbst bis März. Mir war es in meiner damaligen Gemüthsstimmung fast einerlei, wo ich war. Jede Stadt, jede Gesellschaft, jedes Gespräch war mir gleichgültig, nichts hatte für mich Reize und Anziehungskraft. Ich glaube, ich wäre Jahre lang grübelnd und träumend herumgeirrt, wenn nicht endlich der Zustand meiner Kasse ernstlich an eine Rückkehr gemahnt hätte. Da erwachte ich plötzlich aus meiner geistigen Schlaftrunkenheit, und die Wirklichkeit stand wieder in ihrer wahren Gestalt vor mir. Ich sah mich beinahe wieder arm, wie ich früher gewesen war, und dahin glaube ich, mußte es kommen, um mich auf den richtigen Weg des Lebens, den der Thätigkeit zurückzuführen, welche allein die Trösterin für alle geistige und auch viele körperliche Leiden ist.

Und ich wollte nun rasch wieder thätig sein, das schlafte Nichtsthun, wie ein unbrauchbares schweres Kleidungsstück im Sommer, abwerfen und mich der wohlthuenden Arbeit überliefern. Einige Wochen blieb ich

noch in Berlin, nahm hier Abschied von allen meinen Gönnern und Bekannten und freute mich, Ernst Goy in äußerlich zufriedener Lage zurückzulassen, da er nach dem Feldzuge seine Stellung in dem kleinen Krankenhause wieder eingenommen hatte. Dann endlich Anfang Mai, trat ich meine Reise nach der Residenz des Herzog's an.

Und o, wie wurde ich angenehm überrascht von der milden Lieblichkeit und dem einfachen Reize der Gegend, in welcher sie lag! Rings von bewaldeten und blau schimmernden Bergen umgeben, wohlgebaut an einem still dahin fluthenden kleinen Flusse, halb verdeckt von einem frischgrünen Blättermeere freundlicher Gärten – und dieses schöne Ganze strahlend und blitzend unter einer wohlthuenden Maisonne – wie versöhnend und besänftigend wirkte dieser Anblick auf mein verödetes Herz und wie froh stimmte mich die stillflüsternde Hoffnung, in ihren Mauern wenigstens Ruhe und Zufriedenheit der Seele, die schönsten Güter des menschlichen Lebens, wiederzufinden, die ich so lange entbehrt und für die ich geschaffen zu sein doch so oft und so lebhaft geträumt hatte.

Ich stieg in einem Gasthause von bescheidenen Aussehen ab, kleidete mich sorgfältig und begab mich in das Haus des Vaters meines Freundes, des Kammerherrn von Noringen, denn er war schon seit langer Zeit aus dem Soldatenstande geschieden und dagegen mit jener Stelle bei Hofe bekleidet.

Kaum hatte man meinen Namen aussprechen gehört, so war es, als wenn mir der Vorhang eines neuen Lebens

aufgezogen wurde. Otto war zu Hause und stellte mich glückberauscht seinem Vater vor. Leider war seine Mutter schon seit mehreren Jahren verstorben. Man nahm mich wie einen längst erwarteten älteren Sohn auf und sprach Danksagungen aus, die ich in dieser Ausdehnung verdient zu haben nicht zugestehen konnte. Man empfahl mir sogleich dies und das, um mir das Leben in der Residenz behaglich zu machen und versprach dafür nach Kräften mitzuwirken. Hierin aber hatte ich meine eigenen Ansichten. Und so schlug ich von vornherein das Anerbieten des reichen Kammerherrn aus, sein Haus zu beziehen; vielmehr richtete ich mich schon in den nächsten Tagen einfach aber bequem, in einem zufällig leer stehenden Häuschen in der Nähe eines Thores ein, wo ich einen Garten mit Rosen vor der Thür und die Fernsicht auf die blauen Berge jenseits des Flusses hatte, der dicht an meiner Thür vorüberrieselte. Hier schlug ich mein Asyl auf, hier beschloß ich, die nächste Zukunft herannahen zu lassen und meine gute Mutter, sobald es die Umstände erlaubten, herzuführen, damit sie bei mir und mit mir lebe und damit wir Beide, in gleichem Elemente neben einander schwimmend, auch einmal wieder zusammen glücklich wären.



Als ich in so gemüthlichster Zurückgezogenheit einige Tage in meinem kleinen Häuschen zugebracht und mich

in das neue Verhältniß möglichst hineingelebt hatte, erschien eines Morgens Otto von Noringen und meldete mir, der Herzog werde mich heute Nachmittag empfangen, aber nicht auf dem Schlosse in der Stadt, sondern auf einem Belvedere, eine Meile davon entfernen. »Da Du ihn mit einigen vertrauten Dienern dort allein triffst,« meinte mein junger Freund, »so brauchst Du keine große und auffallende Toilette zu machen; laß uns also hinausreiten, ich werde Dir ein Pferd schicken und Du holst mich dann ab.«

Dies geschah auch. Ich ritt eben von meiner Thür fort, um in die Stadt einzulenken, als mein Freund mir schon entgegen kam, das Thor zu unserem Ausgang wählend, welches dicht bei meinem Hause lag. Hierüber wunderte ich mich, da ich doch von ihm selbst gehört, daß unser Ziel, das Belvedere des Fürsten, an der entgegengesetzten Seite der Stadt liege.

»Ich muß Dir nur einigen Aufschluß geben,« sagte Noringen, neben mir am Flusse dahin reitend, »denn Du denkst über jede Kleinigkeit nach und man kann Dir nicht das geringste Geheimniß verbergen. Sieh, der Herzog hat seine Launen, vielleicht auch seine Gründe, und er thut auf Klugheit, wahrscheinlich allein Deinetwegen, was er thut. Er will Dich empfangen und in seinem Lande begrüßen, ohne daß Jemand erfährt, daß Du sein Schützling bist, denn er sagt mit Recht: ›Erfahren die Menschen, daß ich ihn begünstige, so hat er sogleich Feinde, und die darf ein Anfänger, wie er, nicht haben. DD«

Ich erkannte sogleich die Wahrheit des Gesagten, und mußte die Gewandtheit des Herzog's in solchen Dingen, wie seine Fürsorge für mich, bewundern; ich für meine Person hätte, wie mein Sinn und meine Erfahrung damals war, nicht im Entferntesten an solche höflichen und menschenscheuen Schliche gedacht. – Da es ein schöner Maitag war, ritten wir langsam um die weitläufige Stadt herum und kamen nach einer angenehm verplauderten Stunde vor dem auf einem schönen Berge gelegenen und in altdeutschem Styl gebauten Belvedere an. Ein Diener nahm schweigend unsere Pferde in Empfang und ich folgte meinem Freunde in das allerliebste Schlößchen, welches eine weite Fernsicht in die nahen Gebirge und auf die vielen die Residenz umgebenden Dörfer und endlich im tiefsten Hintergrunde auf diese selbst bot. Wir standen eben auf einem Altan, dem schönsten Platze des ganzen Landsitzes, als hinter uns der Herzog hervortrat und mit der Hand mir einen Wink gab, ihm in ein nahegelegenes Zimmer zu folgen. Ich gehorchte sogleich, bemerkte aber, daß Noringen auf seinem Platze blieb. So stand ich denn dem Herzoge noch einmal, nach beinahe dreijähriger Trennung, wieder gegenüber. Ich betrachtete ihn mir sogleich genau und fand ihn in Betreff dieser kurzen Zeit sehr verändert. Denn er war nicht mehr der einfache und kranke General in dem Landhäuschen des Montmartre, auch nicht mehr der leutselige Gast des

Grafen de la Mière bei Amiens oder der vornehme Reisende in England mit jenem zutraulichen und entgegenkommenden Wesen, nein! er war hier auf seinem Schlosse, auf seinem Grund und Boden der regierende Herr, – das erkannte ich auf den ersten Blick, so freundlich er sich auch im Ganzen gegen mich bewies. Vielleicht trug seine einfache und doch vornehme Kleidung zu dieser Veränderung bei. Damals trug er Uniform und er nahm sich darin aus wie jeder andere General; heute war er in einen dunkelgrünen Frack gekleidet und der Ordensstern seines Hauses prangte wie eine kleine Sonne auf seiner Brust, und in dieser Kleidung erschien er bedeutender und gewaltiger, als mit den steifen Generalsepauletten und den goldenen Schnüren behangen. Er bewegte sich mit bei Weitem mehr Adel und Würde, seine Züge hatten einen feineren, aristokratischeren Ausdruck, er war mehr Duft als Stoff, mehr innere Gebundenheit als äußerer Glanz, mit einem Wort, er glich nicht mehr einem Soldaten, sondern einem wirklichen Fürsten. Aber mit dieser vortheilhaften Wandelung war eine zweite vor sich gegangen, die mir nicht so gut gefiel. Sein früher schon etwas träumerischer Blick, sein halbverschleiertes Auge hatte sich beinahe ganz mit trüben Wolken bedeckt. Er schlug selten und nie ganz die Augenlider auf, und schien so beständig in sein Inneres zu schauen. Etwas unläugbar Mystisches, Frömmelndes lag in den abgespannten Zügen um seinen Mund, und seine Stirn, sonst so klar und frisch, machte den Eindruck, als ob sein Gehirn ermüdet,

übersättigt sei und doch dabei nach etwas Unerreichbarem trachte.

»Also da sind Sie bei uns,« fing er freundlich und sich auf einen Sessel niederlassend an, während ich vor ihm stehen blieb, was er sonst nie duldete, ich freue mich, Sie wiederzusehen; aber Sie sind etwas lange herumgeschwärmt.«

»Die Wissenschaft will Nahrung haben, Durchlaucht, und ich mußte für mein ganzes Leben sammeln. Ich brauche Weisheit.«

»Wissenschaft und Weisheit! Ach ja! Doch seid nicht zu stolz darauf, denn Alle Eure Wissenschaft ist Prahlerei und Eure Weisheit Träumerei. Aber lernet, lernet, lernet – mir ist es recht und wenn es auch nur dazu diene, Eurer Selbstsucht zu genügen. Freilich ist es immer Etwas; ich wünschte nur, ich hätte eine Kleinigkeit davon für mich. Aber still davon – ich liebe das nicht. – Sie bewohnen also ein kleines abgelegenes Haus? Wie? Das gefällt mir. Man muß klein anfangen, um wirklich groß zu werden. Ach! ich kann nicht höher kommen. Aber – Sie können da aus Ihrem kleinen Hause wenigstens wie aus einem Lufenster so recht nach Behagen die große Welt beobachten, ehe Sie sich selbst in ihre heiße Flut stürzen. Ha, das wäre etwas für mich! – O, bleiben Sie lange darin; nur in einem kleinen Hause, ungestört, unbemerkt, ist man glücklich. Und sehen Sie sich um, bevor Sie unzertrennliche Bekanntschaften schließen, man muß vorsichtig sein – ich liebe das so. – Ich bin Ihnen noch dankbar für Vieles. Sie haben Noringen Gutes gethan. Ich werde

es allmählig abtragen – aber haben Sie Geduld. Augenblicklich kann ich und will ich nichts für Sie thun, Sie müssen Ihre eigenen Kräfte erst versuchen. Sollten Sie indessen Bedürfnisse haben, so lassen Sie es mich durch meinen Adjutanten wissen, er ist einer von den Wenigen, denen ich vertrauen kann – Niemand außer uns Dreien soll davon erfahren. Im Uebrigen kommen Sie nie zu mir, wenn ich Sie nicht rufen lasse, in der Stadt am wenigsten, das wüßte gleich jeder Vogel auf dem Dache. Ich habe meine Gründe dafür, die Sie später begreifen werden. Zur Zeit bekümmern Sie sich nicht um mich, sprechen Sie nie etwas über mich – ich erfahre Alles wieder, denn so gut es Ohren unter den Menschen giebt, so giebt es leider auch Zungen, die man nicht abschneiden und ausreißen kann. Vor allen Dingen aber schauen Sie sich um, lernen Sie Ihre Leute kennen und warten Sie Ihre Zeit ab. Denn jeder Mensch hat seine Zeit und die Ihrige kommt einmal gewiß.«

Er sprach diese abgerissenen Gedanken rasch hinter einander, ohne abzusetzen, beinahe in einem Athem; ich fand keine Gelegenheit, ein einziges Wort einzuschalten, fühlte aber um so tiefer, daß es ihm Bedürfniß sei, einmal frei von der Leber weg mit einem Bekannten zu sprechen. Er fuhr auch sogleich fort:

»Meine Zeit ist vorüber, ich habe sie vielleicht nie recht erfaßt. Der Grund davon war nicht allein Unklugheit von mir, sondern auch Starrsinn, woran so Viele heut zu Tage leiden. Jetzt warte ich vergeblich auf ihre Wiederkehr.

Jetzt sind Andere an der Reihe und sie ergreifen ihre Mittel tüchtig und gebrauchen sie sogar gegen mich. O Doktor, Doktor! Wie haben sich die Zeiten geändert! Ich wollte, ich könnte wieder umkehren und noch einmal von vorne anfangen. Dann aber gebe ich das Messer nicht wieder aus der Hand, während ich jetzt nur noch das Heft halte – aber die Klinge, die Klinge – die will Jeder haben, und ich – ich habe sie nur noch halb. – O Doktor, sehen Sie, ich habe Sorgen, Sorgen, Sorgen! Und ich habe Sie hierher in diese Einsamkeit beschieden, um Ihnen das zu sagen, damit die Leute mich nicht behorchen und meine Gedanken weiter trätschen. Denn in der Stadt, unter dem Troß und der Kanaille des Hofes – da haben sie Eselohren und Luchsaugen, die hören und sehen Alles, selbst die Gedanken im Kopf und die Ueberbleibsel von Empfindungen im Herzen. O! heute sind es die schlaunen, klugen, allwissenden Minister, die an meinem Innern reißen, morgen die beleidigten, stolzen, habsüchtigen Edelleute, übermorgen ist es das mißhandelte, pochende, bettelnde Volk. Wem soll ich gerecht sein? Allen? Das ist unmöglich, denn sie verlangen zu viel und immer das Entgegengesetzte. Und könnte ich mich in tausend Theile schneiden lassen und jedem einen Theil geben, und ich hätte Alles weggegeben – sie wären dennoch nicht zufrieden. O, es ist schwer, heutigen Tages ein gerechter Fürst zu sein! In Paris, als wir die Franzosen endlich besiegt, glaubten wir, wir würden nun zu Hause wenigstens Ruhe haben. O ja doch! Hier peinigen uns die Feinde nicht

mehr, aber hier plagen uns die lieben Freunde. Alle glauben Wunder was gethan zu haben, daß sie die Franzosen auf dem Lande gejagt, und thun so, als hätten sie mir das ungeheure Opfer ihrer Anstrengung gebracht, und doch haben sie es meist für sich allein gethan. Was lag mir, dem Manne ohne Ehrgeiz, daran, ob ich ein Fürst blieb oder ein Privatmann; ich konnte überall in der Welt anständig leben; alles Uebrige, Rang, Ehren, einen Hof brauche ich in meinem Herzen nicht – nun sind sie Sieger geblieben und wollen mir davor an den Leib. O, o, o! wer hätte das gedacht! – Aber ich widersetze mich, ich kämpfe, ich streite. Allein dazu bedarf ich Menschen, Männer, die es mit Gott und der Welt, mit mir und mit sich selbst gut meinen – und die muß ich haben. Doktor, verstehen Sie mich?«

»Ich glaube, Durchlaucht!«

»Nun wohl, so warten Sie Ihre Zeit ab, vielleicht können auch Sie mir gelegentlich helfen, wie Sie mir schon einmal geholfen haben. Sagen Sie aber Niemandem, daß Sie bei mir gewesen sind, sonst ist es auch mit Ihrer Hülfe vorbei. Ich kenne das. Ich muß unsichtbare Geister um mich haben, wenn sie wirksam sein sollen. O – schauen Sie da, die schöne Gegend, das herrliche Land – das Alles ist mein. Könnte man nicht froh darüber, nicht glücklich damit, nicht dankbar dafür sein? Und doch bin ich es nicht; und warum bin ich es nicht? Die Menschen, die da unten und weit und breit herum wohnen und die sich, so viel sie können, immer näher an mich drängen, sie möchten am liebsten Alle Herzöge sein; und was könnten

wir von ihnen hoffen, wenn sie es wären? Nichts, nichts, glauben Sie mir, ich kenne sie; die besten von ihnen sind die, die nichts sein wollen. Aber diese sind selten. Eins aber will ich Ihnen noch sagen, und das ist mein Trost. Gott verläßt mich nicht, er thront über mir in heiliger Majestät. An ihn habe ich mich gewandt und an ihn werde ich mich noch häufiger wenden und inniger anschließen, und nur die haben Recht, die behaupten, daß er allein unser Ruhm, unser Trost unser Beistand sei!«

Und er stand da und hatte seine Augen zum ersten Mal heute voll und ganz gegen den Himmel aufgeschlagen, der in seiner unschuldsvollen Reinheit gleichsam lächelnd uns entgegenblickte. Was ich aber in diesen Augen sah, gefiel mir nicht. Wohl spiegelte sich Demuth, Ergebung und religiöses Gefühl darin ab, aber es war eine erkünstelte Demuth, eine gemachte Ergebung, ein religiöses Gefühl aus Nothdurft. Und es tauchte in mir plötzlich wie durch eine innere Erleuchtung der Gedanke auf, als wenn der vor mir stehende Mann bereits auf Abwege gerathen sei und den Abhang schon hinunterrolle, der in's Verderben führt. Aber – dieser Gedanke kam mir so unverhofft und erschien mir daher so wenig begründet, daß ich ihn nicht fortführte, ihn vielmehr mit Gewalt abbrach, denn ich liebte es nicht, den aufsteigenden Dünsten der Einbildung nachzujagen, wo ich zur Quelle ihrer Entstehung und der Wahrheit hinabsteigen konnte. Und diese Quelle sah ich, oder glaubte ich in tiefer Schicht der

Vergangenheit sprudeln zu hören und da ich den Schlüssel zu dieser Vergangenheit besaß, beschloß ich ihn hervorzuholen und leise die Riegel derselben zu versuchen, ob ich vielleicht den Rost der Zeit überwinden und in ihrer Tiefe die Quelle selbst könnte sprudeln sehen. –

Bald darauf verabschiedete mich der Herzog und ich ritt schweigend und in tiefes Nachdenken verloren mit meinem Freunde in die Stadt zurück.

Der düstere Ernst der mir geschilderten Gegenwart und die tief wehmüthige Erinnerung an vergangene Zeiten und mir so theure Personen, die dieser Versuch in mir heraufbeschworen hatte, sollte in Folge einer günstigen Fügung der Vorsehung noch an demselben Abend durch eine unverhoffte Freude bedeutend gemildert werden.

Es war zur Zeit der Abenddämmerung, als ich mich auf den Weg zu meinem Freunde begab, um mit ihm noch einen verabredeten Spaziergang zu unternehmen. Als ich am Schlosse vorüber ging, athmete ich mit Vergnügen den Duft der Frühlingsblumen ein, welche die prachtvolle Terrasse zierten, die zu den großen Portalen der herzoglichen Wohnung hinaufführte. Um dieselben auch von einer noch nicht gesehenen Seite zu betrachten, schlug ich den Weg durch eine breite und schöne Straße ein, deren geschmackvolle Häuser meinen Blick bei jedem Schritte mehr und mehr fesselten. Eben ging ich an einem der schönsten vorüber, als mein Ohr von dem lauten Klang rollender Geldstücke berührt wurde, die eine geschäftskundige Hand, wahrscheinlich beim Zählen,

rasch auf einander fallen ließ. »Aha, hier wohnt ein Geldmann,« sagte ich im Stillen zu mir, »er klappert mit dem Inhalt seiner vollen Kasten und zählt seinen heutigen Gewinn. Ach, ich habe für mich nicht mehr viel zu zählen, meine Kasse wird bald erschöpft sein und es wird Zeit, daß ich sie wieder zu füllen anfangen.« Mit diesen eben nicht sehr tröstlichen Gedanken erhob ich mein Auge und blickte an dem Hause empor: dabei fiel es auf ein ganz neues Schild, welches die Firma des Geldmenschen zeigte. Aber beinahe erschrocken fuhr ich zurück, als ich in den großen goldenen Buchstaben den Namen Karl Lehmann las. Mein Herz pochte eben so neugierig, wie ungestüm. Und von einer inneren Stimme getrieben, und als ob nicht viele Menschen diesen einfachen Namen führen könnten, sprang ich die steinerne Treppe des Hauses hinauf, zog die Schelle und erkundigte mich, ob Herr Karl Lehmann zu Hause sei, da das untere Geschäftslokal wegen der vorgerückten Tageszeit bereits geschlossen war. Ich wurde nun eine Treppe hoch in dasselbe Zimmer gewiesen, aus dem jener silberne und mich verlockende Klang nach unten gedrungen war, und wer beschreibt nun mein Erstaunen und meine Freude, als ich in dem Geld wiegenden Kaufherrn meinen theuren Jugendfreund selber erblickte. Aber er war noch mehr betroffen als ich, da ich ihm ganz unvermuthet nahe gekommen war, und mit einem lauten Freudenschrei sprang er mir an den Hals. In wenig Augenblicken erzählte ich ihm, was mich in seine Nähe geführt und wie ich es als ein Glück betrachtete, ihn in derselben Stadt zu finden, wo

ich mich vor kurzer Zeit häuslich niedergelassen hatte. Darauf kam das Erzählen an ihn und ich hörte zu nicht geringer Ueberraschung Folgendes:

Sein Vater war vor einigen Jahren gestorben und hatte ihm, dem einzigen Sohne, ein größeres Vermögen hinterlassen, als erwartet worden war. Karl, zu einem tüchtigen Kaufmann herangereift, veräußerte sogleich sehr vortheilhaft die Niederlassung am Rhein mit dem ganzen Schifferbetrieb, heirathete dann ein sehr wohlhabendes Mädchen, die Tochter seines früheren Principals in Braunschweig und ließ sich als Großhändler und Bankier in *** nieder, wo ich ihn fand. Hier nahm sein Geschäft bereits einen höheren Schwung und er sah sich bald in eine so vortheilhafte Lage versetzt, wie ein Mensch auf Erden sie nur wünschen kann.

»Du bist also verheirathet?« fragte ich, indem mir das Blut heißwallend zu Kopfe stieg.

»O, und mit einem allerliebsten Weibchen! Komm, Du mußt sogleich mein weißes Röschen sehen.«

Und hinab sprangen wir wieder die Treppe, wie zwei Knaben, die zum Spiele rennen. Beinahe hatten wir die Jahre vergessen, die zwischen unserer ersten Jugend und dem heutigen Tage lagen.

Und da sah ich denn sein weißes Röschen in holder Verschämtheit vor mir, denn Karl hatte ihr oft von mir und unseren Jugendstreichen erzählt und mich der lieben Frau viel zu lobpreisend geschildert, was ich sogleich zu meinem eigenen Bedauern vernehmen mußte. Sie hieß Rosa, war von zarter blasser Gesichtsfarbe, aber

eine höchst angenehme und liebliche Erscheinung, deren Sprache und Benehmen eine vortreffliche Geistes- und Herzensbildung verrieth. Wir verbrachten einen glücklichen Abend und blieben bis Mitternacht zusammen, und als ich mich in noch späterer Stunde in meinem einsamen Häuschen zur Ruhe begab, konnte ich nicht umhin, mir die Hoffnung auszumalen, daß ich mit dieser Erneuerung einer alten Freundschaft einen großen Schritt zu meiner eigenen Besserstellung gethan habe.

Und die Zukunft entsprach vollständig diesen meinen angenehmen Erwartungen. Ich habe nie einen Menschen wieder gesehen, der so geschaffen war, Vergnügen und Zufriedenheit unter seiner Umgebung zu verbreiten, wie mein Freund Lehmann. Von Gemüth immer heiter, ohne Launen, ohne Neid gegen Reichere und Höhergestellte und ohne Hoffart gegen minder Begünstigte, zeigte er sich stets und überall, wie er war, gefällig, mittheilend, sich und Anderen das Leben erleichternd. Er gab, was er vermochte, wenn er nur einen Menschen glücklich machen konnte. Seine Lieblingsneigung, zärtlichst gepflegt und gehegt, war, noch immer wie sonst, die Musik und die Schauspielkunst. Er besaß einen schönen Flügel, sang mit klarer und angenehmer Stimme allerliebste Lieder und versuchte sich selbst in der Composition derselben. Als Mann von Besitz war es ihm leicht, einen auserwählten Kreis von Musikfreunden um sich zu versammeln, und so war denn sein geräumiges und kostbar eingerichtetes Haus ein Sammelplatz aller derjenigen

Personen, die in der Residenz auf Verständniß und Ausübung dieser schönen Künste Anspruch machen konnten. Allmählig stieg seine dilettantische Liebhaberei zu einer wahren künstlerischen Vollendung und sein Ruf als Beschützer der Kunst verbreitete sich von Jahr zu Jahr in immer größere Kreise. Selbst von Außerhalb besuchten ihn dann und wann verschiedene große Talente und fanden sich stets bei ihm angenehm unterhalten, denn sein Haus war ebenso gastlich, wie sein Enthusiasmus geläutert und fördernd. Und als nun im Winter die große Oper und das Schauspiel des Herzog's eröffnet wurde, für die derselbe ungeheure Summen aus Geschmack und Kunstsinne verwendete, da sah man im Lehmann'schen Hause Alles vereinigt, was die Bühne zierte und beim Publikum im größten Ansehen stand.

Daß ich diese so schön gebotene Gelegenheit mit allem Eifer ergriff, mich nicht allein zu vergnügen, sondern meinen früher schon oberflächlich erwähnten Kunstdrang auszubilden, brauche ich wohl kaum noch zu bemerken. Ich war später als Arzt des Hauses fast ein täglicher Besucher desselben und zuletzt ein eben so enthusiastischer Verehrer der Kunst, wie mein Freund Lehmann selber.

Doch ich bin hiermit schon um einige Zeit meinem Lebenslaufe vorausgeschritten und muß daher meinen nachsichtigen Leser bitten, für's Erste wieder mit mir in mein kleines Haus und meinen duftenden Rosengarten zurückzukehren, woselbst er noch eine Zeit lang bescheiden an meiner Seite verweilen und alle Drangsale mit

durchleben muß, die auch mir in meiner neuen Heimat nicht erspart bleiben sollten.

VI. MEIN ERSTER PATIENT UND EIN PLAUDERHAFTES EHEPAAR.

Allmählig, je heimischer ich mich in meiner neuen Lage zurecht finden lernte, fing ich an, in der Stadt mich umzuschauen und auf das Treiben und Leben darin meine Aufmerksamkeit zu richten. Ich beobachtete die einzelnen Familien, die mir nach und nach, als der Mühe werth, gekannt zu sein, bezeichnet wurden und ihre Gewohnheiten; die Liebhabereien der Männer und die Neigungen der Frauen, und, mit einigem Scharfblick begabt, den meine eigenthümliche Erziehung und mannichfache Erfahrungen weiter ausgebildet hatten, schaute ich tief unter die geheimnißvolle Hülle, welche die in der Verstellung immer kunstfertigen Bewohner einer Residenz so trügerisch über alle ihre Verhältnisse zu bereiten verstehen.

Und da sah ich denn mancherlei Neues, aber wenig Erfreuliches. Ein verzweiflungsvoller und kostspieliger Krieg war erst vor Kurzem beendigt und hatte dem lange begehrten Frieden endlich Platz gemacht. Die Flut aufregender Gedanken, Meinungen und Wünsche, welche jeder Krieg, wie ein wogendes Meer seine Schaumkronen, mit sich bringt, hatte sich verlaufen, und die Ebbe des Alltäglichen, Gemeinen und Langweiligen war nach und nach wieder eingetreten. Leser! hast Du schon einen

Uferstrich an einer stürmischen See gesehen, auf welchem Flut und Ebbe wechseln? Hast Du die tanzende Flut beobachtet, auf der stolze Schiffe, Abgesandte von Königen und Völkern, dahinsegeln, reiche Gaben bringend und forttragend? Aber hast Du auch beobachtet, was da bleibt auf dem Strande, wenn diese Wogenfülle mit ihren spielenden Wassern sich verlaufen hat? Ach! da ist viel Schlamm, Schmutz und Unrath zurückgeblieben, da wimmelt es von zappelnden Ungethümen des schöpferischen Meeres, da ragen Trümmer untergegangener Herrlichkeit aus dem faulenden Sumpfe hervor und lassen außer einem trägen stinkenden Dunste nichts übrig, als die Hoffnung, daß eine frisch aufschäumende Brandung den widerlichen Anblick des trostlosen Meeresgrundes mit seinem schimmernden Flutenmantel bald wieder bedecken möge.

Etwas dem sehr Aehnliches sah ich auch in dieser Ebbe, der Frucht des neuen und leider allzu ungewohnt gewordenen Friedens. Nur zu deutlich erkannte ich die Züge des trüb bleichen Bildes, welches mir der Herzog bei meiner ersten Vorstellung mit Meisterhand davon entworfen hatte, ich erblickte die ernüchterte Gegenwart in ihrer ganzen nackten und Widerwillen erregenden Blöße.

Der Soldat, der siegreich den blutigen Kampf überstanden, hatte sich während desselben rohe Gewohnheiten angeeignet. Er hatte den großartigen Erfolg gesehen, den ein wohlgeschwungenes Schwert und die überlegene Gewalt erzielen kann, er hatte sich an Handhabung

dieses Schwertes und dieser Gewalt gewöhnt und trug beide, ohne zu wissen, was er that, mit hinüber in sein neues friedliches Dasein, an das er sich aus früheren Zeiten kaum noch zu erinnern schien. Er wollte befehlen, herrschen, unterdrücken, genießen, so viel, und arbeiten, so wenig wie möglich. Er praßte, vergeudete, spielte und zechte – das war Alles, was er that, was er thun zu können sich den Anschein gab. Und das Schlimmste und die menschliche Schwäche am deutlichsten Charakterisirende dabei war: er pochte auf ein Recht, er maßte sich das wohlerworbene Verdienst an, so leben und allein seinem Leibe wohlthun zu dürfen, weil er ihn – so meinte er beschränkter Weise – für die Zurückgebliebenen oft genug dem Geschoß des Feindes preisgegeben hatte. Daß diese Anmaßung schmerzende Wunden riß und nicht überall aus demselben Gesichtspunkte betrachtet wurde, war leicht erklärlich. Und die Folge davon war, daß eine große Kluft zwischen dem Krieger- und Friedensstande sich aufthat, eine Kluft, die, nie und nirgends wohlgethan und weder die Wünsche des einen, noch die Erwartungen des andern jemals befördert hat.

Der mit größerer Bildung begabte Beamte, von jeher und überall geneigt, stolz auf sein Wissen und seinen Fleiß zu sein, sah mit schonungslos tadelnder Miene auf das rohe Gebahren des Kriegerstandes herab, dem alle äußere Ehren wie Segen des Himmels zufielen. Er glaubte sich durch das Gepränge jenes zurückgesetzt, murrte

erst im Stillen, dann allmählig lauter und heftiger in geselligen Vereinen und zog sich endlich ganz in wenig zahlreiche auserlesene Zirkel zurück, die mit ihren Mitteln und Gesinnungen gewissermaßen wie Eisbrecher gegen den Ansturz der mächtigen Schollen eines in sich erstarrten und verhärteten feindlichen Elementes dastanden. So bildeten sich nach und nach Kreise, die man bald nur als die einzig gebildeten und für die Gegenwart ersprießlichen zu betrachten sich gewöhnte, deren Mitglieder unter einander in vollkommener Uebereinstimmung des allgemeinen Thuns und Lassens waren, alle Ausgeschlossenen aber für feindselig und nicht existirend erklärten, deren Meinung man entweder mit allen Kräften bekämpfen oder mit allen Sinnen ignoriren müsse.

Der Bürger endlich, der große und kleine, mit nur sehr wenigen Ausnahmen, schien aus dem Reiche dieser beiden mächtigen Körperschaften ganz verstoßen zu sein. Und doch trug er das erhebende Bewußtsein mit sich herum, große Opfer gebracht zu haben, um den jetzigen Zustand der Dinge herbeigeführt zu sehen. Mit Recht glaubte er sich überall verachtet und hinangesetzt, wo er sich blicken ließ und ein kerniges Wort mitreden wollte. Schon hörte man hier und da das heimliche Zischeln, daß das viele Geld, was man so mühselig herbeigeschafft, so gut wie weggeworfen sei und zu besseren und dem Ganzen ersprießlicheren Zwecken hätte benutzt werden können. Ja, die Aufgeregtesten dieser Klasse gingen noch weiter. Auf ihren althergebrachten bürgerlichen Stolz pochend, schrieben sie sich Verdienste zu, die sie in der

That besaßen, deren Anerkennung aber, da sie versagt wurde, ihrer Meinung nach nöthigenfalls mit den Fäusten erobert werden könnte.

Soll ich noch etwas über die Stimmung und das Treiben des Hofes zu damaliger Zeit hinzufügen, eines Hofes, den ich freilich noch nicht aus eigener Anschauung, nur aus den stachlichten Reden der drei vorherbenannten Klassen vorläufig aus der Ferne kennen lernte? Ich will es, denn wenige Worte werden genügen, das Lebensbild jener schönen und doch in ihrem Innern so unterwühlten Stadt im Umriß wenigstens darzustellen.

Alle diese eben geschilderte Zwietracht und Feindseligkeit fand ihren Widerhall in der Umgebung dessen, dem alle drei Stände zugleich unterthan waren, und um den herzoglichen Thron drängten sich voller Eigennutz die Vertreter aller Parteien, die ich hier nur zu dreien angegeben habe, die aber in der That ihrer viel mehrere waren. Denn wie es nichts anders sein konnte, jeder Stand hatte sich auf einer ihm angehörigen bevorrechteten Familie diesen oder jenen Bannerträger erkoren, und diese hielten es nun für ihre Schuldigkeit, den Fürsten mit Klagen, Vorwürfen und Forderungen zu überschütten, die sämmtlich zu berücksichtigen und zu gewähren derselbe doch unmöglich im Stande war. Daß dabei der glatte Boden des Hofes ein Tummelplatz aller persönlichen Leidenschaften wurde, versteht sich von selbst, und das Uebelste dabei war, daß jeder Kämpfer nicht für eine große gemeinsame Sache rang, sondern für sich allein so viele Brocken und Lappen der begehrten Ehre herabzureißen

bemüht war, wie er nur habhaft werden konnte. Keiner liebte und achtete seinen Nachbar, der Eine witzelte, stichelte über und auf den Andern und nur in dem einen Punkte stimmten Alle überein, daß sie um die Gunstbezeugungen des Mächtigsten, und wenn diese nur in Worten oder Blicken bestehen sollten, buhlten und krochen, obgleich Niemand einen warmen Herzschlag der Theilnahme und wahrer Neigung für ihn übrig hatte.

Mit einem Wort, es war eine schlimme Zeit, und diejenigen, die, wie ich, in stiller Beobachtung lebend, die ersten Jahre des Friedens köstlich und nur zum Genusse reif sich hergestellt, hatten sich über alle Maßen geirrt. Diese allein beobachtenden, sich geirrt habenden und im Ganzen wohlmeinendsten Köpfe bildeten auch eine eigene Klasse für sich, und wie man für Alles einen Namen findet, so hatte man auch sie sehr bald aber auch sehr falsch bezeichnet, indem man sie die Hinterhaltigen, die Lauernden, die schweigsam Unzufriedenen nannte.

Obgleich ich mich ebenfalls zu dieser letzteren Klasse rechnen konnte, wenn ich mich überhaupt zu einer zählen wollte, so war ich wenigstens nicht hinterhaltend, lauernd und mit Gott und der Welt unzufrieden. Ich verhielt mich allerdings schweigsam und wartete, wie mir der Herzog angerathen, meine Zeit ab; ich hielt Augen und Ohren geöffnet, bemühte mich aber so viel wie möglich, den Mund geschlossen zu halten, denn ich habe immer gefunden, daß man die größten Unannehmlichkeiten des Lebens sich nicht durch Auge und Ohr, wohl aber

durch einen zu leicht und zu weit geöffneten Mund zuzieht. Ich hatte meine ganze innere Thätigkeit einzig und allein auf meine beginnende Praxis gerichtet, aber ach! hiermit sah es, offen gesagt, sehr dürftig aus. Wohl hatte ich mich zeitig den Mitgliedern der Stadtobrigkeit vorgestellt und meine Aufnahme in die städtische Gemeinde mit allen nöthigen Formen in's Werk gesetzt, wohl hatte ich meinen unbedeutenden Namen in alle öffentlichen Blätter rücken lassen – aber dadurch hatte ich noch lange keinen Patienten bekommen. Ich saß vom Morgen bis zum Abend in meinem Zimmer, scheute mich, es nur auf Augenblicke zu verlassen und quälte mich dabei mit ebenso langweiligen Studien wie Gedanken ab. Aber wo blieben die Hülfesuchenden, denen ich so gern Genesung und Theilnahme geboten hätte? Irgend wo anders, bei mir aber erschien kein einziger klagender und Rath suchender Mensch.

Eudlich aber am achten Tage meines erwartungsvollen Alleinseins klopfte es an meine Thür. Mit Vertrauen erweckender, milder Stimme rief ich mein freudiges Her ein! und als auch da der hülfesuchende Gast noch zögerte, in das Heiligthum seines Retters zu treten, öffnete ich rasch mit eigener Hand die Thür, einen höflichen Bückling für den freundlichen Menschen bereit haltend. Aber – nur ein altes armes Weib, mit einem halbverhungerten Knaben auf dem Arme, erschien demüthig auf der Schwelle und bat sich meinen Rath für denselben aus. Ich gab ihn ihr und ein paar Groschen dazu, um das schön geschriebene Recept bezahlen zu können. – So ging es

fort und fort und ich war endlich schon vier Wochen in der reichen Residenz, ohne ein einziges Stück Geld aus ihren Taschen gesehen zu haben, als was ich mir selbst für meine paar übrig gebliebenen Goldstücke gewechselt hatte.

Das war bitter, das schlug meine kühnen Erwartungen von der herzoglichen Stadt im Ganzen etwas nieder, von der ich Besseres gehofft hatte. Und was mich am meisten demüthigte, war, daß ich mit Niemandem über mein Mißgeschick sprechen, Niemandem meinen Kummer anvertrauen konnte. Im Gegentheil, um der Welt Sand in die Augen zu streuen, mußte es so scheinen, als ob ich eine ungeheure Praxis hätte und von ihrer Last beinahe erdrückt würde, und als ob es mir gar nicht darum zu thun wäre, meine vortheilhafter bestellten Kollegen aus dem Sattel zu heben, in dem sie seit langer Zeit mit eben so fester wie behaglicher Gemüthlichkeit saßen.

Hier aber kam mir mein sonderbares und aller Charlatanerie abgeneigtes Naturell in die Quere. Ich gehörte nicht zu der leider so großen Zahl von Aerzten, die sich auf den Markt des Lebens zu stellen wissen und so thun können, als hätten sie alles Wissen dieser Welt allein in sich aufgenommen, als wäre die ganze Schale der Weisheit Aeskulaps allein auf ihr Haupt ausgeschüttet und als hätten sie das besondere Vorrecht, vor allen Uebrigen die Menschen mit ihren Mixturen kuriren zu können. Ich verstand es nicht, Straßen auf, Straßen ab zu laufen, hier und dort zu klingeln, nach diesem und jenem Bewohner zu fragen, überall spähend einzusprechen

und vielleicht durch eine glückliche Hinterthür mich wieder fortzuschleichen, um in einer andern Straße gleichsam wie ein halbtodt Gehetzter mit schweißstriefendem Antlitz hervorzubrechen. Ach! diese so viel geübte Kunst verstand ich nicht und – ich darf es nicht verschweigen – ich wollte sie auch nicht verstehen, denn ich verachtete sie als etwas Gemeines, als etwas, meinen Charakter und meine Kunst Entwürdigendes. Dafür aber trug ich auch nicht den Gewinn davon, den solche Heilkünstler erringen, ich blieb ungekannt, unbeachtet, ungesucht.

In dieser unangenehmen Lage mochte ich wohl eine etwas niedergeschlagene und bekümmerte Miene zur Schau tragen; denn sowohl Noringen wie Lehmann fragten mich wiederholt, ob mir etwas fehle, ob ich etwas bedürfe? Aber mir fehlte und ich bedurfte nie etwas, denn ich hätte lieber trockenes Brot gegessen, als meine Verhältnisse offenherzig preisgegeben, in die ich mit so glänziger und laut verkündeter Hoffnung eingetreten war.

Der Herzog ließ auch nichts von sich hören, ich sah ihn nicht einmal mehr und glaubte, was so Viele und nicht immer mit Unrecht von so hohen Personen glauben, er habe als Fürst den armen Doktor vergessen, mit dem ihn sein Geschick einmal anderwärts zu einer vertrauteren Vereinigung zusammen geführt. Und ich wunderte mich hierüber gar nicht, ich fand es sogar sehr natürlich, denn ein Herzog, ein Herrscher über so viele Menschen, hat mehr zu thun, als um den Hunger und Durst eines Einzelnen sich zu kümmern.

Endlich aber sollte ich doch einmal einen Patienten erhalten. Eines Tages kam ich spät von Lehmanns, wo ich mich sehr häufig des Abends aufhielt, nach Hause, als meine alte Wirthin, die meinen kleinen Haushalt besorgte, schon auf dem Flure mit dem Lichte mir entgegentrat und freudig sagte:

»Herr Doktor, ich gratulire, Sie werden einen Patienten bekommen!«

Ach, welche Demüthigung lag allein schon in diesen wenigen Worten! Die gute Frau hatte offenbar an meinem zurückgezogenen Leben bemerkt, daß eine gewisse Ebbe bei mir einzuziehen begann und war vielleicht um ihre Hausmiethe besorgt. Nichtsdesto weniger nahm ich eine ziemlich gleichgültige Miene an und entgegnete:

»Das ist mir lieb – wer ist denn dieser Patient?«

»O, ein reicher Mann, der Besitzer des schönen großen Hauses da drüben, aber ein entsetzlicher Geizhals, der nichts thut, als daß er sein vieles Geld zählt, was er im Kasten liegen hat, um es schimmeln zu lassen.«

»Aber, wie kommt er zu mir?«

»Ei, er ging heute Abend an mir vorüber, als ich vor der Thür saß und strickte. Dabei hustete er so sehr. ›Sie haben einen bösen Husten, Herr Nachbar,‹ sagte ich. – ›Ja, liebe Frau, den habe ich.‹ – ›Aber den müssen Sie nicht haben,‹ erwiderte ich, ›nehmen Sie doch einen Arzt an.‹ – ›O, die Aerzte sind so theuer und die Apotheker obendrein, – nein, nein! ich kurire mich selbst!‹ – CCIch weiß aber einen sehr billigen,‹ sagte ich wiederum und nannte Sie.

Er erkundigte sich gleich darauf sehr begierig nach Ihnen und versprach zuletzt, Sie morgen rufen zu lassen.«

»Vortrefflich, liebe Frau, ich danke Ihnen, Sie sorgen für meine Kundschaft. Aber wir wollen es abwarten. Unterdessen schlafen Sie wohl!«

Am nächsten Morgen aber saß ich wie auf Kohlen vor meinem Schreibtische, denn ich erwartete jeden Augenblick den Boten des Geizhalses eintreten zu sehen. Es wäre doch ein Anfang, dachte ich, und schon athmete ich etwas freier bei diesem Gedanken. Endlich, es ging schon gegen Mittag, kam wirklich ein alter Diener und bat mich, seinen kranken alten Herrn da drüben zu besuchen.

Ich folgte dem Diener auf dem Fuße und wurde in ein Vorzimmer geführt, welches sehr schäbig aussah, denn es fehlten sogar die Vorhänge an den seit Jahren nicht gewaschenen Fenstern. Offenbar hatte mein neuer Patient nicht auf so schnelle Dienstfertigkeit meinerseits gerechnet, denn er ließ mich lange warten und ich hatte während dieser Zeit keine andere Unterhaltung, als durch die schlecht schließende Thür aus dem Nebenzimmer heraus das Klappern gezählter Geldstücke zu vernehmen, wobei ich mich in den ersten zehn Minuten einigermaßen beruhigte. Als aber das Klappern immer fort dauerte, und bald der eine, bald der andere Kasten geöffnet, verschlossen und wieder geöffnet wurde, riß mir die Geduld. Denn meine Zeit war mir kostbar, es konnten unterdessen drei andere Patienten in mein Haus gekommen sein, und da ich endlich einsah, mit wem ich es hier zu thun hatte, so

beschloß ich, mich nicht länger zum Narren halten zu lassen und dem Geizhals zu zeigen, daß ein Arzt kein Sklave der Reichen ist. Ich fing also auch an zu husten wie er, aber etwas ungeduldig und laut. Da aber auch das nichts half, wurde ich wirklich böse und stand schon im Begriff, mich zu entfernen, als der Geldzähler, nachdem er alle Kasten wohl verschlossen, die von innen verriegelte Thür öffnete und einen prüfenden Blick auf mich warf. »Was wünschen Sie, mein Herr?« fragte er trocken. »Sind Sie der Herr ***?«

»Ja, mein Herr, der bin ich.«

»Ich aber bin der Doktor Stilling und Sie haben mich rufen lassen, um Ihre Gesundheit herzustellen, nicht aber um Ihr Geldzählen mit anzuhören. Ich muß Sie ein für alle Mal bitten, mich nicht so lange warten zu lassen, denn ich habe keine Zeit und jede Minute ist für mich kostbar, ich muß sie mir also bezahlen lassen.«

»O!« Und er starrte mich mit offenem Munde und verzweiflungsvoller Geberde an. »Das thut mir leid,« fuhr er fort, »daran habe ich gar nicht gedacht. Haben Sie denn so viel zu thun?«

»Sehr viel, mein Herr!«

»Mein Gott, ich begreife gar nicht, wie man so viel zu thun haben kann, ich merke das durchaus nicht. Aber, mein Herr, in einem Punkte irren Sie sich vielleicht – Sie wollen sich jede Minute bezahlen lassen? Wie meinen Sie das? Ich bin ein armer Mann. Die Rechnungen der Aerzte sind an und für sich schon so groß –«

»Wenn Sie von mir zu große Rechnungen befürchten, so sollen Sie gar keine haben –«

»O, das wäre vortrefflich –«

»Wir können aber gleich mündlich mit einander festsetzen, was Sie für jeden Besuch zahlen wollen, dann sind Sie und ich außer Verlegenheit. Zahlen Sie also ganz nach Ihren Mitteln und Kräften!«

»Ah! Nach meinen Mitteln und Kräften! O, Sie sehen, ich bin so schwach. Und da ich auch arm bin, so seien Sie mitleidig. Wie viel wollen Sie haben?«

»Mein Herr, ich bin kein Rechnenmeister oder Kassenbeamter – thun Sie, was Sie können, oder was Sie wollen und damit gut! Und nun zu Ihrer Krankheit!«

»Ah! O! Ich fühle mich schon besser. Wir wollen es bis morgen, oder – nein! bis ein anderes Mal lassen, ich werde es mir überlegen.«

Ich lachte ihm laut in's Gesicht, nahm meinen Hut, grüßte den armen, schnell besser gewordenen Mann mit einer Miene, die ihn in Stein zu verwandeln schien und sprang hastig die Treppe hinunter.

Das war mein erster Patient in der Herzogsstadt, aber leider war er arm und – gesund, denn schon meine bloße Anwesenheit hatte seine Krankheit verscheucht, er ließ mich nie wieder rufen. War ich nicht ein heilbringender Arzt?

In diesen Tagen, wir waren schon bis an's Ende des Sommers vorgerückt, erhielt ich eine Einladung zu einem der Aerzte der Residenz, dem einzigen, der mir einigermaßen kollegialisch entgegengekommen war, und doch war er der angesehenste von allen, denn es war der Leibarzt des Herzog's selber. Es war dies der nämliche Mann, der im Feldzuge, wie sich der Leser erinnern wird, krank in Rheims zurückgeblieben war und seinem Herrn nicht nach Paris hatte folgen können, der mir also wider Wissen und Willen zu meinem damaligen Glücke verholffen hatte. Ich mußte daher dankbar gegen ihn sein und seine freundschaftliche Einladung annehmen, die mir sonst sehr gleichgültig war, denn ich bin nie ein Freund von dergleichen Förmlichkeiten gewesen, die meist auf weiter nichts als Essen, Trinken und Klatschen hinauslaufen. Es war dies aber ein sonderbarer und vielleicht kaum jemals dagewesener Leibarzt eines Fürsten. Schon als ich ihm vor einigen Monaten meine Aufwartung gemacht und ihn zum ersten Male gesehen, hatte ich nicht begreifen können, wie der Herzog, dieser feine und gebildete Mann, einen solchen Leibarzt wählen konnte, denn sein Aeußeres hatte mehr Bäurisches als Höfisches an sich. Ich stellte über diese sonderbare Wahl, ohne irgend Jemanden nach dem Grunde derselben zu fragen, stillschweigend meine Vermuthungen an, und daß diese richtig waren, sollte ich im Hause des Leibarztes selbst erfahren, wie der Leser sogleich hören wird. Ich begab mich also

um die bestimmte Zeit zu dem viel beschäftigten Kollegen und traf ihn, meiner schon harrend, in seinem Studierzimmer. Doch, betrachten wir ihn zuerst etwas genauer und belauschen zunächst den Spiegel seiner Seele, sein Gesicht.

Man begegnet zuweilen so dummen, seichten und frechen Gesichtern im Leben, daß man vom ersten Augenblick an sich aufgefordert fühlt, sie zum Gruße und zur Weihe der neuen Bekanntschaft zu ohrfeigen. Ich nenne diese Gesichter Ohrfeigengesichter. Es wird uns oft schwer, den Kitzel, den wir bei solcher Begegnung in unserer Hand fühlen, zu besiegen und unsere nothgedrungene Schlagfertigkeit zurückzuhalten. Es ist nicht immer die Dummheit allein, die uns aus diesen Gesichtern anglotzt, nicht die Böswilligkeit, die sie in unverkennbaren Zügen tragen, auch nicht die Gemeinheit ihrer Absichten und Empfindungen, die sie verrathen, welche uns zu diesem Thun anlockt. Aber gewiß ist es, daß immer etwas von diesen drei Eigenschaften, die unserem feinerfühlenden Innern so feindselig sind, auf ihnen zu finden ist. Nicht selten sogar ist bei manchen Menschen die größte Dummheit mit der größten Frechheit gepaart, und das ist, für mich wenigstens, eine der unleidlichsten Verbindungen. Beispiele des eben Gesagten wird jeder Menschenbeobachter zu Dutzenden auf seinen Lebenswegen gefunden haben, also auch meine Ansicht aus eigener Erfahrung bestätigen können.

Ein solches oder wenigstens dem ähnliches Gesicht offenbarte der Mann, von dem ich jetzt reden will. Frech

war es nicht, ganz gewiß nicht, aber seicht und feist und beschränkt ohne allen Zweifel. Es glänzte von Fett und Wohlbehagen und trug dabei eine so thierische Genußsucht in allen Zügen zur Schau, daß ich, wie noch selten in meinem Leben, einen eigenthümlichen Widerwillen davor empfand, wenn gleich ich ihm seine gewisse Gutmüthigkeit, die die Gränzen der Albernheit berührte und gewissermaßen einem veredelten Blödsinne glich, nicht absprechen konnte.

Seine Redeweise entsprach vollkommen diesem seinem Aussehen, sie war abgebrochen, plump, geradezu, wie man zu sagen pflegt. Damit aber war eine, bei Leuten, die viel mit Höflingen verkehren, sehr seltene Plauderhaftigkeit verbunden, die ich noch bei keinem Menschen in der Residenz gefunden hatte und die ihre Widerwärtigkeit nur dadurch verlor, daß der Herr Geheimrath Dr. Sömmering – so will ich ihn hier nennen – mit derselben Niemandem Schaden zufügte, weil er nicht Geist genug besaß, Anderen damit zu nahe zu treten, vielmehr dadurch nur seine eigenen Blößen enthüllte. Er empfing mich übrigens freundlich und lud mich sogleich zum Sitzen neben ihm auf seinem weichen Sopha ein.

»Guten Abend, Herr Kollege,« sagte er, mit seiner schwammigen feuchten Hand die meinige berührend, wobei mich eine seltsame Empfindung des Mißbehagens durchschauerte, »nun, da sind Sie. Willkommen! Habe Sie schon erwartet und meine Patienten heute Abend auf morgen vertröstet; ein Karrenpferd, wie unsereins, will auch einmal Ruhe haben und sein bischen Speise in

Gemüthlichkeit verzehren. He! Wie geht's? Haben wohl noch nicht viel zu thun?«

»Nein, sehr wenig sogar, doch muß für die trübe Gegenwart die lichtere Zukunft eintreten.«

»Ja, ja – he! Hab's mir gleich gedacht – kenne das – kenne Alles, ist hier Jedem so ergangen, mir auch; aber es kommt einmal anders – ein glücklicher Wurf – eine berühmte kranke Person – haha! und die ganze Geschichte ändert sich.«

»Weisen Sie mir mit einem glücklichen Wurf eine so berühmte kranke Person zu, geben Sie mir von Ihrem Ueberfluß!«

»Haha! Zuweisen! Geben! Alles will haben! Selbst sich etwas suchen muß der Mann, aber, aber – ich will Ihnen doch etwas abgeben – haha! von meinem Ueberfluß – und wenn es auch nur ein Rath ist. Aber er ist gut, und Sie wissen ja, guter Rath ist theuer. Haha! Ich spreche aus Erfahrung – kann ein Lied davon singen – hören Sie mich an.«

»Ich höre, Herr Geheimer Rath!« Und ich setzte mich steif vor ihn hin und sah aufmerksam in seine weit aufgerissenen Augen und auf seinen hoch erhobenen Zeigefinger, als ob ich einen Ausspruch der Glück verheißenden Pythia vernehmen sollte.

»Sie müssen sich verheirathen!« platzte er heraus. »Ja, ja, und gut verheirathen. Entweder ein Mädchen aus einem angesehenen Hause, oder aus einem reichen – haha! ich kenne das! Hübsch braucht sie nicht zu sein, ist sie es

nebenbei, um so besser – denn Sie müssen wissen, ich betrachte eine Frau wie ein schmackhaftes Gericht – hat es die Köchin ausgeputzt – gut! so haben meine Augen auch etwas davon. Also – sind Sie gut verheirathet, so haben Sie eine Basis. Basis giebt Praxis. Praxis giebt Geld. Geld giebt Ansehen – Ansehen giebt alles Uebrige. Haha! Da haben Sie's. Sehen Sie mich an. Ich war auch einst so ein Stümper wie Sie – bitte um Entschuldigung, ich will Sie nicht beleidigen – ich meine nicht in der Wissenschaft, das versteht sich von selber – ich meine im Beutel – mit einem Wort, ich hatte keinen Heller, der mein Eigenthum war. Da nahm ich meine Frau, eine vortreffliche Frau für mich, – Vermögen leidlich, Familie gut, sehr gut – und nebenbei auch von der Köchin herausgeputzt, also, hübsch, sehr hübsch. Sie ist die Tochter eines Kollegen, der schon längst gestorben ist und mein Vorgänger beim Herzog war. Das half – auf Ehre! Das schob die Karte nach. Ich machte ein Haus – gab gute Essen, prächtigen Wein, schaffte mir Wagen und Pferde an. Da kamen die Patienten und glaubten Wunder was von mir! Ich sagte dazu nicht Nein und die Welt sagte immer lauter Ja! Da ward ich ein Mann. Und um den Ton voll zu machen, wurde ich auch noch Leibarzt beim Herzog – nun war ich erst recht ein gemachter Mann – auf Ehre! Denn nun strömte mir auch der Hof zu, ich hatte kaum so viel Zeit, mich satt zu essen und zu trinken, denn der Ruhm macht hungrig und mager – auf Ehre!«

»Das ist eine sehr lehrreiche Geschichte,« warf ich gleichgültig hin – »aber wie hieß Ihr Vorgänger im Amte?«

»Meinen Sie meinen Vorvorgänger – den Vater meiner Frau?«

»Nein, Ihren nächsten Vorgänger, der Sie zum gemachten Manne machte?«

»Aha! Sie meinen den vorigen Leibarzt? Ah! 'S war nur ein junger, unerfahrener Mann – und 's ist eine – eine faule Geschichte, eine sehr faule Geschichte – aber ein ander Mal davon, ich mag mir nicht den Appetit zu heute Abend verderben, Apropos, wissen Sie, daß der Herr Herzog sich bei mir nach Ihnen erkundigt hat?«

»So!« sagte ich gedehnt und lauschte mit Spannung, denn ich bildete mir schon ein, mein Wirth hätte einen annehmlichen Auftrag vom Fürsten an mich in Bereitschaft.

»Ja,« fuhr er fort, »er wollte wissen, was Sie trieben. Dabei that er so, als ob er Sie kenne, doch sprach er sich nicht klar darüber aus – aber freilich, man versteht ihn oft nicht. – Ach! der arme Herr! Er hat viele Sorgen, sehr viele. Nun kommen auch noch die infamen Pfaffen dazu und gehen ihm zu Leibe –«

»Die Pfaffen? Wo kommen denn die mit einem Male her?«

»Wo sie herkommen? Mit einem Male? O Sie Unwissender! Stammen Sie aus Bötien? Unter uns gesagt, ich

kann die schwarzen Kerle nicht leiden – auf Ehre! Ich gehe auch gar zu gern um die Kirche herum, wie ein Schulknabe um die Schule, um nicht zu hören und zu sehen, wie sie schreien und die Augen verdrehen, als säße darin ihr göttlicher Beruf. Aber wo sie herkommen? Kommen die nicht überall her, aus den Wolken, dem Wasser, selbst der Hölle? Mischen sie sich nicht in jede Angelegenheit, sogar in Politik? Legen sie ihre segnende Pfote nicht in jede auf- und niedersteigende Wageschale, um sie nach dem schlimmen Ende hin schwerer zu machen? Und warum sollten sie auch nicht, sind sie nicht von Gott selbst gesandt, den glücklichen Menschen Unheil – bah!« Und er schlug sich so heftig auf den semmelweichen Mund, daß es klatschte. »Bah! ich schwatze aus der Schule – na! Sie sind ein vernünftiger Mann – Sie werden mein Vertrauen nicht mißbrauchen.«

»Gewiß nicht. Aber, Herr Kollege, was sagen Sie da? Die Pfaffen beim Herzog? Er ist ja evangelisch, und ich denke, die evangelischen Geistlichen hier zu Lande sind nichts als schweigende, fromme und uneigennützigte Diener des Herrn?«

»Diener des Herrn? Diener des Teufels, Herr! O was Sie unwissend sind, ich glaube wirklich, Sie sind ein Thebaner! Sie kennen die Welt gar nicht. Wo leben Sie denn? Das ist ja Alles jetzt umgewandelt. Auch die Evangelischen wollen Oberwasser haben und nehmen die Katholischen zum Muster, ja, spielen mit ihnen vielleicht unter einer Decke. Und wahrhaftig! Ich verdenke es ihnen

nicht, sie bringen beide ihr Schäfchen in's Trockene, diese Brüder in Gott. – Aber bilden Sie sich ja nichts Falsches ein. Nicht die evangelischen Schwarzröcke sind es allein, die dem Herzog zu schaffen machen, bewahre! Denn ein Unheil kommt nie ohne Begleitung – auch die katholischen beißen und reißen an ihm, was sie können, besonders seitdem der neue Bischof, der alle Welt bekehren will, die Erlaubniß vom Herzog erhalten hat, seinen langweiligen Bischofssitz mit dem lebhafteren Residenzleben zu vertauschen. Unter uns – und sagen Sie es keinem Kinde im Mutterleibe wieder« – und hier sank seine laute Stimme zu einem kaum hörbaren Flüstern herab – »haben Sie denn noch gar nichts munkeln gehört? Gar nichts? Auf Ehre! das ist stark. Er will ja katholisch werden, sagt die Welt – nicht ich sage das, hören Sie wohl – er soll ja schon im Geheimen beichten – aber das glaube ich nicht, es ist nur ein Gerücht, ein niederträchtiges Gerücht – hol den der Teufel, der es weiter klatscht – er denkt gewiß nicht daran, ich will mich dafür verbürgen – aber daher rührt ja die ganze Katzbalgerei hier am Hofe, daher die beiden Parteien, die Evangelischen und die Katholischen – darum liegen sich ja eben die Minister, die Präsidenten, die Generale in den Haaren und der Teufel weiß, wohin das führen mag – aber mein Gott, mein Gott, ich sitze und schwatze hier und Sie leben in der Stadt ein halbes Jahr und wissen das nicht? Mensch, fühlen Sie denn die nahende Windsbraut nicht? Mann, Mann, was sind Sie in der Kultur zurück!«

Ich hatte mich während dieses erbaulichen Ausfalles in meinen bequemen Platz zurückgelehnt und starrte den Schwätzer mit aufgerissenen Augen an. Ich traute meinen Ohren kaum und konnte Alles so rasch nicht verarbeiten, wie ich es hörte. Ich weiß nicht, wohin uns das begonnene Gespräch geführt haben würde, wäre nicht in diesem Augenblicke die Thür aufgegangen und ein sehr niedliches, schlankes und lebhaftes Mädchen mit einem freundlichen Knix hereingehüpft, um ihren Vater aufzufordern, mit mir zu Tische zu kommen, der angerichtet sei.

»Aha, Thereschen, das ist gut – sieh da – das ist mein Herr Kollege, der Doktor Stilling! Und das ist Therese, meine Jüngste, Herr Kollege!«

Ich machte meine Verbeugung und fing nun an, den guten Rath des lieben Kollegen schon besser zu begreifen. Also, er hatte Vorrath von dieser Waare. Therese war erst die jüngste! Nun, so übel ist sie nicht – aber für mich? Ach! Nein, nein, Herr Geheimer Rath, Ihr offener Rath ist sehr gut, aber für mich paßt er nicht. Sei auf Deiner Huth, Fritz, Du tanzest hier zwischen Eiern – zertritt keins!

Und wir folgten sogleich dem voranhüpfenden jungen Mädchen durch einige Zimmer, auf welchem Wege die obigen Gedanken meinem kreisenden Gehirn entschlüpfen.

Wir traten in ein sehr hübsches, aber einfach meublirtes Tafelzimmer, und da sah ich denn auf einmal den

ganzen Reichtum an weiblicher Basis meines guten Kollegen. Er hatte außer seiner, wie er sagte, von der Köchin herausgeputzten Frau drei Töchter, alle drei hübsch, alle drei geschaffen, einen Mann zu beglücken, und vielleicht auch alle drei geneigt, den ersten besten Bewerber anzunehmen. Ich wurde ihnen mit väterlicher und kollegialischer Würde vorgestellt und erfuhr dabei zu meinem Erstaunen, daß ich heute Abend der einzige Gast im Hause sei, eine Auszeichnung, die einen kleinen Beigeschmack von Absicht hatte, der mich in meinem vorigen Gedankengange nur noch mehr bestärkte.

Wir saßen bei Tische und speisten und tranken vortrefflich. Denn die Zurichtung einer feinen Tafel verstand die Frau meines Kollegen augenscheinlich, sonst aber verstand sie freilich, offen gesagt, sehr wenig, denn sie war eine kleine Gans, obwohl eine recht nette und fette Gans. In einer halben Stunde hatte sie mich beinahe mit ihrer ganzen Familiengeschichte bekannt gemacht, von der sehr schweren Geburt der ältesten Tochter an bis zur vollendeten Erziehung der jüngsten – ich wußte Alles, was die jungen Damen gelernt, was sie gestickt, was sie genäht hatten, an welchen Orten sie gewesen und erzogen waren – ich kannte ihren Umgang, ihre Neigungen, ihre Eigenschaften, denn die redselige Mutter aß fast gar nichts, sondern sprach, oder sprudelte eigentlich ihre zahllosen Neuigkeiten hervor, um mich in die Geheimnisse ihrer Familie gründlich einzuweißen, während der Vater ihr System ausglich, indem er jetzt kein Wort sprach, aber wenigstens für seine Frau mit aß und

trank. Daß man mich in Beziehung auf die drei Jungfrauen als ein jagdbares Wild betrachtete, sah ich hier noch deutlicher als vorher ein, und ich will versuchen, dem Leser von der Art und Weise, wie diese Jagd angestellt wurde, einen kleinen Begriff zu geben. Uebrigens schien die Mutter sich mit ihren Töchtern zu verstehen; diese schwiegen und eine jede senkte, wenn von ihr die Rede war, bescheiden das Köpfchen auf den Teller oder machte sich mit dem Nebentische zu schaffen, oder verließ sogar eine Zeitlang das Zimmer.

»So kennen Sie uns denn, mein lieber Herr Doktor,« sagte meine dicke Gans, die zu meiner Rechten saß, während ihr Gänserich an meiner Linken schmauste und mich zum Glase nöthigte, als sollte ich ein tiefes Loch in seinen Keller trinken. »So kennen Sie uns denn, und es macht mir viel Vergnügen, Sie endlich einmal bei uns zu sehen, wir hatten uns das schon lange vorgenommen, aber mein Mann meinte, es sei noch nicht Zeit –«

»Burr! –« machte hier der Mann und trank ein ganzes Glas Burgunder auf einmal aus.

»Zeit, ja! Aber, aber, was ich sagen wollte – liebe Marie, gehe doch einmal hinaus und sieh, wo die Pastete bleibt – sehen Sie, das ist Marie, meine Aelteste. Sie ist ein sehr ernstes, und ich muß ohne Schmeichelei hinzusehen, ein gediegenes Mädchen, ein wahres Goldmädchen. Was sie für schöne schwarze Locken hat! Und sie hat viel gelernt und dabei einen sehr zuverlässigen Charakter. Ihr Mann – ich meine ihren künftigen – muß ein gesetzter, verständiger Mann sein und sie nach ihrem ganzen Werthe zu

schätzen wissen, denn sie wird an seiner Seite keine üble Rolle spielen – nun? Noch ein Gläschen? Wie? Ah! da ist die Pastete! Aber, aber, liebe Agnes, die Sauce, die Sauce! – Sehen Sie, die da eben hinausgeht, das ist meine Agnes, meine Zweite, mein Ebenbild. So sah ich aus, als ich jung war, ganz so zart rund, so blühend schlank und doch vollständig in jeder Beziehung. Das ist eine Wirthschafterin, wie sie im Bucho steht. Umsichtig, fleißig, achtsam im Großen und Kleinen, vom Morgen bis Abend thätig, eine wundervolle Köchin, und dabei so gut, so harmlos, so ganz wie ich, daß ich, wenn ich ein Mann wäre –«

»Burrr!« machte hier wieder der Mann und schenkte sich ein neues Glas Burgunder ein.

»Ja, ja – was ich sagen wollte – wer sie einmal bekommt, ist gut gebettet. Sie hält ein Haus allein zusammen mit ihrer Sparsamkeit. Sie will auch keinen reichen Mann, nur einen, der sie empfindet, der sie durchdringt, der sie –«

»Burrr!« machte sehr laut der Mann und schüttelte den die Pastete kauenden Kopf.

»Aha, da ist die Sauce! Nun möchte ich auch bald den Braten danach haben – liebe Therese, sieh, wo Heinrich bleibt – ach! die Bedienten! dieses schreckliche Volk! Sie glauben nicht, was man mit dieser Abart von Menschen für Sorge und Mühe hat! Aber was ich von Therese sagen wollte – das ist unser Kleinod, unser Herzblatt, das jüngste Kind unserer –«

»Burrr!« kaute der Mann zwischen den Zähnen hervor und goß ein Glas Wein nach, um den Weg für den

schweren Transport in den Magen etwas schlüpfriger zu machen.

»Sie ist sehr fein gebildet – sehr fein, ich meine Therese, das kann ich Ihnen versichern. Sie spricht englisch und französisch wie deutsch, aber richtiges Deutsch, das ist die Hauptsache. Und Klavier spielt sie – o! Herr Doktor, zum Erbarmen, zum Rühren, sie ist eine wahre Virtuositin. So ist sie mit ihren Talenten ganz für die höheren Zirkel geboren, und geschaffen, einen Mann glücklich zu machen, der – der – meinem Mann einmal in seinem Amte folgt.«

»O!« sagte der Mann und holte tief Luft nach der gehaltenen Anstrengung. »Ich lebe ja noch!«

»Ich sehe es, mein Kind, ich sehe es, Gott sei Dank! Aber wir sprechen von der Zukunft, mein Lieber. Eine gute Mutter denkt eben so wohl an morgen, wie an heute – habe ich nicht Recht, Herr Doktor?«

»Sie haben sehr Recht!« sagte ich. Das waren die ersten Worte, die ich bei Tische zu sprechen Gelegenheit hatte.

»Ja,« fuhr sie fort, »was ich sagte wollte – Schade, daß unser Herr Herzog nicht verheirathet ist – Therese paßte so recht an den Hof –«

»Und warum ist er nicht verheirathet?« fragte ich endlich, die Feuerlinie ihres Gesprächs mit Gewalt durchbrechend.

»Warum? O, mein Gott – wer weiß das! Aber, aber, Kinder, verlaßt uns doch einen Augenblick, besorgt den Nachtisch und die – die Bowle – hört Ihr –«

»Aha, Kollege! Jetzt hat sie sie fort,« brummte der Alte heraus – jetzt schickt sie die Mädchen hinaus, und ich weiß, was kommt, – na, entschuldigen Sie mich einen Augenblick, ich habe die Geschichte schon so oft gehört und will lieber unterdessen die Bowle besorgen.«

Und er ging hinaus und ich war mit der redseligen Gans allein, die dicke Fetttropfen vor Freude schwitzte, mir eine höchst merkwürdige Geschichte erzählen zu können. Aber für mich war diese Geschichte interessanter, als sie selbst glauben mochte; vorher mußte ich hören, jetzt wollte ich hören, und das ändert den Eifer der Sprechenden gewaltig. Da ich vor Verlangen brannte, die Aufklärung von Verhältnissen zu erhalten, die mir nicht gleichgültig waren, so mochte mir die Neugierde wohl aus den Augen blitzen; dieser Umstand zündete die ganze Leidenschaft der Erzählenden an und sie fuhr eilfertig fort:

»Sie fragen mich, lieber Doktor, warum der Herzog nicht verheirathet ist? Ei, wissen Sie denn nicht, daß er verheirathet war?«

»Nein, das weiß ich durchaus nicht – also er ist Wittwer?«

»Wittwer? Ja, nein, wie man es nehmen will. Doch, mit einem Worte, die Wahrheit kann ich Ihnen ja doch nicht verbergen, denn sage ich es Ihnen nicht, so sagen es Ihnen zehn Andere, so will ich denn lieber diejenige sein, die Sie einweiht. Also – er ist nicht eigentlich Wittwer, denn er ist von seiner Gemahlin – geschieden.«

»Ah! Geschieden!«

»Ja leider, von einem Engel in Menschengestalt. Sie sind nur drei Jahre verheirathet gewesen und eigentlich nur drei Wochen verbunden, denn der Herzog konnte ihr vieles Weinen nicht vertragen und verließ sie daher sehr bald.«

»Ihr vieles Weinen? Wie so denn das?«

»Ja, sehen Sie, das ist eben die unangenehme Geschichte und hat den klatschsüchtigen Weibern – Gott verdamme sie – vielen Stoff zum Gewäsch geboten. Sehen Sie, sie war eigentlich nicht, wie man es nennt, ebenbürtig, sie war nur eine einfache Adelige, obwohl sehr, sehr schön, aber dabei blutarm. Darum hat er sie sich auch nur an die linke Hand antrauen lassen, und zwar fast mit Gewalt, denn sie wollte ihn nicht, sie – sie liebte einen Anderen. Sehen Sie, dieser Andere war eben der Vorgänger meines Mannes, des Herzog's Freund und Leibarzt, ein Herr von Schellenberg, ein vornehmer, schöner, reicher, junger Mann; der liebte das Fräulein, die Emmeline von *** ohne Wissen des Herzog's, und der Herzog liebte wieder das Fräulein ohne Wissen des Herrn von Schellenberg. Da kam nun eines Tages eine schöne Geschichte zum Vorschein. Der Herr von Schellenberg wollte den Herzog ermorden und überfiel ihn mit Dolch und Pistole in seinem Zimmer, darauf wurde er flüchtig und verbannt, sein Name an den Galgen geschlagen und der Herzog verfiel Jahre lang in eine außerordentliche Menschenscheu. Und eben in dieser Periode wurde mein Mann sein Arzt. Er wollte keinen jungen, schönen – ich will sagen liebenswürdigen oder verführerischen mehr.

Er wählte nur Männer von Gediegenheit, Würde und einem gewissen Alter zu seinem Umgang. Aber das Unglück mit der Dame war einmal geschehen. Gleich nach der Flucht des Herrn von Schellenberg wollte er sie heirathen, aber sie wollte ihn nicht und es dauerte beinahe ein Jahr, ehe sie sich auf Zureden ihrer Eltern dazu entschloß. Er machte sie zur Gräfin und ließ sie ganz nach ihrem Wunsche auf ihrem Gute – ei, wie heißt es doch – wohnen, denn an den Hof kam sie nie. Das gab denn viel Streit, viel Hader, viel Unglück. Da murrte das Land, da murrten die Minister, die Herren und das Volk – und, der Herzog war vielleicht anderer Meinung geworden, er trennte sich von ihr.«

»Und wie – lebt sie noch jetzt?«

»Gewiß lebt sie noch, und wie ein Engel voll von Milde und Tugend lebt sie – ach! sie soll noch immer sehr schön sein – und das ganze Land liebt und verehrt sie, denn sie opfert sich für das Wohl der Menschheit und was sie besitzt, giebt sie den Armen und Waisen –«

»Und ihr erster Geliebter – wo ist der?«

»Ja, wo ist er? Verschollen! Man sagt, im Kriege, in den er sich aus Verzweiflung gestürzt, sei er geblieben – ob es wahr ist, weiß ich nicht – aber sehen Sie da, da kommt die Bowle und die lieben Kinder dazu – so, so – hierher, Thereschen!« –

Und wir genossen den Nachtisch und die Bowle und plauderten über Alles und Jedes bis Mitternacht. Da

erst gelang es mir, mich loszureißen und zu Hause meinen verworrenen Gedanken über das halb Wahre, halb Falsche des Vernommenen nachzuhängen.

VII. EIN LOHNENDER RITT IN DIE BERG.

Ein Geklätsch, wie es im vorigen Kapitel beschrieben ist, hat immer Folgen, mag es auch so falsch sein, wie es will. Wenigstens setzt es das Blut in Gährung und treibt Blasen im Gehirn auf, die nicht selten zu Handlungen führen, welche ohne dasselbe nie ausgeführt wären. Das wußte ich wohl und ich nahm mich in Acht. Was ich mir selbst nach jenem erfahrungsreichen Abend vorredete oder brütend oder grübelnd entwarf, mag dem Leser für's Erste noch verborgen bleiben; die wichtigen Ereignisse, die sich meiner bald bemächtigten, werden es ohne mein Hinzuthun enthüllen. Augenblicklich hatte es nur die Folge für mich, daß ich, je fester ich mein Herz verschloß, um so weiter meine Ohren öffnete und den allgemeiner werdenden Flüstereien, die mir früher gleichgültig gewesen wären, volle Aufmerksamkeit schenkte. Da vernahm ich denn allerdings überall, wohin ich kam, Klagen über Gebrechen und Vorfälle, die, von Oben her drohend, das ganze Land aufwühlten und Jedermann Besorgnisse vor dunkel bevorstehenden Ereignissen erweckten, Gebrechen und Vorfälle, die, ob wahr oder falsch, schon dadurch fühlbar in's Leben treten, daß man sie als wirklich oder wenigstens unausbleiblich wahrzunehmen glaubt. Das Publikum ist von jeher und überall ein albernes, kindisches Wesen voller Leichtgläubigkeit und Selbstsucht

gewesen und wird niemals vernünftiger werden. Es urtheilt selten nach dem Wirklichen und Geschehenen, sondern weit lieber nach dem Vermutheten und Eingebildeten. So sagte man bald geradezu, der Herzog befinde sich in den Händen einer Partei, die man schon damals mit dem auch jüngst wieder beliebten Namen Kamarilla belegte, die ihn und demzufolge das Land in's Verderben stürzen würde, ohne daß man im Stande war die Personen zu bezeichnen, aus denen dieselbe bestand, denn diejenigen, deren Namen man anführte, konnten unmöglich eine solche schlimme Einwirkung hervorbringen, da es anerkannt bewährte und kluge Männer waren, denen das ganze Land seine Blüthe, seinen Reichthum und sein Gedeihen in jederlei Art offenbar verdanite. Ich konnte in meiner damaligen Stellung noch nicht unter die geheimnißvolle Decke schauen, welche die Höflinge über das ganze Treiben des Hofes auszubreiten verstehen, ich mußte für's Erste nur glauben oder nicht glauben, was man mir sagte, und bei meinem offenen, aller Geheimnißkrämerei abholden Wesen und meiner Hingebung an den Herzog, den ich zwar für fehlerhaft, wie alle Menschen, aber nicht für schlecht und lasterhaft hielt, war ich nur zu geneigt, lieber gar nichts als Alles zu glauben, was ich hörte. Dennoch war meine Aufmerksamkeit, wie gesagt, geweckt und ich ging von jetzt an Schritt vor Schritt mit allen neu auftauchenden Gerüchten.

Der Winter von 1817 zu 1818 war herangekommen. Meine Lage war noch nicht die beste. Doch erhielt ich mich so ziemlich von Woche zu Woche. Ich hatte einige

Praxis in dem Stadtviertel erhalten, worin meine Wohnung lag, die ich wahrscheinlich meiner Wirthin verdankte, und verdiente gerade so viel, als ich zu meinem einfachen Leben gebrauchte, aber auch nicht einen Groschen mehr, so daß ich Alles, was man Vergnügen nennt, damals als für mich nicht vorhanden betrachten konnte. So war ich fast nur an meine beiden Freunde und mein eigenes Haus beschränkt, und selbst das Schauspiel und die schöne Oper, welche seit dem October in Blüthe standen, entwickelten ihre ganze Herrlichkeit, ohne daß ich den so lebhaft ersehnten Genuß derselben mir ein einziges Mal gewähren durfte. Endlich aber hielt ich diese geistige Entsagung nicht mehr aus. Leibliche Entbehrungen, Hunger und Durst konnte ich allenfalls ertragen, aber verbauern wollte ich nicht. Ich beschloß also nach täglichem und hartem Kampfe, mich geradezu meinem Freunde Lehmann anzuvertrauen, ihm meine ganze Lage zu eröffnen und ihn um augenblickliche Hülfe anzusprechen. Es war dies für mich jedenfalls ein peinlicher und bisher noch nie in meinem Leben unternommener Schritt, und wer darin irgend eine Erfahrung gemacht hat, weiß, wie bitter dieselbe ist, ohne daß ich ihm meine besondere Empfindung unter diesen Umständen genauer auszumalen brauche.

Es war ein kalter aber sonniger Decembersonntag, an dem ich mein Vorhaben auszuführen beschloß, denn ich speiste an diesem Tage bei meinem Freunde. Vor Tische ging ich noch ein wenig spazieren und hatte dabei das Unglück, der Frau Geheimrätin Sömmering zu

begegnen, die ihre Töchter zur Schau spazieren führte, wie eine Henne, die stolz auf die reiche Nachkommenschaft, ihre Küchlein den fremden Hähnen zeigt. Ich war nicht wieder im Hause des Herrn Kollegen gewesen, weil ich seinem Rathe kein Ohr zu leihen gedacht und mir die Auseinandersetzung seiner Basis noch lebhaft im Gedächtniß geblieben war, als daß ich nach einer ähnlichen Belehrung schon wieder Bedürfniß fühlen sollte. Hier aber konnte ich seiner Gemahlin nicht ausweichen, denn schon von Weitem bemerkte ich ihre lächelnde Miene, welche deutlich Zufriedenheit verrieth, daß ich ihr gerade in das Netz lief, welches sie über mich zu werfen nun einmal entschlossen schien. Ich zog also meinen Hut und sprach einige hergebrachte Worte zu ihrer Begrüßung.

»Ei, Sie ungetreuer Ritter, guten Morgen!« rief sie mit einer so laut krähenden Stimme, daß alle Hähne und Hennen auf der Promenade zu uns hingelockt wurden und mich wie einen ausländischen Puter anglotzten. »Nun, das muß ich gestehen, das ist eine eben so seltene, wie angenehme Begegnung. Sie sind doch nicht krank gewesen? Warum machen Sie sich denn so absichtlich unsichtbar – ich dachte, ich glaubte, ich hoffte schon – Thereschen komm' auf diese Seite – so, nun sagen Sie mir doch, wie geht es Ihnen denn?«

Ich wollte eben einige Worte erwidern, als alle Spaziergänger um uns her stehen blieben und sich umschaute. Man hatte den Wagen des Herzog's von ferne erblickt,

der den sonnigen Morgen benutzte, sich ein wenig spazieren rollen zu lassen. Er kam schnell heran; wir blieben wie die Uebrigen stehen und ich zog ehrerbietig meinen Hut. Mit seinem Falkenauge, das er immer noch besaß, wenn er es besitzen wollte, hatte er mich und die Gruppe um mich herum sogleich erfaßt. Und als er wieder grüßte, lächelte er bedeutungsvoll, was mir um so weniger entging, da sich einige Augen an meiner Seite befanden, die der liebe Gott zu meinem Beistand in diesem Punkte heute geschickt zu haben schien.

Denn kaum war er vorübergefahren, so wandte sich die Geheimrätthin triumphirend zu mir um. »Haben Sie bemerkt,« sagte sie, »Seine Durchlaucht haben uns sehr huldvoll angelächelt. Aha! Und ich weiß, warum? Er freut sich, Sie bei uns zu sehen, denn er hat meine Kinder lieb und würde es sehr gern haben, wenn – wenn –«

»Burr!« machte eine tiefe Stimme neben uns und siehe da! der Herr Geheimrath selber war unbemerkt hinter uns hergeschritten. Wir begrüßten uns und setzten den Spaziergang plaudernd fort, wobei ich so glücklich oder so unglücklich war, eine neue Einladung zum Abend zu erhalten. Da ich nicht anders ausweichen konnte, so sagte ich geradezu, ich hätte mit einem Freunde die Verabredung getroffen, uns heute Abend im Theater zusammen zu finden.

»Nun, das trifft sich ja wunderschön,« sagte meine runde Gans, die unzertrennlich an meiner Seite blieb, »wir gehen auch in's Theater, da sehen wir uns und nachher – kommen Sie mit zu uns.«

Also ich war wieder gefangen, ich sollte durchaus wieder Bowle trinken und Marie, Agnes und Therese preisen hören.

Punkt ein Uhr aber, so verlangte es der Ton der Residenz, war die öffentliche Promenade zu Ende und Alles beeilte sich, nach Hause zu fliegen und sich an der bereit stehenden warmen Suppe zu laben. Und der Gott der Zeit hatte heute Erbarmen mit mir, denn eben ließ er diese wichtige Stunde laut erschallen. Ich empfahl mich also und stieg mit einem etwas beklommenen Herzen die Treppe zu meinem Freunde hinauf, dem ich jenen bewußten Vortrag zu halten beschlossen hatte. Allein, ich war vergebens beklommen gewesen, denn ich sollte wieder die Erfahrung machen, daß mein altes Glück mich noch nicht ganz verlassen habe. Es half mir heute besser, als ich ihm zugemuthet. Denn kaum saßen wir an dem gastlichen Tisch, das weiße Röschen uns beiden gegenüber, da fragte mich mein Freund: »Aber so sage mir um Gottes willen, Fritz, willst Du Dein Leben als Einsiedler beschließen? Man sieht Dich ja nirgends. Wo steckst Du denn alle Abende? Ich habe Dich stets im Theater gesucht und niemals gefunden. Hast Du den Geschmack daran so ganz verloren?«

»Im Gegentheil, mein Lieber, ich ginge gern hin, aber ich kann nicht.«

»Du kannst nicht? Und warum nicht?«

»Warum? Ei, das ist mein Geheimniß.«

»Hast Du für mich eins – das ist mir neu – heraus damit; gieß' ihm ein, Röschen, löse seine schwere Zunge.«

Wir ließen die Gläser an einander klingen und leerten sie. Mir wurde schon etwas leichter zu Muthe; der halbe Weg schien bereits zurückgelegt. Bald aber sollte ich unvermuthet am Ziele sein. Denn mein scharfsichtiger Freund fing schon an, mein Geheimniß zu durchdringen.

»Höre mal,« sagte er mit seiner alten Herzlichkeit, »Du kommst mir seit langer Zeit etwas bedrückt vor – laß uns wie zwei alte Freunde mit einander reden. Sieh, Röschen und ich sind – nur eine Seele – also sprich, was fehlt Dir und warum besuchst Du das Schauspiel nicht?«

»Mit einem Wort, mein lieber Freund, wenn Du es denn durchaus hören willst, mein geringer Erwerb durch ärztliche Praxis gestattet mir ein so kostbares Leben nicht.«

»Ah! Wäre es möglich! Und ich weiß davon nichts? Das betrübt mich in Wahrheit. Höre mal, ich bin seit acht Tagen etwas leidend. Komm doch nachher in mein Zimmer und untersuche meinen Zustand. Ich muß um Deinen ärztlichen Rath bitten. Bis jetzt sind wir immer gesund gewesen, nun aber, glaube ich, fängt das Leiden an.«

Und wir verstanden ihn beide; Röschen klatschte vor Freuden in die Hände und sprang auf, ihren Mann zum Trost für sein Leiden zu küssen; ich schaute nachdenklich auf meinen Teller. Noch besser aber verstand ich ihn eine Stunde später, nachdem er mir in seinem Geschäftszimmer die Mittheilung seines Leidens gemacht. Ich hatte ihm ein Recept verschrieben und er hatte mir dasselbe

gethan. Von diesem Tage an hörte wenigstens mein Leiden nach der einen Richtung auf und ich besuchte das Theater nach Herzenslust.

Und wie das Unglück nie allein kommt, so bat auch das Glück oft seinen Begleiter auf den Fersen. Am nächsten Morgen – die Bowle war glücklich überstanden und die Kücklein hatten ihre Schuldigkeit gethan – besuchte mich Otto von Noringen. Er schien etwas trübe gestimmt und sprach sehr wenig. Da ich mich selbst nicht allzu geneigt zum Plaudern fühlte, denn mein neues Glück hatte noch nicht ganz mein altes Unglück aus der Erinnerung vermischt, drang ich eben nicht lebhaft in ihn. Endlich aber sagte er seufzend: »Höre, Fritz, ich muß Dir etwas sagen. Eigentlich schickt mich mein Vater heute zu Dir. Du bist ein seltener Gast bei uns geworden und lebst wie ein Eremit. Warum zeigst Du Dich nicht öfter? Warum besuchst Du keine Gesellschaften? Das taugt für einen jungen Arzt nicht. Ueberhaupt machst Du Dich als solcher zu wenig bemerklich. Warum zum Beispiel schaffst Du Dir kein Pferd an? Ein Pferd macht oft den Mann bemerklich, der darauf sitzt. Schon deshalb mußt Du Dir eins zulegen.«

»Sehr schön gesagt, mein Freund. Aber ein Pferd wächst mir nicht im Stall von selbst und frißt außerdem Hafer und Heu.«

»Aha, ich verstehe Dich. Weiter wollte ich nichts wissen. Guten Morgen. Halt, um es nicht zu vergessen, Du sollst morgen eine Suppe bei uns essen.«

Und ich erschien, um diese Suppe zu essen. Nach Tische – es dämmerte schon der nahende Abend herauf schlug man noch einen Spazierritt vor. Ich stimmte ein. Ein Diener meldete, die Pferde seien bereit. Auf dem Hofe, in den wir hinabstiegen, standen drei schöne, gesattelte Pferde. Mir wurde ein prächtiger Schimmel zugewiesen. Er erinnerte mich an meinen musikalischen Schimmel, den ich im Kriege geritten und ich gab unterwegs mein Mißgeschick beim ersten Ritte zum Besten.

»Wenn Sie diese Erinnerung an jenes Pferd erfreut,« beantwortete Otto's Vater meine Erzählung, »so behalten Sie den Schimmel, den Sie da reiten, zum Andenken an diesen Krieg. – Still! Kein Wort! Bei Ihnen muß man handeln, ohne zu fragen.«

All' mein Sträuben, mein bescheidenes Ablehnen war vergeblich. Ich hatte und behielt den Schimmel. Und am nächsten Morgen kam dazu ein großer Wagen voll Hafer und Heu in meinen Hof gerollt, worüber meine Wirthin große Augen machte, beinahe so groß wie ich selber. Aber die Sache war geschehen und ich mußte mich in mein Schicksal fügen, was mir unter den gegebenen Verhältnissen nicht allzu schwer wurde.

Jetzt aber begann ein neues und frisches Leben für mich. Ich fing wirklich an, mich bemerklich zu machen. Keinen Nachmittag ließ ich verstreichen, ohne mich auf den Rücken meines herrlichen Pferdes zu setzen und das Geschenk der Freundschaft würdig zu benutzen. Ich war, Otto wußte es wohl, ein Freund vom schnellen Reiten geworden und liebte es, mit verhängtem Zügel von Ort zu

Ort zu eilen, um die Welt rasch von allen Seiten zu erfassen. Diese Neigung hatte er auch vor Augen gehabt, als er seinem Vater dieses edle Thier für mich auswählen half, welches noch dazu früher sein eigenes Leibroß gewesen war. Es war feurig, flüchtig wie der Wind, ausdauernd und dabei so gefügig, daß mich eine unbeschreibliche Wonne anwandelte, wenn es mich auf seinem stolzen Rücken dahintrug. Die ganze schöne Umgegend der Residenz durchflog ich so zu wiederholten Malen, denn ich wollte Alles genau kennen lernen. Bald aber waren in der Nähe alle Winkel durchforscht, so daß ich mich auf weitere Ausflüge vorbereitete. Zuletzt drang ich meilenweit in das Land, denn auch die weitere Ferne lockte mich unwiderstehlich an. Oft begleitete mich Otto auf diesen Ritten, wenn es sein Dienst beim Herzog erlaubte, oft aber auch ritt ich allein, und dieses Alleinsein in der großartig schönen Natur wurde mir in kurzer Zeit eben so sehr ein Bedürfniß, wie eine reichströmende Quelle früher ungeahnter Reize. Und war mir das schon ein Vergnügen im Winter gewesen, wo selbst die bitterste Kälte mich meiner Gewohnheit nicht abwendig machte, wie mußte es mir nicht im Frühling behagen, als die rauhen Winde verflogen, die schwellenden Knospen hervorbrachen und die laue, süße Luft das Blut wieder fröhlicher hüpfen ließ. Wie war ich so selig in diesen Tagen des erwachenden jungen Jahres. Ich fühlte mich lebhaft in meine ersten genußreichen Frühlinge in der Umgebung des alten Klosters am Rhein zurückversetzt. Da hatte ich auch einen Begleiter, der mich das Leben süß und doch

so kräftig empfinden ließ. Aber ach! wo mochte er jetzt sein? Wenn er wieder einmal an meiner Seite wäre, welches Glück, welche Lust! Doch still! still! – Das ist vorbei, Alles vorbei – hierher kommt er nie wieder! – Und ich drückte mit Gewalt meine stürmisch aufwallenden Gefühle in den Hintergrund meiner Seele zurück, und um sie aus andere Dinge hinzuleiten und mich dadurch zu beruhigen, wandte ich meinen Blick auf die herrliche Natur, die mir dieses Jahr viel schöner und blüthenreicher vorkam als sonst. Und das ist eine merkwürdige Erscheinung. Je älter wir werden, um so mehr entzückt uns das junge, aufblühende Jahr. Selbst das Grün der Bäume und Sträucher scheint uns immer saftiger, reicher zu werden; das Aufbrechen der Blumen, das Keimen der Saat beobachten wir genauer, die goldene Aehre dünkt uns viel strotzender, wir prüfen Alles und Jedes, als hätten wir es noch nie genossen und könnten unsere Sinne nicht genug daran sättigen. Ist das eine unbewußte Ahnung, daß wir älter werden und daß allmählig die Zeit naht, wo dieser Frühling kein Frühling mehr für uns ist? Oder spricht diese junge Natur wirklich lebendiger, kräftiger zu unserem gereiften Alter, bringt sie uns verständlichere Botschaft von dem allgütigen Vater, an dessen Herrlichkeit und Geheimniß wir alle Tage näher heran treten? Mag es sein, was es will, es ist aber so. –

Auch ich hatte damals die köstliche Empfindung, als ob ich jenen meinen jüngsten Frühling mit noch nie erlebtem Freudengefühl genoß. Ich hielt es kaum bis zum Mittag in der Stadt aus, der Drang nach freier Luft wurde

fast zur Sehnsucht in mir. O! und mir ging das Herz da draußen so weit auf, als ich die Thäler, die Berge, die Felsen des schönen Landes sah, als ich die grünenden Auen durchjagte, als ich die balsamischen Wälder langsam im Schritte durchdrang, die sich in mannichfachem Wechsel an Berge und Thäler schlossen und Alles ringsum wie ein großes natürliches Gehege umkreisten. Wie glücklich könnte der Mann sein, dachte ich oft, der dies herrliche Stück Erde sein Eigen nennt, wenn, wenn – ja wenn! – Wie glücklich könnten wir Alle sein, wenn wir ein solches Wenn nicht auch als undurchdringliche Schranke vor unserem Willen, vor unseren Neigungen und Wünschen hätten! Ach ja wohl, wir kennen das Alle! –

Es war ein herrlicher Maientag. Ich hatte mein Pferd vor mein Speisehaus führen lassen und ritt unmittelbar nach Tische ab, denn ich beabsichtigte heute einen weiten Weg zurückzulegen. In einer Richtung war ich nämlich noch nie weiter als etwa eine Meile vorgedrungen und doch hatte man mir gesagt, daß gerade in dieser, etwa in doppelter Entfernung, die schönste Gegend im ganzen Lande zu finden sei. Dahin wollte ich denn heute. Langsam ritt ich zur Stadt hinaus; vor dem Thore angekommen, setzte ich mein Pferd in Trab und hatte auf diese Weise bald eine kleine Meile zurückgelegt. Nun wurde mir die Gegend unbekannt und, meine Neugierde zu befriedigen, ritt ich wieder im Schritt voran, denn je

weiter ich kam, um so lieblicher und romantischer wurde Alles um mich her. Ich hatte schon die erste kleinere Bergkette durchbrochen und eilte der zweiten höheren zu, jenseits welcher die Gränzmarken unseres und des benachbarten Fürstenthums lagen. Wellenförmig auf- und niedersteigende Saatfelder, alle wohl bestellt, breiteten sich anfangs zu beiden Seiten des hügeligen Weges aus, links und rechts vor mir in der Ferne tauchten düstere Tannenwälder auf, dann und wann mit schattigen Buchen und Eichen untermischt, die in vollster Frische und Fülle prangten. Allmähig kam ich ihnen näher. Da hatte ich den kleinen Fluß vor mir, der auch an meinem Gärtchen vorüber rauschte und hier plötzlich aus einer tiefen Schlucht zum Vorschein kam, um sich bald darauf in Schlangenwindungen wieder im Dunkel der Berge zu verlieren. Ich überschritt ihn auf einer allerliebsten Brücke von frischem Birkenholz. Kaum war ich hinüber und wandte mich rechts in den Buchenwald, da änderte sich wie durch einen Zauberschlag der ganze Charakter der Gegend. Blöcke von röthlichem Gestein, hier und da unter den Bäumen umhergestreut und mit Moos und Farrenkräutern überwachsen, verkündeten schon die Reihe des felsigeren Gebirges, und als ich, dem Zufall meine Führung überlassend, mich zwischen den Buchen den Berg hinauf arbeitete, gelangte ich plötzlich in einen Wald von Edeltannen, der meine Gedanken augenblicklich in jene Zeiten und Orte zurückversetzte, wo Maximilian an meiner Seite gewandelt war.

Betroffen hielt ich mein schnaubendes Pferd an und blickte mich um. Meine Ungeduld, immer vorwärts zu kommen, hatte mich zu weit in die Höhe geführt; hinauf war ich zwar glücklich gelangt, hinab zu reiten boten sich aber größere Schwierigkeiten dar. Ich sprang aus dem Sattel und führte mein Pferd behutsam den glatten Abhang wieder hinunter, um eine bequemere Stelle zum Durchreiten der Berge zu finden. Aber immer tiefer kam ich in das Dickicht und schon entschloß ich mich zum unmittelbaren Rückmarsch, als ich Menschenstimmen zu hören glaubte und diesen erst nachzugehen mich entschloß. Und ich hatte mich nicht getäuscht; immer lauter drang der vernommene Ton durch die Gebüsch und endlich unterschied ich deutlich das klagende Jammergeschrei eines Kindes. Lautlos stand ich und horchte auf, nur das Schnupfern meines Pferdes und das laute Athmen seiner weiten Lungen war in meiner Nähe zu hören. Da schlugen jene klagenden Töne stärker an mein Ohr und ich vernahm jetzt auch den Schall einer älteren Stimme, als wenn ein Hilfsbedürftiger in der Ferne um Beistand rief. Da hielt ich mich nicht länger mehr auf, ich begegnete dem Ruf mit meiner lauten Stimme, indem ich rief: »Geduld, Geduld, ich komme!«

Und rasch zog ich mein Pferd am Zügel hinter mir her und durchbrach zuletzt fast mit Gewalt die mir entgegenstrebenden Zweige des Tannengehölzes. Da sah ich denn plötzlich ein rührendes Bild vor mir. Am Abhange eines steilen Felsstückes stand ein junges Mädchen zur Erde gebückt, bemüht, ein auf dem Boden liegendes Kind von

acht bis neun Jahren aufzurichten. Die Kleine war gefallen und hatte sich beschädigt.

Kaum aber war ich in die Nähe der Gruppe gelangt, so schien ich selbst mehr der Gegenstand der Forschung des älteren Mädchens geworden zu sein, als sie es für mich war. Denn sie starrte bald mich, bald das Pferd an, das ich am Zügel hinter mir her zog. Aber wie sah dieses Mädchen, oder vielmehr diese junge Dame aus? Es war ein reizendes Geschöpf. Groß, schlank, von klarem, engelgleichem Gesicht, welches dunkle, halb aufgelöste Locken dicht und voll umringelten. Sie war in ein leichtes, seidenes Gewand gekleidet und hatte um die entblößten wachsbleichen Schultern nur ein leichtes Tuch von gesprenkeltem Sammet geschlungen. Einen kleinen Strohhut mit grünem Schleier hielt sie in der Hand. Ich war noch im Anschauen dieser so unerwarteten Schönheit verloren, als sie mich schon mit rührend lieblicher Stimme ansprach. »Mein Herr,« sagte sie, »wer Sie auch sind, Sie scheinen mir von Gott gesandt. Dieses arme Kind ist jenen Fels heruntergestürzt und ich stehe hier schon seit einer halben Stunde, beklommen und rathlos, wie ich es nach Hause schaffen soll.«

Mein Auge fiel auf das Kind am Boden, welches nicht mehr schrie, als es die nahe Hülfe sah. »Wessen ist das Kind?« fragte ich, da ich nicht fragen konnte, wer die Führerin desselben sei?

»Ach, es ist eine von meiner Mutter erzogene arme Waise, die da unten am Fuße der Felsen wohnt und mich

vielleicht mit Vorwürfen überschüttet, die ich nicht verschulde.«

»Seien Sie unbesorgt, mein Fräulein, ich übernehme Ihre Vertheidigung, und nun wollen wir sehen, was dem Kinde geschehen ist, denn ich bin zufällig ein Arzt.«

»Ein Arzt? Ach, dann sind Sie mir doppelt von Gott geschickt!«

Während sie das mit rührender Stimme und gefalteten Händen sprach, hatte ich mein Pferd an einen Baum gebunden, mich zu dem Kinde herabgebückt und den Zustand desselben überflogen. Leider überzeugte ich mich sehr bald, daß der rechte Schenkel des Kindes oberhalb des Knies gebrochen war. Ich theilte dieses Ergebniß meiner Untersuchung der jungen Dame nicht mit, sondern erbot mich nur, das Kind selbst in ihrer Mutter Wohnung zu tragen, was sie auch zu wünschen schien; denn sie nahm sogleich mein Anerbieten dankbar an und, indem sie selbst den Zügel meines Pferdes vom Baume löste, sagte sie mit wehmüthiger Stimme: »Nehmen Sie das Kind, ich nehme das Pferd.«

»Fürchten Sie sich denn nicht vor dem Thiere?«

»Nein, nein, ich verstehe mit Pferden umzugehen – eilen Sie nur und folgen Sie mir, ich werde Sie den nächsten Weg führen.«

Ich nahm das wieder schreiende Kind so geschickt und sanft wie möglich auf meine beiden Arme und trug es anfangs mit Leichtigkeit, bald aber mit Mühe der davon eilenden Dame nach, bis ich zuletzt nur mit der größten Anstrengung mich fortbewegen konnte, denn die Last

wurde immer schwerer, je mehr meine Kräfte abnahmen, und der Weg war in Anbetracht der nöthigen Vorsicht uneben und lang. Wohin ich geführt wurde, bemerkte ich kaum, denn ich hielt meine Augen fast nur auf meine Kranke gerichtet, deren Schmerzen ich mit allen möglichen Trostgründen zu beschwichtigen versuchte. Endlich aber war das Ende unserer Beschwerden gekommen, ich sah unser Ziel vor mir. Mitten zwischen zwei Felsen, die an dieser Stelle weit durchbrochen waren und im freien Hintergrunde ein kleines, zwischen Gebüsch verstecktes Dorf gewahren ließen, stand dicht an dem durch die Felsenspalte sich ringelnden kleinen Flusse ein reizendes Landhaus, in halb schweizerischem, halb italienischem Styl erbaut. Durch einen prachtvollen Blumengarten schlüpfen wir eilig dahin, traten in eine noch wenig beschattete Veranda und trafen hier eine ältere Dame, die uns hastig entgegengelaufen kam, als sie uns in so sonderbarem Aufzuge einher ziehen sah. Mit wenigen Worten wurde ihr einige Aufklärung gegeben, und ohne mich viel um meine glänzende Umgebung zu bekümmern, that ich nur meine Pflicht an dem mir anvertrauten Kinde. Sogleich wurde mir ein kostbares Lager angewiesen, worauf ich es sanft niederlegte. In dieser angenehmen Lage erst beruhigte sich die kleine Patientin vollständig und, die Hände faltend und die unschuldigen Augen bittend gegen die Dame aufschlagend, sagte sie: »Frau Gräfin – ich kann nicht dafür!«

In einer Viertelstunde war ich mit meiner nächsten Arbeit zu Stande gekommen und ich stand da und schaute auf mein Werk, den Schweiß abtrocknend, der mir in großen Tropfen von der Stirn rieselte. Jetzt erst erhielt die ältere Dame volle Aufklärung über das Vorgefallene.

Ich setzte mich in einem Nebenzimmer nieder, wohin ich zu treten eingeladen war und ruhte mich aus. Mir wurden Erfrischungen und Wein dargeboten, von denen ich schweigend genoß. Ich war mit der Mutter der jungen Dame, die, jetzt erst von ihrer Aufregung sich erholend, weinend das Zimmer verlassen hatte, allein und schaute diese an.

»Wen habe ich die Ehre vor mir zu sehen?« fragte ich.

»Ich bin die Gräfin Brandstein, jenes ist meine Tochter, und das verwundete Kind eins meiner Pfleglinge.«

»So will ich Ihnen sagen, gnädigste Frau, wer ich bin.« Und ich nannte meinen Namen und meinen Wohnort, so wie den Zufall, der mich in die Nähe ihres Landsitzes geführt.

Die Gräfin schaute mich fragend und, wie es schien, mit einem halb ungewissen, halb zweifelhaften Blicke an, sprach aber kein Wort. Eben so wenig ich, denn ich hatte viel zu sehen und vielleicht noch mehr zu denken.

Selten habe ich eine vollkommeneren Schönheit vor Augen gehabt, als die, welche jetzt vor mir stand. Sie war, wie ich später erfuhr, neun und dreißig Jahre alt, schien aber zehn Jahre jünger zu sein. Von Wuchs hoch, voll und gebieterisch, war doch ihre ganze Erscheinung mild und herablassend. Ihr Haar war dunkel, noch dunkler als das

ihrer Tochter, ihre Gesichtsfarbe aber bleich wie glanzlose Perlmutter. Ihre Augen sanftblau, ihre Brauen voll und schön geschweift, ihre Lippen zart aber innig belebt. Der Ausdruck dieses edlen Gesichtes aber war hinreißend.

Eine unendliche Trauer verbreitete sich, allmählig von der wolkenlosen Stirn beginnend, über ihre Augen bis zum Munde und hüllte das ganze wunderbare Gesicht wie in einen halbdurchsichtigen Schleier von Wehmuth und Milde ein. Also diese Brust hatte Schmerzen empfunden, das las ich auf den ersten Blick. Schon hierdurch allein wurde meine ganze Theilnahme rege. Wir sprachen wenig mit einander und nur über den traurigen Vorfall des Tages, worüber ich so gut tröstete, wie ich es vermochte; aber ihre Augen sprachen bei Weitem mehr, sie hefteten sich mit einer deutlich wahrnehmbaren Scheu, beinahe mit Aengstlichkeit auf mich, wie ich die meinen selbst, voller Verwunderung, von ihrem Antlitze nicht losreißen konnte.

»Ich wende mich in der Regel an einen Arzt,« sagte sie endlich, »der jenseits jenes Dorfes in der nächsten Stadt des benachbarten Landes wohnt, denn die Aerzte in der Residenz sind zu weit von uns entfernt –«

»Befürchten Sie nicht, daß ich Ihrer Neigung entgegen treten werde,« ergänzte ich, »ich werde das Kind Ihrem Arzte gern überlassen.«

»Das habe ich nicht sagen wollen, mein Herr; im Gegentheil, ich werde dankbar sein, wenn Sie uns die Ehre Ihres Besuches ferner schenken wollen, allein, Sie haben Mühe von dem weiten Wege.«

»Nicht die geringste. Ich reite zu meinem Vergnügen alle Tage meilenweit und bin wenig durch andere Geschäfte behindert. Wollen Sie mich wiedersehen, so befehlen Sie, wo nicht, so werde ich willig gehorchen.«

Die Dame schwieg wieder einen Augenblick, als ginge sie im Stillen mit sich zu Rathe. »Es ist gut,« sagte sie darauf mit einer freundlichen Verneigung, »kommen Sie, ja, kommen Sie, aber nur eine Bitte erfüllen Sie mir dabei.«

»Alle, die Sie mir vorzutragen die Güte haben werden.«

»Ich habe nur diese eine. Sprechen Sie gegen Niemanden über diesen Unglücksfall – erregen Sie auf keine Weise die Neugierde der Städter – lenken Sie nicht ihre Aufmerksamkeit auf mich; überhaupt erzählen Sie Niemandem, wo Sie heute gewesen sind, und wen Sie getroffen haben. Ich liebe die Einsamkeit und das Schweigen, selbst in Bezug auf die Theilnahme der Menschen.«

Mein Herz bebte, ich versprach aber Alles. Eine halbe Stunde später ritt ich langsam und nachdenklich auf einem ebeneren und kürzeren Wege der Stadt zu.

Am nächsten Tage wollte mich Otto von Noringen auf meinem Spazierritte begleiten. Ich lehnte es freundlich ab und bat ihn, mich allein meinen Ritt beendigen zu lassen, Geschäfte eigener Art vorschützend. Sogleich stand er von seinem Vorhaben ab und ich sah ihn zu einem anderen Thore hinausreiten.

Nachmittags um drei Uhr war ich mit den nothwendigen Verbandstücken schon wieder in Brandstein – so

hieß das Gut der Gräfin selbst. Ich wurde mit unverhohlener Freude empfangen. Der kleinen Kranken ging es den Umständen gemäß erträglich. Ich hielt mich etwa nur eine Stunde auf und versprach am nächsten Tage wieder an Ort und Stelle zu sein. Sonst wurde nichts Bedeutendes gesprochen. Nur, als ich Abschied nahm, fiel mir eine Frage auf. Die Gräfin, mich bis zur Veranda begleitend, deutete auf mein Pferd, welches ein Diener am Zügel hielt, und fragte sanft aber doch mit erkennbarem Nachdruck:

»Noch Eins, Herr Doktor! Wie kommen Sie zu dem schönen Pferde dort?«

»Zu dem Schimmel? Er ist ein Geschenk meines Freundes, oder vielmehr des Vaters meines Freundes.«

»Ihres Freundes? Darf ich wissen, wie er heißt?«

»Ich habe keinen Grund, seinen Namen zu verschweigen, es ist der Lieutenant Otto von Noringen, Adjutant des Herrn Herzog's –«

»So, so!« sagte sie dann und betrachtete mich mit noch größerer Verwunderung als vorher, die aber mit ungewöhnlicher, wenn nicht zurückgehaltener Herzlichkeit verbunden war.

»Und haben Sie Wort gehalten in Bezug auf meine Bitte?« fuhr sie fort.

»Mein Freund Otto von Noringen selbst hat keine Ahnung von dem gestrigen Vorfall und meinem Hiersein.«

»Ich glaube Ihnen – in Ihren Augen liegt die Wahrheit. Auch danke ich Ihnen – bis morgen also! Leben Sie wohl!« –

Ich ritt heute noch langsamer und nachdenklicher fort, als gestern. Heute beschäftigten mich zwei Dinge. Einmal die Mutter und dann die Tochter, die ich heute länger und bei größerer Gemüthsruhe betrachtet hatte. Das Schicksal der Mutter erregte an und für sich schon meine innigste Theilnahme, denn ihre Brust barg unzweifelhaft die Lösung eines mir noch unbekanntem schweren Geheimnisses; aber die Tochter, woran erinnerte mich die? Mit einem Worte, an zwei Menschen, die mir auf meinem sonderbaren Lebenswege begegnet und beide von gleich großer Bedeutung für mich waren Körper und Geist, diese beiden sich so entgegengesetzten und doch so eng verbundenen Pole, trugen in ihrem Wesen ein verschiedenes und doch im Ganzen übereinstimmendes Gepräge, dessen Grund in einer Wechselwirkung von Personen und Verhältnissen lag, die ich mir psychologisch recht wohl erklären konnte, wogegen auch weder die Wissenschaft noch die Erfahrung sprach. Denn so groß die Aehnlichkeit der Tochter mit der Mutter in Bezug auf die Schönheit und die allgemeine Ausbildung ihrer Formen war, so erinnerte sie mich doch in einzelnen leichten und nur bisweilen gleichsam in Wolkengestalt vorüberschwebenden, dämmerartigen Lichtblitzen zu gleicher Zeit an jene beiden Männer. So hatte sie zwar die Form des Kopfes, die Stirn, den Mund, überhaupt mehr die körperlichen Züge des Fürsten, dabei aber auch die unnachahmlich stolze Grazie, den lebhaften Ausdruck der feuersprühenden Augen, den überredenden Zug um die Lippen, und vor allen

Dingen die stolz-edlen Bewegungen, also mehr das geistige Mienen- und Geberdenspiel meines unvergeßlichen Freundes Maximilian.

In der That! Ich konnte es mir nicht länger verhehlen, meine neue Bekanntschaft hatte mich in ein Labyrinth von Vermuthungen gelockt, die noch an demselben Abend vollständig gelöst und gerechtfertigt werden sollten. Zum ersten Mal ging ich aus freien Stücken und mehr aus Theilnahme als aus Neugierde an dem Schicksal mir so theurer Personen, zur Geheimeräthin Sömmerring. Ich traf sie glücklicherweise allein; ihr Mann und ihre Töchter waren in eine Gesellschaft gegangen, sie selbst aber war wegen einer leichten Unpäßlichkeit zu Hause geblieben. Von ihr erfuhr ich sehr bald, ohne irgend eine verrätherische Andeutung zu machen, auf meine scheinbar zufällige Frage nach der Gräfin Brandstein, daß dieselbe die frühere Gemahlin und Thekla ihre und des Herzog's Tochter sei.



Die Zeit schritt unaufhaltsam vor, mit ihr meine unausgesetzten Besuche in Brandstein. Meine kleine Patientin war in einigen Wochen schon so gut wie genesen. Ich hatte Gelegenheit gehabt, mich auf dem eben so schönen, wie einsam mitten in wilder Fels- und Waldgegend gelegenen Gute umzusehen. Sehr bald hatte ich das ganze jetzige Leben der Gräfin und den vollen Umfang ihrer allgemeinen Wohlthätigkeit kennen gelernt. Sie hatte in

ihrem Parke ein großes Haus bauen lassen, worin alle Waisenkinder der Umgegend wie in einer großen Familie erzogen, unterrichtet und auf eine für ihre Zukunft zweckmäßige Weise vorbereitet wurden. Sie hielt und besoldete sich ihre eigenen Lehrer und Lehrerinnen und war so im vollkommensten Sinne die Mutter der Armen und Bedrückten geworden. In solcher Thätigkeit fand sie allein Beruhigung und Ergebung in ihr trauriges Schicksal. Denn ach! wie mußte es in dem Busen dieser Frau aussehen. Ich hatte einige prüfende Blicke in ihr Inneres geworfen, denn ich war schon lange in mannichfachen äußeren Dingen ihr Vertrauter geworden und auf dem besten Wege, es auch in Bezug auf ihre allen Uebrigen verborgenen Gefühle zu werden. Allmählig hatte ich mich gewöhnt, länger bei ihr zu verweilen, mich in gewichtigeren Gesprächen mit ihr einzulassen, oder auch über dies und das, was ihr unbekannt geblieben oder wichtiger als das Alltägliche erschien, offenherzig zu plaudern. Stets aber, darum bat sie mich, kam ich des Nachmittags, denn den Vormittag, so sagte sie mir, hatte sie ganz und gar ihren mannichfachen Haus- und Familienbeschäftigungen gewidmet. Ich konnte hierin nichts Auffälliges finden. Zuletzt behandelte man mich wie einen Hausfreund, was der Arzt leichter als jeder andere Mensch zu werden Gelegenheit hat. Ich benutzte dieses mir so bald geschenkte Vertrauen auf die redlichste Weise, ich hielt Alles zurück, was sie verwunden konnte, aber ich gab genau auf Alles Acht, was sie mir in allgemeinen Gedanken und Abrissen über ihr Leben in traulicher Stunde nach und nach

mittheilte. Schon lange hatte ich bei diesen eifrig fortgesetzten Unterhaltungen bemerkt, daß sie mich mit mehr als gewöhnlicher Theilnahme beobachtete. Sie trug eine Frage auf ihrem Herzen, das merkte ich wohl, aber es dauerte lange, ehe dieselbe den Weg bis zu ihren Lippen fand. –

So waren wir allmählig in den Juli gekommen und fast täglich ritt ich zu ihr hinaus; nur bisweilen überschlug ich einen Tag, um mich Otto von Noringen zu widmen, damit meine häufigen und einsamen Wanderungen nicht seine Neugierde erregten und ich dadurch nicht zu einer erwünschten Mittheilung hinsichtlich derselben genöthigt wurde. Hierin aber war ich ohne Grund besorgt, denn mein Freund hatte gerade um diese Zeit seine Gedanken auf mir ganz unbekannte Angelegenheiten gerichtet, er war einsylbiger, zurückhaltender als je, seine sonst so klare und immer jugendlich heitere Stirn hatte sich verdüstert und sein zusammengepreßter Mund verschloß, eine seltsame Erscheinung bei seiner mittheilsamen Natur, geheimnißvoll die geistige Spannung seiner vielbeschäftigten Seele. Ich bemerkte diesen Wechsel seiner Gemüthsstimmung wohl, obschon ich, selbst in ungewöhnlicher Aufregung befangen, so that, als bemerkte ich ihn nicht. –

Es war ein heißer Julitag; ich war langsam nach Brandstein geritten und kam erst gegen vier Uhr daselbst an. Thekla war mit den Pfleglingen ihrer Mutter und deren Lehrern spazieren gegangen, ich befand mich also mit der Gräfin allein. Sie schlug mir einen Spaziergang in den

Wald vor. Ich nahm ihr Anerbieten wie immer rasch und warm an. Sie hing ihren Strohhut an den Arm, ich trug ihren Sonnenschirm, denn der Wald bot kühlenden Schattens genug. So gelangten wir ziemlich schweigsam an einen romantischen Punkt. Von einem hohen Felsen aus blickten wir auf das schöne vor uns liegende Land hinab, Berge, Thaler und Auen überfliegend, deren Aecker von der üppigsten Fruchtfülle strotzten. Sie saß an meiner Seite im Moose und schwieg, nur bisweilen richtete sie ihr kummervolles Auge, beinahe lauschend, auf mich herüber.

»Mein Freund,« fing sie endlich an, »lassen Sie uns ein zutrauliches Wort mit einander reden. Sie sind schon seit beinahe acht Wochen unser täglicher Gast und haben uns durch Ihre geschickte Hand und Ihr liebeiches Wesen viel Gutes gethan. Auch haben wir gegenseitig über Mancherlei unsere Meinungen ausgetauscht; nur über Eins haben Sie stets geschwiegen. Und das gerade möchte ich von Ihnen am liebsten erfahren. Anfangs, ich gestehe es offen, war mir Ihre unerwartete Erscheinung nicht ganz angenehm; ich fürchtete von einem Fremden in unserem stillen Leben unterbrochen und aus einer mir so wohltätigen Ruhe aufgescheucht zu werden. Jetzt denke ich anders, denn ich kenne Sie. Sie sind mir zum Trost von Gott in meine Einsamkeit geschickt, ja, Thekla hat ihrerseits Recht, wenn sie sagt, Sie seien doppelt von ihm gesendet. Mir sind Sie es vielleicht, ohne es selbst zu wissen, dreifach. Lassen Sie mich heute eine Bitte wagen,

die vor Ihnen gerade jetzt auszusprechen. Ihr stilles Wesen mich ermuntert und ermutigt. Ja, mein Freund, Sie haben in Ihren Ausdrücken, Ihrem Gedankengange, wie soll ich sagen, in Ihrer ganzen Art und Weise, sich zu gebärden, Züge, Worte und Anklänge, die mich an längst vergangene Zeiten erinnern und mir einen Abschnitt aus meinem Leben heraufbeschwören, welcher der traurigste und doch zugleich der glücklichste desselben war. Ich kann mir dieses sonderbare Zusammentreffen von nur mir bekannten Einzelheiten nicht gut erklären, es mag vielleicht zufällig sein. Ich aber bin gewohnt, auch in manchem Zufalle die Walthung eines höheren Wesens zu erkennen und ich bitte Sie, mich fernerhin nicht mehr in Ungewißheit darüber zu lassen. Seien Sie recht aufrichtig gegen mich und öffnen Sie mir Ihr Herz. Doch damit Sie sehen, daß ich nicht zu viel von Ihnen verlange oder vielmehr etwas, was ich nicht selbst zu erwidern gesonnen bin, so lassen Sie mich zuerst ganz offen von mir selbst zu Ihnen sprechen. Sollten Sie in dieser meiner Erschließung eine Selbstdemüthigung erkennen, so bin ich auch damit zufrieden, denn seit langen Jahren bin ich mir bewußt, die Demuth selbst zu sein und mich gern und willig dem Schalten und Walten dessen zu unterwerfen, der mich zu dem gemacht hat, was ich bin. – Sie wissen ohne Zweifel, wer ich bin?« Und ihr schönes, reines, blaues Auge ruhte bei dieser gewiß schwer über ihre Lippen fließenden Frage voll und unverschleiert auf meinem Gesichte.

»Ja,« sagte ich, »ich weiß es, Frau Gräfin.«

»Nun, sehen Sie, da ist ja der erste schwere Schritt schon gethan. Was bange ich noch! Haben Sie Ihren Stein schon auf mich geworfen?«

»Meinen Stein? Wie meinen Sie das? Können Sie dafür, daß Sie die Gattin eines Mannes wurden, der Sie nicht zur Herzogin machen konnte?«

»Aha! So meinen Sie es. Nun ja! Ich fahre in meiner Demüthigung fort. Sie wissen also bloß von mir, daß ich die Gattin des Herzog's war. Nicht? Wissen Sie nur das allein? Haben Sie nichts Anderes gehört?«

»Ja, ich habe noch Anderes gehört. Sie waren, bevor Sie die Gattin des Herzog's wurden, die Braut – eines Andern.«

»Eines Andern – wie Sie das aussprechen, als ob Sie ihn kennten. Aber das ist es gerade, was ich meine. Werfen Sie auch darum keinen Stein auf mich?« –

Ich war über ihre Offenheit betroffen. Vielleicht fühlte sie das drängendste Bedürfniß, sich irgend Wem zu offenbaren, und ich schien ihr vielleicht das passendste Gefäß dazu zu sein. Aber ich schwankte keinen Augenblick in meinem Handeln. »Nein,« erwiderte ich, »ich am wenigsten bin berufen, irgend einen Stein auf Sie zu werfen. Im Gegentheil, ich glaube am allerwenigsten was die böse Welt etwa von Ihnen sprechen könnte.«

»Wieso am wenigsten? Haben Sie vielleicht schon die gute über mich urtheilen gehört? Sie verwirren mich – Sie wissen vielleicht mehr von mir, als ich denke. Ich bitte Sie, seien Sie deutlicher gegen mich – ich beschwöre Sie –«

»Ich kann es noch nicht – fahren Sie zuerst fort.«

»Ich bin fertig, ich habe nichts mehr zu enthüllen. Jetzt sind Sie an der Reihe. Erzählen Sie mir zuerst, wie Sie Otto von Noringen kennen gelernt haben, ich muß das wissen.« –

Diese unerwartete Aufforderung führte mich eine Weile irre. Was ging Sie Otto von Noringen an? Aber da blitzte es heller in mir auf. Sie wollte mich von Otto von Noringen sprechen lassen, um vielleicht von ihm auf einen Anderen übergehen zu können. Ich ließ sie gewähren. Ich fing also, ohne zu zaudern, meine Erzählung unmittelbar von der Schlacht bei Paris an. Ich berichtete, wie ich zum Herzog gerufen war und dort den jungen Noringen zum erstenmal getroffen hatte. Da aber kam ich an den Punkt, wo der Ordonnanzoffizier des Königs von Preußen in's Zimmer trat. Ich stockte und überlegte.

»Fahren Sie fort!« ermunterte sie mich.

Ich erzählte also die Meldung desselben und den Fortgang des Krieges – nur den Brief des Kouriers verschwieg ich – ferner die Schlacht von Ligny, malte dann das Schlachtfeld von Belle-Alliance aus und wie ich da den Freund wieder gefunden und in Brüssel gepflegt, endlich aber, wie ich nach der Residenz gekommen war, um dort mein Brot zu finden.

»So,« sagte sie, »das ist ein schöner Abriß eines Theiles Ihrer Lebensgeschichte. Sie haben als wackrer Mann gehandelt. Und dafür haben Sie das Pferd zum Geschenk erhalten?«

»Nicht allein das Pferd; auch die Freundschaft des Sohnes und die Achtung des Vaters.«

»Das versteht sich von selbst. Man drückt aber unter Verhältnissen seine Freundschaft und Achtung durch äußere Gaben der Anerkennung aus. – Ist Ihnen der Herzog auch so dankbar gewesen?«

»Er hat mich freundlich aufgenommen und lächelt mich an, so oft er mich sieht.«

»Ah, und weiter nichts?«

»Was soll ich weiter verlangen?«

»Sie sind sehr bescheiden. Nehmen Sie für's Erste auch meinen Dank, daß Sie einen Menschen, den Sohn des Kammerherrn von Noringen, mit menschlicher Güte behandelt haben. Ich kenne den Vater dieses jungen Mannes, ja, ich kenne den jungen Mann selbst. Ach ja!« –

Nun fiel es mir plötzlich wie Schuppen von den Augen, doch suchte ich meine Erregung zu verbergen. Sie fuhr auch sogleich fort:

»Der Vater ist sogar mein Freund – das heißt – ich lege es auf Ihr Gewissen – im Stillen mein Freund; verborgene Fäden verknüpfen unser Schicksal. Niemand aber, kein Mensch außer Ihnen, darf davon eine Ahnung haben.«

»Ihr Geheimniß ruht in meiner Brust wie im Grabe!«
betheuerte ich und legte meine Hand auf mein Herz.

»Ich glaube Ihnen – Sie sind mir jetzt schon ein größerer Freund, als Sie vielleicht denken, Sie können mir vielleicht künftig einen wichtigen Rath geben, da Sie die

Verhältnisse kennen, in denen sich mein Schicksal bewegt. Ich danke Ihnen für Alles, für Sie selbst am meisten.« Und sie reichte mir ihre schöne Hand hin, auf die ich mich niederbeugte und dabei einen Seufzer ausstieß, den ich nicht in meinem Herzen behalten konnte.

»Warum seufzen Sie?«

»O! Mir flogen Gedanken durch die Seele, wie man sie bisweilen hat, wenn man sich an eine Sache erinnert, und im Verfolg dieser Erinnerung uns noch eine andere einfällt.«

»Welche Sache fällt Ihnen dabei ein, wenn Sie meine Hand küssen?«

»Gnädige Frau,« sagte ich und fühlte beinahe eine Thräne aus meinem Gehirn in mein Auge träufeln – »kann ich nicht auch ein Geheimniß haben?«

»Ha! Ich dachte es mir – wie richtig habe ich in Ihnen gelesen!« Und sie faßte noch einmal meine Hand, drückte sie und schaute mich sprachlos an. So saßen wir beide einige Minuten und unsere Augen drangen einander bis tief auf den Grund unserer Seelen. Endlich stand sie auf und trocknete sich die Augen mit einem Tuche. Ich hatte keine Thräne gesehen, aber sie mochte wohl so viele nach Außen vergossen haben, daß sie jetzt nur noch innerlich weinte.

Ich folgte ihr schweigend; so erreichten wir die Veranda, das Haus. Eine halbe Stunde später ritt ich heim, versprechend, mein nächster Besuch solle länger dauern. –

Meine Rückkehr von diesem Hause sollte immer gedankenvoller sein, wie mein Hinritt. Daß ich an diesem Tage, auf diesem Rückwege Manches, Vieles bedachte und einen Entschluß faßte, der unser Verhältniß zu einem ganz neuen umwandeln mußte, brauche ich dem aufmerksamen Leser wohl nicht weitläufig auseinander zu setzen.

VIII. EINE ALTE UND EINE JUNGE LIEBE.

Ich war durch einige Geschäfte zwei Tage lang verhindert, Brandstein zu besuchen; so bald ich mich aber frei fühlte, begab ich mich hinaus. Ich ritt beklommen, vielleicht in Folge des am Himmel drohenden Gewitters und der heißschwülen Luft; ich ritt auch langsam, denn ich mußte meinen ganzen Athem behalten. Die Gräfin stand schon auf der Veranda und schaute mir mit unverholener Freude, aber auch mit sichtbarer Unruhe entgegen.

»Ich habe Sie mit Spannung erwartet, mein lieber Freund,« lautete ihre erste Begrüßung; »wo blieben Sie so lange? Sie sind zwei Tage nicht hier gewesen. Ist irgend etwas Neues vorgefallen?«

»Was sollte wohl in meiner jetzigen Lage mit mir vorgefallen sein, gnädige Frau?« versetzte ich, um nur etwas zu sagen und die eigenthümliche Stimmung meines Herzens zu verbergen.

»O! ich gedachte diesen Augenblick nicht der Ihrigen. Aber versetzen Sie sich in meine Lage. Ich lebe, seitdem Sie mich verlassen, zwischen Himmel und Erde – oder

sollten Sie vergessen haben, was Sie mir neulich versprochen, da Sie gingen?«

»Was hatte ich denn versprochen? Davon weiß ich in der That nichts.«

»O! wie sind Sie heute so kalt und verschlossen! Ihr Auge sprach neulich offener – kann man nicht eben so gut mit den Augen und der darin lebenden Seele versprechen, als mit dem Munde? – Kommen Sie, kommen Sie herein, ich habe Thekla zu den Kindern geschickt, wir sind allein. In den Wald können wir heute nicht, denn das Gewitter da oben droht Sturm und Regen – bleiben wir also im Hause, so, hier in meinem Zimmer, hier stört uns Niemand – auch hier ist Gott!«

Und sie setzte sich mit sichtbarer Spannung mir gegenüber auf einen Sessel, fuhr aber sogleich hastig zu sprechen fort, wobei ich zum ersten Mal eine feine Purpurröthe über ihr gewöhnlich so bleiches Gesicht fliegen sah: »Und nun rasch; seien Sie ganz mein Freund und schließen Sie mir Ihr Herz auf. Alles aber schütten Sie heraus, was Sie für mich darin haben, mag es Tod und Verzweiflung – oder Leben und – Hoffnung sein!«

»Hoffnung?« stammelte ich in Ermangelung eines anderen Wortes, denn ich wußte in der That nicht, wie ich dem Sturm ihrer Gefühle begegnen sollte, der mit dem des Himmels, der draußen so eben ein schauriges Lied zu heulen begann, in Einklang zu stehen schien. Aber ich erschreckte sie mit diesem fragend gesprochenen Worte; ihre Augen verschleierten sich und blickten mich mit der größten Unruhe an, wovon ihr wogender Busen, der,

ach! wie viele Stürme niedergekämpft hatte, ein sichtbares Zeugniß gab.

»Wie kommen Sie zuerst,« fing ich an, »zu dem Glauben, daß meine Mittheilung, mein Geheimniß, wenn Sie wollen, mit Ihren Empfindungen oder gar Ihrem Schicksal in Verbindung steht?«

»Soll ich Ihnen das noch weitläufig auseinandersetzen? O, haben Sie Erbarmen mit meinem armen Herzen. Sprechen Sie. Ich habe Ihnen schon einmal gesagt, daß in Ihrem Wesen, Ihrem Benehmen, ja, in Ihrer Sprache etwas liegt, was mich an einen Anderen erinnert. Zwischen Ihnen und ihm liegt eine mir unklare aber dennoch bemerkbare Uebereinstimmung. Ich wiederhole Ihnen das jetzt noch einmal mit Innigkeit, mit Leidenschaft, wenn Sie wollen – o! und Sie sind sogar auch Arzt, wie er – da hören Sie es, ich hab' es gesagt – nun schweigen Sie noch länger, wenn sie ein Herz im Busen tragen.«

Und sie fing so heftig an zu schluchzen, daß ich meine ganze Mannhaftigkeit zusammen nehmen mußte, um meine Gedanken zu sammeln und alle herumflatternden Gefühle der Wehmuth, des Schmerzes und der Freude in Worte zu kleiden und so hob ich folgendermaßen zu sprechen an:

»So ist denn der Augenblick gekommen, gnädigste Frau, den ich mir seit langen Jahren, obwohl mit geringer Hoffnung der Erfüllung, nicht nur als wünschenswerth, sondern sogar zu meiner eigenen Beruhigung nothwendig vorgestellt habe, und ich stehe hier vor Ihnen, wie ich an einem anderen Orte einst vor einem Anderen stand,

mit dem einzigen Unterschiede, daß ich damals sein Zuhörer war, jetzt aber der Erzähler seiner Mittheilungen bin. Wenn ich in diesem für mich so feierlichen Augenblicke Freude und innige Dankbarkeit gegen Gott, den Schöpfer alles Guten, empfinde, so sage ich damit nur das Wenigste; ich fühle mehr, ich fühle die innigste Freude, das höchste Entzücken, was ein Mensch auf Erden fühlen kann, wenn er, wie ich es jetzt bin, Anwalt und vielleicht Vertheidiger seines Freundes und Wohlthäters ist. Zwar habe ich keine Einwilligung von ihm, von dem wir sprechen, oder den ich meine, das zu unternehmen, was ich jetzt vor Ihnen unternehmen will, aber Sie sind außer ihm die Einzige auf der Welt, die meine Enthüllungen zu erfahren nöthig hat, der sie nützen, der sie Schmerzen, aber vielleicht auch Freuden bereiten können. Hören Sie zunächst, wie mein Leben vorher war, ehe ich das Glück hatte, sein Freund zu werden, denn das bin ich geworden mit ganzer Seele, mit ganzer Hingebung, mit ganzer und vollkommener Erwidern seinerseits.«

»O rasch – rasch – rasch – ich liege auf der Folter!«

»Sie werden noch lange darauf liegen, denn ich muß Sie langsam und vorsichtig führen; der Weg ist eben so weit, wie er schwierig zu überwinden ist. Ich beginne also mit meiner Kindheit – ich stamme aus Wesel –«

Und nun erzählte ich ihr von meiner Jugend, meinem erwachenden Bewußtsein in der Mühle beim Kanonendonner, von meiner traurigen Lage als verwaistes Kind, meiner einsamen Wanderung nach Holland, meiner Ankunft im Kloster, wie es der Leser kennt, nur erzählte ich

es kürzer, rascher, gedrungener. Und siehe da! Was ich mit dieser harmlosen, unschuldigen Erzählung bezweckt hatte, sah ich erfüllt: meine Zuhörerin beruhigte sich allmählig und wurde zuletzt auf meine eigenen Schicksale aufmerksam, während sie vorher nur an die eines Anderen gedacht hatte. Zuletzt sogar lächelte sie mir zu, winkte theilnehmend, drückte mir die Hand und sah so ruhig und glücklich aus, wie sie damals ausgesehen haben mochte, als Maximilian ihr seine eigene Geschichte erzählte.

Jetzt aber kam ich auf die Ereignisse im Kloster zu sprechen und ich mußte der Männer Erwähnung thun, die daselbst so viel Einfluß auf meine Ausbildung gewannen. Ich nannte den Pater Guardian, Ludovikus und endlich den Namen betonend, Maximilian.

»Was!« schrie sie plötzlich auf. »Pater! Pater! Ist er in ein Kloster gegangen?«

»Warten Sie es ab, mit Ruhe, gnädige Frau, sonst höre ich ganz auf –«

»Ich warte, ich warte – Sie sehen es – ich bin stumm wie die Nacht – fahren Sie fort!«

Ich erzählte weiter, wie ich mit vieler Mühe und Aufopferung mich in Maximilian's Herz gestohlen; wie ich aber endlich durch unaufhörliche Ergebenheit und Liebe seine stolze Zurückhaltung bezwungen, wie ich dann seine Belehrung empfangen, wie ich mit ihm lange Jahre ein Zimmer bewohnt, wie er mich endlich wie einen Bruder

oder Sohn lieb gewonnen und mir an meinem siebzehnten Geburtstage im Walde seine Lebensgeschichte erzählt hatte.

»O, erzählen Sie sie mir, wie er sie erzählte!« unterbrach sie mich.

»Nein! Geduld! Noch bin ich nicht so weit – seine Geschichte kommt zuletzt.« – Und ich fuhr fort in meiner Erzählung, wie die drei Bußprediger unsere Ruhe störten, wie unsere Trennung darauf erfolgen mußte und wie groß unser Schmerz dabei war.

»O Gott, o Gott! Wie treffend schildern Sie ihn. Wie sah er damals aus – nur dies Eine sagen Sie mir!«

»Schön, stolz, männlich, beinahe fürstlich!«

»Das ist er, das ist er, ich sehe ihn – ja, ja, er ist's, Sie malen mir sein Gesicht vortrefflich – o, o – so steht er vor mir.«

Und sie ergriff meinen ihr zunächst liegenden Arm mit einer beinahe widerstandslosen Gewalt und hing mit ihren feurig glänzenden Augen an meinen Lippen, als wollte sie die Gedanken meines Herzens belauschen, ehe sie an den Tag getreten waren. – Ich fuhr langsam fort. Mit wenigen Worten erwähnte ich meine Drangsale in Münster, mein kurzes Glück bei'm Major van Hees und Christel und unsere abermalige Trennung.

Sie wurde wieder aufmerksamer und stiller. Dann ging ich auf Berlin über, erzählte ihr meine Noth, meine Bemühungen, vorwärts zu kommen, sprach über meine vortrefflichen Lehrer und Gönner. Dann kam der Krieg und hier war ich sehr bald auf den Punkt gelangt, wo ich vor

einigen Tagen meine Erzählung begonnen hatte und erwähnte noch einmal des königlichen Boten beim Herzog. »Und wer war dieser Ordonnanzoffizier des Königs von Preußen?« fragte ich.

»O – war er es?«

»Ja, er war es; ich erkannte ihn auf der Stelle und er mich auch.«

»Aber der Herzog?« stammelte sie und wurde bleich wie der Tod. »Und was wollte er vom Herzog?«

»Was er vom Herzog wollte, sollen Sie sogleich erfahren. Aber ob der Herzog ihn erkannte? Ich glaube es, er schien betreten, er schaute in sich hinein – sein Gewissen sprach vielleicht, ja, er schien sogar einige Furcht zu verrathen.«

»O, er hatte Grund dazu – fahren Sie fort!«

Ich kam auf meine nähere Verbindung mit dem Herzog und demzufolge noch einmal, wie schon früher, auf das Schloß des Grafen de la Mière zu sprechen, sodann auf den Kourier aus dem preußischen Hauptquartier.

»Dieser Kourier war wieder er!«

»Nein! Aber er brachte einen Brief von ihm. Und hier – zur Beglaubigung meiner Aussage und zur Feststellung seiner Person und seiner Gefühle gegen mich – ist dieser Brief.« Und ich zog den schon bereit gehaltenen Brief aus meiner Tasche hervor und reichte ihn ihr hin. Sie riß ihn mir aus der Hand, verschlang die Zeilen mit ihren Augen und drückte das Blatt innig an ihre Lippen und ihr Herz.

»Er ist es!« sprach sie dann mit eisiger Ruhe. »Er lebt, er hofft – wenigstens auf Rache. Ol«

»Ja, auf Rache hofft er – für sie lebt er – ich fürchte es. Aber hören Sie weiter, ich bin noch nicht ganz zu Ende. Sie wissen nun meine Geschichte –«

»Ja, aber die seine noch nicht –«

»Hier ist sie.« Und ich erzählte mit fast denselben Worten dieselbe Geschichte, wie ich sie im ersten Theile dem Leser erzählt und wie sie mit unauslöschlichen Zügen in mein Gedächtniß gegraben stand. Und ich war bis zu dem winterlichen Feste am Tage vor Maximilian's erträumter Hochzeit gekommen.

Da erhob sie sich. Mit vorgebeugtem Körper und hochathmender Brust schien sie die Worte aus meinen Lippen zu saugen. Aber ihre Gefühle waren in diesem so bitteren Augenblicke in dem Sinne ihres Gehörs vereinigt. – Ich sprach von seiner Verzweiflung, wie er sie mit dem Herzog abfahren sah, seiner Wuth, seiner Raserei – das wußte sie bereits – und wie er am nächsten Morgen zum Herzog geeilt.

»Und was that er da? Das ist mir ein Geheimniß geblieben, was Niemand mir lösen konnte.«

»Ich kann es Ihnen lösen. Er forderte seine Geliebte von dem Manne, der sie ihm gestohlen; er drohte, als er gekränkt, beleidigt wurde; er vergaß den Fürsten in dem frevelnden Menschen vor sich –«

»Und legte er die Hand an ihn –?«

»Nein!« rief ich mit lauter Stimme und erhob mich heftig. »Nein, das that er nicht!«

»So danke ich Gott! Ich habe es selbst nie geglaubt. Jetzt bin ich ruhig, jetzt fahren Sie fort bis zum Ende,

denn sobald Sie fertig sind, habe auch ich Ihnen eine Geschichte zu erzählen.«

»Ich bin schon am Ende. Er entwich, denn man wollte ihn ergreifen, der Herzog selbst stellte ihn als seinen Mörder dar, er verbannte ihn, er schlug seinen ehrlichen Namen an den Schandpfahl. Er verließ das Land.« Und nun erzählte ich ruhig weiter bis zu dem Augenblicke, wo ich ihn im Kloster fand.

»Still!« rief sie beinahe drohend und stand wie eine Statue von Erz vor mir, deren funkelnde Augen und springende Muskeln allein ihr das Ansehen eines lebendigen Wesens gaben. »Sie haben mir Alles gesagt – und ich danke Ihnen – nur Eins haben Sie mir verschwiegen. Und das ist das Wichtigste, für mich das unendlich Wichtigste. Was sagte, glaubte, hoffte er von mir? Hielt er mich für schuldig?«

»Nein!« sagte ich laut, aber ich konnte in diesem rührenden Augenblicke meine Gefühle nicht bemeistern, ich fing wie ein Kind zu schluchzen an. Denn sie sprang empor, mir entgegen, umschlang mich mit beiden Armen und sah mir voll und freudig in die thränenden Augen; dann aber ließ sie sogleich wieder von mir ab und fiel auf die Kniee. Die Hände faltend, blickte sie wie ein betender Engel zu mir empor und sagte leise ergeben, demüthig: »Bitte! noch einmal! Noch einmal und genauer lassen Sie mich das hören!«

Und ich wiederholte langsam, Wort für Wort was Maximilian mir gesagt: daß er sie für unschuldig, für überlistet, vom Herzog und ihren eigenen Eltern überlistet gehalten habe.

»So ist es gut!« rief sie mit einem unendlich rührenden Ausdruck ihres in diesem Augenblicke verklärten Gesichtes – »Vater! Du hörst es im Himmel! Ich danke Dir – Du hast mein jahrelanges Flehen erhört – Du sendest mir einen Boten, einen Engel von Dir – er sagt mir, was ich einzig auf dieser Welt noch zu hören wünschte, wonach ich verlangte mit brennendem Herzen – daß er, er, den ich über Alles, Alles auf der Welt geliebt und den ich noch eben so liebe – mich selbst für unschuldig hielt! – Ja, mein Herr, mein Freund, mein Engel! Hören Sie nun auch mich an. Ich bin unschuldig – so unschuldig, wie der Himmel da oben an jenem Toben und Stürmen in den Wolken und an den Blitzen ist, die wüthend gegen die Erde sprühen. Ach! ich hatte damals keine Ahnung von der Wirklichkeit des Vorgehenden. Der Herzog war immer nur gütig gegen mich gewesen, nie hatte er durch irgend ein Merkmal verrathen, daß er Unbilliges, Unmögliches von mir erwarte. Erst als er sich so unverhofft in den Schlitten an meine Seite setzte und die Pferde fortpeitschte, stieg in meiner unschuldigen Kinderseele ein Schatten von der Nacht seines Herzens aus. Aber er wußte mich zu beruhigen; er sagte, es sei ein Scherz, den verliebten Bräutigam zu ängstigen, um ihm die nachfolgende Wonne um so süßer zu machen. Rasch fuhren wir

der Stadt entgegen. Wir befanden uns im letzten Schlitten. Jeden Augenblick glaubte ich Max zu Pferde hinter uns her galoppiren zu hören; aber er kam nicht. Ich bat den Herzog, ihn zu erwarten, den Scherz nicht zu weit zu treiben – er wußte mich abermals mit sanften Worten zu beruhigen. Da, plötzlich, dicht vor der Stadt, bog er vom Wege ab – ließ die Pferde im Galopp ihren Weg fortsetzen und – führte mich auf sein Belvedere. Angstvoll stieg ich aus dem Schlitten – da traten mir meine Eltern mit freudigem Gesicht entgegen und grüßten mich herzlich. Ich war wie neu geboren. Ich sah, ich glaubte wenigstens den Scherz in seiner ganzen Gestalt zu erkennen. Aber ach! ich war weit entfernt, das Allerschrecklichste zu ahnen. Denn am nächsten Morgen, als ich jeden Augenblick Max kommen zu sehen glaubte – der Herzog hatte uns sogleich verlassen und war in demselben Schlitten zur Stadt zurückgekehrt – gerieth ich in ein Labyrinth von Sehnsucht, Angst und Beklommenheit, wie ich sie nie empfunden hatte. Meine Eltern, namentlich meine Mutter, denn mein Vater war ebenfalls am Morgen nach der Stadt gefahren und ich habe ihn seitdem nie wieder gesehen, suchte mich zu beruhigen, ohne daß es ihr gelang. Da kam der Herzog selbst, aber von einer Schwadron seiner Garden begleitet. Wuthschnaubend trat er in unser Zimmer.

›Warum die Garden, Herr Herzog?‹ fragte ich.

›Weil sie mich schützen müssen vor Deinem Geliebten, Weib; er hat mich ermorden wollen – er ist geflohen – aber ich denke ihn noch zu ergreifen.‹

»Da, mein Freund, sank der finstere Vorhang meines Geschickes vor das Glück meines Lebens herab, von nun an war es ganz in Nacht und Finsterniß getaucht. Und hier haben Sie die ganze Komödie, die der Fürst gespielt, um mich die Hauptperson eines Trauerspiels werden zu lassen. Alles Uebrige können Sie sich beinahe erklären. Ich sah den Herzog in Wochen nicht, er drang sich mir nie auf, er ließ erst meine Bitterkeit und meinen tiefen Seelenschmerz sich zerstreuen. Ich glaubte an den Mordanfall, denn er war mir sehr natürlich vorgekommen und wurde von allen Seiten meisterhaft geschildert. Ich bedauerte meinen Freund, denn ach! an mich dachte ich damals nicht. Aber meine Seele hatte doch eine zu heftige Erschütterung erlitten, die Widerstandsfähigkeit meines jugendlichen Körpers war nicht stark genug. Ich sank auf's Krankenbett. Tausendmal flehte ich hier zu Gott, mich sterben zu lassen, um mich dort wenigstens in lichtereren Räumen mit meinem Geliebten zusammen zu führen, denn für diese Erde, das fühlte ich wohl, war er mir für immer verloren. Aber meine Bitte wurde nicht erhört. Ich genas. Doch war jetzt eine ruhige Ergebung in mein Gemüth eingekehrt, ich sah mich als ein schonungslos preisgegebenes Opfer für diese Welt bestimmt. Meine Mutter und einige bekannte Höflinge, die wahrscheinlich vom Herzog bestochen waren, redeten mir zu, bestürmten mich, stellten mir immer wieder meinen verlorenen Geliebten als Fürstenmörder, als Verbannten, als Geächteten, den Herzog aber als schuldlosen und undankbar behandelten Freund desselben dar. Der Herzog

ließ mir seine Hand antragen. Ich schlug sie aus. Er wiederholte persönlich seinen Antrag, heuchelte die innigste, wärmste, ergebenste Liebe, beklagte sein, mein und Maxens Geschick. Ich wies ihn abermals zurück. Da fing die schreckliche Komödie mit meiner Mutter an. Sie wurde krank – sie lag anscheinend auf dem Sterbebette. Hier ließ sie mir die Wahl, mich, mich – o Gott! ersparen Sie mir das Wort – oder dem Herzog mich zu verbinden. Schon seit Jahren hatte er ihr Versprechen, seit Jahren schon lebte sie und mein Vater nur allein von seiner Gnade. Da sank ich zusammen, wie das arme, junge, unschuldige Reh, dessen kochende Brust das unbarmherzige Blei des Jägers getroffen hat. Auch ich war getroffen – ich war so gut wie geistig todt. –

»Der Herzog ward mein Gatte. Nur drei Tage war er es. Denn die schnelle Genesung meiner Mutter hatte meinen ganzen Geist und die Kraft desselben plötzlich wieder erweckt. Da begann meine Traurigkeit, mein Jammer, meine Verzweiflung im ganzen Umfange und mit der größten Heftigkeit sich Lust zu machen. Das konnte der Herzog nicht ertragen, vielleicht auch – war er meiner schon überdrüssig. Er vermied mich. Als er nach einigen Jahren sich mir wieder näherte, wies ich ihn mit Härte von mir – ja, ich sagte ihm, ich hätte ihn nie geliebt – ich liebte nur Max und würde ihn ewig lieben. Das war das rechte Wort, um ihn auf ewig aus meiner Nähe zu verbannen. Ich habe ihn nie wieder gesehen. Ich erhielt dieses Gut und große Summen Geldes. Ich fing mein jetziges,

einsames, trauriges, aber thätiges Leben an. Diese Thätigkeit allein schützte mich vor dem Wahnsinn, denn mit zunehmenden Jahren sah ich von Tage zu Tage klarer ein, welch' gräßliches Spiel man mit meinem Leben, meinem Glück getrieben hatte. Sie kennen diese Thätigkeit. Doch ich muß noch eins erwähnen. Thekla wurde geboren. Jedes Jahr an einem bestimmten Tage bis zu ihrem zwölften Jahre wurde sie zum Herzog geführt. Ich fürchtete nie, daß er sie mir nehmen würde, denn ich fürchtete nichts mehr. Seit sechs Jahren aber hat er auch sie nicht wieder zu sehen verlangt, er hat uns wahrscheinlich beide vergessen. So sind wir denn für einander todt und das ist das Beste. Er ist für mich nur ein Schatten, der noch bisweilen meine Aussicht verdüstert, ein Hauch, der mir ein trübes Bild vergangener Zeiten heranweht – das innere Auge meiner Seele ist – auf Jenseits gerichtet. – Und nun frage ich Sie, halten auch Sie mich für unschuldig, da Sie meine ganze Geschichte kennen?«

»Ja!« rief ich, »bei Gott dem Allmächtigen!« und ich schlug mit meiner Hand in die ihrige ein, die sie mir hielt und deren Druck ich herzlich erwiderte, wobei sie mir innig in die Augen sah. –

Und das lange und mächtige Gewitter, welches uns während unserer Unterhaltung umtobt, hatte in diesem Augenblick sein Ende erreicht. Der krachende Donner hörte auf und die zuckenden Blitze sprühten nicht mehr. Von dem Himmel aber ergoß sich ein milde strömender Regen, als wolle auch er über das bittere Schicksal Emmelinens sein Beileid bezeugen. Und er weinte lange,

dieser Himmel, und groß waren die Tropfen seiner göttlichen Thränen. –

Ich konnte den Abend nicht nach der Stadt zurückkehren, denn die Wege waren in Bäche verwandelt.

Es war meine erste Nacht, die ich in Brandstein zubrachte. Am frühesten Morgen aber, als die Wasser verlaufen waren und die Sonne wieder frohlockend aus den Wolken brach, hatte ich freie Bahn. Schon ehe die Damen ihr Lager verlassen, warf ich mich auf mein Pferd und flog im Galopp meinem Hause zu, um hier – einer neuen Scene der Erregung und des Schmerzes beizuwohnen, die ich am wenigsten schon jetzt erwartet hatte.



Es war sieben Uhr Morgens, als ich vor meinem Hause in der Stadt ankam. Schon von Weitem sah ich Otto von Noringen im Garten auf und ab wandeln und augenscheinlich meiner warten. Er schien in großer Unruhe zu sein und warf nach allen Seiten spühende Blicke, um mich von irgend einer doch endlich herannahen zu sehen. Plötzlich bemerkte er mich und trat mir vom Gitter meines Gartens rasch entgegen.

»Gott sei Dank,« rief er, »daß Du da bist! Ich konnte es ohne Dich nicht mehr aushalten. Aber wo warst Du? Du hast uns Alle in Sorge gesetzt. Du bleibst fast alle Tage acht Stunden aus und jetzt kommst Du sogar des Nachts schon nicht mehr nach Hause?«

»Wundert Dich das bei meinem Beruf als Arzt? Kannst Du Dir mein Ausbleiben nicht selbst erklären? Giebt es nicht Kranke, die mich eine Nacht von meinem Hause entfernt halten können?«

Dabei waren wir in's Zimmer getreten und ich blickte meinen Freund etwas genauer an. Er schien von einem tiefen Seelenschmerze gefoltert zu werden, den ich schon lange, wenn gleich in matterer Färbung, an ihm wahrgenommen zu haben mich jetzt lebhaft erinnerte. Aber ich war selbst während der letzten Zeit in so großer Gemüthsbewegung gewesen, daß mir das fremde Geschick weniger nahe getreten war, als das eigene.

»Fritz,« fing er jetzt mit bedeutsamer Miene an – »es ist nicht Alles zwischen uns, wie es sein sollte. Du verbirgst mir etwas mir noch Unbekanntes sehr sorgfältig und entziehst Dich meinem Umgange mit deutlich erkennbarer Absicht.«

»Das Erste ist wahr, das Zweite nicht.«

»Am Ende doch. Du hättest sonst längst an mir etwas entdecken müssen, was mich quält, was mich foltert, was ich – gerade heraus gesagt – nicht länger allein tragen kann.«

»Das habe ich auch längst entdeckt, mein Freund; da Du aber schwiegst, so hielt ich es für meine Schuldigkeit, ebenfalls zu schweigen.«

»Ich weiß nicht, wie es kommt, daß ich Dir in allen diesen Dingen nicht recht glaube. Vielleicht bringt das die Vermuthung hervor, daß auch Du mir etwas verbirgst.«

»Das ist möglich. Aber so sprich. Wir wollen erkunden, ob ich Dich in Deinem Kummer trösten, oder ob Du mein Schweigen mit Ruhe ertragen kannst.«

»Fritz, mein Freund, es ist ein Gegenstand von Wichtigkeit, der mich beschäftigt.«

»Ich glaube es Dir; um so aufmerksamer werde ich sein, Dir zuzuhören.«

»Gieb mir Dein Wort, Dein Ehrenwort, daß Du Alles für Dich behältst, was ich Dir anvertrauen werde.«

»Das kann ich nicht. Ich muß erst wissen; was Du mir anzuvertrauen hast.«

»Wie? Du zweifelst an meiner Rechtschaffenheit?«

»Keinen Augenblick. Sogar glaube ich, daß Du mich aus freien Stücken von jedem Ehrenworte entbinden wirst, sobald ich Dein Geheimniß weiß, und Dir zu rathen oder zu helfen geneigt bin. Wozu also ein Ehrenwort, eine so heilige Sache? Sei überzeugt, daß ich vor Jedermann verschweige, was Du verschwiegen haben willst, wenn mir einleuchtet, daß es nothwendig ist; keine Macht der Welt aber wird mich abhalten, Dein Geheimniß zu enthüllen, wenn ich einsehe, daß ich Dir dadurch nützen oder helfen kann.«

»Gut denn! Aber es ist etwas, was Du wahrscheinlich nicht vermuthest. Helfen kannst Du mir nicht, höchstens rathen, denn es geht über Deine Machtvollkommenheit. Auch will ich für's Erste keine thatsächliche Hülfe, nur von meiner Brust soll der Druck herunter, er zersprengt sie. Entweder ich – verliere dabei den Verstand, oder – ich sterbe, wenn ich es nicht länger ertragen kann.«

»O – spricht so ein Mann, der dem tausendfachen Feuer des Feindes in's Auge geblickt hat?«

»Ja, so spricht er, ich wenigstens spreche so. Denn ich bin in Leidenschaft, in Aufregung, selbst im Feuer, wie keins mir je so vernichtend gegenüber gestanden hat. O mein Freund, sei nicht so streng, so kalt, so schulmeisterlich – öffne Dein Gemüth, Dein Herz, Deine ganze Freundschaft für mich. Ich leide, Fritz, ich leide entsetzlich, und ich sehe kein Ende dieses Leids.«

»O! Mit einem Worte also – Du bist verliebt?«

»Wie? Du weißt es? Von wem weißt Du es?«

»Armer Schelm! Von wem ich es weiß? Von Dir selber – da, blicke in den Spiegel, und wenn Du Augen zum Sehen hast, urtheile!«

»Urtheilen? Ich kann jetzt nicht, mein Verstand liegt in den letzten Zügen. Eben darum komme ich zu Dir.«

»Mein Freund – genug der langen Vorrede. Ich verstehe Dich, ich bin Dir auch zu helfen oder zu rathen geneigt. Aber ich muß wissen, um was es sich handelt. Zur Sache denn. Schließe Dein Herz auf und laß den Lippen entschlüpfen, was Dich so elend macht.«

»So sei es, in Gottes Namen! Höre mich wohl an. Du kennst meinen Vater, meinen rechtschaffenen Vater. Er hatte vor langen Jahren einen Freund. Dieser Freund war unglücklich. Dieser Freund hatte eine Geliebte, diese Geliebte nahm ihm ein vornehmer Mann weg –«

»Aha!«

»Unterbrich mich nicht. In seiner Noth kam der Freund zu meinem Vater. Er konnte das Geschehene leider nicht ungeschehen machen – er –«

»Laß ab – ich kenne die Geschichte. Du sprichst von Herrn von Schellenberg?«

»Ah – Du kennst ihn?«

»Ich kenne seine Geschichte. Ich weiß Alles. Seine Geliebte wurde des Herzog's Frau.«

»Ja – o, es ist herrlich, daß Du das schon weißt. Diese Frau aber hatte eine Tochter –«

»Und diese Tochter ist des Herzog's Kind – ja, weiter –«

»Nun? Und? Diese Tochter –«

»Die liebst Du.«

»Das weißt Du auch?« – Und er starrte mich mit so verwunderten Blicken an, daß ich beinahe laut gelacht hätte, denn ich hatte sehr bald die ganze Geschichte errathen. »Ja,« sagte ich, »das weiß ich – ich schließe es wenigstens aus Deiner ganzen Erzählung. Aber fahre fort.«

»Wohlan! Diese Dame, die Gräfin Brandstein, blieb stets mit meinem Vater in vertrauter Verbindung, um sich dann und wann nach ihrem verbannten Freunde, dem Herrn von Schellenberg zu erkundigen. Aber diese Verbindung mußte sehr geheim gehalten werden, der Herzog durfte keine Ahnung davon haben, sonst wäre es meinem Vater schlimm ergangen. Du siehst also ein, weshalb ich Dich um Deine Verschwiegenheit bitte.«

»Ich sehe es ein – fahre fort.«

»Als ich aus Brüssel zurückgekehrt war, theilte mir mein Vater eines Tages im Vertrauen sein Verhältniß mit der Gräfin mit, und zwar gezwungen dadurch, weil er in Ungewißheit über Herrn von Schellenberg's Schicksal war. Er fragte mich, ob ich nie von diesem Manne gehört, da auch er den Krieg, ich glaube mit den Preußen, mitgemacht.«

»Hattest Du von ihm gehört?«

»Nie ein Wort. – Er erlaubte mir sogar eines Tages, ihn nach Brandstein zu begleiten. Er stellte mich vor. Da sah ich – ach!«

»Fräulein Thekla von Brandstein!«

»Wie – auch ihren Namen weißt Du?«

»Wie Du siehst – ja. Weiter!«

»Das setzt mich in Erstaunen. Wie kannst Du das Alles wissen? Du bist hier nicht bekannt.«

»Forsche nicht, sondern erzähle.«

»Gut. Ich sah also des Herzog's Tochter – des Herzog's – und liebte sie. Was sagst Du dazu?«

»Was ich dazu sage? Nichts. Du bist Herr von Noringen, sie ist eine Gräfin von Brandstein. Du kannst sie also heirathen.«

»Willst Du mich verspotten?«

»Willst Du sie nicht heirathen?«

»Fritz! Welches Glück wäre das für mich! Sie ist so schön und gut!«

»Nun also. Ich meine es aufrichtig.«

»Aber der Herzog – wird er seine Einwilligung geben?«

»Man muß es versuchen.«

»Thor! Dieser Versuch ist eben die Klippe, an der mein Schiff strandet. Aber warte, ich bin noch nicht so weit. Ich begleitete also meinen Vater, einmal, zweimal, dreimal. Im Ganzen wohl zwanzigmal. Da, vor etwa acht Wochen, erhält mein Vater einen Brief aus Brandstein, nie mehr Nachmittags, sondern Vormittags die Gräfin zu besuchen.«

»Ah!« rief ich sehr erstaunt, denn ich sah jetzt mit einem Male meine geringe Person im Hintergrunde auftauchen. Die Gräfin wollte ihre beiden Geheimnisse, die am Ende auf eins hinausliefen, vor der Hand sich nicht vermischen lassen.

»Siehst Du,« fuhr er fort, »das erregte meinen ganzen Kummer und einen schrecklichen Verdacht. Denn Vormittags kann ich nie mit hinausreiten, da habe ich Dienst beim Herzog und, nähme ich Urlaub, so würde er wissen wollen, warum? Mein Geheimniß wäre vor der Zeit enthüllt; er am wenigsten aber darf eine zu frühe Vermuthung hegen.«

»Du hast sehr Recht – Du konntest auf diese Weise nicht mehr nach Brandstein. Und weißt oder ahnst Du vielleicht, warum Du nicht mehr Nachmittags kommen durftest?«

»Nein, das weiß ich leider nicht, und das ist die andere Hälfte meiner Qual, denn ich fürchte –«

»Was?«

»Daß ein Nebenbuhler mir den Rang abgelaufen hat.«

»Hahaha!« Und ich lachte überlaut mit einer wahren Herzensfreude.

»Du lachst? Du tödtest mich mit Deinem Spotte. Meine Befürchtung, wenn sie wahr, wäre ein großes Unglück.«

»Nun, mein lieber Otto, bis jetzt ist dieses Unglück noch nicht vorhanden. Höre mich wohl an. Erkläre Dich rasch der Dame Deines Herzens und Du wirst Dein Schicksal vernehmen.«

»Erklären? Wie soll ich denn das? Ich kann ja nicht hinaus –«

»So erkläre Dich schriftlich oder durch Deinen Vater.«

»Ah bah! Daran habe ich, bis jetzt nicht gedacht. Doch nein, das geht auch nicht. So weit bin ich noch nicht vorgeschritten. Ich muß nothwendig erst noch einmal mit Thekla sprechen und sie in Bezug auf die Erwidern ihrer Liebe prüfen.«

»Gut. Aber nun der Herzog. Was willst Du mit dem beginnen?«

»Das ist erst das Zweite, mein Freund. Habe ich erst die Billigung der Mutter und die Neigung der Tochter, dann läßt sich der Herzog vielleicht auch zu meinen Gunsten bewegen. Er liebt mich; Thekla ist keine Fürstin – ich sehe also keinen Hinderungsgrund.«

»Ich auch nicht, durchaus keinen; im Gegentheil, glaube ich, wird er froh sein, das Mädchen so wohl versorgt zu wissen. Du bist einer seiner ersten Kavaliere bei Hofe, Nachfolger Deines Vaters. Also dieser Punkt beirre Dich nicht. Laufe also Sturm – zeige Deine Leidenschaft – der Mutter und der Tochter.«

»Ja wohl, aber wie? Diesen Rath eben begehrt' ich von Dir.«

»Höre mich an. Heute gebe ich Dir noch keinen Rath. Aber morgen.«

»Warum erst morgen?«

»Das ist meine Sache. Muß ich nicht auch überlegen? Morgen sollst Du einen bestimmten und guten Rath von mir hören – bist Du damit zufrieden?«

»Du siehst, indem Du dies sprichst, so heiter, so vertrauensvoll, so glücklich aus – mir ist, als dürfte ich Hoffnung hegen, wenn ich Dir folge –«

»Folge mir getrost und komme morgen zu mir. Dann mein Rath –«

»Ich komme – Du bist mein einziger wahrer Freund in der Stadt – ich verdanke Dir schon so viel, vielleicht auch noch das!«

»Laß es gut sein – Freunde müssen ihre Freundschaftsbeweise nicht aufzählen – und jetzt muß ich meine Kranken besuchen.«

»Reiten wir nicht heute Nachmittag zusammen?«

»Nein! Heute nicht, aber morgen wahrscheinlich.«

»Ich bin damit zufrieden – lebe wohl!«



Es schien mir bestimmt, jetzt mehr auf der Landstraße und im Sattel zu leben, als im Zimmer bei meinen Büchern und Kranken. Kaum hatte ich mein Mittagsbrod verzehrt, so war ich schon wieder unterwegs nach Brandstein. Man empfing mich mit unverholener Freude. Thekla war gegenwärtig. Ich ließ einen prüfenden Blick

über ihre schöne Gestalt, ihr ausdrucksvolles, von reinster Herzensgüte strahlendes Gesicht laufen und fand, daß mein Freund keinen üblen Geschmack hatte. Meine Miene, meine Hast in Worten und Geberden mußte die Gährung meines Innern verrathen. Kaum konnte ich das Geheimniß meines Herzens verbergen. Die Gräfin beobachtete mich aufmerksam, fragend. Endlich sah sie mich offen und forschend an, ohne jedoch ein Wort dabei zu sprechen. Ich deutete verstohlen auf Thekla. Sie verstand mich sogleich und sagte zu dieser:

»Thekla, ich gehe mit dem Doktor in's Freie. Erwarte mich hier, wir kehren bald zurück.«

»Wie Du willst, geliebte Mutter.« –

Wir waren im Walde, im schönen, grünen, vertrauensvollen Walde. »Was haben Sie Neues, Sie Glücksbringer?« fragte mich das schöne Weib, sobald wir unbeobachtet waren. »Wenn mich Ihr Gesicht nicht täuscht, so ist es etwas Gutes.«

»Freilich, ich wenigstens sehe nichts Schlimmes dabei.« Und ich erzählte ihr kurz und bündig die ganze heutige Unterredung mit meinem Freunde.

»Also wirklich!« sagte sie, als ich zu Ende war. »Ich habe es längst vermuthet. Gewiß, Ihretwegen allein habe ich seinem Vater die Vormittage zu seinen Besuchen bezeichnet; er durfte ja nicht mit Ihnen hier zusammentreffen, bevor ich nicht im Besitze Ihres vollständigen Vertrauens war. Jetzt ist es etwas Anderes. Was halten Sie von dieser Neigung?«

»Ich finde sie sehr natürlich. Beide passen für einander. Er ist ihrer, sie seiner werth. Und Sie?«

»Ich hege dieselbe Meinung. Aber der Herzog?«

»Auch da sehe ich keinen Hinderungsgrund. Im Nothfall könnten Sie sich an ihn wenden. Er wird Ihnen nichts abschlagen.«

»Aber wenn er über Thekla anders bestimmt hätte?«

»Das müssen wir abwarten. Für's Erste mag es unter uns geheim bleiben. Sind Sie Ihrer Diener gewiß?«

»Vollkommen. Sie rühren nicht vom Herzog her.«

»So wollen wir die Lösung des Knotens Gott überlassen. Er thut viel.«

»Ja, ja, er thut viel. Ach ja! Ich will selbst gern noch unglücklicher werden, als ich schon bin – wenn nur mein Kind dabei glücklich wird.«

»So ist es also beschlossen. Ueberlassen Sie mir die Durchführung unserer nächsten Aufgabe. Darf ich Otto auf meine Art benachrichtigen? Darf er mich vor allen Dingen hierher begleiten?«

»Thun Sie, was Sie und wie Sie wollen, ich vertraue Ihnen ganz.«

»So ist es gut. Aber halt! Bald hätten wir das Wichtigste vergessen. Wie steht es mit Fräulein Thekla? Fühlt auch sie eine Neigung zu dem liebenswürdigen jungen Offizier?«

Die schönere Mutter erröthete für ihre schöne Tochter. Ich sah, daß sie schon mehr wußte, als ich ahnte.

»Sie hat eine Neigung für ihn – ich vermute es stark, wenn sie es mir auch nicht vollständig ausgesprochen

hat. Aber Sie wissen, in diesem Punkte sind junge Mädchen schweigsam.«

»Dann ist Alles gut. Das also war der Anfang – morgen kommt das Ende.«

»Nicht das Ende schon, mein Lieber, so weit sind wir noch nicht. Erst zum Mittelpunkt gelangen wir morgen – der Herzog ist das Ende.«

»Sie haben Recht – also zuerst zum Mittelpunkt!«

Und ich reichte ihr meinen Arm, lächelnd und freudig, auch sie einmal lächeln zu sehen, und führte sie zu Thekla in's Haus zurück, nachdem ich ihr noch einen Wunsch ausgesprochen und sie mir denselben zugesagt hatte.



Einer meiner ersten Patienten, die am frühesten Morgen des andern Tages meine philosophische Ruhe unterbrachen, war mein herzkrankter Freund. Ich mußte unwillkürlich lächeln, als ich ihn so pünktlich, mit so erwartungsreicher und doch sorgenvoller Miene bei mir eintreten sah.

»Du lächelst,« sagte er, »das scheint mir ein guter Morgengruß zu sein. Hier bin ich und nun bitte ich um Deinen Rath.«

»Du preisest den Tag zu früh, mein lieber Freund; aber wenn ich Dir Deinen Wunsch auch jetzt noch nicht erfüllen kann, so heiße ich Dich doch willkommen. Wie hast Du geschlafen?«

»Geschlafen? Ich bitte Dich, sprich nicht vom Schlaf zu mir. Seit einer Woche mache ich kein Auge mehr zu.«

»Das ist ein schlimmes Zeichen. Aber ich glaube es nicht ganz. Kein Mensch kann so lange wachen und dabei gesund sein.«

»Ich bin auch nicht gesund – ich bin todeskrank.«

»Wie ein Verliebter – ja! Das geht immer zum Sterben. Diese Todeskranken unterscheiden sich aber von andern dadurch, daß sie wieder zum Leben erwachen. Das scheint mir wichtig.«

»O sprächest Du wahr! Gälte das auch von mir!«

»Wenn Du nicht von selbst erwachst, erwecke ich Dich – da hast Du meine Hand darauf.«

»Soll das der Anfang Deines guten Rathes sein?«

»Nimm ihn als solchen an und komme heute Nachmittag um zwei Uhr vor meine Thür mit Deinem schnellen Braunen. Wir wollen einen Spazierritt machen. Dann haben wir Muße genug, zu plaudern, dann will ich mich hören lassen. Jetzt nicht.«

»O, ich bitte Dich, verschiebe es nicht länger – ich brenne.«

»Ich weiß es und sehe es. Aber keinen Augenblick früher oder später. Das ist meine letzte Entscheidung. – Her ein!«

Ein zweiter aber leiblich Kranker unterbrach unser Gespräch. Noringen ging, da er sah, daß ich und das Schicksal im Bunde mit einander gegen ihn waren. –

Kein Soldat in der ganzen Residenz war diesen Tag pünktlicher, als mein trauer Freund. Punkt zwei Uhr war

er auf seinem schnellen Braunen vor meiner Thür. Mein Schimmel stand schon gesattelt im Stall. Ich ließ ihn herausführen und stieg auf. Schweigend ritten wir ab. Ich wählte nicht genau den Weg nach Brandstein, sondern den, welchen ich zufällig das erste Mal dahin eingeschlagen hatte.

»Wir sind lange nicht zusammen geritten,« sagte ich zu meinem Gefährten, der schweigend neben mir ritt und ein Auge auf sein Pferd, das andere auf mich gerichtet hielt.

»Nein!« entgegnete er. »Aber Du wolltest mir etwas sagen.«

»Ich sage ja schon etwas – hörst Du nicht?«

Es erfolgte eine Pause, die ich benutzte, um mein Pferd in einen starken Trab zu setzen, denn unser Weg war weit. Der schnelle Braune hatte Mühe, meinem Schimmel Stand zu halten. Eine halbe Stunde ritten wir so weiter. Der Braune fing bereits an zu triefen, denn es war heiß.

»Du reitest schnell,« bemerkte mein Freund; »sieh, wie naß schon mein Pferd ist.«

»Du hast Recht, ich werde mein Feuer mäßigen, es brennt stärker als Deines. Aber Du bist selbst daran schuld, Du hast mich angesteckt.« – Und wir ritten wieder im Schritt vorwärts.

Wir kamen an die Berge – an den Fluß, wo er sich durch den Hohlweg zwängt – in den Buchenwald, und endlich zwischen die Tannen, wo die moosbewachsenen Steinblöcke lagen.

»Wohin führst Du mich?« fragte Otto von Noringen.

»Habe Geduld – ich will Dir etwas Schönes zeigen. Nie hast Du etwas Schöneres gesehen.«

»O!« – Wir gelangten in die höheren Berggegenden. Endlich in das Tannengestrüpp, wo ich zuerst den Ruf des verwundeten Kindes gehört hatte. Ich stieg ab und führte mein Pferd wie das erste Mal am Zügel, meinen Freund bittend, ein Gleiches zu thun. Stillschweigend, aber äußerst verwundert und von Zeit zu Zeit den Kopf schüttelnd, gehorchte er.

Da standen wir vor dem röthlichen Felsen, von dem die Kleine vor mehreren Wochen herabgestürzt war.

»Hier laß uns einen Augenblick ruhen,« sagte ich. »So! Binden wir unsere Gäule an diesen Baum.«

Er that Alles wie ich, aber immer verwunderter über mein seltsames Benehmen.

»Sieh,« sagte ich, »von diesem Felsen ist neulich ein junges Mädchen herabgestürzt.«

»Fritz! Ist's möglich! Du erschreckst mich entsetzlich.«

»Sei ohne Sorge, ich bin ein guter Arzt; habe ich doch in Frankreich Erfahrung genug gehabt. Du weißt es ja. Und Gott hat mir bis jetzt immer beigestanden. Ich habe noch keinen Todten hier in meiner Praxis gehabt!«

»Du Glücklicher! Aber es können ihrer noch genug kommen.«

»Es werden leider sogar noch ihrer viele kommen.«

In diesem Augenblick glaubte ich Menschenstimmen in der Ferne sprechen zu hören. Ich horchte vorsichtig auf, um es meinen Begleiter nicht merken zu lassen. Man

hatte meinen Wunsch von gestern Abend befolgt, man war pünktlich wie wir.

Noch einige Minuten und die Stimmen wurden deutlicher.

»Da kommt Jemand,« sagte mein Freund, scharf nach der Gegend lauschend, woher der Schall kam.

»Ja, Du hast Recht. Doch ich muß mich meines Rathes erinnern.«

»Jetzt?«

»Willst Du ihn jetzt nicht? Ich halte diesen Augenblick für die geeignetste Zeit.«

»Ich will ihn – ich will ihn – immer – geschwind, ehe wir gestört werden.«

»Nun so höre meinen Rath an. Laß Dich durch die uns jetzt etwa begegnenden Menschen in Deiner Aufmerksamkeit nicht stören. Sei vielmehr sehr aufmerksam. Und wenn Du dann zum Schlusse diesen Rath gut findest, so danke mir dafür,«

»Ist das Dein ganzer Rath?«

»Ja, das ist er« – und ich deutete mit der Hand auf die grünen Gebüsche, die sich in diesem Augenblicke aus einander bogen und die Gräfin Brandstein mit ihrer Tochter sichtbar werden ließen.

Mein herzenskranker Freund stand wie vom Blitz gerührt da. Er blickte auf mich – auf die Damen; dann seine Kopfbedeckung von der benetzten Stirn reißend, nahm er eine Haltung an, wie ein Gardist, der vor seinem Könige steht.

»Gnädigste Frau,« sagte ich – »hier ist ein Patient. Dieser Ort im Walde, in der romantischen Oede so wild und schaurig, aber auch so lieblich und so verlockend, birgt Gefahren für ihn. Lassen Sie uns dieselben meiden. Darf ich um Ihren Arm bitten, um Sie hinwegzuführen?«

Die Gräfin nahm lächelnd und schweigend meinen Arm. Ein Diener trat aus dem Gebüsch und löste die Zügel der Pferde. Was die Beiden hinter uns thaten, weiß ich nicht. Ich hatte Auge und Ohr abgewandt und schritt langsam und nachdenklich neben dem schönen Weibe her, welches mir dankbar und freudig den Arm drückte, indem es flüsterte:

»Gott gebe seinen Segen! Meinen hat er schon. Thekla hat gebeichtet.«

»Auch meinen! So wird ihm ja auch ein Anderer den seinigen nicht versagen!«

Als wir vier Stunden später, die Gräfin und ich wieder allein, vor der Thür des Hauses, im tiefen Schatten der jetzt dicht belaubten Veranda saßen und leise Worte flüsterten, rauschten neben uns die Zweige einer duftigen Lindenlaube. Wir schwiegen und horchten auf. Da drang zu unsern Ohren jener süße, stille Laut sanft flüsternder Lippen, der so wenig hörbar ist und doch so viel zu bedeuten hat. Wir blickten uns an. Meine Begleiterin lächelte unter Thränen und wandte dann den Kopf nach einer

vollen Rose um, die spät aber duftig an einem Strauche zu ihrer Rechten blühte.

Ich wandte meinen Kopf zur Linken und pflückte eine kleine Knospe von einem ähnlichen Strauche. Dann wendeten wir uns langsam wieder gegen einander. Sie hielt die aufgeblühte Rose, ich die Knospe in der Hand. Wieder suchten sich unsere Blicke und fielen zugleich auf die Blumen, die wir in unseren Händen hielten.

»Welcher Duft!« sagte Emmeline, beinahe eben so leise flüsternd, wie zwei andere Stimmen vorher geflüstert hatten. »Riechen Sie!«

»Wohl! Aber die meinige – sie duftet noch nicht! Riechen Sie!«

»Auch die Ihrige würde bald ihren köstlichen Wohlgeruch entfaltet haben, wenn Sie sie nicht frühzeitig abgebrochen hätten.«

»Ach ja!« stöhnte ich und ein tiefer Seufzer löste sich aus meinem Innersten los.

»Aber Gott läßt mehr wachsen,« tröstete sie. »Auch Ihre Rose wird einst aufblühen. Warten Sie es ab.«

»Ach ja! – Und die Ihrige? Soll ich Ihnen auch sagen, was wie eine Prophezeihung klingt?«

»Nein, nein, um Gotteswillen nicht – keine Prophezeihung! Nur Geduld – Ergebung – Demuth – weiter will ich nichts!«

»Und doch auch vielleicht ein wenig Hoffnung!« dachte ich, und wir saßen Beide lange und schweigend neben einander und schauten zu den unbekanntem Fernen über uns empor.

Da blickte der erste Abendstern funkelnd durch die hin und her ziehenden kleinen Wölkchen, und unsere umflorten Augen fielen zugleich auf sein fröhlich strahlendes Licht.

»Sehen Sie den Stern da,« sagte ich, »das ist ein Zeichen von Ihm. Er hat uns gehört und als Antwort enthüllt er uns eins seiner vielen zuwinkenden Augen. – Kommen Sie hinein – wir müssen an die Rückkehr denken.«

IX. MEIN ERSTER TODTER, DER MIR ABER DAS GEBEN GIEBT.

Wer kennt nicht das Glück und die Lust der jugendlichen Liebe, wenn sie, von ganzem Herzen gegeben und erwidert, zum ersten Mal im Leben in helllodernen Flammen aufschlägt und den Beteiligten das ganze Erdenrund zum Paradiese umwandelt, sollte sie selbst in den engen Mauern einer unbekanntes Hütte nur ihr Licht leuchten lassen! Aber ein noch lebhafteres Glück ist es, eine noch freudiger genossene Lust, wenn sie, wie bei unseren Liebenden, unter der Hülle der Verborgenheit ihr Dasein beginnt und nur zu geheimnißvoller Reise sich entwickeln darf. Sie ist zusammengedrängter, also inniger, jedem menschlichen Späherblick verborgen, also süßer, denn die verbotenen Früchte sind ja von jeher und überall die süßesten gewesen.

Und einen Schirm hatte diese glückliche und geheimnißvolle Liebe, wie sie ihn häufig, aber nicht immer findet – die Mutter und der Freund wachten über ihr, zu denen sich bald sogar noch der Vater Otto's gesellte. Er wurde in

kurzer Zeit ein vorsichtiger Theilnehmer unserer stillen, in tiefe Oede begrabenen Freuden. Allmähig erst, als keine Störung sichtbar wurde, erstarkte das Gefühl unserer Sicherheit, nie aber fühlten wir uns allzu kühn versucht, dasselbe auf eine gefährliche Probe zu stellen; alle Lauscher, alle Mitwisser waren von selbst oder durch unsere Vorsicht ausgeschlossen, und das war auf dem einsam gelegenen Brandstein leichter durchzuführen, als irgend wo anders. Die Dienerschaft war treu und ihrer Herrin unbedingt ergeben; fremde Besucher trafen nie ein; Verkehr mit der äußeren Welt war so gut wie gar nicht vorhanden, denn die Gräfin lebte abgeschlossen von Allem, und von den Landleuten des nächsten Dorfes, ihren Waisen und deren Erziehern erfuhr kein Mensch etwaige Vorgänge im Herrenhause.

Wir Männer dagegen waren in der Stadt bei unseren Bekannten und Freunden eben so vorsichtig; nie sprachen wir in Gegenwart Fremder von unserem Landsitze, wie wir ihn unter uns nannten, nie theilten wir irgend Jemandem, selbst dem vertrautesten Diener nicht, das Ziel unserer Ritte mit. Und das war nothwendig, denn bei Hofe sowohl, wie in den höheren Kreisen der Stadt, hatte man eine Art Instinkt für die Auffindung aller geheimen Liebelei, jedes verbotenen oder geheimnißvollen Umgangs; man erhaschte jeden Vorfall dieser Art mit Leidenschaft, um sich daran durch gegenseitige Mittheilung zu ergötzen, und beinahe nichts blieb diesen neugierigen Lauschern und Faullenzern verborgen.

Von jenen ersten Tagen des August's an, den ganzen Herbst und Winter hindurch, besuchten wir zu Zweien, zuweilen auch zu Dreien, dann aber von verschiedenen Seiten heran und aus verschiedenen Wegen nach Hause reitend, den Landsitz in den Bergen, um in seiner abgelegenen Stille bei ungezwungener Unterhaltung und im Austausch theilnehmender Freundschaft glücklich lind zufrieden zu sein, wie sonst nirgends auf der Welt. Im Laufe dieses Winters war es auch, wo der Kammerherr von Noringen und sein Sohn Mitwisser meines Antheils an unserem Geheimniß wurden und nun konnten wir ungehindert, so oft uns die Lust anwandelte, vergangene Zeiten an unserer Erinnerung vorüberrauschen lassen und des Verschollenen gedenken, der unseren Herzen eben so nahe, wie unseren Sinnen weit entrückt war. Ein wie seltenes und glückliches Verhältniß diese Theilnahme an einem und demselben Geschick, welches mit Jedem von uns auf irgend eine Art innig verwebt war, zu Stande brachte, kann ich hier kaum beschreiben, genug, es fehlte uns zum vollkommenen Glücke nichts, als die Anwesenheit dieses Einen selbst. Diese aber wurde von Allen als etwas Unmögliches und daher kaum zu Wünschendes betrachtet und daher fast nie mit Worten erwähnt. –

Der Sommer des Jahres 1819 war herangekommen und verschwand auch wieder. Wir traten in das Jahr 1820

ein. In meinen Verhältnissen hatte sich fast nichts geändert, außer daß ich unter einer gewissen Klasse von Bewohnern der Residenz gesuchter und bekannter geworden war. Die vornehme Gesellschaft aber blieb mir gänzlich verschlossen und ich suchte sie auch nicht, noch weniger aber drängte ich mich ihr auf. Denn ich bildete mir ein, für dieselbe nicht geschaffen zu sein; ich erkannte allzu große Unterschiedspunkte in unseren beiderseitigen Lebenslagen und war schon froh, für mich und meine wenigen Freunde leben zu können. Endlich im Winter 1820 sollte ein unerwartetes Ereigniß eintreten, welches zunächst meine eigenen Verhältnisse und dadurch rückwirkend auch die meiner Freunde bedeutend veränderte, in einer Art zu meinen Gunsten, in einer anderen zum Nachtheil unserer bisher so glücklichen und fast ununterbrochenen Zusammenkünfte in Brandstein.

Von Zeit zu Zeit war ich mit einer Einladung in das geheimrätliche Haus beglückt worden, ohne daß dadurch ein vertrauterer Verkehr angebahnt worden wäre. Die Mutter setzte pflichtgetreu ihre Anspielungen, der Vater sein hemmendes Burr, ich meine Gleichgültigkeit fort. Dieses Benehmen meinerseits schien man gar nicht begreifen zu können, ich war ein rechter Thor in den Augen der vorsorglichen Mutter; denn was konnte ich Besseres erwählen, als eine ihrer hübschen Töchter? Vermögen war da, Ansehen auch, also würde mir ja die Erbschaft der herzoglichen Stelle beim zunehmenden Alter des Vaters, der schon etwas schwer beweglich und gleichgültig wurde, nach ihrer Meinung auch nicht ausbleiben. Und

doch war ich zu keinem entgegenkommenden Schritte zu bewegen. Ach nein; und man ahnt gewiß, warum? In dem Innersten meines Herzens war ein Altar für einen Allen unbekanntem Gott aufgeschlagen, und vor diesem Altare betete ich alle Tage im Stillen. Oft mit Wehmuth, oft mit freudenvoller Rückerinnerung, oft mit schrankenloser, fast verzweifelnder Sehnsucht. Aber, was half mir das Alles? Weit, weit von einander getrennt liefen unsere Bahnen, und ob sie sich jemals wieder nähren sollten – wer konnte das vorhersagen! Also schloß ich, allein auf Gott vertrauend und einer dunklen Hoffnung mich überlassend, den Schrein meines Herzens sorgfältig zu, zog den Schlüssel davon ab und bewahrte ihn als das größte Kleinod meines Lebens. –

Es war das Weihnachtsfest des Jahres 1820 gekommen. Wir drei geheimnißvoll Verbündete hatten uns verabredet, einen der drei festlichen Tage in Brandstein gemeinschaftlich zuzubringen. Am heiligen Abend war ich zum Geheimrath eingeladen, da ging es also nicht, denn ich fand keinen triftigen Grund, diese Einladung abzulehnen. So war unser gemeinsames Weihnachtsfest denn auf den ersten Feiertag festgesetzt. Aber auch an diesem Tage sollte ich draußen nicht erscheinen können und zwar aus einem Grunde, den der Leser gewiß eben so wenig erwartet, wie ich ihn damals voraussah.

Ich begab mich also am heiligen Abend zu meinem Herrn Kollegen. Ein großer, blendend strahlender Baum stand auf dem mit reichen Festgaben beladenen Tische; auch mir hatten die kunstfertigen Hände der drei Töchter

des Hauses schöne Geschenke gearbeitet, unter andern einen großen Teppich, damit mein Fuß, wie die Mutter lächelnd sagte, warm wäre, wenn ich so mutterseelenallein in meiner einsamen Stube säße und kein weibliches Wesen vorsorglich meine Glieder wärmte.

Ich war hierdurch sehr unangenehm berührt, ich wäre gern, wer weiß wie weit von dieser liebevollen Aufmerksamkeit entfernt gewesen. Und doch mußte ich eine beglückte und dankbare Miene annehmen.

»Na sehen Sie,« sagte die Mutter, »das ist schon ein Stück in die Wirthschaft – die anderen werden auch folgen – sammeln Sie nur, damit Ihre Frau –«

»Burr!« machte der aufhorchende Alte. »Heute aber wollen wir auch eine schöne Bowle trinken,« sagte er dann, »von Ananas! Thereschen hat sie eingemacht. Wie weit seid Ihr damit, Kinderchen?«

Sie wurde gebracht, es wurde tüchtig getrunken, am meisten aber trank der überglückliche Vater. Ich schaute ihn öfters an und sah, wie ihm das Blut heftig zu Kopfe stieg.

»Seien Sie vorsichtig, Herr Geheimerath,« ermahnte ich. »Sie wissen doch, was für einen Habitus Sie haben?«

»Dummes Zeug, den habe ich schon mit auf die Welt gebracht, ich war immer vollblütig. Leute wie ich – gute, einfältige, dumme Leute werden gar nicht oder nur selten krank. Euch Sanguiniker und doch so nüchterne und sichere Leute trifft nur dies Loos.«

»Männchen!« erwiderte die Gattin – »Du wirst Dich doch nicht selbst einfältig und dumm schelten?«

»Ah was! Ich bin heute bei Laune, bin glücklich und offenerherzig, wir haben ja Weihnachten. Christus, der Wahrheitsmensch ist bei mir eingekehrt. Jeder weiß am besten, was er werth ist – nicht wahr, mein Gäschen?«

Erst um Mitternacht konnte ich nach Hause zurückkehren. Mein Kopf war etwas benommen, obgleich ich nicht mehr getrunken hatte, als ich vertragen zu können gewiß war. Dennoch aber war es mir im Innern heiß, bedrückt; ich fühlte eine ungewohnte Last auf meinem Herzen liegen. Die Nacht war kalt, klar, die Sterne flackerten lustig am Himmel, die Erde war mit dem gefrorenen Schnee bedeckt und die halbe Mondsichel beleuchtete sie hell und rein. Ich beschloß, im Freien herum zu wandeln, bis ich mich hinlänglich abgekühlt und zur Ruhe geneigt fühlte.

Ich habe die Nacht so gern, die sternenhelle, friedliche heilige Nacht mit ihrem beredten Schweigen, ihren Geheimnissen, ihrer Schöpfungskraft inmitten ihrer erhabenen Ruhe. Die Leidenschaften, die des Tages toben, die Mühen, die Sorgen ruhen, der menschliche Geist stärkt sich zu neuen Anstrengungen und Unternehmungen, während der ewig arbeitende und keine Ruhe bedürfende Geist Gottes allein über ihm wacht.

Wenn ich in einer solchen stillen Nacht von einem Krankenbette nach Hause zurückkehrte, blieb ich oft mitten auf der Straße stehen, blickte empor zum Sternenhimmel und athmete mit Wollust die balsamische Luft ein, die mir neue und wunderbare Kräfte zu verleihen schien, die Schwierigkeiten meines Lebens überwinden

half, und mit ihrem bedeutsamen Schweigen tausend Räthsel lös'te, die der geschwätzige Tag nimmer offenbart.

Müdigkeit empfand ich fast nie bei solchen Gelegenheiten, denn es giebt wohl selten Menschen, die dem Bedürfniß unserer gemeinsamen Schwäche, zu ruhen, in so geringem Maße unterworfen waren, und noch weniger, die so wenig in ihrem Leben geschlafen haben, wie ich. Mein ewig thätiger und in die Zukunft drängender Geist schien nicht zur Ruhe kommen zu können und hielt den Körper leider von dem oft erwünschten Schlafe ab. Vier Stunden schlief ich Nachts gewöhnlich nur; vor zwei Uhr schlief ich fast nie und um sechs Uhr war ich stets wieder munter. Die Nächte, in denen ich mich niederlegte und ohne alle Besinnung bis zum Morgen schlief, kann ich zählen, die meisten dieser kamen im Feldzuge nach außergewöhnlichen Anstrengungen vor, wogegen die Nächte, in denen ich kein Auge schloß, unzählbar sind.

Die heutige Nacht war für mich eine solche vollkommen schlaflose, oder schien es werden zu wollen. Ich empfand nicht die geringste Schläfrigkeit, obwohl meine innere Hitze durch die äußere Kälte allmählig vertrieben wurde. Es schlug ein Uhr, als ich nach Hause zu gehen mich entschloß. Vor demselben angekommen, sah ich Licht im Innern. Auch stand die Thür auf und mein Diener trat mir rasch entgegen.

»Ah, sehr gut, Herr Doktor,« sagte er, »daß Sie da sind. Der Geheimrath Sömmering hat geschickt, Sie möchten sogleich zu ihm kommen.«

»Sömmering? Da bin ich ja vor einer Stunde gewesen.«

»Ja, aber vor zehn Minuten hat man unser Haus beinahe gestürmt.«

»So!« Und ich lief mit beengtem Herzen, so rasch ich laufen konnte, dem Festhause zu, in dem zwar der große Baum nicht mehr brannte, aber doch die vorderen Fenster noch alle erleuchtet war. Man lief innen hin und her. Hastig sprang ich die Treppe hinauf – da kam mir schon Therese weinend entgegen, rufend: »Geschwind, geschwind, der Vater stirbt!«

In zwei Minuten stand ich an seinem Bette, hatte ihn nur flüchtig angeblickt und wußte schon, was ihm begegnet war. Vor wenigen Stunden hatte er noch gesagt: »Dumme Leute werden nicht krank,« und nun hatte ihn schon der Schlag gerührt. Meine Bemühungen schienen ihn anfangs zu sich selbst zu bringen, aber sein dickes Blut wollte nicht recht fließen. Es geschah Alles, was geschehen konnte. Die Mutter bat mich um's Himmelswillen, sie nicht zur Wittwe und ihre Töchter zu Waisen zu machen, ehe sie versorgt seien, aber was konnte ich thun? Meine Pflicht. Ich blieb bis zum Morgen – dann fast den ganzen andern Tag am Krankenbette – es kamen noch zwei oder drei Aerzte aus der Stadt hinzu. Wir Alle, so gut, als wenn wir nur Einer gewesen wären, schüttelten mit übereinstimmenden Mienen den Kopf und zuckten die Achseln – eine schreckliche Pantomime, die schon in so vielen Familien wahrgenommen ist und immer Unheil bedeutet hat. Endlich am dritten Tage war unsere

menschliche Kunst und Wissenschaft am Ende – Gott hatte sein Wort gesprochen und wir Menschen mußten uns beugen. Er war todt.

Ich übergehe die folgenden Trauerscenen im Hause, sie bieten dem Leser kein Interesse. Jeder kennt die Folgen eines solchen Ereignisses, zu denen wir Aerzte leider das erste Privilegium und den vordersten Zuschauerplatz haben, den wir gern Jedermann überlassen würden, wenn ihn nur Einer nehmen wollte. Drei Tage später – und man hatte sich schon in die neue Lage der Dinge gefunden. Die Trauerkleider waren angelegt, die Thränen waren getrocknet, es wurde nur noch still geseufzt. Noch drei Tage später, und auch die Seufzer waren verflogen und die Neugier regte sich schon deutlich wieder – wer wohl der Nachfolger des entschlafenen Vaters sein möchte? – So ist der Mensch, so ist er begabt und ausgestattet! Hat das die Vorsehung zu seinem Glücke oder zu seinem Unglücke gethan? Ich glaube das Erstere, obgleich mit diesem Glauben ein Schatten auf das menschliche Herz fällt.



Aber nicht allein im Hause des Verstorbenen war diese Neugier rege, sie lief wie eine ansteckende Krankheit auch durch die ganze Stadt. Vornämlich waren die Aerzte von einer fieberhaften Aufregung befallen; sie suchten gegenseitig Beistand und Hülfe bei ihren Kollegen und kamen fleißiger denn je zusammen, obwohl ihre

Einigkeit und Freundschaft sonst eben keine brüderliche gewesen war. Mit diesen aufregenden Forschungen und Meinungs austauschen gingen beinahe acht Tage hin, kein Mensch wußte, was der Herzog beschließen würde; Niemandem hatte er, so viel man wenigstens erfuhr, seine Ansicht der Dinge dargelegt. Bald aber sprach man davon, er sei im Hause der Wittwe gewesen und habe ihr einen Beileidsbesuch abgestattet. Mir war das Letztere gleichgültig, ich hoffte von diesem Hause nichts und hatte nie etwas davon gehofft, dennoch freute ich mich über die Aufmerksamkeit des Herzog's, scheute mich aber, die Schwelle des so beehrten Hauses zu betreten, da Derjenige, der mich allein dahin gezogen hatte und dem ich einige Dankbarkeit schuldete, nun entschlafen war.

Mit einem Male, am Neujahrsmorgen, hieß es, ein auswärtiger und sehr berühmter Arzt sei zum Herzog beschieden worden. Letzterer habe lange mit sich gekämpft, jetzt aber seine Wahl getroffen. Als ich diese Nachricht vernahm, die jedenfalls eine flügge gewordene Ente war, befiel mich beinahe ein Zittern – ich dachte sogleich an Herrn von Schellenberg. Bald darauf aber trat mir die Unmöglichkeit dieser Wahl vor Augen und ich mußte selbst über meine leichte Erregbarkeit lächeln, die aber in diesem Falle so natürlich erschien.

Es war am Neujahrstage Mittags zwölf Uhr. Ich saß auf meinem Stuhle und las, bevor ich zu Tische ging. Da klopfte es an meine Thür. Herein trat, zu meiner ganz besonderen Verwunderung, der alte herzogliche Kammerdiener, der seinen Herrn in dem Feldzuge begleitet, den

ich also sehr genau kannte und der mir ein großes Wohlwollen seit jener Zeit bewahrthatte. Er war, wie gewöhnlich, ganz schwarz und äußerst sauber gekleidet und lächelte heiter, als er mir gegenüber stand.

»Guten Morgen, mein lieber Bernhard,« sagte ich. »Ei, Sie sind mir sehr willkommen; Sie haben sich gewiß meiner einmal erinnert und wollen mir zum neuen Jahre gratuliren?«

»Ja Herr Doktor, das will ich, obschon ich meine geringe Person nicht in den Vordergrund stellen will. Denn ich habe die Ehre, von Sr. Durchlaucht, dem Herrn Herzog zu kommen.«

»Ah! Ich danke Ihnen, und was ist der Grund dieser mich so hoch ehrenden Sendung?«

»Ei! der Herr Herzog lassen Ihnen Glück wünschen.«

Das war mir neu. Ich war aufgestanden und hatte den Boten zum Sitzen neben mir auf dem Sopha genöthigt.

»Der Herr Herzog ist sehr gnädig – das ist aber das erste Mal seit 1814 – Sie wissen doch, es sind sieben Jahre her, lieber Bernhard, daß wir zusammen in Frankreich und England waren.«

»Ja wohl sind es sieben Jahre her – ich weiß es nur zu gut. Ach, und sieben lange, schwere Jahre, und die kommenden werden immer schwerer als die gewesenen, ach ja!« Und der alte Mann mit dem grauen Kopfe schüttelte traurig und still dieses ehrwürdige Glied seines Körpers. »Aber,« fuhr er fort, »ich muß mich meines Auftrages ganz entledigen. Der Herr Herzog bat die Hofleute, Militairs und sonstigen Körperschaften zur Gratulation

heute Morgen in der Stadt empfangen. Für einige Auserlesene wird er heute Nachmittag auf dem Belvedere sein. Sie sollen auch dahin kommen und zwar Punkt drei Uhr.«

Ich blickte den Boten starr an und sprach kein Wort. Er fuhr fort: »Kein Mensch aber soll wissen, daß ich hier bei Ihnen gewesen bin oder daß Sie nach dem Belvedere berufen sind. Sie wissen ja, der Herr Herzog hatte immer so etwas Geheimnißvolles an sich, und das nimmt zu mit den Jahren – sehr, sehr zu – ich weiß es am besten.«

Und er stand auf, um wieder fortzugehen. Als er schon an der Thüre war, zögerte und lächelte er mit einem etwas sehr verschmitzten aber dennoch zutraulichen Gesichtsausdruck.

»Herr Doktor,« sagte er, »ich habe noch nicht meinen eigenen Glückwunsch ausgesprochen. Ich thue das jetzt – recht sehr – haha! Nun, Sie werden ja sehen.«

»Was werde ich sehen, mein lieber Bernhard?«

»Ja, ja!« Und er legte seine fein behandschuhten Finger auf den Mund, drückte die alten gutmüthigen Augen zu und nickte herzlich lächelnd wiederholt mit dem Kopf. »Ja, ja! Was Ihnen der Herr Herzog sagen wird! Guten Morgen, Herr Doktor!«

Man kann sich meine Ueberraschung denken. Aber ich zwang mich mit Gewalt, nicht über den Grund dieser geheimnißvollen Sendung zu grübeln, welcher Art er auch sein möge. Abermals war mein Ritt nach Brandstein gekreuzt und ich war somit genöthigt, Otto meine Begleitung abzusagen, obwohl ich ihm den eigentlichen Grund meines Zurückbleibens verschwieg.

Punkt zwei Uhr schon stieg ich zu Pferde und ritt in feiner schwarzer Kleidung, über die ich meinen Pelz geworfen hatte, zu dem Thore hinaus, welches die Landstraße nach dem Belvedere eröffnete.

Derselbe Kammerdiener empfing und führte mich Schlag drei Uhr beim Herzog ein. Er war allein mit ihm hinausgefahren, und in demselben Augenblicke kein anderer Mensch im Schlosse, als er und der Kastellan mit seiner Familie, die indessen ein abgelegenes Nebenhäuschen bewohnte.

Der Herzog schritt mit gesenktem Haupte, die Hände auf dem Rücken gekreuzt, in einem großen, einfachen Gemache auf und nieder, welches allein durch seine schöne weite Aussicht ausgezeichnet war, jetzt aber durch ein hell prasselndes Feuer im schwarzmarmornen Kamin ein ungemein gemüthliches Ansehen hatte. Ich warf aber kaum einen Blick darauf und betrachtete allein den mächtigen Mann, der mich zu sich beschied. Er war bedeutend gealtert, seitdem ich ihn nicht wieder so genau gesehen, und blickte finster vor sich nieder, wobei er mich anfangs gar nicht zu bemerken schien. Seine Miene war noch abgespannter, ermüdeter als früher, er gähnte bisweilen krampfhaft und ohne innere Befriedigung. Endlich hob er seinen ausdrucksvollen Kopf in die Höhe und blickte mich an.

»Guten Tag, Doktor, ich gratulire zum neuen Jahr!«

»Ew. Durchlaucht kommen mir gnädigst zuvor – ich wünsche Ihnen Heil und Segen in jederlei Gestalt.«

»Heil und Segen! – Danke!« – Und er ging wieder weiter in seinem vorigen Schritt, den er auch meist in dem folgenden Gespräche beibehielt, während ich immer noch in der Nähe der Thür, den Hut in der Hand und mit Aufmerksamkeit ihn beobachtend, dastand. Endlich fuhr er wieder zu sprechen fort:

»Wir haben uns lange nicht gesehen, hm! Das war gut so. Ich habe Ihnen durch meine Bekanntschaft keine Feinde gemacht – ich weiß es. Fast kein Mensch kennt Sie, und die Wenigen, mit denen Sie verkehren, lieben Sie. So muß es sein, so wollte ich es haben. Mein Plan ist mir gelungen, obwohl es für Sie etwas lange gedauert hat, bis ich mich Ihrer zu erinnern schien. Aber – ich hatte Sie nicht vergessen, ach nein! Ich habe Ihnen stets meine Erinnerung bewahrt, denn ich vergesse nie etwas Gutes, was man mir geleistet hat, ich bin gern dankbar. – Da fällt mir eben ein, mein alter Sömmering ist mir gestorben. Sie haben ihm ja die letzte Hülfe erwiesen. Thut mir leid um ihn und seine Familie – hübsche Töchter, aber ein dummes Weib! Was mich anbelangt – für mich war er seit langer Zeit nur noch halb da, ich hatte ihn aufgegeben – er ist mir nie mehr als ein Doktor gewesen. Ich habe aber gern Leute um mich, die mehr sind, als sie vorstellen. Wissen Sie schon, auf wen meine Wahl zu seinem Nachfolger gefallen ist?«

»Nein, Durchlaucht, das weiß ich nicht.«

»Hm! Man ist sehr neugierig. Man hat mir sehr viel Vorschläge gemacht, sehr vielen guten Rath ertheilt. Haha! Diesmal aber habe ich meine Ohren verstopft, ich bin

allein mit mir zu Rathe gegangen. Ja, ich habe selbst gewählt, nach meinem eigenen Wohlgefallen. Das darf ich selten thun. – Ich kenne einen Mann, dem ich Vertrauen schenke und der mir gefällt. Nicht allein als Arzt, auch als Mensch. Er muß sich an meine Fersen binden, muß mein ganzes Vertrauen zu erringen suchen – denn er und mein Beicht-, ich wollte sagen, mein Geistlicher, sind zwei nothwendige Personen in meiner Umgebung. Ich werde alt – sehen Sie meine grauen Haare – ich zähle funfzig! Die Gebrechen des Leibes kommen heran, die der Seele brechen auf – o! weite, klaffende Wunden seh' ich – sie alle müssen geheilt werden. Und mein Arzt, mehr noch mein Vertrauter, muß sie mir heilen helfen. Wollen Sie das?«

»Ich – Durchlaucht?«

»Ja, Sie – denn ich habe Sie zu meinem Leibarzt bestimmt.«

Es folgte eine stumme Scene – ich war noch um einen Schritt mehr zurückgetreten und starrte ihn an, unvermögend, ein einziges Wort hervorzubringen. Er aber trat näher an mich heran, reichte mir die Hand und fuhr fort:

»Stilling! da haben Sie mein Vertrauen – ich fordere Sie hiermit auf, mir das Ihrige zu schenken. Sie sind kein Hofmann, das weiß ich und darum verachte ich Sie auch nicht, wie so viele Andere. Sie sind ein unbefangener, klarer, vorurtheilsfreier Mensch – ich hoffe es, denn Sie sehen so aus – auch verstehen Sie zu denken – das liebe ich. Ich will Menschen um mich, die sich nicht bücken, wenn ich sie anschau, und ihren Geist niederducken,

wenn ich huste. Ich will Menschen um mich, die mit mir reden wie Menschen, die mir in's Gesicht blicken können und deren Seele ich ergründen kann. Ich will auch nicht allein die Angelegenheiten meines Leibes mit Ihnen bereden, wie ich mit Sömmering that – ich will Ihren Gedankenaustausch haben, ich will Ihre Meinung hören – wenn ich danach frage – versteht sich! Mit meinen Kammerherrn und Höflingen spreche ich höfisch, mit meinen Offizieren militairisch, mit meinem vertrauten Arzte will ich menschlich sprechen. Ersparen Sie sich künftig alle überflüssigen Worte, wenn wir allein sind – bringen Sie die Durchlaucht und die allerhöchste Gnade so selten wie möglich an; in der Zeit, die Ihre Zunge diese Worte zu sprechen braucht, kann sie ein wichtigeres zu Stande bringen. Wenn Andere dabei sind, ist es etwas Anderes – da muß man sich Gewalt anthun. Nicht ich habe die Ceremonie geschaffen, die ich verachte, die Höflinge selbst haben sie sich als Last aufgelegt, damit sie doch etwas zu tragen haben außer ihren Ketten und Orden. Die Narren! Doch still – ich darf sie ja nicht verspotten, sie sind ja meine Zierde, mein Schmuck! Dummes Zeug! Das ganze Hofwesen mit seinen Masken, Mänteln, doppelten Gesichtern und blutlosen Herzen ist für mich nur aus Nothwendigkeit da. O Stilling! Menschen, Menschen, Menschen will ich haben! Seien Sie mir ein Mensch, ich bitte Sie darum, denn ich bedarf ihrer – ich fange an, schwach zu werden – Sorgen habe ich schon lange – o, aber jetzt häufen sie sich zu Bergen – sie erdrücken mich beinahe – von allen Seiten schlägt man auf mich ein,

schaarenweise kommen sie wie Raubvögel, die an meinen Eingeweiden zerran und beißen – habe ich denn so viel Gift in mir? Sonst lieben sie ja nichts. Doch, schweigen wir heute davon, wir werden uns schon näher kennen lernen, denn ich werde Sie oft gebrauchen. – Nun also zu Ihrem Dienst, Herr Geheimrath!«

»Durchlaucht,« rief ich und fuhr empor – »auch das?«

»Auch das, versteht sich, das ist nothwendig. Sie können ja nicht einfach Doktor heißen, wenn Sie mit den Hofleuten in Berührung kommen – und das kann jetzt nicht mehr ausbleiben. Werfen Sie also Ihr Incognito ab und treten sie hervor an's Tageslicht der Welt. Brüsten Sie sich etwas im Angesicht der Motten – geben Sie sich eine Miene – gehen Sie bei Einigen, die ich Ihnen bezeichnen werde, in die Schule, die Leute verstehen es vortrefflich, einen Schmetterling aus einer Raupe zu machen. Aber – und das ist die Hauptsache – bleiben Sie innerlich, was Sie sind – ein harmloser Beobachter, treu, wahr, warm gegen mich – gegen alle Uebrigen meinerwegen ein Fuchs, zwanzig Grad Kälte oder was Sie sonst wollen – ich will Sie aber für mich haben, wie Sie bis jetzt waren und sind.

»Kommen Sie jedoch nur, wenn ich Sie rufen lasse, dann aber lassen Sie mich nicht lange warten. Ihr kleines Haus geben Sie auf, ziehen Sie mehr in meine Nähe. Und damit Sie allen Dummköpfen imponiren, die Sie jetzt schaaarenweise unter Ihren Patienten haben werden, weil ich Ihr Patient bin, so treten Sie gleich würdevoll auf. Dazu müssen Sie Wagen und Pferde haben, und Sie sollen sie haben. Sobald Sie in Ihrer neuen Wohnung sind,

lassen Sie es mich durch Bernhard wissen – dem können Sie in allen Stücken trauen, er ist bewährt – ich bin Ihnen diese kleine Aussteuer schuldig. Ihr Gehalt beträgt nur tausend Thaler. Das ist wenig. Aber es kommt mehr ein, denn Sie werden Patienten erhalten, die Ihnen beinahe eben so viel geben, bloß um die Ehre zu haben, von meinem Leibarzt kurirt zu werden. Man muß die Welt nehmen, wie sie ist. Lachen Sie sie aus, aber nehmen Sie ihr Geld. Sie ist voller Dummköpfe, wie ein Kornfeld voll von Unkraut. Hier haben Sie meine Ansicht der Dinge. Ich durchschaue Alles, Alles, Alles, wenn man davon auch keine Ahnung hat, denn ich habe eben so viele Augen wie Ohren zu meinem Dienste. Und nun gehen Sie und theilen Sie Ihrem Freunde Noringen Ihr junges Glück mit. Er wird bald von seinem Spazierritte zurückkehren, den er mit seinem Vater unternommen hat. Morgen Mittag um zwei Uhr seien Sie im Stadtschloß – Sie speisen bei mir, ich werde Sie bei Hofe vorstellen. Die Liste ihrer nothwendigen Besuche sollen Sie durch Bernhard erhalten, damit Sie als Unkundiger keinen vergessen und beleidigen, denn dergleichen vertragen die Narren am wenigsten. Machen Sie die Runde in meinem Namen und nehmen Sie die Komplimente der Welt entgegen – die süßen! Guten Abend – leben Sie wohl! – Bernhard – sind die drei Herren im Vorzimmer?«

»Ja, gnädigster Herr!«

Ich wollte mich noch bedanken – er schnitt durch jene Frage Alles ab und wendete sich dem Fenster zu. Ich

schritt mit Bernhard, der mir seine Glückwünsche herzlich wie ein alter Freund stammelte, durch ein Vorzimmer. Hier sah ich drei schwarz gekleidete Herren in eifrigem und leisem Gespräch sich unterreden. Der eine schien ein katholischer Prälat zu sein; er sprach am lautesten. Der Ton seiner Stimme fiel mir auf, aber ich dachte nicht lange darüber nach, denn mein Herz schwoll vor Freude über. Ich warf meinen Pelz um die Schultern, sprang die Treppe hinunter, setzte mich auf mein Pferd und jagte mit verhängten Zügeln nach Brandstein, wo ich meine Freunde versammelt wußte. Hier kam ich schon bei voller Dunkelheit an. Unbemerkt näherte ich mich dem Stalle – die Pferde von Vater und Sohn waren noch darin. Ich ließ den ersteren herausschreien, theilte ihm mit kurzen Worten meine Erhöhung mit und bat ihn, mich auf ceremonielle Weise den Damen vorzustellen, denn ich wollte meine Rolle mit einer Scherze beginnen und mich an ihrem Erstaunen weiden. Diese kleine Eitelkeitsbefriedigung konnte ich nicht von der Hand weisen.

Der alte Kammerherr trat in das Versammlungszimmer mit höflichem Wesen, hinter ihm ich – und die Hand mit Grandezza von sich streckend und auf mich deutend, sagte er:

»Gnädigste Frau und gnädiges Fräulein! Ich habe die Ehre, Ihnen den Leibarzt Sr. Durchlaucht des Herrn Herzog's, den Geheimerath Dr. Stilling vorzustellen.«

Alle standen wie versteinert da. Kein Mensch hatte Solches erwartet. Sie schienen sämtlich die Sprache verloren zu haben. Thekla's Mutter war die erste, die Fassung und Worte fand.

»Stilling, mein Freund,« rief sie, »das ist ein Glück für Sie – für uns scheint es keines, ist aber vielleicht doch eines. Sie werden uns dadurch häufiger entzogen werden, aber Sie können ein wichtiger, ein mächtiger Mann im Lande, also auch für uns werden, wenn Sie wollen. Es ist merkwürdig – mein Geliebter und mein Freund in derselben Rolle! Ah! Erinnern Sie sich der Worte in Herrn von Schellenberg's Brief, den er Ihnen durch jenen Kourier schickte: ›Es waltet in den Wolken über uns eine Vorsehung – diese Vorsehung stellt Dich an die Seite des Herzog's.‹ Sehen Sie, wie prophetisch er sprach. Lassen Sie auch uns diese Vorsehung bitten, daß sie Ihnen, ihm und uns beistehe. Das ist mein ganzer von Herzen kommender Glückwunsch für heute.«

X. ICH GELANGE AUCH OHNE BASIS ZU PRAXIS, GELD UND ANSEHEN.

Vierzehn Tage hatte ich wenigstens damit zuzubringen, in der Residenz herumzufahren und die mir befohlenen Besuche abzustatten. Glücklicherweise nahmen mich sehr Wenige und nur die auf meine Person Allerneugierigsten an – denn das war Styl so in den höheren Kreisen. Man gab seine Karte ab und nahm einige Tage später die der Gegenbesuche in Empfang. Das war bequem, aber drollig. Ich fing schon an, ganz neue Studien zu machen.

Ich hatte immer bisher gedacht, man mache sich Besuche, um sich persönlich kennen zu lernen; hier aber erfuhr ich, man brauche blos ein Stück Papier in die Hand zu nehmen, überall vorzufahren und es abgeben zu lassen, um wohlbestallter, anerkannter, hof- und hausfähiger Gast zu sein. Sonderbare Welt! Man fügt sich aber leicht in dergleichen und lernt bald eben so närrisch zu sein, wie alle Uebrigen.

Ein Name, den ich auf der mir übersandten Liste gewiß zu finden geglaubt hatte, stand nicht darauf, es war der des alten Kammerherrn von Schellenberg. Nichtsdestoweniger ließ ich vor seinem Hause halten und stieg in Person aus, denn ich fühlte ein großes Verlangen, diesen alten Herrn von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Sein Leibdiener aber, den ich rufen ließ, sagte mir, sein Herr empfinde keinen Menschen mehr, denn er sei altersschwach, taub und ohne Unterlaß betrübt. Das Letztere glaubte ich ihm gern.

»Sieht er denn auch keinen Arzt?« fragte ich.

Der alte Diener schaute mich verwundert an. »Nein,« sagte er schwermüthig; »auch keinen Arzt, er behandelt sich selber.«

»Aha!« dachte ich. »Homöopath!« »Ich bin der Leibarzt Sr. Durchlaucht,« sagte ich dann laut und gab meine Karte ab. Der Diener betrachtete mich mit bleichem und erschrockenem Gesicht und geleitete mich mit tiefen Verneigungen an den Wagen. Später erfuhr ich, daß dies derselbe Mann war, der in Maximilian's Diensten stand,

als er das Land verließ. Mein Titel hatte also eine in meinen Augen erklärliche Bedeutung für ihn.

Die Verwunderung der Neugierigen und sonst Alles Wissenden, die nach diesen so plötzlichen und unerwarteten Besuchen in der Stadt herrschte, läßt sich weit eher denken, als beschreiben. In allen Kreisen, hohen und niederen, sprach man davon. Wer mich sah, staunte mich an, als hätte er mich noch nie gesehen, oder als hätte ich plötzlich eine Maske von meinem Gesichte genommen und schaute nun aus einem anderen Menschen heraus. Man geberdete sich mit einem Male, als ob ich ein höheres Wesen geworden wäre; man grüßte mich höflicher, ergebener, freundlicher, man suchte meine Nähe, man wollte gern einige Worte von mir hören und so erkundigte sich fast Jeder nach dem Befinden Sr. Durchlaucht.

Hier erkannte ich so recht aus erster Hand, auf wie merkwürdige Weise eine amtliche, oder staatliche, oder bloß persönliche Stellung das Verhältniß eines Menschen zu den Uebrigen augenblicklich verändert. Herkunft, Reichthum, Geistesgaben und große Leistungsfähigkeit, jedes für sich oder in Gemeinschaft mit einander, sind herrliche Dinge, um ihrem Besitzer ein Polster zu unterbreiten, aber bei Weitem nicht so absolut allmächtig, wie eine ihm dargebotene öffentliche Stellung. Gieb einem Manne von Herkunft oder Reichthum eine solche und er wird noch bei Weitem mehr erscheinen, als er vorher war; ja, gieb selbst einem Mann ohne alle äußere und innere Begabung dieselbe, und er wird immer und

sogleich etwas sein, was er ohne sie nie geworden wäre. Ich spreche hier natürlich nur von der Meinung und Geltung, in der man bei der allgemeinen großen Bevölkerung steht; ein urtheilsvoller Mensch wird den einfachen, wenn auch armen und nicht durch Abstammung ausgezeichneten Mann von Bildung immer zu schätzen und ihm seine richtige Stellung anzuweisen wissen.

So erging es mir. Als ich meine Ernennung zum herzoglichen Leibarzt in der Tasche hatte, war ich schon ein gemachter Mann, wie mein Vorgänger es nannte. Früher nicht beachtet, nicht einmal gekannt, sah man jetzt plötzlich in mir etwas Bedeutendes und Werthvolles, und ich war meinem innersten Wesen nach doch um nichts bedeutender oder werthvoller geworden. Also das äußere Wesen allein giebt hierin den Ausschlag, und das eben ist für den nachdenkenden Menschenbeobachter ein betrübender, ja sogar demüthigender Gedanke.

Welches Gefühl aber überkam mich, wenn ich in stillem Herzen diesen so plötzlichen Wechsel meines Schicksals betrachtete! Von Armuth und Entbehrung war ich mit einem Male zum Ueberflusse gelangt. Ein sonderbares Gefühl, in der That! Es ist dem schwachen Menschengeniste nicht zu verdenken, wenn er in dieser ungewohnten Lage anfangs aus seiner bisher niedergedrückten Stimmung zu einigem Uebermuth hingerrissen wird. So ging es auch mir. Ich wußte in den ersten Tagen meines Glückes gar nicht, was ich mir zu Gute thun, welches von meinen Bedürfnissen ich zunächst befriedigen sollte. Aber der materielle Teufel siegte auch in mir. Ich aß und

trank zuerst sehr feine Sachen, und als nun ein angenehmes Gefühl der Befriedigung über mich kam, überlegte ich mit Ruhe, was nun an die Reihe kommen solle? Man fühlt sich hierbei so sicher, so stolz, so selbständig in seiner menschlichen Schwäche und neu geträumten Würde, daß man den Platz, auf den man sich niederläßt, mit einem wahren Triumphe behauptet, und es ist Einem dabei zu Muthe, als müßte Jedermann wahrnehmen, daß man einige Goldstücke in der Tasche zu viel hat.

Ach! auch ich war ein Mensch, und ich bekenne diese meine Schwäche gern, denn ich gehöre nicht zu denen, die von sich glauben, Gott habe sie in guter Laune geschaffen und ihnen ein Stück Weisheit mehr auf die Welt mitgegeben, als allen Uebrigen.

Das war nun Alles sehr schön und angenehm, ich mußte aber auch weniger Angenehmes schmecken und in vielen Dingen ein bitteres Lehrgeld geben. Denn ich war in mancherlei Hinsicht noch ein Schüler im Leben, ich mußte mich in die unbegreiflichen Geheimnisse der höheren Formenwelt gewissermaßen erst einweihen lassen, ich war vollkommen Neuling darin. Ich lernte hier erst begreifen, wie man sich in solchen Kreisen beinahe erniedrigen und demüthigen muß, um als Mann von Ansehen und Achtung zu gelten, während oft gerade der in den Augen Anderer Demüthigste in seinem eigenen Herzen sich über Alle erhebt. Man spielt den Unterthänigsten und ist der Hochmüthigste – ich spreche hier nicht von mir, sondern von den Sitten und Gewohnheiten der Welt – man kriecht äußerlich und fliegt innerlich; man

nimmt eine so glatte Außenseite, so süße Worte an, während man innen voller Dornen ist und flucht und wettet und rädert. Und mit einem solchen vervollkommneten Wesen dringt man, getragen auf den Fittigen des Tones, in die Region der hohen Welt ein, denn so will es, so verlangt es die vornehme, die civilisirte, die große Welt! Daß sich Gott erbarme! Und wer in dem Strome dieser vornehmen Welt bewundert und geliebkost mit fortschwimmen will, muß wie die Anderen eine Larve vornehmen und den Harlequin spielen, sonst ist er ein todter Mann, noch mehr als das, ein nie dagewesener, ungeborener, der nicht einmal das Recht hat, einen Leichenstein der Erinnerung auf seinen Grabhügel setzen zu lassen.

O wie oft dachte ich, als ich allmählig zur ruhigen Besinnung zurückkehrte, an meine stille, kleine Wohnung am Flusse zurück, wo Niemand mich störte, als dann und wann ein Hilfsbedürftiger, wo Niemand mich meisterte, als das Werk meiner Meister, meine Bücher, die Wissenschaft, die Kunst. Wie war ich früher so ruhig, so heiter, so natürlich glücklich gewesen – und jetzt mußte ich ein ganz anderer, behutsamer, vorsichtiger Mann sein, der nicht den geringsten Fehltritt ungestraft thun durfte, der seine vorwärts gewachsenen Augen rückwärts und seine Ohren wie ein Fuchs nach allen Seiten gewendet halten mußte. Ich hatte immer gern das Mienenspiel anderer Menschen beobachtet, jetzt mußte ich weit mehr mein eigenes vor jedem Einzelnen, der mich beobachtete, in

Schranken halten, ich mußte lächeln, wenn Andere lächelten, ernst scheinen, wenn ich lachen wollte, lachen, wenn mir das Weinen nahe war.

Aber es ging nicht anders. Ich war unter Wölfen und mußte auch ein Wolf sein. Und ich heulte mitunter als Wolf entsetzlich, ich sperrte weit meinen Rachen auf, ich rollte meine Augen im Kreise, ich ging auf Raub aus, wie sie, oder that wenigstens so. Eine herrliche, schöne Welt! Und diese Welt nennt man eine vernünftige und gesittete? Daß sich Gott erbarme! sage ich noch einmal.

Und da kamen sie zu mir's gelaufen und gefahren in ganzen Heerden die lieben Wölfe. Und die allerersten und in dichtesten Haufen waren die Herren Kollegen der Stadt. Bei meinem Einzuge vor fünf Jahren hatte ich ihnen allen meinen Besuch gemacht, kein Einziger aber, außer dem verstorbenen Sömmering, hatte ihn mir erwidert; Jetzt kamen sie Alle ungerufen zu mir, schüttelten mir die Hände, gratulirten mit einer Innigkeit, daß ihnen die Augen überliefen, und thaten dabei, als wenn sie mich längst im Stillen für den Würdigsten und Gescheidtesten gehalten hätten.

Ich gab ihnen aber ihr früheres Betragen jetzt mit Wucher zurück. Ich ging zu keinem Einzigen wieder. Einem von ihnen sogar drückte ich einen Denkkettel für Lebenszeit auf. Es war noch dazu ein junger Mann, wie ich, der bei meinem Eintreffen in der Residenz eben so wenig zu thun hatte, wie ich und der mir schon vor fünf Jahren seinen Gegenbesuch, wenn auch nur aus Mitleidenschaft,

hätte machen müssen. Er war damals aber nicht gekommen, hatte sogar hinter meinem Rücken in der Stadt das Gerücht verbreitet – ich hätte mich zwar daselbst als Arzt niedergelassen, hegte aber nicht die Absicht, zu praktiziren. Und das war in der That von Wirkung gewesen. Manche Patienten blieben nur in Folge dieser Mittheilung von mir fort – er erhielt aber dadurch keinen einzigen mehr. Dieser Mann kam jetzt auch in glänzender Toilette zu mir. Ich ließ ihn eine halbe Stunde im Vorzimmer warten und dann schickte ich meinen Bedienten hinaus, mit der Botschaft, ich bedauerte sehr, ihn nicht empfangen zu können, der Herr Herzog hätte befohlen. Nichtsdestoweniger grüßte er mich bei jeder Begegnung auf das Unterwürfigste und geberdete sich, als ob er mein vertrautester Freund wäre.

Wer sich aber wirklich meiner unerwarteten Erhebung mit ganzem Herzen hingab, das war, außer den Bewohnern von Brandstein und den beiden Noringen, mein alter Freund Lehmann und sein bleiches Röschen. Dieser edle und gutherzige Mensch war so glücklich über mein neues Loos, als wenn ihm selbst das größte Heil widerfahren wäre, und er ging mir sogleich mit allerhand Rath und That an die Hand. Er verhalf mir auch in den ersten Tagen schon zu einer geräumigen und glänzenden Wohnung, indem er mir das ganze zweite Stockwerk seines eigenen Hauses abtrat, was gerade leer stand. Er richtete es mir mit Möbeln und allem nothwendigen Zubehör ein, und sein Röschen spielte dabei die Hausfrau, als wenn sie halb die meinige wäre. Ach! wie lieblich und rührend

kam mir das vor, wie heimisch fühlte ich mich in meinen behaglichen Räumen, wenn diese rührige Frau und ihr in Allem so kundiger Mann um mich herum wirthschafteten und mir noch dies und das wohnlicher zurecht stellten.

Kaum war ich in dieser Wohnung, aus deren Fenstern ich in die des Herzog's sehen konnte, so kam auch Bernhard mit Wagen und Pferden angezogen. Der Herzog war hinter seinen Versprechungen nicht zurückgeblieben, er war sogar darüber hinausgegangen. Zwei herrliche Goldfüchse aus seinem Marstall zogen meinen bequemen, leicht dahin rollenden Wagen, und ich ließ sie tüchtig laufen, um der Stadt und ihren Bewohnern zu zeigen, nicht wie ein Kutscher fahren könne, sondern wie eilig ich es habe.

Und in der That, eilig hatte ich es auch. Denn die Patienten kamen schaarenweise unter meine Hände. Ich wußte gar nicht, wen ich zuerst und wen ich zuletzt besuchen sollte, denn die wenigstens waren wirklich krank, höchstens aus Neugierde und weil es Ton geworden war, mich zum Arzt zu haben. Alles, Alt und Jung, Vornehm und Gering, wollte meinen Rath hören, wenigstens ein Mal, um den Geschmack des Herzog's an sich selber zu prüfen. Wochenlang dauerte es, ehe ich mich in diese Geschäftigkeit zurecht finden konnte, ich flog und nahm mir kaum Zeit zum Essen und Trinken, bis auch hier die Gewohnheit die Spitze meiner Eile abstumpfte und ich einsehen lernte, daß man in wenigen Minuten viel thun und doch Stunden für sich erübrigen könnte.

Aber an Einem gebrach es mir sehr. Das war ein geschickter, dienstfertiger, mir ganz ergebener und in jedem Augenblicke zu Gebote stehender Gehülfe, ein Wundarzt, ohne den ein vielbeschäftigter Arzt in einer großen Stadt kaum bestehen kann. Ich überlegte mir schnell die Sache, dann faßte ich einen Entschluß, den ich in der nächsten Woche schon ausführte und mit dem ein zweiter verbunden war, wovon ich sogleich sprechen werde.

Ich schrieb nämlich an Ernst Goy nach Berlin, theilte ihm meine jetzige Lage mit und sprach mein Bedürfniß nach einem zuverlässigen Gehülfen aus. Falls er gesonnen sei, seine jetzige kleine aber gewisse Stellung mit einer größeren aber ungewissen bei mir zu vertauschen, solle er mich besuchen, sich umschaun und zur Probe einige Zeit bei mir verweilen; gefiele es ihm aber nicht, so könne er jederzeit in sein altes Verhältniß zurückkehren.

Ich hatte mich in meinem alten Freunde und Lebensgefährten bei dieser Wahl nicht geirrt. Er besaß noch immer seine alte Wander- und Veränderungslust und da wohlbekannte Fäden sein Schicksal mit dem meinigen verknüpften und er mir eine unveränderte Neigung bewahrte, so entschloß er sich rasch, gab gegen meine Absicht seine Anstellung in Berlin ganz auf und langte schon in wenigen Tagen, sobald er einen Stellvertreter gefunden hatte, mit Sack und Pack vor meiner Thür an.

Ich war bei seiner Ankunft gerade nicht zu Hause und fand ihn bei meiner Rückkehr äußerlich stolz und sich in die Brust werfend, aber doch innerlich etwas bedrückt auf dem Sopha in meiner Schreibstube sitzen. Zwar war

sein altes Gemüth, sein heiteres Temperament, sein starker rüstiger Körper unverändert, aber in seinem Auge spiegelte sich unverkennbar eine gewisse Trübung wider, die aus seinem Herzen herauf zu dämmern schien und mir sogleich auffiel. Mit sichtbarer Rührung drückte er mir die Hand und dankte mir für meine unvergängliche Freundschaft. Er habe Alles verlassen, sagte er, um zu mir zu kommen und im Alter, wie in der Jugend wieder an meiner Seite zu stehen.

»Aber,« fuhr er fort, »Fritz, mein Junge, höre, ich bin erstaunt über Alles, was ich hier sehe und höre. Du wohnst prächtig, für mich fast zu prächtig, bist Leibarzt eines Herzog's, sollst herrliche Pferde, Wagen und Diener haben – wer hätte das in Amsterdam beim alten Humperdink gedacht! Gottes Wege sind doch wunderbar, und ich fange an zu glauben, daß Du von ihm mit besonders guten Absichten auf die Welt gesetzt bist.«

»Wer kann wissen und erklären, Ernst Goy, was Gott mit unserer Erschaffung bezweckt hat? Wir können uns ihm nur allein demüthig und dankbar unterwerfen. Wenn er mich aber vorzugsweise beglückt hat, so hat er auch Deiner nicht vergessen, denn siehe da, Du bist wieder bei mir, und ich hoffe, unsere Verbindung wird von jetzt an eine unauflösliche sein.«

»Haha! Das wußte ich sogleich, als ich Deinen Brief las. Sieh, ich habe darum auch Alles verlassen, Alles aufgegeben, um mich Dir ganz zu weihen.«

»Das ist wieder ein Stück Deines alten Leichtsinns, Ernst Goy; wenn es Dir nun hier nicht behagte?«

»O, besorge das gar nicht. Warum sollt' es mir nicht behagen? Da ich Dich hier finde und so munter und gesund, frisch und jugendlich, immer noch derselbe gute Kerl, obgleich so ganz und gar verändert in Wesen, Gestalt und Zügen – denn, nimm es mir nicht übel, Du bist in Deiner ganzen Erscheinung ein Bischen vornehm geworden – so fühle ich mich auch durchaus hier zu Hause. Berlin war mir schon längst ein Gräuel geworden, und ich lebte wie ein Sklave in meinem Hospital, das ich täglich nur zu bestimmten Stunden verlassen konnte. O, es war ein Hundeleben. Aber bei Dir ist Freiheit, Wohlsein, Genuß – ich merke es an Dir.«

»Frohlocke nicht zu früh – auch meine Freiheit hat ihre Gränzen und mein Leben seine Sorgen. Ach ja!«

»Ja, ja, ich glaub's, ich fühle es; Dir geht es da drinnen in Deinem Herzen, wie mir in dem meinigen. Ach, Fritz, mein Junge, keine Nachricht, gar keine Spur von – von –?«

»Von wem? Von Deiner Grete? Wie? Denkst Du noch immer an sie?«

»Junge, daß ich Dich nicht verschlinge! Ob ich noch an sie denke! O und wie! Aber Du sagst meine Grete. O, wäre sie mein! Sie ist zwar beinahe so alt wie ich, und ich bin neun und dreißig – aber, siehst Du, ich liebe sie noch immer, und wenn sie käme, und käme sie aus der Hölle und wollte mich zum Teufel machen – ich nähme sie, weiß es Gott! noch heute zur Frau!«

»Es wäre auch Unrecht, wenn Du das nicht wolltest. Lieben und treu sein kann und muß man nur einmal im

Leben – mir geht es darin wie Dir. Aber nein, mein lieber Ernst, ich habe keine Nachricht, keine Spur, weder von Deiner Grete, noch von meiner Christel und ich – bin auch schon zwei und dreißig Jahre alt.«

»Aber zum Teufel! wo mögen sie nur sein? Denn ich setze immer voraus, sie werden bei einander leben, wie wir – hat sie denn die Welt verschlungen?«

»Sie können gestorben oder – verheirathet sein, was für uns beinahe dasselbe ist.«

»Fritz, ich bitte Dich, sprich nicht so. Du versetzest mir einen Dolchstich zum Willkommen. Sieh, ich zittere schon bei dem bloßen Gedanken – ich könnte ein Mörder werden, wenn sie ein Anderer hätte« – und er lief mit seiner alten Leidenschaft wie ein Rasender durch das Zimmer, so daß ich jeden Augenblick glaubte, er würde ein Rad schlagen und mir dabei meine Spiegel zertrümmern.

»Beruhige Dich, mein Freund, mit Toben und Schelten wird hier nichts gewonnen. Der Himmel hat uns so viel gegeben, wir müssen ihm schon dafür dankbar sein. Also Du bleibst jedenfalls bei mir?«

»Auf ewige Zeiten, wenn Du mich nicht fortjagst.«

»So bin ich zufrieden. Verdienst kann ich Dir genug zuweisen; ein kleines Häuschen – dasselbe, in dem ich früher gewohnt – sollst Du auch haben, und das Uebrige wird sich finden. Jetzt laß uns aber zu Tische gehen; wirf Deine Reisekleider ab und mache Dich zurecht – höre aber noch eins; bevor Du hier an die Arbeit gehst, mußt Du erst eine Reise unternehmen.«

»Eine Reise? Wohin? Du kennst meine Liebhaberei dafür, ich reise gern.«

»Das habe ich mir gleich gedacht und darum habe ich Dich dazu ausersehen. Morgen also setzt Du Dich auf die Post und fährst nach Wesel.«

»Nach Wesel? Was soll ich denn da?«

»Meine gute, alte, blinde Mutter holen. Sie muß von jetzt an bei mir wohnen. Für ihr Unterkommen bei mir ist schon im Ganzen und Einzelnen gesorgt und ich habe auch schon an sie geschrieben, damit Du sie gerüstet vorfindest. In Wesel, wenn sie nicht Lust hat, mit der Post zu reisen, nimmst Du einen bequemen Wagen – an Geld soll es Dir nicht fehlen – lässest sie alle Nächte ruhen, strengst sie nie übermäßig an und führst sie gesund und unbeschädigt hierher. Bedenke, es ist meine Mutter – und sie ist alt und blind und schwach!«

»Junge, Deine Mutter! In diesem Worte ist für mich Alles enthalten. Ich will sie wie meinen Augapfel behüten und sie soll mit meiner Wartung und Pflege zufrieden sein. Wie ein Kind will ich sie päppeln, ha! eine bessere männliche Amme soll es für dieses kleine alte Kind auf der ganzen Welt nicht geben.«

Und diese kolossale männliche Amme speiste vortrefflich mit mir zu Mittag, setzte sich Abends in den Postwagen und fuhr davon, um das kleine alte Kind, wie er es nannte, meine gute Mutter zu holen.

Einige Wochen später – damals reis'te man nicht so rasch, wie heut zu Tage – hielt eines Abends ein sehr bequemer Reisewagen vor meiner Thür. Karl und Rosa, die gerade den Thee bei mir tranken, um meine täglich wachsende Ungeduld etwas zügeln zu helfen, sprangen rasch an das Fenster. Siehe, da öffnete sich der Wagenschlag und Ernst Goy's mächtige Gestalt sprang mit einem gewaltigen Satze heraus. Dann aber drehte er sich herum, sprach einige Worte in den Wagen hinein und ließ seine Hände ihnen folgen. Er faßte etwas Zartes, Lebendiges in seine Arme – er hob es auf, wie man ein Kind anhebt, und einige Minuten später trug er seine lebendige Last keuchend die Treppe herauf und legte mir mein altes Mütterchen auf mein weichstes Sopha nieder.

»Da ist sie,« sagte er, tief Athem schöpfend, »du hast Du Dein und mein Kind, die alte Mutter – und nun, Frau Stilling – aufgeblickt! – ja so! ich wollte sagen, hören Sie ihn, fühlen Sie ihn, da ist er – Ihr Sohn, der kleine Fritz, der vornehm gewordene Doktor!«

Aber schon lag sie an meinem Herzen, die silberhaarige Greisin, an dem Herzen ihres starken, kräftigen Sohnes. Gott! welches Glück giebst Du doch Deinen Menschen auf Erden! –

Da saßen wir denn, die beiden Lehmanns, Ernst Goy und ich, im Kreise um die mir so theure Frau, und schauten sie vor Freude schweigend an, sie, die mit ihren matten Augensternen nichts sah, aber mit ihren übrigen Sinnen Alles genau erfaßte, was nur leise wie ein Hauch in ihre Nähe kam.

»Mein Kind, mein Sohn,« sagte sie lächelnd, »also hier, bei Dir soll ich wohnen und leben? Weißt Du aber auch, daß ich bei aller Freude, die ich darüber empfinde, besorgt bin, ich werde Dir eine Last sein?«

»Mütterchen! Wie kannst Du Deinem Sohne, dem einzigen Wesen auf der Welt, welches mit Dir durch Gottes Spruch verbunden und verwachsen ist, zur Last sein? Hier, die gute Frau meines alten Freundes Lehmann, hat Dir eine Wärterin verschafft, welche immer bei Dir und um Dich sein wird, und was ich selbst an Zeit übrig habe, soll Dir auch von mir gewidmet werden.«

Und sie weinte vor Freuden, die alte Mutter, und streckte ihre wachsbleichen, feinen Hände dankend nach uns Allen aus.

Am späteren Abende aber, als ich sie in ihrem weichen Bette wohl zur Ruhe gebracht sah, saß ich allein an ihrer Seite, ihre Hand nach langer Zeit einmal ungestört wieder in der meinigen haltend.

»Und fühlst Du Dich wohl bei mir, meine Mutter?« fragte ich sie im vollen Genusse meines kindlichen Glückes und streichelte ihr die durchsichtigen, zarten Wangen.

»O mein Kind! Wie kann eine Mutter sich nicht wohl fühlen, bei einem Sohne, der so ist, wie Du. Es ist Alles so angenehm, so fein, so heiter bei Dir.«

»Woher weißt Du das?«

»Ich fühle es – ich rieche es – ich athme es, ich habe das innere glückliche Bewußtsein davon. Gott hat mir

das Licht meiner Augen genommen, aber er hat mir dafür das Licht der inneren Sinne gegeben, und dieses Licht ist stark und hell. Ich fühle und verstehe Alles, selbst die guten und die bösen Menschen kenne ich heraus.«

»O! Und wie gefällt Dir denn mein Freund und seine junge Frau?«

»Das bleiche Röschen? Ach, er ist so gut wie sie, und sie ist so gut wie er – das sind liebe Leute – Ernst Goy ist auch gut, nur zu heftig in seiner Liebe.«

»Das meint er nicht so – die Natur hat ihn nun einmal so geschaffen.«

»Ich weiß es wohl und tadle ihn nicht, ich sage es nur, damit Du siehst, daß ich es weiß. Aber höre. Bei der sanften Stimme des bleichen Röschen's ist es mir eingefallen – hast Du denn noch kein Röschen gefunden, welches Dir Dein Haus zum Paradiese wandelt, wie jenes ihm?«

»Meine Mutter, woran erinnerst Du mich! Ach ja, ja, ich scheine so glücklich, doppelt jetzt, da ich Dich in meiner Nähe habe – und doch blutet mein Herz, ist krank vor Sehnsucht – nach der einen, einzigen – Du kennst sie ja!«

»Ist es noch immer dieselbe, die kleine Christel aus Amsterdam?«

»Ja dieselbe, meine Mutter, aber sie wird jetzt groß geworden sein und noch schöner, als sie früher war.«

»Höre, mein Sohn – wo ist Deine Hand – hier, es ist gut – sieh, Du mußt nicht murren. Gott hat Dir so viel gegeben, da Du doch so wenig Ansprüche auf etwas hast; vertraue ihm auch darin – ich glaube an ihn. Wir alten Leute aus einer vergangenen Zeit haben den Spruch:

Was Gott zusammen fügen will, das reißen keine Menschen aus einander – also glaube, vertraue, hoffe!«

»Mutter, Mutter! sprüchest Du wahr!«

»Ich spreche wahr – ich sehe Deine Christel im Geiste – ich höre ihre silberhelle Stimme wie eines guten Engels Stimme klingen – ja, ja – gute Nacht – mein Sohn – gute – Nacht!«

Und sie sank hinten über und verfiel in den sanften, süßen Schlaf der Müden, Unschuldigen und Reinen, der so leise und lieblich und doch so erquickend wie der eines Kindes ist.

Und ich saß eine Weile bei ihr, lauschte auf ihren gesunden, kaum hörbaren Athem und hüllte ihre zarten Glieder fester in die warmen Decken ein. Noch einen dankbaren und freudigen Blick warf ich auf ihr ruhig ergebenes, demüthiges und mildes Gesicht – ich konnte mich nicht trennen von diesem gesegneten Anblick – und sprach im Stillen einige aus dem Herzen strömende Worte zu Gott.

O, es ist ein so süßes Gefühl, noch eine Mutter auf Erden zu haben, wenn sie auch blind, alt und gebrechlich ist – wie glücklich war ich noch gegen so Viele – und ich sollte murren?

Das war mein letzter Gedanke, als ich endlich die Schlafende verließ, und mein erster, als ich nach kurzem aber gesundem Schlummer wieder zur neuen Thätigkeit erwachte und bei dem rosigen Scheine des wieder geschenkten Tages mir nicht verhehlen konnte, daß ich

mich im Ganzen in einer beneidenswerthen Lage befände.

VIERTER THEIL.

I. MEINE ERSTE DIPLOMATISCHE SENDUNG.

So war ich denn in meinem bewegten Lebenslauf endlich zu dem Zeitpunkte gelangt, wo ich meine Existenz für alle Zukunft gesichert und vor großen und tiefen Erschütterungen, wie sie fast kein Menschenleben verschonen, bewahrt glauben konnte. Meine äußeren Mittel nahmen von Tage zu Tage zu, mein Haus war nach Wunsch bestellt, meine gute Mutter sah ich versorgt und mich im Stande, ihr einen heiteren Lebensabend zu bereiten. Dagegen war mein Inneres, nur nach Außen hin das Bild behaglicher Zufriedenheit spiegelnd, nicht ganz so befriedigt, wie es diese günstigen Verhältnisse erwarten ließen, denn in tiefster Stille und Verborgenheit nagte ein Wurm daran, dessen Wühlen ich nie ganz bewältigen konnte, der oft bei Tage, viel häufiger aber in schlafloser Nacht, an meiner Seele riß und, dunkle Schmerzen aus früherer Zeit wiedererweckend, manche schöne und heitere Stunde ungenossen an mir vorüberstreichen ließ. Aber ach! ich mußte mich mit vielen Menschen trösten, denn welches Geschöpf ist frei von allen Seelenkämpfen und Erdschmerzen? Ich besonders in meiner Stellung lernte so manches im Stillen getragene Leid kennen, sah so manche Thräne um ein verlorenes Erdenglück fließen, daß ich mich allmählig auch an meinen Kummer gewöhnte und ihn wie ein altes Uebel betrachten lernte, welches mir nun einmal als nothwendiger Begleiter auf meine irdische Wanderung mitgegeben war. Und ich ertrug

es leichter als mancher Andere sein kleineres Leid, denn mich umgaben tröstende Freunde und eine immer noch Hoffnung hegende und dadurch Balsam in mein wundes Herz träufelnde Mutter.

In den Erfolgen meiner Berufsgeschäfte war ich glücklich zu nennen. Ich gewann mehr und mehr das Vertrauen Höherer und Niedriger und erwarb mir mit einem guten Namen auch die Mittel zu einer äußerlich sorgenfreien Lebenslage. In engerem Verkehr stand ich mit sehr Wenigen, meine alten Freunde waren mir die liebsten geblieben, und immer inniger verknüpfte uns das wohlthuende Band vollkommener Ergebenheit und Theilnahme, eine so süße und seltene Mitgift des auf der sorgenvollen Erde lebenden Menschen.

Das Sömmering'sche Haus hatte ich nicht wieder betreten und blieb es mir auch aus guten Gründen fernerhin verschlossen. Jener junge schon einmal erwähnte Arzt hatte sich die jüngste Tochter zur Lebensgefährtin erlesen und war nun natürlich der unentbehrliche Rathgeber der Familie geworden, ein Trost mehr für mich, dem es oft Sorge gemacht, die so wohlgemeinten Erwartungen der Mutter nicht mit dankbarem Herzen erfüllen zu können.

Was mich allein ernstlich peinigte und meine Stellung im Ganzen erschwerte, war der Gemüthszustand meines hohen Patienten, des Herzog's selber. Leiblich krank war er eigentlich nie, aber dennoch bedurfte er oft meines ärztlichen Rathes und Trostes. Denn er wurde alle Tage

mürrischer, unzufriedener mit sich und der Welt, er zerfiel immer mehr innerlich und äußerlich mit denen, die Jahre lang an seiner Seite gestanden und mit ihm für das allgemeine Beste gewirkt hatten. Leider war es besonders eine Richtung seines Gemüthes, die, immer sichtbarer hervortretend, mich oft erschreckte und eine schlimmere Zukunft für Alle, die von seiner Laune und Macht abhängig waren, fürchten ließ. In dem ersten halben Jahre meiner näheren Stellung zu seiner Person hatte ich genug Gelegenheit gehabt, wahrzunehmen, wohin sein krankhaft überspanntes Gefühl neigte; er vertraute mir sogar bisweilen in geheimen Gesprächen oder verrieth mir in unbewachten Augenblicken, wenn ein jäher Ausbruch seiner leidenschaftlichen Gefühle ihn selbst überraschte, die innere Beängstigung, von der seine Seele gefoltert wurde, und ließ mich so den düsteren Weg ahnen, den auch er fernerhin zu wandeln gesonnen schien. Eine stark religiös gefärbte Wandelung trat in allen seinen Aeußerungen und Unternehmungen von Tage zu Tage erkennbarer hervor. Das irdische Leben hatte für ihn seinen Reiz verloren, und so wandte er sich mit um so heißerem Verlangen dem Unvergänglichen zu. Von ihm glaubte er allein Linderung für alle seine menschlichen Kummernisse erlangen zu können. Und ich kann mir den Grund dieser Wandelung, die in gewissem Alter und unter allen Verhältnissen des Lebens so Viele befällt, sehr gut erklären. Nachdem diese Menschen alle Gaben und Segnungen des Schöpfers, die in den Bereich ihrer Mittel gelegt

waren, in vollem und vielleicht zu reichem Maaße genossen, und nachdem sie nicht die Beruhigung darin gefunden, die sie erwartet hatten, stumpft sich ihr Gefühl, ihr Geschmack, ihre Neigung an und zu diesen Genüssen ab, sie empfinden allmählig einen Ekel davor, sie sehnen sich nach einer höheren, unwandelbareren Hülfe, und wo finden sie diese anders, als in den reich geschilderten Ausflüssen Dessen, der Himmel und Erde und die Menschen darunter und darauf mit ihren vergänglichen Wünschen und Hoffnungen geschaffen hat.

Auch der Herzog, dieser sonst so freisinnige, klare, verständige Mann verlor den irdischen Halt und in halber Verzweiflung über so viele Täuschungen dieser Welt griff er mit Rettung suchender Hand nach Oben, bemüht, sich den Beistand Dessen zu verschaffen, der, wie der hoffnungsvolle Glaube flüstert, keine Seele hier unten verkommen läßt, wenn sie sich vertrauensvoll an ihn wendet. Aber der Wege, die in dieses himmlische Reich führen, giebt es viele und verschlungene, und unter den geraden und richtig führenden liegen auch falsche und krumme verstreut, die an's Ziel zu führen scheinen und in Wahrheit weit davon ablenken – und auf diesen letzteren fürchtete ich den Herzog allmählig wandeln zu sehen. Nie war es früher seine Gewohnheit gewesen, mit Geistlichen und der frommen Richtung angehörenden Personen ausschließlich zu verkehren. Er ließ sie ihre Wege ziehen und bekümmerte sich nicht um ihre überirdische Neigung. Jetzt zog er sie immer häufiger und stärker

an sich, wußte sie gern in seiner Nähe und unterredete sich mit Jedermann, von dem er Erleichterung oder Hülfe hoffen zu können wähnte. Und leider gab es Priester beider Confessionen genug in der Residenz, die sich vorzugsweise berufen glaubten, dem Herrn des Landes das Licht der Herrlichkeit Gottes hier auf Erden schon anzuzünden. Schaarenweise umlagerten und verfolgten sie ihn, und immer mehr drängten sie mit ihrer priesterlichen Unfehlbarkeit und Herrschsucht alle diejenigen in den Hintergrund, die früher im Vordergrunde der Neigung des Fürsten gestanden hatten.

Wohl gewahrten wir das Alle, die Antheil an seinem wahren Heile nahmen, wohl klagten wir uns unser Leid, aber helfen konnten wir nicht, wo unsere Hülfe nicht verlangt wurde; und endlich, da man einsah, alle guten Wünsche und Hoffnungen seien vergeblich, ließ man ihn gewähren, bedauernd, daß ein so aufgeklärter Kopf in den Strudel von Empfindungen gerissen war, der ihn selbst und in nothwendiger Folge zuletzt auch Andere in einen Abgrund reißen mußte.

Ich war fast noch der Einzige, dem bisweilen ein kräftiges Eingreifen in seine Meinung möglich gemacht wurde, denn er ließ mich oft, meist spät Abends oder gar Nachts rufen, um mir über diesen oder jenen sein Gemüth verstimmanden Beweggrund seine Meinung an den Tag zu legen. Anfangs sprach er sich nie genau und deutlich gegen mich aus, später aber, von meinen geraden und einfachen Entgegnungen betroffen, ließ er sich mehr und mehr gehen, und endlich sogar fing er an, mich tiefer in

das Chaos seiner Seele schauen zu lassen. So erinnere ich mich eines Abends am Ende des Sommers, an welchem ich eine solche, seinen Gemüthszustand sehr bezeichnende Unterredung mit ihm hatte.

Es war schon nach zehn Uhr Abends, als sein vertrauter Kammerdiener, der fast nur allein noch die persönlichen Dienste um ihn verrichtete, mich zu ihm beschied. Er befand sich in einem matt erleuchteten Zimmer und blickte düster vor sich hin, als ich bei ihm eintrat, während er über irgend einen Gedanken zu brüten schien.

»Guten Abend, Doktor!« fing er das Gespräch an, ohne mich anzublicken. »Gut, daß Sie zu Hause waren; ich habe gerade eine Frage an Sie zu richten. Haben Sie mir nicht einmal erzählt, daß Sie in einem Kloster erzogen worden sind?«

»Ja, gnädigster Herr, so ist es.«

»Sie sind also katholisch?«

»Auch das ist wahr.«

»Gehen Sie oft zur Beichte?«

»Fast nie, oder aufrichtig gesagt, gar nicht.«

»Warum nicht?«

»Weil ich den Menschen nicht das Recht zuerkennen kann, mir meine Geheimnisse abzulauschen und noch weniger die Macht, mir meine Sünden zu vergeben. Dies Recht und diese Macht hat nur Gott allein, dem ich täglich alle meine Fehler kindlich gestehe und der mir Trost und Gnade dafür in die Seele träufelt.«

»Sie scheinen auf einem Irrwege zu wandeln. Das ist ja gerade ein Vorzug Ihrer Religion, daß schon die Menschen begabt sind, jenen Trost zu spenden und jene Gnade auf Ihr Haupt herabzuziehen.«

»So sagen die Priester – freilich!«

»Sie scheinen an der Wahrheit dieser Aussage zu zweifeln.«

»Ich zweifle stark. Denn eine vorurtheilsfreie Belehrung in meiner Jugend und eine reife Ueberlegung in späteren Jahren haben mir die Ueberzeugung verschafft, daß die Priester hierin Unrecht haben, indem sie die Machtvollkommenheit, mit der sie sich brüsten, als eine von Gott empfangene darstellen, während sie sich dieselbe zu ihrem eigenen Vortheil doch nur selbst beigelegt haben. Die unerschütterliche Ueberzeugung von dieser Wahrheit aber hat mich von dem falschen Wege, den auch ich in meiner unbefangenen Jugend wandelte, als meine Seele noch in Dunkel gehüllt war, abgebracht.«

»Da sind Sie aber ein schlechter Katholik.«

»Vielleicht – aber kein schlechteter Christ und Mensch.«

»Ist das Ihre unumstößliche Meinung?«

»Unumstößlich, und ich glaube damit Gott wohlgefälliger zu sein, als wenn ich alle Tage gedankenlos zur Beichte liefe und einem Priester, der ein Mensch ist, wie ich, und entweder bei unwichtigen Mittheilungen an etwas Anderes denkt oder bei wichtigen zu viel daran denkt, eine Gewalt über mich einräumte, die meinem Ermessen nach kein Mensch über den anderen haben darf.

Meine Beichte also wäre für mich unnütz und für ihn überflüssig.«

»Ha! Wie Sie das so sicher sagen! Wer darin ganz klar sähe! Andere sprechen anders, ganz anders!«

»Ich sehe ganz klar, und die weisesten, aufgeklärtesten und aufrichtigsten, also besten Katholiken denken so wie ich, wenn sie auch vielleicht nicht so offen darüber sprechen, wie ich.«

»Sie Glücklicher!«

»Durchlaucht, Sie sind eben so glücklich und vielleicht noch glücklicher als ich. – Ihre Religion verlangt keine Beichte – Ihr Gewissen muß, sich unmittelbar an Gott wendend, auch ohne dieselbe beruhigt sein.«

»So, meinen Sie? O Doktor! Geben Sie mir Gewißheit und Ruhe darin und ich will Ihnen alles Andere geben.«

»Gewißheit und Ruhe? Ihr Gewissen allein und das Vertrauen auf Gottes Hülfe zu rechter Zeit müssen Ihnen beides geben.«

»Ja, ja, ich glaube es, aber wann kommt diese rechte Zeit? O, ich fühle mich in diesem Auf- und Niederwogen meiner Gefühle, in dem Steigen und Fallen meiner Hoffnungen so zerknirscht, so leidend so unglücklich, daß ich den Mann wie Gottes Sendboten an mein Herz drücken würde, der mir Licht, Ruhe und Zufriedenheit wiedergäbe. Rathen Sie mir, rathen Sie mir, was soll ich thun, um aus dieser Krisis meines Lebens zu gelangen?«

Ich sah ihm bei diesen Worten seine ganze innere Haltlosigkeit und Verzweiflung an. Er wandte sich hin und

her, strich mit seinen Fingern wild durch seine graugesprenkelten Haare und rollte seine düsteren Augen verwirrt und drohend umher. Ich bedachte mich einen Augenblick, dann sagte ich:

»Hören Sie mich an, Durchlaucht, und fassen Sie Ihre ganze Mannhaftigkeit zusammen. Lassen Sie den unerquicklichen Streit über die Vorzüge der einen oder andern Religion ganz bei Seite liegen; überlassen Sie dies den Philosophen und Priestern. Unterdeß thun Sie, was Recht ist, und vor allen Dingen, zerstreuen Sie sich.«

»Womit soll ich mich zerstreuen, Doktor? Es ist Alles so langweilig. Ich sehe nichts um mich, was mich von meinen innerlich fressenden Gedanken abzieht; o, ich bin so arm an Erfindung und habe Niemanden, der mich darin unterstützt.«

»Sie übertreiben, gnädigster Herr. Sie sehen die Welt trübe und dunkel, während so viel Licht und Heiterkeit in ihr ist. Jagen Sie, reiten Sie, reisen Sie irgend wohin –«

»Reisen? Jetzt? Nein, nein, dazu habe ich keinen Trieb. Aber jagen, reiten, reiten bis die Pferde unter mir stürzen, das ist Etwas, das bringt andere Wallungen hervor. Sie haben Recht, Doktor, fahren Sie fort, ich fühle mich schon leichter.«

»Und dann weiß ich noch Eins, Durchlaucht. O, Sie haben so viele Mittel, sich Zerstreung und Vergnügen zu schaffen. Lassen Sie die neue Oper bald zusammentreten, rufen Sie Schauspieler herbei –«

»O, o! Sie wollen mich beruhigen, wie David Saul beruhigte – ach, wie weit ist es mit mir gekommen! – Aber Sie haben Recht, das ist allerdings Etwas. Ha, da fällt mir ein, in Berlin ist man ja aus allen Fugen vor Staunen und Bewunderung. Da hat der Weber eine Oper geschrieben, wie sie noch nicht dagewesen ist. Ich glaube, der Freischütz nennt man sie. Die will ich hören, aber hier bei mir will ich sie hören. Ich will an den berühmten Musiker schreiben lassen, er soll kommen und die Sängerin mitbringen, für die er seine Musik geschrieben und die ein Wunderwerk an Schönheit und Gesangkunst sein soll – wie heißt sie doch – ei ja, richtig, die Sidi, die schöne Italienerin. Die will ich sehen und hören, das schafft Zerstreuung, das schafft Vergnügen. Ja, ja, Sie haben Recht, wie immer, Doktor, ich danke Ihnen. Und dazwischen eine Jagd und Reiten auf Tod und Leben –«

»Und hauptsächlich keine Grübelei über Religionsunterschiede –«

»Ja, ja, wenn's möglich ist – ich will Ihren Rath befolgen, ich erkenne schon seine Richtigkeit an. Ah! – sehen Sie, ich werde müde, das ist mir lange nicht begegnet. Gute Nacht, Doktor!« Und er gähnte wiederholt, während ich meine Verbeugung machte und das Zimmer verließ.

In dieser Art hatte ich manche Unterhaltung mit ihm und ich mußte häufig Rath und Tröstung spenden. Jene Erwähnung der neuen Oper Weber's hatte aber wirklich seinen Geist eine Zeit lang ernster beschäftigt, als ich anfangs glauben mochte, denn er wurde auch von

Außen gespornt und von allen Seiten an die Erfüllung des allgemein gewordenen Wunsches erinnert. Alle musikalischen Kreise der Stadt beschäftigten sich schon lange mit dem Gedanken an die Vorstellung dieser in ihrer Art damals noch nicht dagewesenen Merkwürdigkeit. Ich erinnere mich nicht genau, ob die Oper schon um diese Zeit in Berlin gegeben war, in diesem Jahre aber, das weiß ich gewiß, wurde sie zum ersten Mal in Scene gesetzt. Man sprach aber von ihr schon vor ihrer Aufführung als von einem musikalischen Ereigniß erster Größe. Hier und da hatte ein Reisender irgend eine Kunde davon mit zurückgebracht, alle Blätter sprudelten von Beifall über, und als man nun vernahm, auch der Herzog brenne vor Verlangen nach ihrer Darstellung in hiesiger Stadt, da verscheuchte schon die bloße Hoffnung darauf so manches düstere Gespenst, was im Stillen die Runde durch alle Kreise der Gesellschaft machte. So oberflächlich sitzen die Gefühle, die die Leidenschaften der Menschen in Bewegung setzen, so leicht sind sie lenkbar und auf anmuthige Wege des Lebens zu locken! Ein Puppenspiel zieht des Menschen Herz oft von einem Leichengepränge ab. Und doch wohl ihm, daß es so ist!

Mein Freund Lehmann war natürlich von der neuen Oper, ihrem Kapellmeister Weber und der berühmten Sängerin vor Allen entzückt. Er war wie elektrisirt und trällerte bereits die lieblichen Melodien Morgens und Abends, die er sich zu verschaffen gewußt hatte und die bestimmt waren, eine so große Erregung in allen Gemüthern der musikalischen Welt hervorzurufen. Zuletzt

ward das Verlangen nach dem großen Ganzen dieser Oper ein unentbehrliches Bedürfniß, man glaubte nicht mehr leben zu können, wenn man sie nicht gehört, und wer es irgend möglich machen konnte, reiste nach Berlin, um mit zu den Ersten zu gehören, die sie über die Breter laufen sähen.

Wem die Schilderung dieses Enthusiasmus zu stark und übertrieben erscheint, weiß nicht, welche Eindrücke im Allgemeinen und Einzelnen der Freischütz bei seiner Erscheinung auf der Berliner Bühne, sowie gleichzeitig auf allen berühmten Bühnen Deutschland's und sogar in Paris hervorgebracht. Er frage aber alte Leute, er lese die Blätter jener Tage und er wird mich nicht beschuldigen können, in meinen Mittheilungen über die Wahrheit hinausgegangen zu sein.

Da, etwa einige Wochen nach jenem erwähnten Abend, es war im Anfang des Oktobers, ward ich abermals zum Herzog berufen. Bernhard machte mir schon eine bedenkliche Miene, als er mir die Thür zu seinem Herrn öffnete. Der Herzog saß in seinem gewöhnlichen Zimmer auf einem Sessel vor dem Kamine, in dem ein kleines Feuer prasselte, und starrte mit unbeweglichen Augen in die Glut. Neben ihm stand ein Tischchen mit brennenden Kerzen und einigen durch einander geworfenen, aber ungeöffneten Büchern.

Eine ganze Weile stand ich schon in seiner Nähe und immer noch nicht hatte er sein Auge auf mich gerichtet. Sein Gesicht war finster, seine Haltung ganz wie die eines Menschen, dessen Leib nicht unter Aufsicht der Seele

steht, während sein Geist von irgend einem Dämon gelenkt, in fernen Regionen schweift und den trügerischen Schatten seiner Einbildungskraft nachjagt. Endlich drehte er seinen Kopf nach mir herum und sagte leise:

»Guten Abend!«

»Ew. Durchlaucht sind unwohl?«

»Nein! Ich bin unwillig, weiter nichts. Haben Sie viele schwere Kranke?«

»Schwere? In diesem Augenblick keinen einzigen!«

»Das freut mich. Wissen Sie schon, die Italienerin Sidi hat meine Einladung abgelehnt, und der Mensch, der Weber, will auch nicht hierher kommen. Das hat man von den erbärmlichen Diplomaten, denen man sich anvertrauen muß. Ich sehe es immer mehr ein, ich habe keine Leute um mich, die meinen Willen verstehen und meinen Neigungen entgegen zu kommen wissen – ich werde mir welche vom Himmel holen müssen.«

»Es giebt auch auf Erden treue Diener, Durchlaucht, die Sie begreifen und gern Ihre Wünsche erfüllen würden, wenn sie sie kennten.«

»Wo sind sie – ich sehe sie nicht. Welch ein lächerlicher Knauser mein Abgesandter ist! Denken Sie sich, ich sende ihn zu ihr, mit dem Befehl, Alles aufzubieten, um sie für mich zu gewinnen, und da schreibt er mir, ihre Forderungen seien zu hoch, sein Gewissen erlaube ihm nicht, sie anzunehmen. Gewissen und ein paar hundert Thaler Geld! Als wenn Geld auf's Gewissen fallen könnte, der Narr! Weiß er nicht, daß man nicht geizen darf, wenn man einen Genuß haben und obendrein sein Herz

erleichtern will. Schon das Handeln und Schachern um dergleichen Dinge kann ich nicht leiden. Aber dennoch will ich sie hören und muß sie hören; sie soll vor mir singen und sollte ich sie selbst in meinem eigenen Wagen herholen. Wenn ich nur einen Menschen hätte, der mich so recht begriffe – ich wollte ihm ganz freie Hand lassen, für mich zu handeln. Die Welt braucht ja nicht zu wissen, wie theuer mir das kostbare Spielwerk erkaufte ist, sonst brüllt sie wieder los, als ob ich ihr ihre Nahrung entzöge. Ich liebe das Geschrei nicht, welches mich einen Verschwender nennt. Ich verdiene es auch nicht. Denn ich lebe für mich so einfach wie ein Privatmann, habe weder Weib noch Kind, mein Hof ist der kleinste in ganz Deutschland und doch bin ich einer der reichsten Fürsten darin. Aber ich habe keinen Menschen, der mir einen Gefallen thut – und – bitten kann ich doch auch nicht.«

Es kam mir vor, als ob er auf diese schlaue berechnete Weise mich selbst zur Erfüllung seines Wunsches veranlassen wolle. Ich fühlte aber nicht die geringste innerliche Neigung dazu. Eine solche Sendung lag gar nicht in meinem Berufe und in dem Bereiche meiner Fähigkeiten. Ich war zwar auf einen so hohen Kunstgenuß, der die Welt alle Tage mehr in Bewegung setzte, selbst sehr begierig, aber – ein Arzt und eine Sängerin einladen – das war mir neu, das lag mir zu fern.

Und doch fühlte ich zu deutlich, daß der Herzog, je länger er schwieg und unverwandt in das Feuer schaute, eine günstige Antwort von mir verlange, obwohl er

keine direkte Frage an mich gerichtet hatte. Ich fing an, mir die Sache ernstlich zu überlegen, aber rasch und wie im Fluge. Ich sah ein, daß der Herzog von meiner Bereitwilligkeit, wenn er sie im Auge hatte, und einem etwaigen Erfolge derselben, große Erleichterung für seinen Gemüthszustand haben würde. Allmählig kam mir die Sache schon möglicher vor. Einem vorsichtigem ängstlichen Diplomaten, der die Angelegenheit von ihrem äußeren Standpunkte aus ergriff, lägen vielleicht Hindernisse vor, die mir, dem von einem inneren Drange Getriebenen, nicht entgegen standen. Wenigstens fand ich vielleicht Mittel, eine Widerspenstige zu zähmen, die jener nicht gefunden hatte. Es kam auf einen Versuch an. Ich nahm mir vor, falls mir ein bestimmter Vorschlag gemacht werden würde, mit Unbefangenheit und Seelenruhe an das ungewohnte Werk zu gehen.

Mißglückte es mir, so war mir nur begegnet, was Anderen auch begegnet war. Mit diesen vorläufigen Ueberlegungen schnell zu Stande gekommen, fragte ich:

»Haben Sie alle Versuche bei der Künstlerin erschöpft, Durchlaucht?«

»Alle. Bitten, Ehren, Geld, mit einem Wort – Alles.«

»Und woran scheiterte Ihr Antrag?«

»Sie will nicht; sie schützt einerlei Abhaltung, ein älteres Versprechen, frühere Verpflichtungen und zuletzt eine große Abneigung, auf dem Theater zu singen vor; sie sei eigentlich nur Concertsängerin, Weber allein habe sie wider ihren Willen auf die Bühne gebracht und was dergleichen Ausflüchte mehr sind, die ich alle nicht glaube,

denn das weiß ich bestimmt aus anderer Quelle, daß sie nur bis Weihnachten für Berlin verpflichtet ist und weiter nirgends. Weber will auch nicht, schreibt man mir – und das wird wohl die Hauptsache sein; er liebt nur die Sonnen, und ich bin vielleicht in seinen Augen kaum ein Stern mittlerer Größe.«

»Weber? Den kenne ich.«

»Den kennen Sie? Woher?«

»Ich habe ihn früher einmal in Prag aufgesucht. Er ist ein lebenswürdiger, durch und durch gebildeter Mann; er ist mehr als Künstler, er ist ein großer Mensch.«

»Doktor! diese Bekanntschaft ist ein Triumph für mich. Wollen Sie mir einen Gefallen thun? Gehen Sie selbst nach Berlin und versuchen Sie Ihr Heil. Haben Sie Muth und Lust dazu?«

»Muth genug, und die Lust wird mir allmählig kommen. Aber wenn ich scheitere? Ich bin so unerfahren in dergleichen Geschäften.«

»Wenn Sie scheitern, haben Sie nichts in meiner Achtung verloren; ich betrachte Ihre Willfährigkeit nur als einen Liebesdienst. Und Andere brauchen von diesem Ihrem guten Willen nichts zu erfahren. Was Sie während Ihrer Abwesenheit hier verlieren, werde ich Ihnen ersetzen. Reisen Sie ganz heimlich, sagen Sie keinem Menschen, wohin Sie gehen. In Berlin untersuchen Sie zuerst Luft und Strömung. Forschen Sie, woher der Wind weht und auf welchem Wasser die seltsame Theaterprinzessin segelt. Enthüllen Sie sich Niemandem, bevor Sie mit ihr in Unterhandlung treten. Zuerst fragen Sie, dann bitten

Sie, zuletzt drängen Sie – nur, wenn Sie unüberwindliche Schwierigkeiten finden, stehen Sie ab. – Blößen müssen Sie sich nicht geben, denn es giebt eine Schranke, über die kein Mann von Ehre schreiten muß. Bitten kann man, aber nicht betteln. Gewahren Sie aber die Möglichkeit eines Erfolges, dann gehen Sie mit vollen Segeln auf Ihr Ziel los. Versprechen Sie, was Sie wollen, was man verlangt, schließen Sie ab, wie Sie wollen, schonen Sie am wenigsten Geld – ich bezahle Alles aus meiner Privatkasse – das gebt Niemanden etwas an und Niemand soll es erfahren. Und noch Eins – da Sie einmal nach Berlin gehen – sehen Sie sich doch nach dem Devrient um, der hat mir auch schon lange einen Besuch versprochen. Den fassen Sie am Ohr und zerren ihn etwas in meinem Namen. Er hat mir schon voriges Jahr geschrieben, er wolle mir einen angenehmen Winter bereiten, und er hat sein Wort nicht gehalten. Bestechen Sie ihn vor allen Dingen mit meinem Keller – er ist ein Saufhaus, wie es kein zweites giebt. Er soll schwimmen im Champagner, sagen Sie ihm, auch andere Sorten wären in Fülle da. Man muß jeden Menschen bei seiner schwachen Seite fassen, Sie wissen ja, das ist eine alte Diplomatenregel.«

Als er dies sagte, lächelte er ein wenig. Schon die Möglichkeit des Gelingens seiner Pläne verschaffte ihm eine kleine Gemüthserleichterung. Ich konnte, falls mir mein Auftrag gelang, auf sein ganzes künftiges Vertrauen rechnen. Das sah ich ein und das gab mir eine noch größere Spannkraft. Zuletzt sogar empfand ich ein wahres Vergnügen daran, vielleicht einen Auftrag auszurichten, den

Andere nicht hatten in's Werk setzen können. Ich sagte also zu und versprach dem Herzog, in zwei Tagen meine Sendung anzutreten, denn so viel Zeit gebrauchte ich, um meine Geschäfte zu ordnen und meinen Stellvertreter gehörig zu unterweisen.

Als er mich verabschiedete, bot er mir die Hand, was er nur that, wenn er ganz zufrieden mit Jemandem war. Er nickte mir sogar lächelnd zu, als ich zur Thür hinausschritt.

Obgleich es schon beinahe acht Uhr Abends war, als ich das Schloß verließ, so hielten sich doch in dem tageshell erleuchteten Vorzimmer mehrere Hofleute auf, den Befehlen des Herzog's entgegenharrend. In verschiedenen Gruppen standen sie umher und plauderten leise. Nur ein Einzelner stand von Allen abgesondert in einer Ecke, mit der Betrachtung eines schönen Bildes beschäftigt, und zwar in einer Stellung, daß es mir däuchte, als ob er die Uebrigen oder die Uebrigen ihn vermieden. Als ich rasch an ihm vorüberschritt, drehte er sich halb nach mir um, und mich blickten zwei katzenartig funkelnde Augen an, wie ich sie kaum je so lüstern, diebisch auflauernd und unheimlich flackernd gesehen zu haben glaubte. Und doch – aber was gingen mich diese Augen jetzt an – ich hatte etwas ganz Anderes im Sinne; ich war in diesem Augenblick Diplomat, ein geheimer Gesandter. – Ich kam zu Hause an, begann mir mein Vorhaben ruhig zu überdenken und ordnete schon im Voraus meine Geschäfte.

Am anderen Tage ritt ich nach Brandstein, um mich auf einige Zeit zu verabschieden. Ueberall schützte ich eine Reise in Familienangelegenheiten vor; meiner Mutter aber und meinen Wirthen gab ich zu verstehen, daß ich eine Reise antrete, die mir Glück bringen könne. Das genügte ihnen und sie ließen mich ziehen, ohne nach den näheren Umständen meines geheimnißvollen Vorhabens zu fragen.

II. EIN DEUTSCHER SCHAUSPIELER.

Ich kam gegen Mittag in Berlin an und stieg in einem der größten Gasthäuser ab, welches schon zu meiner Zeit der Sammelplatz aller bedeutenden Künstler der Hauptstadt und ihrer Gönner war. Da mich Niemand kannte und ich mich einfach Dr. Stilling nannte, so konnte kein Mensch meine Absicht vermuthen, wenn ich nach verschiedenen Seiten hin Nachforschungen anstellte. Und diese wurden mir, ohne daß ich ein Wort sprach, sehr leicht gemacht, denn als ich bei Tafel erschien, fand ich eine große Anzahl Künstler aus allen Gebieten vor, die sich mit ihren Verehrern ungezwungen über Alles und Jedes unterhielten, was mir für's Erste zu wissen Noth that. Im Ganzen drehte sich das Gespräch zunächst um die Musik der neuen angestaunten Oper. Man lobte Weber über alle Maßen und entwickelte bis in's Kleinste die verschiedensten Ansichten über das himmlische Meisterwerk, wie man es nannte. Dabei aber ging man sehr bald auf die Sidi über, die man als ein anbetungswürdiges Wesen pries, deren Schönheit und Liebreiz, deren Macht der

Stimme, Kunst des Gesanges, Adel des Vortrags man dergestalt in allen Einzelheiten rühmte, daß ich ganz ängstlich und um den glücklichen Erfolg meiner Aufgabe besorgt wurde. Auch ihr Benehmen außerhalb der Bühne würdigte man sehr; man erzählte sich, daß sie allein Weber's und einiger anderer ausgezeichneten Personen Besuch annehme, daß nur verheirathete Künstler mit ihren Frauen bei ihr Zutritt hätten, daß sie in keine Gesellschaft gehe, nur der Kunst und zunächst sich selbst lebe, daß sie schon manches vornehmen Mannes Hand ausgeschlagen habe und überhaupt nur mit Widerstreben auf das Theater gegangen sei, da sie, durch glückliche Vermögensverhältnisse unabhängig gestellt, durchaus nicht zum Erwerbe gezwungen sei. Alle diese gesprächsweise nach einander laut werdenden Mittheilungen hörte ich ruhig an und ich muß gestehen, daß meine Meinung von der fremden Sängerin von Augenblick zu Augenblick wuchs, und ich es unter diesen Umständen für kein allzu leichtes Unternehmen hielt, eine so begabte Künstlerin für meinen Herzog zu erobern.

Nach Beendigung des allgemeinen Tischgesprächs fragte ich einen jungen Mann, der neben mir saß und vorzugsweise von allen Einzelheiten der Lebensweise der Künstler unterrichtet schien: »Wo wohnt die Signora Sidi und wann kann man sie am besten sprechen?«

»Sie wohnt in der Leipzigerstraße Nr. 50 bei einer Freundin. Heute ist sie in Potsdam beim Könige, wohin sie häufig geladen wird; morgen aber ist sie wieder hier,

denn sie singt am Abend die Agathe, worin sie unübertrefflich ist.«

Also sie war nicht anwesend. Wohl, so wollte ich zuerst zu Devrient gehen.

»Wissen Sie vielleicht, wo Ludwig Devrient wohnt?«

»O, der wohnt überall, nur nicht in seinem Hause, in dem er nur ein paar Stunden vor Tagesanbruch schläft. Wenn Sie ihn aber sprechen wollen, gehen Sie in die Weinhäuser, da lebt und wirkt er in Humor, wie er sagt.«

»Aber wo ist sein Haus, seine Wohnung?«

»Ich glaube, in der Französischen Straße Nr. 36 – aber ich sage Ihnen vorher, Ihr Gang dahin ist vergeblich.«

Dennoch suchte ich das bezeichnete Haus Nachmittags um drei Uhr auf; ich wollte wenigstens den Wirth des Schauspielers sprechen, um von ihm die Stunde zu erfahren, wann ich den unsteten Mann sprechen könne.

»Sie treffen es sehr glücklich,« sagte lächelnd der Wirth, der ein Kaufmann war. »Devrient ist augenblicklich zu Hause, denn sein Arzt hat ihm das Ausgehen bis sechs Uhr Abends verboten, er ist etwas leidend.«

»Doch nicht sehr?«

»O bewahre, nur wie er eigentlich in seinen vier Pfählen immer ist; heute Abend spielt er sogar den Franz Moor.«

Mit diesen Worten wies mich der gefällige Mann zu recht und ich stieg mit einigem Herzklopfen die Treppe hinauf, meinen ersten diplomatischen Versuch zu machen und das große Genie zu sehen, welches damals,

noch nicht 37 Jahre alt, für den größten Schauspieler Deutschland's galt.

Oben auf dem Flure angekommen, sah ich mich vergeblich nach einem Diener oder seiner Schelle um. Auch kein Name war an irgend einer Thür zu lesen. Devrient schien hier wirklich sehr wenig zu Hause zu sein. Ich klopfte an einige Thüren – vergebens – endlich an der dritten rief eine laute Stimme ein etwas ärgerlich klingendes ›Herein!‹

Ich öffnete die Thür, trat in ein nachlässig gehaltenes Zimmer von ziemlicher Größe und sah einen blassen Mann in einem verblichenen rothsamntenen Schlafrock, der, mit nachgeahmtem Hermelin besetzt, einem früheren Königsmantel auf ein Haar glich, lang ausgestreckt auf einem Sopha liegen, und mich mit einem Blick unter seinen wild über die Stirn hängenden dunklen Haaren hervor anstarren, als habe er sich so eben erst von der Anschauung eines Gorgonenhauptes abgewendet.

Ich habe selten im Leben völlig gesunde, fast nie von Fülle des Leibes strotzende Künstler gefunden, was namentlich von Schauspielern und Musikern ersten Ranges gilt, im Gegentheil sehr häufig schwächliche, selbst auffallend leidende Menschen in ihnen getroffen. Und das ist natürlich. Denn abgesehen von den Leidenschaften, die an ihrem Herzen nagen, und von dem heißen Blute, welches in ihren Adern rollt, sind sie stets im geistigen Ringen und Kämpfen begriffen, und ihr Geist, weil er mächtiger ist, zehrt ihren vernachlässigten Körper auf, ihre physische Organisation wird dadurch gestört und sie

welken frühzeitig dahin, wie eine schöne Blume, deren Kern ein Wurm zernagt oder wie eine Pflanze, die man in einer kälteren Temperatur erzieht, als für welche sie geschaffen ist. Der große Künstler gehört wenig und nur in seltenen Stunden der äußeren Welt an, er geht seinen eigenen Weg, einem fernen Ziele entgegen; und so niederschlagend es ist, so wahr ist es doch, er sieht sein Licht in der Regel, oder wenigstens oft, früher erlöschen, als der nur materiell lebende Mensch, weil er sein Lebensöl viel schneller und gewaltsamer verzehrt, als jener. So sehr man diese schnelle Selbstverzehrung bedauern muß, so scheint sie doch mit der höhern Entwicklung der Künste selbst innig verknüpft zu sein, denn nur das schnell lodernde Feuer wärmt bald und gut, während ein langsam kriechendes Seele und Leib unbehaglich läßt und keine Flammen zum Himmel sendet. Kämpfen aber und ringen, also entsagen muß die Künstlernatur, um sich selbst und Anderen zu genügen, denn nur in ewigem Kampfe stählt sich die Kraft, wächst das Talent. Man gebe tausend Künstlern ein glänzendes Lebensglück, Fülle der Reichtümer, ein Meer von Genuß und 999 davon werden nicht zu dem Ruhme und Ziele gelangen, wie jene, die arm und bedürftig sind. So sonderbar eigensinnig ist die armselige Menschennatur beschaffen, solche Schranken verlangt sie, denn der Kampf ist ihre irdische Nothwendigkeit, nur er führt zum Siege.

Man verzeihe die Abschweifung, aber ich konnte sie nicht unterdrücken, denn sie birgt zu viel Wahrheit und

wird die kurze Schilderung, die ich von dem so bekannten und verehrten Künstler hier zu geben gedenke, ergänzen. Da lag also dieser Mann, von dem ich so viel gehört und den ich nun mit eigenen Augen zu sehen das Glück haben sollte, vor mir. Wie groß war er von Körper, denn seine Seele läßt sich so leicht nicht messen? Das war immer schwer, und jetzt, da er lag, noch schwerer zu bestimmen. Denn er war bald groß; bald klein, bald dick, bald dünn, bald bucklig, bald schlank gewachsen, bald gesund, bald gebrechlich – kurz er war Alles, was und wie er es sein wollte, denn er war vielgestaltig, dieser moderne Proteus, dieser geistige Riese, der nur ein Zwerg in Bezähmung seiner menschlichen Leidenschaften und üblen Angewohnheiten war.

Ich stand also dicht vor ihm und schaute ihn voll und dreist an. Er kam mir mit seiner sonderbaren Kleidung, seinem wirren Haar, seiner blassen, kränklichen Gesichtsfarbe merkwürdig und beinahe wie ein Gemüthskranker vor, nur seine Augen blitzten mir kerngesund entgegen, als hätten sie unmittelbar dem Prometheus den belebenden Funken gestohlen. Dann, die Arme gegen mich, gleichsam abwehrend, ausstreckend, fuhr er bald in die Höhe und rief: »Halt da! Sind Sie ein Dämon der Hölle oder ein Engel des Lichts – ha! bringen Sie Gutes oder Schlimmes? Gieb Antwort, Geist in Menschengestalt – Schlimmes will ich nicht hören – denn ich bin krank!«

»Ich bin weder das Eine noch das Andere,« erwiderte ich lächelnd, »nur ganz einfach ein Mensch, der hierher

gewiesen ist, um Ludwig Devrient zu sprechen und überdies ein Mensch, der Gutes bringt.«

»Gutes? Herrlich! Das brauche ich. Und Ludwig Devrient? Ja, der bin ich – das ganze arme Stück Menschenfleisch, was hier liegt, nennt man so. Treten Sie näher und entwickeln Sie sich. Ich höre. Was bringen Sie Gutes?«

»Zuerst einen Gruß!«

»Teufel! Von wem? Gieb dem Dinge einen Namen, Mensch, damit ich weiß, von wannen die Botschaft. Alle Welt kann mich grüßen lassen, ich mag aber nicht von aller Welt begrüßt sein. Sprechen Sie – ich liebe aber eine bestimmte Antwort, wie ich die Sonne und den Nektar liebe. Wer läßt mich grüßen?«

»Ein Fürst, ein Herzog, der mich zu Ihnen gesendet hat, um Sie an ein Versprechen erinnern zu lassen.«

»Ein Versprechen? Mein Herr! Ich bin ihm doch nichts schuldig? Das würde mir leid thun, denn ich bin eben nicht bei Kasse.«

Ich mußte unwillkürlich lächeln, denn Mienen und Gebarden, mit denen er alle diese abgerissenen Worte begleitete, waren voll von einem so schlagenden Humor, daß sie wie die feinste und durchdachteste Kunst erschienen, obgleich ich wußte, daß sie nur ein natürlicher Erguß dieses so wunderbaren Menschen waren.

»Ich komme nicht, um Ihre Kasse zu leeren,« fuhr ich fort, »als vielmehr, um sie zu füllen.«

»Aha! Dieser Gedanke stammt von Gott, er ist wirklich gut. Fahren Sie fort, Mann, Sie gefallen mir. In Ihren Augen liegt eine gewisse spendende Gutmüthigkeit – darf ich bitten, sich zu setzen – aber was ist die Uhr? Ich habe keine.«

»Zwischen drei und vier Nachmittags.«

»Herrlich! Dann habe ich noch Zeit. Fahren Sie fort. Welcher Herzog, Doge oder König also schickt Sie zu mir?«

»Der Herzog von ***.«

»Pfui! Bitte – ich meine nicht Ihren Herzog, ich meine nur meine Vergeßlichkeit – denn da fällt mir meine ganze Sünde ein.«

»Ich kann Sie absolviren, denn eben deshalb komme ich, ich soll Sie allein an Ihr Versprechen erinnern, Seine Durchlaucht zu besuchen.«

»Große Ehre! Er will mich doch nur als Hanswurst haben, nicht wahr? Um ihm die Zeit und bittere Laune zu vertreiben? Wie?«

»Er will Sie als Künstler auf seiner Bühne sehen und bewundern, und Sie sollen seinen Dank dafür entgegen nehmen, seinen Geschmack würdigen und seine Freigebigkeit preisen lernen.«

»Schön! Das ist aber viel gesagt. Am besten gefällt mir die Freigebigkeit. Sie steht einem Fürsten so schön, wie mir die Elasticität meiner Muskeln. Wann wünscht er meine Gegenwart?«

»Sobald es Ihre Zeit erlaubt, das Theater wird am ersten November eröffnet.«

»Vor Ende Dezembers kann ich nicht, ich sitze hier fest. Vielleicht auch dann noch nicht und höchstens nur auf ein paar Tage.«

»Dann soll jeder Tag so hell erleuchtet werden, wie ein Monat wo anders.«

»Ihre Erleuchtung gefällt mir; außer der himmlischen Sonne liebe ich auch die irdischen, wenn sie ächt vergoldete Strahlen werfen. – Muß ich mich mündlich oder schriftlich verpflichten?«

»Das können Sie halten, wie Sie wollen.«

Er stand auf, machte ein paar Schritte im Zimmer herum, reckte sich, gähnte, besah sich im Spiegel und das dauerte so lange, daß es schien, er habe meine Anwesenheit bereits wieder vergessen. Endlich, als er alle möglichen Bewegungen mit seinem Körper vorgenommen und sich von der elastischen Biagsamkeit desselben überzeugt hatte, sah er aus dem Fenster und sagte:

»Es scheint gut Wetter zu sein.«

»Wir haben sogar Sonnenschein und es ist ziemlich warm für den Oktober.«

»Prächtig. Ich finde mich leidlich gesund. Wissen Sie was? Kommen Sie mit nach einem Orte, wo ich gern bin, da wollen wir über Ihre Angelegenheit weiter sprechen.«

»Sie dürfen ja nicht ausgehen, Sie sind ja leidend.«

»Dummes Zeug! Menschengedanken sind nicht Gottes Gedanken. Gehe ich Abends sechs Uhr aus, kann ich auch Nachmittags vier Uhr ausgehen. Ich muß ja heute Abend den Franz Moor spielen. Mithin muß ich mich stärken und allmähig an die Abendluft gewöhnen.«

Während er langsam und gleichsam um sich in seinem Entschlusse zu befestigen, diese Worte sprach, fing er an, ohne meine Anwesenheit im Geringsten zu beachten, sich zu entkleiden und zum Ausgehen wieder anzukleiden. Während dieser Beschäftigung setzte er seine Geberden und Bewegungen fort, mitunter einen unterdrückten Fluch zwischen den Zähnen murmelnd, oder ein leises Pfeifen von sich gebend, welche Zeichen alle, so einfach sie waren, aus der Tiefe eines kochenden Vulkans zu kommen schienen und mich die dämonische Gewalt dieses Menschen selbst in solchen Kleinigkeiten anstauen ließen. Endlich, denn seine Hände schienen schwach wie die eines Kindes zu sein und selbst die kleinsten Verrichtungen nur mit Mühe zu Ende zu bringen, war er fertig; er warf einen blauen Mantel über die Schultern, setzte seinen Hut auf und rief: »Ich stehe zu Diensten! Mögen die Götter der Oberwelt meinen Auftritt segnen, für meine Heimkehr sorgen die unterirdischen. Vorwärts!«

Und wir stiegen langsam die Treppe hinab und kamen auf die Straße, wo er eine Weile stehen blieb und sich nach allen Seiten umblickte. Endlich haftete sein durchdringendes Auge auf einem jungen Menschen mit bleichem und etwas kummervollem Gesicht, der langsam vor der Thür auf und ab ging und, sobald er Devrient wahrnahm, erröthete und mit tiefer Ergebenheit den Hut zog.

»Aha!« murmelte Devrient. »Dachte ich mir's doch! Sehen Sie, das ist mein Schatten, der will mich sogar auf der Straße studiren.« Und er nickte diesem bescheidenen Schatten mit unverändertem Gesichtsausdruck zu, nicht

freundlich, nicht herbe, einfach gleichgültig und doch vertraulich. Dann schritten wir langsam weiter, während der Schatten in ehrerbietiger aber gleichmäßiger Entfernung uns folgte.

Um ein paar Straßenecken biegend, dann und wann einem Menschen zunickend, führte er mich in ein Weinhaus, welches in der Nähe des Schauspielhauses lag und in diesem Augenblick von Besuchern leer stand, denn es war eine ungewöhnliche Zeit, Wein zu trinken und Austern zu essen. Kaum aber war Devrient in diese Weinstube getreten, so veränderte sich wie auf einen Zauberschlag sein ganzes Wesen, es war, als wenn die schweren und kräftigen Dünste, welche die Atmosphäre des Weinhauses erfüllten, schon in sein Gehirn aufstiegen und dessen Nerven elektrisirten. Er fing an zu lächeln, nickte einem Kellner sehr freundlich zu, der ihm sogleich Hut und Mantel abnahm, und sagte nur das eine Wort, wobei sich die ganze Glut der südlichen Sonne um seine Lippen zu concentriren schien: »Spanisch!«

Augenblicklich wurde eine Flasche alten spanischen Weines und zwei Gläser auf den Tisch gestellt, die Devrient sogleich vollschenkte und eins davon hinuntergoß, als wäre es Wasser. Diesem ersten folgte alsbald ein zweites, und nun erst wandte er sich zu mir und deutete auf das andere Glas, welches ich nahm und davon versuchte.

»Ha!« sagte er mit einer Behaglichkeit ohne Gleichen, indem er mit der Rechten an seinem Leibe hinunterstrich – »nun wird mir wieder wohl. Diese verteufelte Nüchternheit – die Mutter für Gänse – sie verdirbt mir noch

den ganzen Humor, ich trockne aus wie eine Mumie, oder friere ein, als wäre ich in Sibirien. Nun, trinken Sie doch einmal aus – Ihr Herzog soll leben! Hat er einen guten Keller?»

»Einen vortrefflichen; Ihnen das mitzuteilen, hat er mir besonders aufgetragen. Sie können schwimmen in Champagner, hat er gesagt.«

»Champagner? Zuckerwasser für Leute von Geist – nein, nein! Spanier, Ungar, Grieche – das sind jetzt meine Klassiker, die ich studiere, darin ist Leben, Feuer, Poesie – Donnerwetter! Kerl von Kellner, glaubst Du, ich sei sterbend? Willst Du mich verdursten lassen, Seele der Nüchternheit? Wir sind zwei Menschen und ich sehe nur eine Flasche, noch dazu eine leere.« Und dabei ließ er seine Faust, wie zufällig, auf den Tisch fallen.

Der Tisch wackelte, die Flasche tanzte, die Gläser klirrten und der verblüffte Kellner brachte trippelnd und erröthend eine zweite Flasche, die er in den Bereich der Hand des Künstlers stellte. Denn, hätte ich es nicht selbst gesehen, ich würde es nicht geglaubt haben, in nicht zehn Minuten war die erste Flasche geleert und die etwas bebende Hand des seltsamen Mannes streckte sich schon nach der zweiten aus. Da aber bemerkte er, daß der Kork ihren geistreichen Mund noch verstopfte. Er sprang auf, zitternd, ein Gewitter in Mienen und Geberden tragend, und lief mit geballten Fäusten einige Mal auf und nieder.

»Mensch!« rief er mit so schneidender, gellender Stimme, daß es mich kalt überrieselte, »Sohn des Satans, Du Ausgeburt der Hölle, soll ich Dir Dein Bischen Gehirn mit

einem Korkzieher aus dem Kasten da reißen? Ist mein Finger ein Schraubenzieher? Soll ich mich alle Tage über Dich zu Tode ärgern?» Und er gab dem schnell davoneilenden Kellner einen so derben Puff in den Rücken, daß er stolpernd in die nächste Ecke flog; dann aber lief der Schauspieler, der warm zu werden schien, wie ein angeschossener Eber auf und ab, sprühend vor Wuth, die aber durchaus nichts Gefährliches an sich hatte. Es war, als wenn er mir, der verwunderungsvoll auf sein Benehmen schaute, nur ein Vorspiel seiner Kunst geben wollte, und in der That, ich schwelgte in Genuß. Ich sah alles Andere vor mir, nur nicht einen gewöhnlichen Menschen.

Unterdessen, und während die zweite Flasche ihren duftenden Inhalt ergoß und auch schon dem Verbluten nahe war, hatten sich einige Gäste in dem Zimmer eingefunden, die in unserer Nähe einige Tische einnahmen, sich anscheinend über die umherliegenden Zeitschriften bückten und ein Glas Rothwein tranken, ihre Augen aber unverwandt auf den Künstler gerichtet hielten, der allein diese Neugierigen zu so ungewohnter Stunde in das Weinhaus gelockt zu haben schien. Am weitesten von uns entfernt aber hatte sich bescheiden und still der bleiche junge Mann niedergelassen, der gar nichts trank, aber mit durstigem Auge und gespannten Gesichtsmuskeln an jeder Bewegung des großen Mannes hing.

»Hier werden wir nicht viel Zeit haben, über unsere Angelegenheit zu sprechen,« fing ich endlich an, als mehr und mehr Menschen kamen, obschon sie in scheuer Entfernung von unserem Tische blieben.

»Welche Angelegenheit?« brummte der Künstler. »Hier giebt es keine Angelegenheit, als die Säfte Gottes zu schlürfen, die er zu unserem Labsal gekeltert hat – ha! eine neue Flasche, Knecht Bacchus!« Mit diesen Worten rollte er die zweite Flasche dem fliegenden Kellner entgegen, die, unglaublich genug, geleert war, ohne daß ich es bemerkt, wer und wie sie ausgetrunken, denn ihr Inhalt schien verschwunden zu sein, wie der Regen im Meere verschwindet.

Da, als die dritte gefüllt vor ihm stand, wurde er still, schlug die Arme vor der Brust über einander und senkte den edlen Kopf. »Wo sie bleiben!« murmelte er. »Ach! es ist kein Leben mehr in Berlin, keine Frische, kein Geist – sie sind todt, sie sterben dahin, vor mir und ich – bleibe allein. Schreckliches Loos!« Und er knirschte mit den Zähnen und rollte die Augen, daß ich ihn besorgt anblickte, denn ich glaubte, er würde in Krämpfe verfallen. Um uns herrschte trotz der vielen Menschen eine Todtenstille, alle Augen und Ohren hingen an dem ungewöhnlichen Manne, der hier außerhalb des Schauspiels ein Schauspiel auszuführen schien, welches alle Zungen gefesselt hielt.

Da schlug es fünf Uhr von dem nahen Kirchthurme. Herein in die Weinstube trat ein kleiner unbedeutender Mann und schaute sich rings um. Als er Devrient am Tische sitzen sah, schmunzelte er und trat näher, einen Finger auf die Schulter des Künstlers legend.

»*Memento mori!*« flüsterte er mehr, als er sprach.

Devrient drehte sich hastig um und schaute das kleine Männchen erschrocken an. »Pygmäe,« rief er, »Du bist's? Ich dachte schon, es käme einmal ein Riese. Was willst Du mit Deiner Grabesstimme? Geh weg, Du bist in meinen Augen nur eine Krähe.«

»Herr Devrient! Es ist fünf Uhr vorbei. Kommen Sie nicht bald?«

»Ja! Ich komme!«

Und der kleine Mann verschwand. In einer Viertelstunde aber kam er wieder. Derselbe Auftritt, ähnliche Fragen und Antworten wiederholten sich. Um halb sechs kam er noch einmal, endlich dicht vor sechs kam er zum letzten Mal, nun aber blieb er stehen, Mantel und Hut des Künstlers schon auf dem Arme tragend.

Devrient rollte die Augen wie Feuerräder, trank rasch zwei Gläser des feurigen Weines nach einander aus und stand dann auf. Er wurde still und lenksam wie ein Kind, blickte sich im Zimmer um, nickte mir zu, ließ sich den Mantel umhängen, den Hut aufsetzen und folgte dem kleinen Manne, der ihn am Aermel des Mantels festhielt und dicht neben ihm hinauseilte.

Diese sonderbare Scene, hörte ich später, wiederhole sich fast alle Tage, wenn der Garderobendiener, das war der kleine Mann, der Devrient anzukleiden hatte, ihn an seine Pflicht erinnerte und in das Schauspielhaus holte. Ich stand auch auf, bezahlte die vier Flaschen Madeira, die wir geleert hatten und folgte der Spur des Künstlers und seines Mentors aus der Straße.

Mir war in Folge der zuletzt verlebten aufregenden Stunden etwas beklommen zu Muthe; ich fürchtete für den dahin wankenden Schauspieler, denn ich konnte nicht glauben, daß ein Mensch, der eben beinahe vier Flaschen Madeira getrunken, im Stande sein könne, eine so schwierige Rolle, wie die des Franz Moor, mit Geist und richtiger Würdigung durchzuführen. Aber ich kannte Ludwig Devrient nicht. Mich beruhigte darüber auch sehr bald der junge bleiche Mann, der, als er sah, daß ich einen und denselben Weg mit ihm verfolgte, sich an mich anschloß, nachdem er höflich begrüßt hatte.

»Wollen Sie ihn auch auf den Bretern sehen?« fragte er mich zuvorkommend.

»Ja, mein Herr, das ist meine Absicht.«

»Dann werde ich für uns Beide Billets lösen; Sie bekämen sonst keines mehr, denn es ist zu spät, das Haus ist voll. Ich aber bin hier etwas bekannt.«

Und er ging rasch in das Billetverkaufsbureau und brachte bald die Marken heraus, die ich beide bezahlte, was er erst nach einigem Widerstreben gestattete. Aber der junge Mensch dauerte mich, er sah so sehr bekümmert und etwas ärmlich aus. Wir traten ein und fanden das ganze Haus bis unter die Dachbalken gefüllt. Mein Gefährte blickte sich rund um, und als er die Menge harrender Menschen wahrnahm, seufzte er laut auf und sagte halblaut: »Ich verdenke es ihnen nicht.« Dann aber sich zu mir wendend, während wir schon auf unseren Plätzen saßen, fragte er mich: »Sind Sie nicht erstaunt gewesen, den großen Mann so viel trinken zu sehen?«

»Allerdings. Es scheint aber ein Bedürfniß für ihn zu sein, obgleich ich es für ein Unglück halte, denn es wird ihm das Leben kosten.«

»Wie man es nehmen will. Vielleicht wäre er ohne jenen spirituösen Anreiz nicht so geistig groß. Für mich aber ist es ein sehr hoher Genuß, ihn bei der Flasche sitzen zu sehen und zu beobachten; ich lerne dabei sehr viel von ihm und würde sonst wenig Gelegenheit haben, ihn außer seinem Spiel studiren zu können; er ist so schwer zugänglich.«

»Dann sind Sie wohl auch ein Schauspieler?«

»Ach ja, wenigstens ein Anfänger in dieser schweren Kunst, ein reisender Student, der sich seine Meister sucht, wo er sie findet, und Gott sei Dank, daß ich diesen gefunden.«

»Und Ihr Name, wenn ich darum bitten darf?«

»Ach, mein armer Name wird Ihnen unbekannt sein, es kennt ihn noch Niemand, ich will ihn erst bekannt machen. Aber ich heiße Karl Seydelmann.«

»Ich danke Ihnen, und was meine Person betrifft, so bin ich ein Arzt und heiße Stilling. Sie haben sich aber in Devrient einen tüchtigen Meister gewählt.«

»Gewiß. Er demüthigt mich aber beinahe eben so sehr, wie er mich erhebt. Ich fühle mich so klein und winzig in seiner Nähe. Ihm hat die Natur Alles gegeben, Geist, Humor, Witz, Genie, herrliche Organe, Adel, eine bedeutende Miene und gelenke Glieder; mir dagegen hat sie dies Alles versagt, selbst eine unangenehme und klanglose Stimme habe ich zu besiegen. Und dennoch – wie

wunderbar! – hat sie mir den unwiderstehlichen Drang in die Seele gelegt, ein Schauspieler zu werden – ich bin bisweilen recht betrübt über diesen schrankenlosen Durst nach einer so seltenen Ruhmesstaffel. Mein ganzes Leben besteht in weiter nichts, als in ewigem Kampfe um die Kunst und das Handwerk. Ich will ein Künstler werden und doch scheine ich nur zum Maschinisten geboren. Aber ich will, ich will wahrhaftig noch triumphiren.«

»Mit diesem edlen Vorsatze werden Sie es schon zu Etwas bringen; Fleiß und guter Wille thun viel.«

»Freilich wohl – doch – geben Sie Acht, die Musik fängt an.«

Und die Musik fing an und nach ihr das Stück, Schiller's Räuber. Jedermann weiß, wie Devrient den Franz Moor, wie er jede Rolle spielte, ich brauche also darüber nichts zu sagen. Ich war wie aus den Fugen meines Wesens gerückt, als ich ihn toben und wüthen sah, als ich ihn brüllen und flüstern hörte. Es war mir unbegreiflich, wie er die Dünste des Weines bemeisterte, die in seinem Gehirn und durch seinen ganzen Körper kreisen mußten; aber um so größer und gewaltiger erschien mir seine natürliche geistige Kraft.

Das Stück war zu Ende. Ich glaubte Devrient's Kräfte erschöpft und äußerte diese Meinung gegen meinen Nachbar, der sprachlos, mit offenem Munde und gefalteten Händen jedem Hauche des großen Meisters mit Bewunderung gefolgt war.

»Erschöpft?« fragte er. »Da irren Sie sehr. Wenn Sie ihn nun in seiner ganzen Größe sehen wollen, so kommen

Sie mit mir – jetzt haben sich seine Freunde versammelt und nun fängt sein eigentliches Leben erst an, denn die Nacht ist sein hellster Tag.«

»Wie und wo denn?«

»Im Weinhause, welches wir vorher verlassen.«

»Wieder im Weinhause? Und er trinkt noch mehr?«

»Kommen Sie schnell und Sie werden es sehen.«

Und wir traten nochmals in dasselbe Weinhaus ein, das jetzt beinahe vollständig gefüllt war; kaum erhielten wir einen Platz in einer Ecke an einem kleinen Tische. Gleich nach uns kam Devrient; langsam und bedächtig trat er ein. Anfangs sah er bleich aus, wie der Tod. Als er aber erst ein paar Gläser spanischen Weines getrunken hatte, fing er sich zu beleben an und sein Witz sprudelte nach allen Seiten, denn er saß schon inmitten einer Menge von Zechern, die, Künstler gleich ihm, beinahe eben so große Meister im Vertilgungskampfe gegen den spanischen Rebensaft zu sein schienen, wie er.

Da ging die Thür auf und eine gebrechliche Gestalt mit dem Gesicht eines Sterbenden, mehr gebückt kriechend als gehend, trat in die Mitte der aufschauenden Zecher. Der halbtodte Mann wurde mit einem lauten Halloh begrüßt und augenblicklich senkten sich ein Dutzend Flaschen in ein großes geschliffenes Glas, welches sofort ein Kellner auf den Tisch gestellt hatte.

»Das ist der Kammergerichts-rath Hoffmann,« flüsterte mir Seydelmann zu.« »Nun geht die Komödie los.«

Und eine Orgie begann, die ich nicht zu beschreiben wage und die überdies schon von Anderen hinreichend

beschrieben ist. Ich glaubte meinen Augen nicht trauen zu dürfen, als ich sah, was sie an Wein verschlangen, und meinen Ohren nicht, als ich hörte, was diese seltsamen Menschen sprachen. Man mußte in ihre Sprache eingeweiht sein, um sie vollständig zu verstehen. Witz, Gelächter, Spott gegen Jedermann, wüthende Leidenschaft, Alles eins aus dem andern folgend trat auf ihre Lippen und spiegelte sich auf ihren verzerrten Gesichtern ab; einer befeuerte den andern, einer schien das Licht seines Geistes von dem andern zu empfangen. Ich begriff jetzt, wie der junge Seydelmann hier Studien machen, und wie er sich, gleichsam von einer dämonischen Gewalt gefesselt, an die Spuren Devrient's gekettet fühlen konnte. Wir Beide sprachen fast kein Wort mehr, sondern waren nur Ohr und saßen wie versteinerte Bildsäulen da, gleich den vielen anderen Zuhörern. Aber um ein Uhr Nachts verließ ich das Weinhaus, denn mit schwindelte der Kopf vor grausigem Entzücken, ich sehnte mich nach Ruhe und frischer Himmelsluft, ich konnte die göttlich-satanischen Ausbrüche dieser leidenschaftlichen Trinker nicht mehr ertragen. Seydelmann blieb allein zurück. –

Am nächsten Morgen um zehn Uhr begab ich mich noch einmal zu Devrient. Sein Schatten stand schon wieder vor seiner Thür.

»Ach,« redete er mich freundlich an, »sind Sie wieder da? Er schläft noch, Sie können ihn noch nicht sprechen. In einer Stunde erst kommt er zu sich. Gehen wir so lange spazieren, wenn Sie mir die Ehre Ihrer Begleitung gönnen wollen.«

Und wir gingen langsam die Straße auf und nieder.

»Wie lange hat die Scene im Weinhause heute Morgen gedauert?«

»Bis vier oder fünf Uhr, ich habe nicht an die Zeit gedacht.«

»Devrient ist ein großer Künstler, aber auf diese Weise möchte ich nicht seinen Ruhm auf meinen Schultern tragen. Er richtet sich mit Gewalt zu Grunde.«

»Freilich. Aber wer kann es ändern? Er sagte mir einmal, er räche sich dadurch an dem Unverstande des Publikums, er müsse es gründlich verspotten, und er hat es verspottet, Sie haben es gestern gehört.«

»Das ist eine seltsame Rache, womit er sich eben so wie das Publikum bestraft. Das kann er nicht ernstlich gemeint haben. Auch wundert mich dieser Ausspruch denn das Publikum vergöttert ihn ja.«

»Ach ja! Aber er hat es sich auch erst erobern müssen, ehe es sein Eigenthum geworden ist, wie wir Alle es müssen. Wenn Sie dies Publikum kennten, wie ich! Es ist so schwer, Jedermann zu befriedigen. Denken Sie sich nur auf die Bretter gestellt und tausend Blicke gleich glühenden Pfeilen auf sich gerichtet. Hier eine stierartig glotzende Dummheit, dort ein beißiger Kritiker, da ein hohnlächelnder Spottdichter. Und nun das alberne Gesicht der verstandlosen witzesarmen Menge. Und da muß man seinen Kopf oben behalten, sich nicht aus der Fassung bringen lassen, nichts sehen, nichts hören, als den Souffleur nur denken und sich nicht aus dem fremden Wesen hinauswerfen lassen, das man sich auf einige Stunden wie

ein unbequemes Kleid übergezogen hat. O, und darin gerade ist Devrient so groß. Er sieht und hört nichts außer sich, er weiß gar nicht, daß Jemand um ihn ist, er sprudelt nur sein göttliches Innere heraus und kümmert sich nicht um die unwissende Menge, die er mit sich fortreißt, wohin er will und wohin er selber geht. Die Kunstrichter lacht er aus und die Beifall spendende Menge verachtet er.«

»Aber warum und für Wen spielt er denn?«

»Für sich, ganz allein für sich; das genügt ihm, denn er muß spielen, wie der Fisch schwimmen muß.«

»Aber es giebt doch verständige Leute unter dem Publikum, deren Lob oder Tadel von Werth ist?«

»Ach, wie selten sind sie! Ja, wenn das Publikum immer einsichtsvoll, nachsichtig, selbst strebsam für seine eigene Bildung wäre, wie es bisweilen an manchen Orten gefunden wird, dann könnte man es lieben, für ein solches könnte man sich opfern, seinen Tadel würde man mit dem Bestreben aufnehmen, sich zu bessern und sein Lob würde uns in den Himmel tragen. Aber glauben Sie mir, wie ein Publikum einen Mann zum Schauspieler erheben kann, so kann es auch einen Schauspieler vernichten. Ich bin schon oft vernichtet gewesen, aber immer wieder habe ich mich an der ehernen Säule der Kunst aufgerichtet und werde mich so lange daran aufrichten, bis ich nicht mehr vernichtet werden kann.«

»Ich wünsche Ihnen, daß Sie diese Stufe bald und ganz erreichen.«

»Ich danke Ihnen wahrhaft für diesen Wunsch. Jetzt aber lassen Sie uns umkehren, Devrient wird erwacht sein. Gehen Sie zu ihm hinauf und sagen Sie mir nachher, wie er sich befindet.«

Ich verabschiedete mich von dem jungen strebsamen Künstler und stieg langsam und nachdenklich die Treppe zu dem großen Meister hinauf. Seydelmann's Mittheilungen hatten mich ernst gestimmt und einen Blick in das arme Künstlerleben thun lassen.

Wie am gestrigen Tage lag Devrient auf seinem Sopha, wieder in seinen Hermelinmantel gehüllt. Er erkannte mich sogleich, obgleich er kaum den Kopf nach mir umwandte. Er schien mürrisch und wieder leidend zu sein.

»Ah, Sie sind es,« sagte er, »Nun, wie habe ich Ihnen gefallen?«

»Ich habe keine Worte für meine Empfindung, Sie müssen mir schon die Kritik erlassen.«

»Bravo! So liebe ich es. Der Mensch muß keine Worte haben, seinen Beifall auszusprechen, stumm will ich meine Zuschauer, aber vor Bewunderung stumm. Und wollen Sie mich nun noch für Ihren Herzog haben?«

»Nun erst recht, darum bin ich eben hier.«

»Gut. Haben Sie aber auch gute Gesellschaft? Ich bin nicht gern allein.«

»Sehr gute, feste und flüssige; nur die Männer, die gestern Abend um Sie saßen, kann ich Ihnen nicht versprechen.«

»Es thut nichts, ich liebe auch die Abwechselung. So sei es denn, ich werde kommen. Ihre Adresse?«

»Hier ist sie.«

»Ah! Leibarzt des Herzog's! Der Tausend, warum haben Sie mir das nicht gleich gesagt? Sie können mich in die Kur nehmen.«

»Ich kann Sie nicht kuriren – Sie kuriren sich zu viel selbst.«

»Haha! das ist auch die beste Kur. Nun, ich werde Ihnen den Tag meiner Ankunft anzeigen.«

»Sie werden mich damit verbinden. Und darf ich auch den jungen Seydelmann einladen, zu uns zu kommen?«

»Den Seydelmann? Wozu? Das ist mir gleichgültig.«

»Das darf Ihnen nicht gleichgültig sein. Er verehrt Sie, wie man einen Helden oder einen Gott verehrt.«

»Hm! Er ist kein Held und hat von Gott nichts bekommen, um einer zu werden. Er verfolgt mich bei Tage und bei Nacht, er will von mir stehlen.«

»Er will nur von Ihrem großen Funken ein kleines Fünkchen für sich nehmen und das können Sie ihm gönnen. Und er hat doch von Gott Etwas bekommen, was Sie zum Beispiel nicht haben.«

»Ha! Was wäre das?«

»Einen eisernen Fleiß und redliches Zusammenhalten seiner Kräfte.«

»Sie wollen mich meistern – aber Sie haben Recht, er ist vernünftiger als ich. Das ist schon Etwas. Auch hat er einen zähen, durch Nichts zu erkaltenden Eifer. Das ist noch mehr. Und dann ist er jung – man kann es nicht wissen – o, ich gebe ihn nicht verloren – er kann steigen; ob er steigen wird, ist seine Sache. Lassen Sie ihn

kommen, meinetwegen, mag er mir das Licht putzen, bis er das seine daran angezündet. Nun aber sind wir fertig. Lassen Sie mich allein, ich muß noch etwas träumen. Da haben Sie meine Hand, das ist mein Kontrakt.«

»Und hier ist die meine – das ist meine Unterschrift.«

»So leben Sie wohl – bis auf Wiedersehen!« –

Seydelmann wartete gespannt vor der Thür. »Nun, wie geht es ihm?« fragte er theilnehmend.

»Er ist ziemlich wohlauf. Ich habe ihn für unsere Bühne in *** gewonnen.«

»Ach! Und wann kommt er?«

»Um Weihnachten. Wenn Sie auch kommen wollen, so sollen Sie uns angenehm sein; bei uns sind denkende und strebende Künstler gern gesehen.«

»Denkende und strebende Künstler – wie schön Sie das sagen. Ja, das bin ich; ob ich mehr werde, weiß Gott allein. Aber ich komme gern, um so lieber, wenn er da ist. Ich kann ihn in einer kleineren Stadt besser beobachten, als hier, wo ihn die gährende Masse verschlingt und er in Saus und Braus lebt.«

»Er weiß es bereits, daß Sie kommen, ich habe es ihm gesagt.«

»Wie? Und er hätte von mir gesprochen?«

»Ja – und er hat Ihren Eifer gelobt.«

»Sie machen mich glücklich mit dieser Nachricht. Das ist ein wichtiger Tag für mich, ich danke Ihnen. Sie gehen in die dortige Gegend der Stadt – ich hierhin. Leben Sie wohl. Ich muß noch heute von hier abreisen, Geschäfte rufen mich anders wohin – ich bin wie der ewige Jude,

bald hier, bald da. O, wenn ich einmal Ruhe und eine Heimat hätte! Also bis Weihnachten! Adieu!«

Ich reichte ihm die Hand, die er warm drückte und mich dann mit seiner kummervollen Miene dankbar ansah. Wie oft habe ich mich in späteren Jahren, als auch Karl Seydelmann ein großes Licht in seiner Kunst geworden war, woran er so lange und so eifrig, wie selten ein Künstler, gearbeitet, an die wenigen Worte erinnert, die er damals mit mitgesprochen, wie habe ich mich über seine Erfolge gefreut und seine Ausdauer bewundert, die ihn endlich an dieselbe Stufe getragen, wo so viele Jahre vor ihm sein unerreichter Meister ihn zu den höchsten Anstrengungen begeistert hatte.

Als wir uns getrennt hatten, schlug ich den Weg nach der Leipzigerstraße ein, um der berühmten italienischen Sängerin meine Aufwartung zu machen. Wenn mir die zweite Hälfte meiner Aufgabe so gut gelingt, wie die erste, dachte ich, so kann ich auf einen guten Empfang zu Hause rechnen.

III. DIE ITALIENISCHE SÄNGERIN.

Das Haus, worin die Signora Sidi wohnte, war ein großes und schönes Privatgebäude in einer belebten und nur von wohlhabenden Leuten bewohnten Gegend der Stadt; schon hieraus allein konnte man schließen, daß sie sich in guten Verhältnissen befand. Die Hausthür war verschlossen. Ein einfach aber fein gekleideter Diener öffnete, nachdem ich die Klingel gezogen.

»Ist die Signora Sidi zu Hause?«

»Wer? Die Signora?« Er lächelte. »Ja, die ist zu Hause, aber –«

»Kann ich sie nicht sprechen?«

»Bedaure, der Kapellmeister Weber ist bei ihr, denn heute Abend singt sie und also empfängt sie außer ihm Niemanden.«

»Wird keine Ausnahme gemacht, gar keine?«

»Niemals, mein Herr. Morgen Mittag Punkt zwölf Uhr aber können Sie sie sprechen. Darf ich um Ihren Namen bitten?«

»Mein Name findet nur mit meiner Person Eintritt – guten Morgen!«

Ich hatte also für's Erste einen Fehlschuß gethan – doch diese kleine Verzögerung schadet ja nichts, dachte ich. Morgen ist auch noch ein Tag, wollen wir uns also bis dahin gedulden. Aber sie singt heute Abend – da will ich sie mir zuerst ansehen und ihre Stimme hören – dann kann ich mit besserem Verständniß unterhandeln. Gedacht, gethan. Ich kaufte mir ein Billet, bekam aber nur eins für das Orchester, denn alle übrigen Plätze waren schon besetzt. Ich vertrieb mir den Tag durch einige Besuche bei alten Bekannten und ging spazieren, bis endlich die Theaterstunde herankam. Schon um halb sechs Uhr fand ich mich in dem großen Opernhause ein, aber ich war bei Weitem nicht der erste, nicht der hundertste, auch nicht der tausendste Zuhörer, denn viele Räume desselben waren schon dicht besetzt und die leergebliebenen füllten sich jeden Augenblick mehr und mehr. Eine wahre Flut schaulustiger Menschen stürzte sich Hals

über Kopf durch alle Thüren herein und verlor sich in den tiefen Winkeln und Schatten des weitläufigen Kunsttempels. Endlich waren alle, selbst die höchsten und hintersten Plätze, dicht gedrängt voll und es gewährte, vom Vorhang aus rückwärts gesehen, einen merkwürdigen Anblick, als die Tausende ihre von Spannung und Kerzenglanz bleichen Gesichter auf einen Punkt gerichtet hielten und mit ihren blitzenden Augen einen und denselben Gegenstand zu erfassen und zu durchdringen sich bemühten. Ich selbst saß ganz vorn in einer dunklen Ecke zusammengedrückt, den Geist voller Erwartung, das Herz etwas bewegt, wie man es immer ist, wenn man einem bedeutenden Kunstgenusse sich so nahe befindet und im Stillen einen Maßstab für das unbekannte Große sucht.

Da fing die Ouvertüre an, jene Ouvertüre, die schnell und bedeutungsvoll das Reich der Hölle aufschließt und den bösen Geist mit seinem feurigen Antlitz herausblitzen und donnern läßt. Mir schauerte die Haut bei den romantisch wilden, dämonischen Tönen. Solche Musik hatte ich noch nie gehört, und das Publikum mochte in gleicher Lage mit mir sein, denn es hielt sich so still, fast andächtig, daß auch nicht das leiseste Piano verloren ging. Da flog der Vorhang auf und die erste Scene stellte sich dar. Alle Zuschauer lauschten mit zurückgehaltenem Athem. Ich war ganz Auge und Ohr, nur manchmal pochte und jubelte mir das Herz vor lauter Lust. Der erste Akt war zu Ende. Ich war schon mit meisten Gedanken beim zweiten, wo, wie mir Jemand sagte, die Sidi erscheinen

sollte, die ich im ersten vergeblich erwartet hatte. Da rauschte der Vorhang abermals in die Höhe. Zwei Damen befanden sich auf der Bühne, Agathe und Aennchen. Die Agathe sollte die berühmte Sängerin sein. Ein allgemeines gewaltiges Brausen erschütterte das ganze Haus von oben bis unten, von hinten bis vorn; ich wußte erst gar nicht, was geschehen war und blickte mich bewundert nach allen Seiten um. Aber drei Mal hinter einander erhob sich der Beifallssturm und schien nicht enden zu wollen. Da verstand ich erst, was diese Unterbrechung bedeute und wem sie galt. Ich schlug meine Augen auf und heftete sie auf die Bühne, mir diese Agathe anzusehen – aber hilf Himmel! Welche Erscheinung! Es war plötzlich schwarz vor meinen Augen geworden, denn ich sah – war das die Italienerin Sidi? Diese große, schöne Dame mit den herrlichen Formen, ein Gesicht wie Milch und Blut – blonde Locken in anmuthigster Fülle das liebrendste Gesicht umspielend! Großer Gott! Nun sprach sie – mir stand das Herz still – alle meine Gedanken waren weg, Jahre weit zurückversetzt in die Jugend meines Lebens – denn wen erblickte ich? Meine theure, vielgeliebte Christel van Hees! –

Ich hörte nicht, was sie sagte, ich staunte sie nur mit namenloser Beklommenheit an, denn ich hatte beinahe die Besinnung verloren. Da fing sie an zu singen – glockenrein entwickelten sich die Töne aus ihrer Brust und schwebten klar und klingend bis hoch hinauf an die Decke des Saales – ich hörte nicht die Worte, ich sah nur die anmuthige Gestalt, verschlang nur den wollüstigen

Ton dieses goldreinen Organs, welcher meine Seele noch mit süßer Erinnerung ganz und gar erfüllte – o Gott, o Gott! wie war mir zu Muthe! Krampfhaft preßte ich die Hand auf mein Herz und lehnte mich wie gelähmt in meinen Sitz zurück. Aber die Oper schritt rasch vorwärts – meine innere Bewältigung muß in der That sehr groß gewesen sein, denn sie hatte ein ganzes Stück des äußeren Vorganges verschlungen, wovon ich nachher kein Wort wußte.

Aennchen hatte schon ihre Grillenarie gesungen – ich hatte sie nicht gehört. Auch ihr ›schlanker Bursch‹ war schon verklungen, ohne daß die reizvolle Musik mich wach gerüttelt. Ich hatte nur Augen für das eine Wesen, welches für mich jetzt allein in der Welt war und zu dem ich mich wie mit überirdischer Gewalt gezogen fühlte. Da blieb sie allein auf der Bühne – ein kalter Schauer überlief meine Glieder, als sie das herrliche Recitativ begann: ›Wie nahte mir der Schlummer.‹ Und ich betete mit ihr: ›Ja, Liebe pflegt mit Kummer stets Hand in Hand zu gehen.‹

Alles, was sie da sagte, war wie aus unserem Leben genommen und lautete in meinen Ohren, als wenn sie die Worte allein zu mir sprach.

Als sie an das Andante kam: ›Trauter Freund, wo weilst Du?‹ da glaubte ich sicher diese liebliche Frage an mich gerichtet – ich sprang auf, oder wollte aufspringen, allein ich faßte mich noch und blieb zitternd sitzen. Als sie nun aber endlich die Worte hervorjubelte: ›Er ist's, er

ist's!« da konnte ich mich kaum halten – es war, als hätte ich meinen Verstand und das Bewußtsein verloren, wo ich mich befand. Und als nun der Schluß der Arie sich näherte, als sie dem Himmel für den Freund und sein Glück dankte, da war es mit meiner Fassung ganz vorbei, ich konnte nicht länger in dem engen Raume sitzen bleiben. Ich sprang wirklich auf – man machte mir Platz wie einem plötzlich Erkrankten – in dem Beifallssturme, der dem Gesange folgte, ließ man meine Störung unbeachtet – ich mußte hinaus, frische Lust zu schöpfen, denn mein Herz wollte vor Beklommenheit und Wonne zerspringen. So gelangte ich in's Freie. Gott sei Dank, es war finstere Nacht, Niemand konnte mich sehen – und das war gut, denn man hätte mich vielleicht für wahnsinnig gehalten. Ich streckte meine Hände gegen den klar bestirnten Himmel aus und fing laut zu schluchzen an, wie ein Kind. Dann lief ich auf und ab, kehrte wieder um und rang vergeblich nach Fassung. Klare, zusammenhängende Gedanken hatte ich nicht. Christel ist da – Christel lebt – Christel ist in meiner Nähe! Das war Alles, was ich in diesem erschütternden Augenblicke denken konnte – aber! da fiel es mir erst auf die Seele – eiskalt überlief es mich: sie ist eine Sängerin, reich, angebetet, tausendfach umworben – was bist Du ihr – was hast Du ihr anzubieten, als ein armes, treues, redliches Herz – und was will das in dem lauten, glänzenden Strome der großen Welt sagen? Hat sie nicht vielleicht schon ein besseres gefunden? Ha! sie heißt Sidi – das wird der Name ihres Mannes sein! – Und ich stand still, starrte den Himmel an,

als wollte ich eine Antwort auf meine Frage von ihm fordern, und glaubte auch mein Herz still stehen zu fühlen. – Wie schmerzlich mich diese selbstquälerischen Gedanken bewegten, wie lange ich mit wankenden Schritten unter den Linden auf und nieder ging, ich weiß es nicht – aber es muß lange gewesen sein, denn ich hatte die Berechnung für Raum und Zeit verloren. – Plötzlich hörte ich viele Wagen rasch mir zur Seite rollen, sah Menschenströme vom Opernhause sich daher bewegen – da kamen mir Sinne und Nachdenken wieder. Ich stürzte wie im Fluge nach dem Hause zurück, welches seine übervollen Eingeweide langsam entleerte – jeden Augenblick glaubte ich sie, die Einzige, für die ich allein Gedanken hatte, heraustreten zu sehen, und doch kam sie hier aus der vorderen Pforte gewiß nicht heraus. Man drängte, man stieß mich – ich achtete es nicht.

»Wo ist sie?« fragte ich einen neben mir Stehenden.

»Wen meinen Sie? Ich verstehe Sie nicht.«

»Die Sängerin meine ich, die – die –«

»Ah so! Da hinten, mein Herr, aus der letzten Thür kommen die Schauspieler heraus.«

Ich lief wie ein Wahnsinniger um das lange Opernhaus herum. Da sah ich schon von Weitem einen Wagen halten – mein Gott, mein Gott! ich kam zu spät heran, denn eben stiegen zwei Damen, dicht in Schleier und Tücher gehüllt, hinein, aber dennoch glaubte ich sie, die ich suchte, an ihren Bewegungen erkannt zu haben. Da fuhr der Wagen schon davon. Ich lief ihm nach – ohne mich lange zu besinnen, kletterte ich hinten hinauf – hielt mich

krampfhaft irgend woran fest, da der auf dem Steinpflaster rasch rollende Wagen eine ungewohnte dröhnende Bewegung in meinen Füßen verursachte, wobei ich vergeblich meinen Hut zu fesseln suchte, den mir der Nachtwind entriß; als es pfeilschnell um eine Ecke ging. Unendlich schnell, so kam es mir vor, wurde ich nach der Leipzigerstraße getragen. Schon hielt der Wagen – und wirklich vor dem mir bekannten Hause. Ich wollte schnell herunterspringen, verwickelte mich aber mit den Füßen an irgend einem Gegenstande, so daß ich meine Absicht, die Wagenthür zu öffnen, nicht erreichte. Ein Diener aus dem Hause war mir schon zuvorgekommen. Ehe ich es für möglich hielt, hüpfen die Damen leichtfüßig in das Haus – da kam endlich auch ich – aber zu spät – denn ich stand dicht vor der eben krachend zugeschlagenen Thür.

Ich war außer mir – ich läutete wie ein Besessener, denn ich fürchtete, sie würden eben so rasch in das Bett hüpfen und mir abermals verloren gehen – siehe, da öffnete mir derselbe Diener, den ich am Morgen gesprochen, auch diesmal die Thür.

»Mein Herr,« sagte ich, ohne eigentlich zu wissen, – was ich sprach, »lassen Sie mich ein, ich muß die Sängerin sprechen –«

Der Mann blickte mich betroffen an, wie ich mit fliegenden Haaren, die der Wind mir vom Kopfe geweht, vor ihm stand, zumal meine Stimme heiser und hohl klang, denn die Zunge klebte mir am Gaumen, ich war zu tief bewegt.

»Ich darf Sie nicht einlassen –«

»Ich muß aber hinein – ich bin – ich bin ein Verwandter von der Dame.«

»Ihr Name?«

»Stilling, Doktor Stilling – sagen Sie ihn ihr.«

Der Diener sprang die Treppe hinauf, ich aber war mit großen Sätzen hinter ihm her – erreichte mit ihm zugleich das Zimmer – die Damen legten eben ihre Mäntel ab – »Christel,« rief ich, weinend vor, Freude – »Christel! Kennst Du mich nicht?«

Da, großer Gott! trat sie, angstvoll und doch sichtbar vor meiner Stimme erhebend, einen Schritt zurück – stieß einen merkwürdigen Ton aus, wie ich ihn nie so ungestüm von ihr gehört, öffnete die Arme, trat mir wieder einen Schritt näher und – einen Augenblick später – ruhte ich an ihrem Herzen, das so lange nicht in der Nähe des meinigen geschlagen hätte.

Aber noch einen, beinahe noch heftigeren Schrei hörte ich da in meiner Nähe ertönen – denn er kam aus einer kolossaleren Brust, in der aber auch ein Herz voll Liebe und Treue schlug. Ich blickte auf, strich mir die verworrenen Haare aus der Stirn – da riß sie mich schon an sich, meine alte gute Grete, und drückte mich so fest in ihre Arme, wie sie einst den Knaben gedrückt, und schrie und weinte und tobte, daß endlich auch ich und Christel laut zu weinen anfangen, die mich schon wieder umfaßt hielt, bis endlich unser erstes ungestümes Entzücken ausgetobt war und wir alle drei einige Ruhe erlangend, zu Worten kamen, uns wiederholt anstarrten und doch kein vernünftiges Wort finden konnten, um unser ganzes

Erstaunen, unsere Verwunderung, unsere Freude auszudrücken.

Erst nach und nach gelangte ich dazu, meinen Freundinnen den Zusammenhang unseres merkwürdigen Wiederfindens zu erklären, freilich nur in abgerissenen Worten und mit Ausrufungen des Staunens untermischt, denn zu einer ruhigen Darstellung des Vergangenen und Gegenwärtigen kam es am ersten Abend nicht; wir betrachteten uns nur gegenseitig mit allen möglichen Zeichen der Rührung und Freude, drückten uns wiederholt die Hände und konnten nicht genug den Zufall oder die Vorsehung preisen, die uns dieses unverhoffte Glück bereitet hatte.

Und eben so wenig, wie ich weiß, was wir in den rasch vorübergehenden Stunden dieses Abends sprachen, so wenig weiß ich auch, wann ich nach Hause ging; doch war es schon sehr spät in der Nacht, und als ich in meinem Gasthofs angekommen, war es für mich noch lange nicht Schlafenszeit, denn ich schritt in der tiefsten Bewegung und mit Gott und mir zu Rathe gehend, im Zimmer auf und nieder. Erst als der Morgen in mein Fenster hereinleuchtete, legte ich mich auf das Bett, um dennoch weder Schlaf noch Ruhe zu finden.

Am nächsten Tage aber war mir schon in aller Frühe ein neuer Besuch gestattet. Als ich in das Zimmer trat,

in welchem am Abend vorher unsere Begegnung stattgefunden hatte, fand ich nur Grete vor, Grete, in einem rauschenden seidenen Kleide, ihre Augen leuchtend wie die einer Löwin, die ihr geliebtes und verlorenes Junge wieder gefunden hat und nicht die Zeit erwarten kann, um es immer wieder von Neuem zu liebkosen und zu hätscheln. Und wie sah unsere gute Grete sonst aus? Ernst Goy wenigstens würde entzückt gewesen sein, sie so herrlich und kräftig, frisch und fröhlich wiederzusehen, denn ihre kernige Gesundheit und ihr heiterer Sinn hatten ihr einen großen Theil der Jugend bewahrt, den Frauen in ihrem Alter gewöhnlich schon zu verlieren anfangen, nur an Leibesfülle, obgleich dieselbe ihr nie gefehlt, hatte sie sichtbar noch mehr zugenommen, sonst jedoch waren ihre frischen Farben, ihr herzliches Lächeln, ihre raschen und beinahe heftigen Bewegungen dieselben geblieben.

»Du triffst mich allein, mein lieber, kleiner, theurer Fritz,« sagte sie. »Das liebe Kind, die Sidi, kann mit ihrer Toilette heute kaum zu Stande kommen, sie will so schön wie möglich aussehen, um in den Augen ihres alten Freundes nichts verloren zu haben.«

»O, sie sieht immer schön, immer reizend aus; aber um's Himmels willen, Grete, sage mir, warum nennst auch Du sie Sidi?«

»Mein Gott, mein Gott, Du liebes Kind, wo hast Du die Ohren gehabt? Das hat sie Dir ja selbst gestern schon drei Mal erzählt.«

»Erzähle es mir um vierten Mal, damit ich es nicht wieder vergesse – sieh, mein Kopf schwirrt von Allem, was ich höre und sehe.«

»Ich danke freundlich für die gute Meinung. Aber was ist denn Merkwürdiges daran? Sidi ist ganz einfach ihr Name, wie Christel, denn sie ist Christine Sidonie getauft. In Italien nun hat man sie so genannt, weil sich da alle Namen auf i endigen; und als wir nach Wien kamen, fanden wir sie so angemeldet, und weil sie ihren wahren Namen van Hees nicht in den Blättern und auf den Zetteln führen will, so läßt sie sich jetzt allgemein so nennen. Und wie, ist es nicht ein ganz passender Name für dieses sanfte, süße Geschöpf? Ich wenigstens finde ihn so hübsch und wohlklingend, daß ich sie selbst so nenne.«

»Also so hängt es zusammen! Ach, dieser Name ist gewiß an unserer langen Trennung schuld, wie konnten ich und Ernst Goy das wissen?«

»Ernst Goy? Was ging den die kleine Sidi an?«

»Wie? Konnten wir Dich denn nicht auch bei ihr vermuthen? Und Du warst ja stets seine Flamme, Du weißt es ja – sieh' wie roth Du plötzlich wirst –«

»O, o, schweig mir von ihm!« rief sie und hielt sich die Hände vor das ehrliche Gesicht, dessen Blut aus allen Poren springen zu wollen schien. »Er kennt mich jetzt gewiß nicht mehr, denn ich bin alt und häßlich geworden, und er wird längst eine Andere in seinem flüchtigen Herzen aufgenommen haben.«

»Nein, meine gute Grete, Du verläumdest Dich mit diesen Worten selbst und Deinen so ehrlichen und getreuen Freund. Du bist nicht häßlich, durchaus nicht, selbst mir gefällst Du noch eben so gut, wie vor zehn Jahren; und was Deine runde und volle Figur anbelangt, so wisse, auch unser guter Freund hat einen ähnlichen Umfang erreicht.«

»Wirklich? Es wäre so? Ei, wie hübsch!« Und sie lachte mich so übergücklich und schelmisch an, daß ich zum ersten Mal nach so langer Zeit ihr wahres Gesicht wieder zu sehen glaubte. »Und höre,« fuhr sie fort, »sage mir die ganze Wahrheit – ist er wirklich nicht verheirathet?«

»Nein, Grete, er wartet auf Dich, wie ich auf –«

Da ging die Thür auf und meine theure Christel stand in strahlendster, duftigster Morgenfrische vor mir. Ich war wie geblendet von dieser lieblichen Erscheinung, so daß ich unwillkürlich in die Worte ausbrach: »Christel – was sehe ich! – Du bist eine große Schönheit geworden!«

Aber schon hatte sie mir ihre weiche Hand auf den Mund gedrückt und zog mich neben sich nieder auf das schwellende Sopha.

»Lobe mich nicht, ich bitte Dich, mein lieber, lieber Freund, lobe Du mich am wenigsten. Das muß ich so oft hören, alle lügenhaften Blätter sagen es, so daß es mir am Ende selbst zuwider geworden ist. – Ach, mein Freund, ja, jetzt sehe ich Dich wieder, ganz wie damals, Du bist derselbe und doch sehr, sehr verändert. Deine treuen Augen, Dein freundliches Lächeln, Deine mir so lieben Züge sind alle die alten, aber Dein ganzes Wesen ist dennoch

so ganz, ganz anders, denn Du bist männlicher, fester, ruhiger und doch –«

»Nun was – sage es dreist –«

»Mit einem Wort, Du bist ein vornehmer Mann geworden –«

»O – und weiter nichts?«

»Was weiter? Du bist ja immer noch mein kleiner guter Fritz, obgleich Du einen solchen – sieh, ich zupfe Dich daran – einen solchen Backenbart bekommen hast.«

Ich ergriff die rosigen Finger, die mich zausten, und küßte sie herzlich. »Aelter bin ich geworden, willst Du sagen, das ist das Ganze.«

»Sprich nicht von unserem Alter, mein Freund, denn sieh, ich bin ja mit Dir zugleich im Leben vorgeschritten. Der Zeit nach, die wir mit einander verlebt, sind wir aber immer noch sehr jung, und ich glaube, um aufrichtig zu sprechen, wir können beide mit unserem Aussehen zufrieden sein. Nun aber laß alle Redensarten darüber fallen und erzähle mir zunächst Deine Geschichte.«

»Nein – halt!« rief Grete. »Ich muß erst die Chokolade besorgen – und seine Geschichte muß ich auch hören.«

»So erzähle Du die Deine zuerst, liebe Christel, denn die kennt Grete und sie braucht nicht dabei zu sein.«

»Ach, meine Geschichte, mein lieber, lieber Freund, ist kurz und sehr bald erzählt. Also 1811 – wohl weiß ich das Jahr, denn ich habe es mir tausendmal vorgezählt, sahen wir uns zum letzten Mal in Potsdam. Weißt Du es noch? Denkst Du noch an unseren Spaziergang über die lange Brücke, die über die schöne blaue Havel führt, auf

der wir beide seufzten? Nun ja freilich, da schied ich mit großen Schmerzen von Dir. Wir kamen nach Prag, wo ich Unterricht nahm. Leider starb daselbst, das weißt Du, zwei Jahre später mein guter Pflegevater. Ich wurde ein Mitglied derselben achtbaren Familie, bei der ich auch hier wohne – denn sie ist nach Berlin gezogen – sie war immer eine Künstlerfamilie und hatte mich lieb gewonnen. Mit ihr ging ich 1816 nach Wien, wo wir nur kurze Zeit blieben, und dann nach Italien, wo ich vier Jahre mit ihr verlebte.«

»Und sangst Du da auf dem Theater?«

»Nie, mein Freund, nie; keine Gewalt hätte mich dazu vermocht – ich war traurig und hatte ganz andere Gedanken im Kopfe. Ich trieb die Musik nur zu meiner und einiger wenigen Freunde Lust, denn ich bedurfte nicht der Unterstützung der Welt, da ich im Jahre 1814 die Erbin meines Pflegevaters wurde, nachdem seine beiden Söhne in Frankreich gefallen waren.«

»Wie? Und woher erfuhr man denn Deinen Aufenthaltsort?«

»Der Advokat des Herrn van Hees in Amsterdam wußte ihn immer; bei ihm war auch sein Testament niedergelegt, welches mich zur einzigen Erbin bestimmte, wenn seine Söhne ohne Nachkommen sterben sollten.«

»Der gute, alte, vorsichtige Mann!«

»Ja wohl gut und vorsichtig, ach! er war mehr als ein Vater gegen mich!«

»Gegen uns Alle, liebe Christel – vergiß mich nicht bei der Erinnerung an ihn – ich habe ihm ja so viel zu danken!«

»Freilich! Und wie oft hat er von Dir gesprochen was hat er nicht Alles von Dir gehofft!«

»Was denn gehofft?«

»O – laß mich fortfahren und sieh mich nicht so wunderbar fragend an – da kam ich also vor zwei Jahren wieder nach Wien. Hier traf ich Weber abermals, den herrlichen, vortrefflichen Meister. Er überredete mich mit endlosen Bitten, vor mehreren Fürsten zu singen, und ich sang, weil ich ihm den Gefallen thun wollte, seine schöne Musik von fremden Ohren vernehmen zu lassen. Und so trieb er mich durch seine Bitten nach und nach zu immer größerer Oeffentlichkeit, bis er mich endlich bewog, hier in Berlin seine Agathe zu singen. Da hast Du meine ganze kleine Geschichte, und nun bitte ich mir die Deine aus!«

»Nein, noch lange nicht, Grete ist ja noch nicht wieder da. Du bist also keine wirkliche Sängerin von Profession, wie man sagt?«

»Wie meinst Du das?«

»Du hast Dich nicht für's ganze Leben der Kunst geweiht?«

Sie lächelte, faßte meine Hand und drückte sie zwischen den ihrigen. »Doch, mein Lieber, gewiß, der Kunst habe ich mich für immer geweiht – o, warum so ernst – habe ich Dir weh gethan?«

»Nein, nein, aber –«

»Ob ich mich der Bühne geweiht habe, meinst Du? – Ja, sieh – das weiß ich selbst noch nicht – das hängt von Umständen ab, die –«

»Hier ist die Chokolade, Kinder!« rief Grete, glühend vor Freude und Eifer, und brachte sie selbst herein, damit Niemand unser trauliches Beisammensein störe, selbst nicht die vertraute Dienerin, die sie schon seit Jahren auf ihren Reisen begleitete. »Nun, Ihr seid ja so still? Wie weit seid Ihr in Eurer Geschichte gekommen? – Aber so sprecht doch, ich will jetzt auch etwas hören. Aha, Ihr wollt erst trinken und essen, das ist recht; wir Frauen wenigstens sind beide hungrig, denn wir haben gestern Abend vor Freude unser Abendbrot im Stich gelassen.«

Und wir folgten ihrer freundlichen Einladung und aßen und tranken; dann aber fing ich meine Geschichte zu erzählen an, die der Leser eben so gut kennt, wie ich.

»Wie?« unterbrach mich Sidi gleich im Anfange, »und Du hast nie einen Brief von mir empfangen?«

»Nur einen einzigen, den nach des Pflegevaters Tode, und selbst den erst im Jahre 1816, während er schon 1813 geschrieben war. Sonst keinen. Es ist mir aber sehr erklärlich, daß sie verloren gingen, denn anfangs hatten wir Krieg und dann wechselte ich stets den Wohnort.«

»Und wo wohnst Du jetzt? Denn gestern sagtest Du mir schon, daß Du nur auf einer Reise in Berlin wärest.«

»Das ist für eine Weile noch mein Geheimniß. Höre mich ruhig an.« Als ich aber in meinem Berichte zu den Zwillingbrüdern kam, war meine Freundin auf das

Höchste erstaunt. Sie kannte sie zwar nicht persönlich, denn die Söhne des Majors van Hees waren von zartester Jugend an in einer Erziehungsanstalt gewesen, dennoch aber nahm sie den innigsten Antheil an ihrem frühen Tode.

Als ich des Herzog's Erwähnung thun mußte, nannte ich seinen Namen nicht, denn ich wollte jetzt noch nicht das Gespräch auf den eigentlichen Zweck meiner Reise bringen, den ich zum Theil schon fast ganz aus den Augen verloren hatte. Auch über meine langen Nachforschungen nach ihrer Person war sie höchst überrascht; während ich in Prag und Wien nach ihr suchte, war sie schon über die Alpen gegangen. Ich verschwieg ihr auch nicht meinen tiefen und jahrelangen Kummer, da sie so lange Jahre meinen Blicken entschwunden blieb, und ich fand den süßesten Lohn dafür in ihren thränenden Augen und ihren mich wiederholt liebkosenden Händen.

Endlich war ich fertig und beide Frauen saßen mir stumm gegenüber, die merkwürdigen Ereignisse bedenkend, denen mein Leben von frühester Jugend an zur Beute geworden war.

»Und warum kamst Du vorgestern nach Berlin?« fragte endlich Sidi.

»Das ist eine ernste Sache, meine schöne Freundin, eine sehr ernste. Zunächst wollte ich den berühmten Devrient zu einigen Gastrollen für meinen Herzog gewinnen. Und das ist mir gestern vollkommen gelungen.«

»Und dann?«

»Dann – dann habe ich noch ein anderes sehr wichtiges Geschäft hier. Aber sage Du mir zuerst, warum Du nicht die vorher von Dir erwähnte Einladung des Herzog's nach *** angenommen, der Dir so viel Ehre, Gold und Auszeichnung geboten hat?«

Grete sah mich verstohlen und bedeutungsvoll an, als begriffe sie, was ich noch verbarg. Sidi hatte ihre Gedanken mehr auf andere Dinge als auf meine Frage gerichtet.

»Ach, mein Freund,« erwiderte sie, »nach Ehre und Auszeichnung geize ich eben so wenig, wie nach Gold. Ich brauche das Alles nicht. Geld habe ich überdies selbst genug. Sieh, ich liebe die Kunst sehr, fast so sehr, wie ich – wie ich – das Leben selbst und alle Güter darin liebe. Also darum brauche ich nicht nach *** zu gehen. Auch will ich nicht wie eine reisende Künstlerin alle Residenzen besuchen, um mich bewundern und anstaunen zu lassen, ich will nur dahin gehen, wohin es mir selbst zu gehen beliebt, wo ich Freude und Genuß am Leben habe. Ach! und das finde ich am wenigsten in Residenzen; denn ich liebe bei Weitem mehr die stillen, friedlichen, kleinen Städte, in denen man nicht gezwungen ist, nach dem Gefallen Anderer zu leben. Sodann aber hat man mir vor jenem Herzog besonders Furcht eingeflößt. Er soll ein stolzer, harter, gewalthätiger Mann sein, ohne Weib und Kind, also ohne das eigentliche Männerherz. Sein Hofstaat soll nur aus Soldaten und Aristokraten bestehen, für die die Künste immer nur ein kindisches Spielwerk sind. Diese Herren liebe ich aber ganz und gar nicht. Sie denken immer das Recht zu haben, uns arme Künstler, die

wir ihnen zur Unterhaltung etwas vorsingen, nur nach ihrer Weise, das heißt etwas täppisch, bewundern zu dürfen. Ich will von diesen sogenannten vornehmen, aber in der That recht gewöhnlichen Herren gar nicht bewundert sein. Denn sie bilden sich stets auf ihre sehr geistreiche Art ein, alle Künste und Künstler in der Welt seien einzig und allein da, um ihnen ihre langweiligen Stunden weniger langweilig vorüberfliegen zu lassen. Einen höheren Zweck derselben geben wenige von ihnen zu. Wie sie sich selbst für den Mittelpunkt des geselligen Lebens betrachten, so betrachten sie alle übrigen Menschen, und namentlich uns Künstler, als die einzelnen, kleinen, herumschwirrenden Punkte und Pünktchen in der großen Peripherie, die sich allein zu ihrer Belustigung in tausend abwechselnden Gestalten um ihre Axe dreht. Die Kunst und die Uebung der Künste an sich ist ihnen kein Beruf und veredelt die Menschen in ihren Augen durchaus nicht, im Gegentheil, sie glauben uns geschaffen als Wesen gemeinerer Art, die für sie in der Welt sind, wie z. B. das Wild zum Schießen und die Pferde zum Reiten. Nein, nein, diese Auffassung unseres Daseins liebe ich nicht, ich liebe aber die Kunst und ehre die Künstler, und darum will ich als Künstlerin auch geehrt sein.«

»Hierin hast Du auch Recht, und ich stimme Dir bei. Aber so arg ist es wohl nicht in der Welt, wie Dir die Aristokraten geschildert sind.«

»Ach, mein Freund, glaube mir, sie haben sich mir selbst am trefflichsten oder vielmehr am schlechtesten geschildert. Gerade wir können sie kennen lernen, wenn

wir sonst wollen; ich für meine Person aber sehe sie sehr gern – in großer Ferne. Frage einmal Weber, der hat auch Erfahrung darin.«

»Ich glaube Dir. Aber glaube auch mir, es giebt unter den Aristokraten auch vortreffliche, gebildete und liebenswerthe Menschen –«

»Das glaube ich Dir gern, Gott wird sie nicht alle böse und dumm erschaffen haben –«

»Und namentlich unter den Hofleuten des Herzog's von *** ist es so schlimm nicht. Allerdings hat er keinen großen Hof von Damen um sich, denn er ist unverheirathet, aber dafür umgeben ihn verständige Männer, die die Kunst in jeder Richtung zu würdigen wissen.«

»Kennst Du ihn und seine Umgebung denn so genau?«

»Gewiß kenne ich ihn, und jetzt erfahre denn mein Geheimniß. Ich bin sein Leibarzt und diesen Augenblick sein geheimer Abgesandter, der nur Deinetwegen hierher gekommen ist, um Dich seiner Bühne zuzuführen.«

Sidi öffnete ihre schönen blauen Augen weit und starrte mich mit unverhohlenem Erstaunen an.

»Ist es möglich,« rief sie, »Du bist sein Leibarzt?«

»Ja, und sogar der Geheimerath Dr. Stilling – und hier stehe ich, um Dich zu bitten, den Wunsch meines Herrn zu erfüllen und ein paar Mal vor ihm und seinem Hofe zu singen. Wirst Du auch mir diese Bitte abschlagen?«

Sidi lächelte, schlug die Hände zusammen und schaute mich liebevoll an. »Sieh, Grete,« sagte sie, »er ist Geheimerath, darum sieht er so vornehm aus – das ist also

die Veränderung an ihm – wir gratuliren, Herr Geheimerath!« Und herzlich lächelnd umarmte sie mich und Grete folgte ihrem Beispiele.

»Ich bitte aber um eine Antwort, mein Fräulein!«

»O, o, wie das aus Deinem Munde klingt! Laß uns die Alten sein, so, der Bund ist wieder hergestellt und nun meine Antwort. Du hast gar nicht nöthig, mich lange zu bitten, den Wunsch Deines Herrn zu erfüllen; wenn Du bei ihm bist, so gehe ich ganz von selbst und würde – um es Dir nur doch zu sagen – sogar gegangen sein, wenn Du mich auch nicht gerufen hättest, denn Deine Anwesenheit in ändert meine ganze Ansicht der Dinge. Ich will ihm sogar aus freien Stücken etwas singen, weil er Dich so ausgezeichnet hat –«

»– mich an Dich zu senden, nicht wahr?«

»O, wie Du auch häßlich sein kannst. Nein, nein, ich meine es ernstlich, sag' ihm das. Aber nur Deinetwegen komme ich, nicht seinetwegen –«

»Das ihm zu sagen, werde ich mich wohl hüten.«

»Sag ihm, was Du willst, ich komme jetzt gern, denn ich habe ja einen Freund an Dir unter der Menge und Du wirst ja wohl auch einige Freunde haben, die mir wohlwollen?«

»Und was für welche! Also abgemacht?«

»Vollständig abgemacht – hier meine Hand oder alle beide darauf. Solchem Gesandten schlage ich nichts ab. Wann aber soll ich kommen? Bis Weihnachten muß ich hier bleiben.«

»So komme zu Weihnachten – ich werde Dir selbst eine Wohnung einrichten.«

»O, wie freundlich Du bist – und bei wem werde ich wohnen?«

»Bei wem sonst, als bei mir, wenn Du nicht ein fremdes Haus vorziehst?«

»Bei Dir!« rief sie und eine sammetartige Blässe bedeckte plötzlich ihr sonst so rosiges Gesicht. »Bist Du denn verheirathet?«

»Verheirathet? Wie Du so böse fragen kannst! Würde ich Dir das nicht gleich gesagt haben, würde ich überhaupt je wieder vor Deine Augen getreten sein? O nein, meine Liebe, meine Mutter wohnt aber bei mir.«

»Deine Mutter – Deine blinde Mutter?«

»Sie selbst, und o! wie sehnt sie sich nach Deiner Stimme, Deinem Umgange und dem Glück, Dich an ihr Herz zu schließen –«

»Wie? Sie kennt mich ja nicht –«

»Doch – doch, bin ich nicht ihr Sohn? Habe ich nicht von Dir oft genug gesprochen –?«

»O mein Freund, mein theurer Freund! Du beschämst mich. Aber das ist ja eine ungeheure Ueberraschung,« rief sie, sprang auf und klatschte umherhüpfend in ihre reizenden Hände. »Deine Mutter ist da, Deine Mutter – o wie köstlich, wie köstlich! Nun komme ich noch einmal so gern – ja, hier hast Du mich, mich ganz, mit beiden Händen schlage ich ein. Ach, wäre es doch erst Weihnachten!«

»Die Zeit vergeht schnell, Christel, sie ist uns ja bis heute nicht einmal lang geworden –«

»Wie? Meinst Du das ernstlich?« Und sie sah Grete an und lächelte, indem eine Thräne über ihre Wange rann, die sie mir aber rasch verbarg, indem sie mir warm die Hand drückte.

»Und Du hast also ein Haus, worin Du mich aufnehmen kannst?«

»Dich und Grete und Deine Dienerin – denn ich wohne in einem großen Hause bei meinem alten Freunde Lehmann, der eine allerliebste Frau und zwei reizende Kinderchen hat. Sie ist fast so hübsch wie Du –«

»O, Du bist ein Lügner –«

»Und,« fuhr ich fort und warf Grete einen verstohlenen Blick zu, »dann ist noch Einer bei mir, der sich Ernst Goy nennt und der für sich allein ein kleines freundliches Haus bewohnt –«

»Was! Er ist auch da?« rief Christel und blickte ebenfalls die gute Grete an, die mit offenem Munde meiner neuesten Mittheilung lauschte.

»Ja, er ist auch da – ihm aber spiele ich einen Streich, ihm allein sage ich nicht, daß ich Euch gefunden habe, bis er Euch sieht –«

»Vortrefflich, vortrefflich! Grete! höre –«

Aber Grete war schon zum Zimmer hinaus gesprungen, die Röthe ihrer Wangen, und mit ihr die freudigen Gefühle zu verbergen, womit meine Erzählung sie überschüttet hatte.

IV. MEINE ZWEITE DIPLOMATISCHE SENDUNG.

Die wenigen Tage, die ich bei meinen unerwartet wiedergefundenen Jugendfreundinnen verlebte, flossen in raschem Strome dahin; wir waren fast immer bei einander und genossen in langen Zügen das lange entbehrte Glück, das größte, welches Menschen, die sich lieben, genießen können, sich zu jeder Stunde des Tages zu sehen, mit einander traulich zu verkehren und die Vergangenheit mit allen ihren Kämpfen und Freuden noch einmal in der Erinnerung zu durchleben.

Ich hörte Sidi auch noch einmal die Agathe singen, aber mit mehr Ruhe und Aufmerksamkeit als das erste Mal. Diesmal aber irrte ich mich nicht, wenn ich annahm, sie richte ihre Worte in jener schönen Arie an mich, denn sie wandte in der That nur nach mir ihr Auge, als sie von ihrem Freunde sang, weil sie genau wußte, wo ich saß, da ich in ihrer eigenen Loge meinen Platz genommen hatte.

Doch, die Zeit des Scheidens kam rasch heran. Noch einmal nahmen wir von einander Abschied, in der Hoffnung aber, uns nach dem nächsten Zusammentreffen nicht sobald wieder aus den Augen zu verlieren.

Von Christel's und Gretens besten Wünschen begleitet, flog ich von ihrer eigenen Thür aus mit Kourierpferden in meine Heimat zurück. –

War ich ganz glücklich auf dieser Reise? Ich weiß es nicht. Die menschliche Schwäche, ein Anflug krankhafter Einbildung, die uns bei so vielen unserer Unternehmungen verzweifeln läßt, wo wir gerade hoffen sollten, war auch hier meine Begleiterin. Wohl hatte ich sie, die aller meiner sehnsuchtsvollen Herzenswünsche Brennpunkt war, wiedergefunden – aber – hatte ich sie wiedergewonnen, um sie für mich allein auch ewig zu behalten? Noch lange nicht. Noch verfolgte sie ihren eigenen Weg, und der führte sie weit von dem meinigen entfernt, in eine ganz andere Lebensrichtung. Durfte ich sie ihrem erhabenen Ziele abwendig machen? Durfte ich mit meinem kleinen Trabantenlauf ihre große Kometenbahn durchkreuzen? Ach! dieser Gedanke verbitterte mir alle meine in diesem Augenblicke so süßen Gefühle, und voll von diesen trüben Gedanken kam ich zu Hause an. Gegen Niemand, selbst gegen meine Mutter nicht, sprach ich von dem glücklichen Erfolg meiner Reise, ehe der Herzog selber ihn wußte.

Aber kaum auf meinem stillen Zimmer angelangt, vernahm ich wunderbare und unvorhergesehene Dinge. Während meiner zwölfwägigen Abwesenheit hatte sich Vieles ereignet, was mich neuerdings betrüben und erschüttern sollte; große Veränderungen waren vorgefallen; das ganze Land, die ruhigsten, besonnensten Bewohner nicht ausgeschlossen, befand sich in unverkennbarer und trauriger Aufregung.

Schon lange vor meiner Abreise nämlich hatte man in allen Kreisen der Hauptstadt im Geheimen davon geflüstert, wie ich früher schon angedeutet, daß in den höchsten Regionen unserer Regierung nicht Alles so sei, wie es sein müsse. Personen sollten sich des fürstlichen Ohres und Herzens bemächtigt haben, die man eben so wenig genügend geprüft hatte, wie man ihnen Gutes und Rechtliches zutraute, Personen, denen man ganz andere Beweggründe ihres Handelns und Wirkens zuschrieb, als sie im Allgemeinen blicken ließen. Man sprach sogar noch deutlicher und sagte: der katholische Bischof, ein zwar sehr kluger und umsichtiger, aber dafür auch um so fanatischerer, für die kirchliche Oberhoheit leidenschaftlich begeisterter Mann, dabei listig, ränkesüchtig, ehrgeizig und rücksichtslos, bedränge den Fürsten mit Neuerungen bedenklicher Art und habe ihm Personen zum näheren Umgang empfohlen, die, der katholischen Religion angehörig, mehr Kreaturen seiner herrschsüchtigen Pläne seien, als für das Wohl des Landes wünschenswerthe Räte und ein wohlthätiger Umgang für den von religiösen Netzen umstrickten Herzog. Dieser Bischof war ein Landeskind, obgleich von ziemlich unbedeutendem Herkommen, jene dem Herzog untergeschobenen Günstlinge aber nicht; kein Mensch wußte, woher sie ihren Ursprung leiteten, wer sie wären und also noch weniger, ob sie die bedeutungsvolle Gunst des gemäßbrauchten Herzog's und das Vertrauen seiner Unterthanen verdienten. Allmählig und langsam, aber fest und unbeirrt in seinen Entwürfen vorschreitend, hatte der Bischof dem Herzog

jene Männer immer näher gebracht. Beide waren ihm, schon vor meiner Reise, erst im Geheimen, dann öffentlich zugeführt, und beide hatten, kräftig und gewandt ihrem Leitstern gehorchend, ihre düstere Thätigkeit begonnen und sich bereits dem Landesfürsten unentbehrlich zu machen gewußt. Endlich waren sie als Rätthe im Ministerium angestellt worden und hatten dadurch natürlich den einheimischen Beamten ein großes Aergerniß bereitet.

Alle diese Vorspiele einer ernsteren und tiefer dringenden Handlungsweise bewegten damals jedoch nur in engeren, und eigentlich nur in den sogenannten Hofkreisen, die Gemüther der Beobachtenden. Schnell aber wuchs die Betrübniß derselben, denn jene beiden Männer, die kein Mensch als der Bischof allein kannte und empfahl, nahmen eine Stellung nach der anderen in Beschlag und verdrängten allmählig ganz die alten Rathgeber des Herzog's. Sie wurden wirkliche Rätthe und erlangten damit die vollständigste Gewalt über den Regenten, der leider allzu leicht zu leiten war, wenn er sein Vertrauen einmal verschenkt hatte.

Kurz vor meiner Abreise hatten ernstliche und folgenreiche Debatten im Schooße der Regierung stattgefunden. Die bisherigen Minister und einige alte bewährte Hofleute, die Hauptführer der freisinnigeren Partei, hatten sich zu einer engeren Verbindung fest zusammengeschlossen, um den immer deutlicher hervortretenden Bestrebungen jener im Dunkeln schleichenden Männer

mit vollerer Gewalt entgegenzuarbeiten. Während meiner Abwesenheit nun war der unter der Asche glimmende Funke in helle Flamme ausgebrochen, die widerstrebenden Meinungen waren an einander gerathen und hatten sich im Kabinete des Fürsten Schlachten geliefert. Der Herzog, übermüdet von dem langen Hin- und Herdrängen, und zugleich betroffen von dem Mißtrauen, welches man in seine schwankende Handlungsweise setzte, hatte einen Gewaltstreich ausgeführt, indem er zwei seiner alten Minister von der Regierung entfernte und jene beiden katholischen Rätthe an ihre Stelle setzte.

Da war denn die lange und verborgene Gährung am Hofe und im Lande zu offener und allgemeiner Unzufriedenheit emporgequollen. Der Hof war wie verödet. Viele Edelleute hatten sich ganz davon zurückgezogen und lebten grollend auf ihren nahegelegenen Gütern, oder sie hatten Reisen in's Ausland angetreten, den Ausgang des unerquicklichen Kampfes in der Ferne abwartend. Nur die Militairs, dem Herzog mit Leib und Seele ergeben und seiner Fahne selbst unter dem siegreich aufgepflanzten Krummstabe eines hierarchischen Priesters folgend, waren pflichtgetreu in seiner Nähe geblieben; sie geberdeten sich, als ob sie die ministerielle Revolution nichts angehe, obwohl auch sie in ihrem Innern von dem allgemeinen Unwillen herbe ergriffen waren.

So war die Lage der Dinge, als ich wieder in der Residenz eintraf. Mein Freund Lehmann vertraute mir sogleich das ganze Verhältniß an und sprach laut und unverholen seine patriotischen Befürchtungen aus. »Geh'

hin,« sagte er, »Du wirst Vieles verändert und Manches ganz umgestoßen finden, Du kennst den Hof und den Herzog nicht mehr. Ich bin selbst Katholik, aber das hindert mich nicht, einzusehen, daß der Fürst eines protestantischen Landes seinem treuen Volke nicht bieten darf, was unser Herzog dem seinigen geboten hat. Dennoch bedauere ich ihn, denn ich glaube, er ist nur irre geleitet; aber das schrankenlose Toben und Schreien des öffentlichen Unwillens kann kein sich fühlender Fürst ertragen, und nun hat er sich aufgerichtet wie ein drohender Autokrat, der Alles kann, was er will und der schnaubt und wüthet, da er sich selber angeschnaubt und angewüthet sieht!«

Voller Bedauern über das unerwartet Vernommene bereitete ich mich sogleich vor, zum Herzog zu gehen. Ich begab mich auf's Schloß. In dem großen Vorsaal der herzoglichen Wohnung fand ich nur seine Adjutanten, darunter den jüngeren Noringen, so wie einige Stabsoffiziere von meiner Bekanntschaft, die stillschweigend und ernstesten Angesichts der Befehle ihres Gebieters harrten. Alle, mehr oder weniger mir zugethan, begrüßten mich herzlich, schüttelten mir die Hand und verlangten zu wissen, wo ich gewesen sei und was ich ausgeführt habe.

Ich lächelte. Das war in diesem Zimmer jetzt eine Seltenheit.

»Noch ist es ein Geheimniß, meine Herren,« sagte ich, »aber Sie werden es bald, vielleicht noch heute erfahren.«

»Wie, Doktor! Sie sind doch nicht auch etwa für eine gewisse Partei thätig gewesen?« Und dabei legte der

Sprechende den Finger auf den Mund und deutete auf des Herzog's Gemach.

»Meine Herren, ich kenne keine Partei. Ich bin allein für das Wohl des Ganzen. Sie wissen es ja. Also besorgen Sie nichts Derartiges von mir. Was ich gethan – ist zwar für das allgemeine Beste von fast keinem Belang – aber es kann es ein Jeder wissen und es wird sogar der ganzen Stadt offenbar werden, nur muß der Herzog selber die Veröffentlichung gestatten.«

»Ah – also betrifft es doch die ganze Stadt – es ist also wirklich ein Geheimniß? So viel aber können Sie uns wenigstens sagen, ob es etwas Gutes und Angenehmes ist, denn danach haben wir ein großes Bedürfniß.«

»Ja, es ist etwas Gutes, Schönes sogar und Angenehmes – ich habe Ihnen Allen eine Freude und einen Genuß bereitet.«

Man war sehr neugierig und gespannt, diese kaum möglich gehaltene Freude näher kennen zu lernen und verlor sich in Vermuthungen, die weit entfernt waren, der wirklichen Thatsache auf die Spur zu kommen, denn alle Gemüther waren zur Zeit einzig und allein auf den Stand der Politik gerichtet. Da ging die Thür des Herzog's auf und heraus trat ein Mann mit triumphirender Miene, der sich mit seinem graubleichen Gesicht etwas stark hohl lächelnd rings umschaute und unter seinem Arm ein

Portefeuille trug, wie ein Kind sein Spielwerk, einen Kasten mit Häusern und Figuren trägt, glaubend, mit diesem Arm das ganze Weltall zu umspannen. Mir fiel diese kalte, höhrende und ziemlich ungewöhnliche Physiognomie aus, namentlich sein großer fletschender Mund mit den sinnlichen Lippen, seine massiven Kinnladen und sein kecker, herausfordernder Schritt. Dabei war seine Figur hager, starkknochig und ziemlich fleischlos, ein übles Zeichen für den Menschenkenner, der die vollen Leiber den zusammengetrockneten vorzieht, wie man von Saft strotzende Früchte lieber genießt, als verschrumpfte. Wir alle schauten dieser rasch durch das Zimmer huschenden und eine vornehme Verbeugung versuchenden Gestalt nach, bis sie verschwunden war. Beinahe hatten wir die Empfindung, als wir ihr nachblickten, als ob sie einen moralischen Schwefelgeruch hinter sich lasse.

Wo in aller Welt hast Du dieses Gesicht gesehen? fragte ich mich und suchte in dem Schatze meiner Erinnerungen nach; denn daß mir dieses Gesicht, diese Gestalt schon einmal in den Weg getreten war, kam mir ziemlich zweifellos vor.

Da öffnete sich die Thür des Herzog's abermals und er selbst blickte finster und mürrisch, wie ein unzufriedener Titane, heraus. Sein Antlitz war faltig, bleich und sein Haar schien in der kurzen Zeit meiner Abwesenheit an Fülle verloren und an lichterer Farbe zugenommen zu haben. Da fiel sein unstät irrendes Auge auf mich, die einzige nicht militairische Gestalt im Vorzimmer, und augenblicklich verklärte sich seine Miene zu einem mir etwas

absichtlich scheinenden Lächeln. Gleich darauf winkte er mit der Hand, was so viel hieß, als: treten Sie näher! Sogleich überschritt ich seine Schwelle und stand nach der gewöhnlichen Verbeugung aufmerksam und schweigend vor ihm.

»Nu,« sagte er, mich näher an sich heran und von der Thür fort winkend, »da sind Sie ja wieder. Was haben Sie ausgerichtet? Ich bin neugierig.«

»Alles, gnädigster Herr, was Sie wünschten. Devrient kommt und die Sängerin auch.«

»Was? Sie kommt?«

«Ja, sie kommt und noch dazu gern. Ich habe ein merkwürdiges Glück gehabt« – und nun erzählte ich ihm, was ihm vor der Hand zu wissen nothwendig war.

»Sie Glückskind! Ihnen gelingt Alles. Sie scheinen mit den Göttern im Bunde zu stehen. Ach!« – und er faßte sich seufzend an die Stirn. »Aber wie – erzählen Sie mir – Sie zerstreuen mich – ist sie wirklich so schön und singt sie so gut, wie man sagt?«

»Alle Schilderungen von ihr, Durchlaucht, bleiben weit hinter der Wirklichkeit zurück. Sie ist schön wie das Morgenroth, heiter wie der junge Tag, und dabei singt sie wie die Sphären des Himmels, zu denen sie zu gehören scheint.«

»Nun ja, da haben wir's. Sie haben sich in sie verliebt, Doktor! Das wird eine schöne Komödie gehen. Sieh, wie Sie schon roth werden – o Sie Unschuld! Wie glücklich sind Sie noch! Aber hören Sie, lassen Sie sich nicht von

meinen Offizieren todtzuschlagen, es giebt tüchtige Klingen darunter –«

»Ich fürchte mich nicht im Geringsten vor ihnen – meine Klingen sind besser und schärfer als die ihrigen –«

»Haha! Ich danke für beide. Und sie ist eine Italienerin?«

»Gott bewahre! So wenig wie ich ein Franzose.«

»Was ist sie denn, sie hat doch einen italienischen Namen?«

»Das ist wohl wahr, aber dieser Name hat uns Alle irre geführt. Sie ist eine Deutsche, in Holland erzogen, in Prag ausgebildet und hat dann in Italien den letzten Firniß erhalten, wo man ihr auch nach ihrem Vornamen Sidoronie den Namen Sidi beigelegt.«

»Also so hängt es zusammen! Und was will sie haben?«

Ich lächelte und schwieg.

»Aha! Ich sehe schon, sie wird mir theuer zu stehen kommen – nun, nur heraus damit, ich will nicht böse sein.«

»Sie will nichts, nur zu ihrem eigenen Vergnügen will sie die Ehre haben, vor Ew. Durchlaucht zu singen.«

»Doktor! das ist eine Finte! O, scherzen Sie nicht mit mir, ich bin nicht in der Laune dazu – Ernst will ich haben, die Wahrheit will ich wissen – was verlangt sie?«

»In Wahrheit nichts, als was Sie ihr freiwillig zugestehen, nachdem Sie sie gehört. Doch um Ihnen Aufschluß darüber zu geben – ich habe in ihr unverhofft eine Jugendfreundin gefunden, die sich glücklich schätzt, mich

wieder zu sehen und die schon deshalb einer Einladung gern Folge leistet.«

»Ach, das ist das Ende vom Liede? Darum waren Sie ein so guter Botschafter – das muß ich gestehen! Fände ich doch immer solche Jugendfreunde für meine diplomatischen Verhandlungen! Aber, nichtsdestoweniger bin ich mit Ihnen zufrieden – sehr – ich danke Ihnen. Und Devrient?«

»Er kommt, wie ich sagte, ebenfalls, aber beide erst nach Ablauf ihres Kontrakts oder mit Beginn ihres Urlaubs, etwa um Weihnachten. Und er muß viel haben – Wein und Gold –«

»Gut, auch damit bin ich zufrieden, ich danke Ihnen doppelt. – Ach, Doktor, kommen Sie etwas näher zu mir – so – während Sie fort waren und sich vergnügten, haben wir hier Sturm gehabt. Wir leben in einer Klemme. Ich habe mich auf einen ruhigen Winter gefreut, jetzt besorge ich das Gegenteil. Der Frost, das Eis, die Glätte ist vor der Zeit gekommen – wir stehen Alle auf einem schlüpfrigen Boden. Sie haben es gewiß schon gehört – aha – ich sehe es Ihnen an, Ihr ehrliches Gesicht kann nichts verbergen, was in Ihrem Herzen ist. Ja, es ist leider wahr, das Land murrst, die Edelleute murren die Hofherren murren – und warum?« Er zögerte, es wurde ihm sichtbar schwer, fortzufahren.

»Nun, Durchlaucht, warum?«

»Weil – weil ich zwei Männer in meine Nähe genommen habe, die mir ausgezeichnete Dienste zu leisten versprechen. Ist das nicht *meine* Sache, Doktor? Sagen Sie selbst.«

»Nein, gnädigster Herr, nicht ganz! Auch das Land, das treue Volk, mit einem Wort, die zahlende Klasse hat ein großes und sehr natürliches Interesse an dieser Sache.«

»Wie? Auch, Sie? Hat man Sie gegen mich eingenommen?«

»Das kann kein Mensch auf der Welt. Ich folge hierin nur meiner eigenen Eingebung. Sie haben mir ja selbst, als ich die Ehre hatte, in Ihre Dienste zu treten, befohlen, wahr und offen gegen Sie zu sein – ich bin es mit jener Antwort vollständig gewesen.«

»Ha! Es ist gut – also auch Sie – ich werde es mir überlegen.« Und er griff wieder nach seiner Stirn, tief aufseufzend, so daß ich annahm, er empfinde große Schmerzen darin.

»Haben Ew. Durchlaucht Kopfschmerzen?« fragte ich theilnehmend.

»Kopfschmerzen? Wäre das ein Wunder? Selbst wenn er mir abfiel, würde ich nicht erstaunen – o, es ist viel in diesem Kopfe, was Sie, Doktor, nicht heilen können; aber – lassen Sie uns davon abbrechen; ich bin nicht darauf vorbereitet, mit Ihnen heute ein ernsthaftes Gespräch zu führen vielleicht bald – ein andermal – zu etwas Anderem, Doktor! Ich habe noch einen Auftrag für Sie, da Sie doch einmal ein geborner Diplomat zu sein scheinen. Weiß schon Jemand, was Sie in Berlin ausgeführt?«

»Nicht einmal, zu welchem Zwecke ich dahin gereis't; selbst meine Mutter weiß es nicht.«

»Ah, gut, daß Sie mich daran erinnern. Sie haben Ihre alte Mutter bei sich aufgenommen – eine blinde Frau – ich habe es gehört und mich darüber gefreut. Das ist hübsch von Ihnen. Aber Ihr Hausstand hat sich dadurch vermehrt, ich werde Ihnen eine Gehaltserhöhung müssen zukommen lassen –«

»Sie sind zu gnädig, Durchlaucht –«

»Still! Lassen Sie die Possen – keine Worte über Dinge, die sich von selbst verstehen – handeln Sie für mich allein durch Thaten. Ich habe da eine neue Unterhandlung für Sie, die Ihnen nicht so viel Zeit wegnimmt, wie die vorige. Wenn Ihnen auch die gelingt, dann meine ganze Anerkennung Ihrer Geschicklichkeit, ich werde Sie künftig allen Diplomaten als Muster vorstellen. Aber diese neue Aufgabe ist schwer, schwerer vielleicht als die in Berlin und hat einen noch größeren Werth für mich. Doch, am Ende finden Sie wieder einen Jugendfreund in Dem, an welchen der Auftrag gerichtet ist –«

Ich spannte die Ohren; er sprach diese Worte lächelnd und mit vielleicht natürlicher Zufälligkeit, und doch lag für mich eine Art unwillkürlicher Vorhersagung darin.

»Und welcher Auftrag ist es, womit Sie mich beehren wollen?«

»Hören Sie. Ich habe den Plan schon lange mit mir herumgetragen. Zwei und eine halbe Meile von hier, unmittelbar jenseits der Gränze des benachbarten Fürstentums, eine Viertelstunde von Brandstein entfernt – kennen Sie Brandstein?«

»Ich kenne es.«

»Woher?«

»Zuerst durch das Gerücht.«

»Aha! Ich dachte es wohl, und dann –«

»Sodann durch einen sonderbaren Zufall.«

»Welchen sonderbaren Zufall? Erzählen Sie mir, geschwind, das muß ich vorher wissen –«

»Auf einem Spazierritt in die Berge schon vor einigen Jahren traf ich einst eine junge Dame mit einem Kinde im Walde, welches von einem Felsen herabgestürzt war –«

»Und diese Dame?«

»War die junge Gräfin von Brandstein.«

»Weiter!«

»Ich trug das Kind, eine Pflegebefohlene der älteren Frau Gräfin, nach Hause und heilte seinen gebrochenen Schenkel.«

»So! Das ist merkwürdig. Hm! Sie haben mir aber nie etwas davon gesagt?«

»Ich hielt es nicht für bedeutend genug, auch kam die Rede nie darauf.«

»Sie sind ein Schlaukopf bei aller Ihrer Zurückhaltung und Bescheidenheit – Sie wissen und kennen Alles – durch Zufall – haha! Ihnen sind vielleicht noch ganz

andere Dinge bekannt – durch Zufall – aber wie gefällt Ihnen die Gräfin?«

»Vortrefflich!«

»Das glaube ich – ist sie noch schön?«

»Noch immer eine herrliche Erscheinung!«

»Auch das glaube ich – und ihre Tochter?«

»Sie ist ebenfalls sehr schön, obwohl nicht so sehr wie die Mutter.«

»Nein, bei Weitem nicht. Sie haben Recht, das ist auch meine Meinung. Sie ist meine Tochter – das wissen Sie doch?«

»Ja Durchlaucht, ich weiß es.«

»Sie wissen Alles, wie mir scheint. Ich sag's ja. Warum sehen Sie mich so streng an?«

»Streng? Ich habe keine Ahnung davon. Sie täuschen sich im Ausdruck meiner Mienen.«

»Finden Sie zwischen mir und Thekla große Aehnlichkeit?«

»Große Aehnlichkeit – ganz unverkennbar.«

»Sie hat aber außerdem etwas, was mir nicht gehört.«

Ich schwieg; denn obwohl eine leise Andeutung einer Frage in dem Tone dieser seiner letzten Bemerkung lag, so konnte sie auch eben so gut eine zufällig ausgestoßene Ausrufung sein, die keiner Erwiderung bedurfte. Daß sie nicht absichtlich und um mich auszuhorchen gesprochen war, belehrte mich die Fortsetzung des Gesprächs, denn er fügte sogleich, sich auffällig erhitzend, hinzu:

»Sie hat etwas in ihrem Wesen, sage ich, was selbst mir aufgefallen ist, so wenig wie ich sie gesehen. Sie gleicht

mir, ja – aber sie gleicht auch – einem Anderen, der – der mir – Böses gethan –«

»Böses? Sie haben doch nicht einen Verdacht –?«

»O, was das betrifft, nicht den geringsten – das weiß ich besser – aber das gehört nicht hierher – sie ist jetzt erwachsen, diese Tochter – man muß an einen Mann für sie denken –«

»Denken Sie nicht zuviel daran, Durchlaucht, dergleichen muß man Gott überlassen –«

»Ha! Ja, ja – Gott! Was muß man ihm nicht überlassen – o! Wir Menschen bürden ihm viel auf – aber Sie sprechen mit einem gewissen Nachhalt – wissen Sie vielleicht auch, da Sie Alles wissen, von irgend einer Neigung meiner Tochter?«

Der Augenblick schien mir günstig, ich wollte ihn nicht wieder entschlüpfen lassen – »Und wenn ich davon wüßte?« sagte ich.

»So sprechen Sie – ich will nicht böse sein, wenn es ein braver Edelmann ist – ein Dummkopf aber kriegt sie nicht –«

»Aber Ihr fürstliches Wort, Durchlaucht, daß meine vorzeitige Offenbarung seiner Gefühle nicht zu Ungunsten des jungen Mannes umschlägt –«

»Ich verspreche es – wer ist es?«

»Otto von Noringen – Ihr Adjutant!«

»Ha! Der Noringen! Das ist mir neu – aber ich habe nichts dagegen – verlieren Sie kein Wort darüber – ich will ihn überraschen –«

»Es ruht in meinem Herzen wie im Grabe – Hand allein vermag den Deckel zu lüften.«

»Doktor! Sie sind mein Freund – sind mir treu – ich fühle es, bei Gott! Fahren Sie so fort. Sie wirken Gutes, wo Sie können, und im Stillen, ganz unbemerkt, machen kein Geräusch damit, wie Andere – das ist eine Seltenheit, die ich zu schätzen weiß – doch nun zu meinem Auftrag endlich. Kurz gesagt, in der Nähe von Brandstein, auf dem Gebiete meines Nachbars, aber hart an der Gränze des meinen, liegt ein schönes, großes Gut mit einem alterthümlichen Schloß aus dem Mittelalter. Das habe mmer geliebt und hätte es gern das meinige genannt, auch wenn ich dadurch der Unterthan eines kleinen Fürsten geworden wäre. Am liebsten aber hätte ich das ganze Grundstück zu meinen Landen erworben, ist ein so hübscher Ausschnitt davon. Ich habe zu allen Zeiten große Summen dafür geboten, nie aber ist mir die Unterhandlung gelungen, jedesmal wurde mein Antrag abgelehnt. Da, schon vor einigen Monaten, nachdem ich lange nicht mehr daran gedacht, erfahre ich plötzlich, daß mein Nachbar, der alte Fürst, sich anders besonnen und – wie ein schlauer Fuchs – um mein Gebiet wahrscheinlich nicht zu vergrößern, vielleicht auch aus Bedürfniß oder Geldgier, dieses Grundstück an einen reichen und fremden Edelmann verkauft hat. Ich habe in der Stille nachfragen lassen und es hat sich bestätigt. Das hat mich sehr verdrossen. Ich möchte das Gut jedenfalls besitzen, denn ich will keinen unbekanntem Nachbar in so unmittelbarer Nähe von Brandstein haben. Wenn ich

auch getrennt und für ewig getrennt von der Gräfin lebe – sie war mein Weib, sich habe sie geliebt, ich muß sie also achten, und ich achte sie sehr – bei Gott! Nun, da haben Sie meinen Auftrag. Ich muß jenes Gut haben, um jeden Preis, auf jede Bedingung. Aber Niemand darf erfahren, daß ich es bin, der sich darum bewirbt. Gehen Sie also nach Brandstein – es ist wirklich vortrefflich, daß Sie schon da bekannt sind – erkundigen Sie sich unter der Hand nach dem fremden Kaufherrn, ob man vielleicht auf Brandstein seinen Namen, seine Herkunft weiß? Dann gehen Sie nach dem Gute selbst – es heißt Stromberg – und sehen Sie es sich an. Der jetzige Eigenthümer hat einen großen Bau ausgeführt, höre ich, und das Schloß fürstlich eingerichtet. Suchen Sie seine Bekanntschaft oder, wenn er nicht selbst da ist, die seines Bevollmächtigten, der darauf hausen soll, zu machen. Lauschen Sie ihm seine Meinung ab und wenn Sie eine Möglichkeit des Erfolges sehen, beginnen Sie mit ihm zu unterhandeln – forschen Sie, ob er das Gut mit Vortheil zu verkaufen geneigt ist –«

»Und wenn er dazu geneigt ist?«

»So kaufen Sie es für sich. Natürlich behalten Sie es nicht. Ich kaufe es wieder von Ihnen – mit Vortheil für Sie – haha! wir treten in einen Handel. Gelingt Ihnen auch das, dann wollen wir sehen, was ich für Sie thun kann – aber – verlieren Sie darüber kein Wort, verfahren Sie ganz wie mit der Berliner Angelegenheit – Sie verstehen mich.«

»Vollkommen. Ich werde mein Möglichstes thun, und ich glaube, daß eine große Summe, weit über den Werth hinaus, den Käufer willig machen wird. Die Sache scheint mir leichter, als die erste.«

»Versprechen Sie sich nicht zu viel. Dinge, die leicht aussehen, sind oft die schwersten. Ich verspreche mir selbst vorläufig nichts. Und nun sind wir für heute fertig, leben Sie wohl!«

»Noch ein Wort, Durchlaucht! Darf ich jetzt Jedermann mittheilen, daß die Sidi hierher kommt?«

»Ja, thun Sie es, das wird viele Gemüther beruhigen. Ein kleiner Blitzableiter verhütet oft die Gefahren eines großen Gewitters. Leben Sie wohl!«

Ich begab mich in das Vorzimmer zurück und fand die Offiziere von vorher noch darin versammelt.

Sie blickten mich verwundert und neugierig an, denn ich brachte einen rothen Kopf mit aus dem herzoglichen Zimmer, da mich die stattgefundenes Unterredung in mancherlei Hinsicht aufgeregt hatte.

»Doktor!« sagte einer der alten treuen Haudegen, »Sie haben eine sehr lange Audienz genossen und sich dabei angestrengt, man sieht es an Ihrem Gesicht – ist Seine Durchlaucht vielleicht unpäßlich?«

»Nein, mein Herr, ganz und gar nicht. Aber ich habe Ihnen eine Neuigkeit zu verkünden.«

Alle spitzten die Ohren und bildeten einen Kreis um mich, während ihre blitzenden Augen sich in mein Inneres zu graben schienen.

»Ich kann jetzt Ihre vorherige Frage beantworten, warum ich so lange fortgewesen und was ich in Berlin ausgerichtet habe.«

»In Berlin sind Sie gewesen? Das ist etwas Neues. Geschwind, geschwind, was haben Sie da gemacht?«

»Ich habe in des Herzog's Namen die große Sängerin, die Sidi, vermocht, hierher zu kommen. Sie wird in der neuen Oper, der Freischütz, singen, die der berühmte Weber wahrscheinlich selbst dirigiren wird.«

»O! Ah! Bah!« hörte ich Alle um mich herum ausrufen.

»Das ist eine gute Neuigkeit, Doktor, eine vortreffliche sogar. Der Herzog ist im Ganzen glücklich. Er hat dem Hof und der Stadt ein längst erwünschtes Glück verschafft. Sieh, sieh, wie schlau er ist; er streut ein mildes Beruhigungspulver auf die große schmerzende Wunde der Politik. Er lullt die aufgeregten Gemüther mit wohlklingender Musik ein. Ah, Sie sind ein Hexenmeister, wenn Sie dazu beigetragen haben, ein Golddoktor, ein wahrer, ächter Leibarzt –«

»Ein Seelenarzt, sagen Sie lieber, denn ich habe dem Leibe des Herzog's noch nicht einen einzigen Tropfen eingegeben. Und nun leben Sie wohl, meine Herren, und sorgen Sie für schnelle Verbreitung der angenehmen Neuigkeit. Guten Morgen!«

Unbesorgt um die schnelle Verbreitung, die wie ein Lauffeuer durch Stadt und Umgegend lief, ging ich nach Hause und verkündete auch dort die Ankunft der Sängerin. Mein alter Freund war mehr als entzückt, er war begeistert. Entflammt aber wurde er, als ich ihm mittheilte,

daß die große Künstlerin in meinem, das heißt, in seinem eigenen Hause wohnen würde. Er konnte sich von seiner Freude und seinem Erstaunen gar nicht erholen. Er arbeitete den ganzen Tag nicht, trank Mittags eine Flasche Champagner mit seinem Röschen und uns, und lief trillernd im ganzen Hause umher, im Geiste schon die Anordnungen vorbereitend, um die große Meisterin, die Königin des Tages, würdig zu empfangen und sein Haus für sie in einen vollkommenen Tempel der Kunst umzuwandeln.

Bei meiner Mutter aber leise eintretend und sie herzlich begrüßend, sagte ich: »Mütterchen, auch Dir muß ich eine Neuigkeit verkünden. Sidi, die große Sängerin aus Berlin, von der Lehmanns und alle Welt schon lange entzückt sind, kommt hierher, um uns etwas vorzusingen, und auch Du wirst sie hören. Darum bin ich in des Herzog's Namen in Berlin gewesen.«

»Wie glücklich Du bist, mein Sohn, von ihm so geehrt zu sein.«

»O, Du kennst noch nicht mein ganzes Glück – denn, rathe einmal, wer diese Sidi ist?«

»Wie soll ich das rathen, ich verstehe davon nichts.«

»Mutter, Mutter, höre mich an – diese Sidi ist keine Andere, als meine liebe, theure, längst gesuchte und bisher nirgends gefundene Christel van Hees.«

»Christel van Hees und eine Sängerin? O!«

»Ja, aber eine Sängerin, wie sie noch nicht dagewesen ist, so schön, so lieb, so gut, wie kein anderes Weib auf Erden. Du sollst über sie urtheilen, wenn Du sie sprechen

und singen hörst, Du verstehst es ja durch die Töne der menschlichen Brust in ihr Inneres zu dringen.«

»O, ich bin schon zufrieden, mein Sohn, wenn Du damit zufrieden bist. Gott gebe Dir Freude. Das ist mein Gebet gewesen, seitdem Du mir geschenkt worden bist.«

V. DAS GUT STROMBERG.

Es war einer der schönen und warmen Oktobertage, wie sie dieser Monat selten, dann aber in vollkommener Lieblichkeit bringt und uns die Lust, den Wald, die Flur noch einmal zu genießen auffordert, weil bald darauf der trübe November und der kältere Dezember folgt, deren schwer und düster athmende Winde die Erde zu einem festeren Schlummer vorzubereiten und ihre von Lebenssaft pochenden Adern in Grabesruhe einzuschläfern scheinen.

Unmittelbar nach Tische hatte ich meinen Schimmel bestiegen, der mich seit einigen Wochen nicht getragen hatte. Munter flog er mit mir durch die öden Felder dahin, kaum des Zügels, des Spornes gar nicht bedürftend, denn er kannte seinen Weg, dem schönen Brandstein entgegen. Mit so freier Brust, wie ich heute diesen Weg ritt, hatte ich ihn noch nie zurückgelegt. Ich hatte einen tüchtigen Fortschritt im Leben gemacht, seitdem ich das letzte Mal in den Bergen gewesen, einen Fortschritt, der unbedenklich von bleibender Bedeutung für mich war. Ich hatte ein menschliches Wesen wiedergefunden, welches ich beinahe schon für immer verloren gegeben hatte, dessen Besitz mir der Inbegriff aller menschlichen Glückseligkeit

auf Erden war, und von dessen Auffindung an sich also ein neuer Abschnitt meines Daseins mir eröffnet hatte. Außer diesem glückseligen Gefühl aber schwellte noch ein anderes meine Brust. Ich ritt heute zum ersten Male nicht heimlich diesen Weg, ich brauchte kein Späherauge mehr zu fürchten, wie früher so oft; das Geheiß meines Fürsten, dem ich nur ungern und mit wachsendem Widerstreben das Geheimniß von Brandstein verschwiegen, trieb mich selber hinaus, ich brauchte von jetzt an den Gefühlen der Freundschaft, die mich dahin zogen, nicht länger Zwang aufzulegen.

Die Gräfin war allein; Otto war heute nicht herausgekommen, was ich schon in der Stadt erfahren hatte, Thekla aber hielt sich bei den Kindern im Erziehungshause auf. Mit lächelndem Gesicht streckte mir die schöne Dame vom Hause die Hand entgegen und begrüßte mich freudig nach so langer Abwesenheit, denn eine vierzehntägige Trennung, nachdem wir uns sonst wenigstens zwei Mal in der Woche gesehen, schien uns etwas Ungewöhnliches zu sein.

»Da sind Sie wieder, mein theurer Freund,« rief sie mir schon von Weitem entgegen, »ich heiße Sie von ganzem Herzen willkommen! O – wo Sie auch gewesen sind und was Sie vollbracht haben – Ihrem Gesichte nach zu urtheilen, nach dem ich wie nach einem Wetterglase schaue, haben Sie keine unangenehme Reise gehabt. Darf man ein wenig seinem Geschlechte Ehre machen und neugierig sein – denn Sie sehen in der That aus, als wenn Sie etwas Gutes mit sich brächten?«

»Das bringe ich auch,« erwiderte ich freudig und küßte ihr lebhafter denn je die schöne Hand. »Ja, ich bringe Gutes, doppelt und dreifach sogar, und Sie – werden es diesmal nicht errathen.«

»Gilt es mir, oder vielmehr einem unserer Freunde?«

»Es gilt Ihnen, Thekla, Noringen und mir – also uns allen Vieren.«

»O! Sie machen mich mehr als neugierig – sehen Sie, ich erröthe, daß ich es selber fühle – was kann es Gutes für uns Alle auf einmal geben?«

»Hören Sie mich an gnädigste Frau! Ich muß mit meiner Reise beginnen, daher verzeihen Sie, daß ich auch mit meiner Person anfangen. Sie wissen, daß ich im Auftrage des Herzog's meinen Weg antrat. Mein Ziel war Berlin. Ich hatte ihm bei seinen politischen Sorgen Zerstreung angerathen, und so trug er mir auf, einige berühmte Schauspieler für seine Bühne zu gewinnen.«

»Das ist ein seltsamer Auftrag für einen Arzt.«

»Freilich wohl; aber er that es, weil er Vertrauen in mich setzte und sich von meinen Unternehmungen mehr versprach, als von denen Anderer. Und je unerfahrener ich in dieser Art von Geschäften war, um so mehr Glück und Erfolg errang ich. Ich gewann Die, die ich gewinnen wollte und hatte außerdem das größere Glück, Jemanden zu finden, den so plötzlich wiederzusehen ich am wenigsten erwartet hatte.«

»Nun – wäre es möglich! Fahren Sie fort!«

»Mit einem Wort – jubeln Sie mit mir – ich fand in Berlin meine theure Jugendfreundin Christel van Hees wieder.«

»Sie setzen mich in das freudigste Erstaunen, – weiter!«

»Ich fand sie in der berühmten Sängerin Sidi wieder, die die ganze Welt mit ihrem Rufe erfüllt.«

»Ah, sehen Sie, Ihre Rosenknospe entfaltet sich, habe ich es Ihnen nicht vorhergesagt?«

»Nicht so rasch, gnädigste Frau! Sie gehört mir darum nicht mehr als früher; sie ist eine Künstlerin geworden und ihre Bahn läuft weit von der meinigen entfernt.«

»Nun, Sie werden sie doch nicht wieder ihres Weges ziehen lassen?«

»Kann ich sie halten, wenn sie mich verlassen will?«

»Aber sie wird Sie nicht verlassen wollen – ihr Glück wird ihr lieber sein, als ihr Ruhm.«

»Das weiß ich nicht und wage es auch nicht zu hoffen – ich bin so kleinmüthig geworden, seitdem ich den Glanz und den Umfang ihrer Größe wahrgenommen.«

»Und wie? Liebt sie Sie denn noch – hat sie alle ihre guten und schönen Eigenschaften, die Sie mir so oft schildert, bewahrt?«

»Sie ist dieselbe geblieben, durch und durch, treu und rein und unschuldig wie der Hauch des Himmels.«

»Und Sie zweifeln an ihrer Zustimmung? O, Sie Kleinmüthiger! Wie wenig kennen Sie die Frauen! Wen ein edles Weib einmal liebt, liebt es für ewig. Und wenn sie

so ist, wie Ihr Herz sie mir dargestellt, so kann sie meiner Meinung nach nur Eins thun.«

»Und das wäre?«

»Die kleine stille Welt in Ihren Armen der großen rauschenden des Ruhmes und der Ehre vorziehen.«

»Ach! sprächen Sie wahr! Doch das ist nur das Eine, das Erste, das geht allein mich an. Hören Sie weiter, was darauf folgte. Ich kam zurück und theilte dem Herzog den guten Erfolg seiner Sendung mit. Er war darüber sehr erfreut, obgleich ich fand, daß die wachsenden Sorgen sein Haar gebleicht und sein wankendes Herz noch tiefer erschüttert hatten. Er ließ mich in einem gerührten Augenblick in sein Inneres schauen, und da sah ich wenig Erfreuliches. Ohne Zweifel wissen Sie von dem Ministerwechsel und der daraus hervorgegangenen Stimmung des Landes?«

»Leider, ja, mir ist Alles bekannt. Er wankt und schwankt ohne ehrliche Stütze und ist ein Spielwerk in eines Mächtigeren Hand.«

»So ist es, ja! Er gab mir einen zweiten Auftrag –«

»Wie? Sollen Sie wieder fort?«

»Nein, er wies mich hierher –«

»Zu mir?«

»Ja, zu Ihnen.«

»Sie setzen mich in Erstaunen! Und aus welchem Grunde?«

»Das werden Sie sogleich erfahren. Er fragte mich, ob ich Sie kenne? Offen und ehrlich gab ich die Quelle unserer persönlichen Bekanntschaft an – darüber war er erfreut, aufrichtig erfreut, ich hätte es kaum gedacht. Aber er glaubte wahrscheinlich damit den ersten Schritt zur Erfüllung seiner neuen Wünsche zurückgelegt zu haben.«

»Sie machen mich immer gespannter – weiter –«

»Er fragte nach Ihnen, nach Ihrer Tochter – er theilte mir seine Meinung über Beide mit – ich erfuhr zu meiner Beruhigung und Freude, daß er Sie hochachtet und daß er sein Kind glücklich zu machen bemüht ist.«

»Wie denn aber?«

»Er sprach davon, daß es Zeit sei, ihr einen Gatten auszuwählen – ich rieth davon ab; Gott diese Wahl zu überlassen, sei das Beste. Er ging darauf ein, denn der Name Gottes zu rechter Zeit in sein Ohr geflüstert, bewältigt ihn stets und augenblicklich. Er ist sehr fromm geworden, dieser herrische Herzog, und also auch gehorsam gegen Gottes Gebot. Sodann fragte er mich, ob etwa Thekla's Herz nicht mehr frei sei? Ich hielt den Augenblick für günstig, gnädige Frau, und obgleich ohne Ihre Einwilligung zu besitzen, sprach ich aus, was mir auf dem Herzen lag, und nannte Otto von Noringen als den Bevorzugten Ihrer und seiner Tochter.«

»Und was sagte er – schnell – Sie sehen, ich horche athemlos –«

»Er war zufrieden damit, vollständig zufrieden – ich dürfe aber Niemandem etwas darüber mittheilen, gebot er, er selbst, er allein wolle Noringen überraschen –«

»Ach, großer Gott, welches Glück! Theuerster Freund, das verdanken wir Ihnen –«

»Nein, gnädigste Frau, das lehne ich ab. Ich bin nur das Werkzeug einer höheren Hand – so müssen Sie die Sache betrachten; ich handle schon lange unter diesem Bewußtsein.«

»Wohl, wohl, aber doch – nur weiter –«

»Weiter in dieser Beziehung nichts. Behalten auch Sie dieses Geheimniß für sich und lassen Sie die beiden Glücklichen nichts davon ahnen – ich hoffe nur Gutes aus der augenblicklichen Verschleierung seiner Absicht.«

»Ich auch, o ich danke Ihnen, ich danke Ihnen von ganzem Herzen – Sie haben mir einen Stein von der Seele genommen, der schon lange und schwer darauf gelastet.«

»Hören Sie nun weiter; ich komme zu meinem neuen Auftrag. Er sandte mich also hierher, um bei Ihnen – auch das muß ganz unter uns bleiben – mich unter der Hand zu erkundigen, ob Ihnen der neue Besitzer von Stromberg bekannt sei?«

»Von Stromberg? Warum das? Nein, ich kenne ihn nicht, nicht einmal dem Namen nach; der Ankauf des Gutes und der Ausbau des Schlosses ist in aller Eile und ganz im Geheimen betrieben –«

»Also davon wissen Sie doch?«

»Gewiß, es liegt ja nur eine kleine Viertelstunde von hier. Aber was will er mit Stromberg?«

»Er will es kaufen, um jeden Preis; er will keinen Nachbar in Ihrer Nähe dulden, den er nicht kennt. Ich soll mit

dem neuen Besitzer des Gutes unterhandeln und dasselbe für mich kaufen.«

»Ach – er will es Ihnen zur Belohnung schenken –«

»Keineswegs; er scheint ganz andere Absichten damit zu verbinden und eben hierin ist er mir dunkel, falls er nicht Thekla und ihrem künftigen Gatten dasselbe zur Aussteuer geben will, damit Sie sie in Ihrer Nähe behalten.«

»Das wäre eine große Aufmerksamkeit – fast zu groß, so daß ich sie schon deshalb nicht als sicher annehme. Er muß einen andern Plan haben.«

»Es ist möglich; aber um diesen Plan, denke ich, haben wir uns nicht zu kümmern, ich wenigstens nicht. Ich werde also gehen und den Besitzer des Gutes zu sprechen verlangen.«

»Da thun Sie einen vergeblichen Schritt. Er ist nicht da, nur sein Sachwalter oder Intendant – ein alter, biederer Mann, den ich schon einige Mal aus der Ferne gesehen habe, und von dem die Leute Gutes sprechen.«

»So will ich zu ihm gehen und zwar sogleich, denn es wird früh dunkel und ich habe eine lange Unterredung mit ihm vor – ich will zum ersten Mal in meinem Leben als Handelsmann auftreten.«

»Mag es Ihnen auch diesmal glücken. Wenn Sie mir einen Augenblick gestatten, so begleite ich Sie bis zur Gränze.«

Sie entfernte sich und nahm Hut und Mantel; ich bot ihr meinen Arm und wir betraten den reizenden Fußsteig, der durch die Berge nach Stromberg führt.

»Sie sind ein Diplomat geworden,« sagte die Gräfin unterwegs, »der Herzog hat einen scharfen Blick – er kennt heraus, wozu die Menschen zu gebrauchen sind – ach ja! das muß man ihm zugestehen.«

»Auch Sie verkennen meine Fähigkeiten. In Berlin hat mich der Zufall begünstigt; hier ist es etwas Anderes, und obgleich ich hoffe, auch diesmal das Ziel zu erreichen, so hat mir der Herzog selbst die besten Mittel dazu in die Hände gegeben – einen vollen Beutel.«

»Geld besiegt nicht alle Schwierigkeiten. Daß Sie sich nur nicht täuschen! Der Besitzer von Stromberg kann ein selbständiger Edelmann sein, der einen ähnlichen guten Geschmack hat, wie der Herzog.«

»Einen ähnlichen?« dachte ich. »Was will sie damit sagen? O, offenbar nichts, es war ein zufälliges Wort!«

Wir gingen weiter. Aber es war beinahe fünf Uhr und wir hatten den 28. Oktober. Die Tage nahmen also schnell ab und wir schritten schon in starker Dämmerung dahin. Plötzlich blieb die Gräfin stehen und sagte: »Bis hierher begleite ich Sie nur. Hier ist die Gränze. Da sehen Sie diese Steine; hier hört das Gebiet Ihres Herrn auf – ich habe mich verpflichtet, dasselbe nie zu überschreiten. Gehen Sie jetzt allein; dieser Weg führt über den letzten Berg, dann treten Sie in's Freie und sehen das schöne Stromberg vor sich. Gehen Sie mit Gott und lassen Sie mich nicht zu lange auf die Nachricht Ihres Erfolges warten.«

Ich war wieder allein. Rasch überwand ich den letzten steilen Berg, und siehe, da lag eine reizende, wenn gleich von der Abenddämmerung schon stark verdunkelte Gegend vor mir. Sie war offen und gestattete daher eine weite Fernsicht. Tief im Grunde unter meinen Füßen sah ich im letzten Widerstrahle der untergehenden Sonne das schöne neue Schloß blinken. Es lag auf einem sanft absteigenden Hügel, dem letzten des Höhenzuges, und leuchtete frei und kühn in die lachende Ebene hinab, die erst in tiefer Ferne wieder von violetten Bergen umsäumt war. Rings um das Schloß zog sich ein Park bis hoch hinauf zu dem Berge, den ich jetzt selber hinabstieg. Mitten darin funkelte ein krystallklarer See von ovaler Form, dessen vom leichten Abendwinde bewegte Fluten leise auf und nieder wogten und mit sanftem Sträuben einen Arm des kleinen Flusses annahmen, der von der Residenz über Brandstein daher rieselte, nachdem er die doppelte Reihe der Berge durchschnitten hatte. Ich stand einen Augenblick still und überschaute diese stille und reizende Gegend. Dann schritt ich rasch durch den Park, der immer sorgfältiger gepflegt erschien, je näher man dem Schlosse kam. Schon sah ich die Zinnen des letzteren dicht vor mir liegen und die großen Spiegelscheiben, die weithin blinkten und schimmerten, verriethen den Geschmack und Reichthum des neuen Besitzers – da gewahrte ich einen Mann langsam mir entgegenschreiten, der, die Hände auf den Rücken gelegt, mehr den Himmel als die Erde zu betrachten schien, auf der er wandelte.

»Guten Abend, mein Herr,« sagte ich, als ich dicht bis zu ihm gelangt war, und zog meinen Hut. »Es ist doch erlaubt, in diesem schönen Park sich umzuschauen?«

Er lüftete leicht sein Käppchen, trat ganz nahe an mich heran, als ob er sich überzeugen wolle, einen Bekannten oder Fremden vor sich zu haben und ließ mir dadurch hinreichend Zeit, seine merkwürdige Erscheinung nach Belieben zu mustern. Und da sah ich in ihm einen alten, wohlgenährten, namentlich in Brust und Schultern starken Mann mit eisgrauem gelockten Haar und Bart, welcher letztere, an den Schläfen beginnend, bis zur Mitte der Brust sich herabzog und nur den kleinsten Theil eines gefurchten und von den Spuren gebrechlichen Alters angegriffenen Gesichts frei ließ. Dieses aber glich, so viel ich bei dem wachsenden Dunkel des Abends wahrnehmen konnte, mehr dem würdevollen Antlitze eines Anachoreten und Weltweisen als dem eines in weltlichen Geschäften erfahrenen Intendanten eines reichen Edelmannes. Und doch war dieser Greis der Intendant dieses Edelmannes selber.

Also er lüftete leicht sein Käppchen und entgegnete freundlich meinen abendlichen Gruß. »Ja wohl, mein Herr,« sagte er, als er in mir einen Fremden erkannte, »es ist erlaubt, hier im Parke spazieren zu gehen. Sie haben aber nicht die beste Zeit dazu gewählt. Es ist für andere Augen als die meinen ja beinahe finster.«

»Ich konnte nicht früher kommen und wollte wenigstens die äußere Lage des mir gerühmten Schlosses noch

heute Abend betrachten, das Nähere mir auf morgen versparend. Aber wie, sehen Ihre Augen des Abends im Dunkeln mehr und besser, als anderer Menschen Augen?«

»Ach, mein Herr – bitte, gehen Sie etwas langsamer – so – ich bin eine alte gebrechliche Maschine.« Und er stand still und lächelte ein wenig, im Grunde aber bemühte er sich, tief Athem zu schöpfen, was ihm etwas schwer wurde. »Wenn wir immer jung und rüstig bleiben könnten, das wäre eine herrliche Zugabe für dieses arme Erdenleben; so aber macht sich das Alter mit seinen Schwächen allzu früh geltend und läßt uns vor der Zeit einen hoffnungsvollen Blick von dieser Erde weg nach dem Himmel thun. Meine Brust ist schon seit langen Jahren krank – sehen Sie – es fehlt mir bisweilen an Luft – man nennt es Asthma, weiß aber nicht recht, woher es stammt, noch weniger hat man ein gründliches Heilmittel dafür. Nun – ich bin alt und gehe gern dem Grabe entgegen, frage also nicht so viel danach. Außerdem aber leide ich an den Augen, und das betrübt mich schon mehr. Ich habe sie etwas viel angestrengt, diese guten Augen, und da widersetzen sie sich jetzt meinen Wünschen und versagen mir den Dienst, wo ich ihrer doch noch so sehr bedürfte, denn ich lese gern und viel, und habe vielleicht, den Schlaf abgerechnet, sieben Achtel meines Lebens den Kopf über ein Buch gebückt zugebracht. Merkwürdig genug, Abends, wenn die Sonne gesunken ist, wie jetzt, sehe ich am besten, und ich kann, glaube ich, weiter damit in die Ferne reichen, als Ihr junges und frisches Auge.«

»Woraus schließen Sie, daß mein Auge jung ist, da Sie es doch nicht gesehen haben?«

»Aus Ihrer Sprache, mein Herr, die ist feurig und lebhaft. Sie sind noch nicht fünf und dreißig Jahre alt.«

»Sie haben ein feines Gehör, das muß ich sagen. Wenn Sie erlauben, will ich mir morgen bei Tage einmal Ihre Augen genauer betrachten, ich verstehe etwas davon, denn ich bin –«

»Doch nicht etwa ein Augenarzt?«

»Gewiß, das bin ich.«

»O, das ist mir ja eine liebe Bekanntschaft, seien Sie mir herzlich willkommen. Ich sehne mich recht danach, mit einem erfahrenen Manne über mein Augenübel zu sprechen und offen und ehrlich von ihm zu vernehmen, was ich hoffen kann oder befürchten muß. Es ist besser, man weiß etwas Unvermeidliches bestimmt, wenn es auch Schlimmes ist, als daß man ohne Unterlaß etwas Unbestimmtes fürchtet.«

»Da haben Sie Recht. Also morgen mehr davon. Aber mir dünkt, Sie thun in dieser Hinsicht Unrecht, der kühlen Abendluft sich hier zu lange auszusetzen. Ich höre und Sie sagen es, Sie haben einen alten Husten – nicht wahr, er ist schon alt?«

»O, er ist mein allerältester Freund und thut mir nichts mehr, denn er begleitet mich seit meinem dreißigsten Jahre, also seit etwa zwei und dreißig Jahren, denn ich bin jetzt zwei und sechzig alt.«

Ich rechnete schnell im Kopfe – meine Rechnung stimmte. »Das ist freilich eine lange und fast zu treue

Begleitung,« fuhr ich fort, »aber die Abendluft in dieser Jahreszeit macht das Uebel ärger.«

»Nein, nein, glauben Sie das nicht. Ich weiß es besser. Und wenn ich auch irre, was schadet es? Ich will Ihnen aber sagen, warum ich hier umher spaziere. Sehen Sie, ich habe eine alte Liebhaberei – da – drehen Sie sich einmal herum – da hinten liegen die Berge – über diese Berge steigt der Mond herauf – wir haben heute Vollmond. Das habe ich immer gern mit angesehen, so lange ich lebe, – und will es so lange sehen, wie ich noch lebe. Da schauen Sie, da leuchtet schon der feuerfarbige Schimmer über dem scharfen Rand der Gebirgskämme herüber – ah, wie schön das ist! Wissen Sie, was ich mir immer dabei denke? Ich stelle mir den Mond als einen alten lieben Freund vor, den ich lange nicht willkommen heißen. Blickt er nun zuerst hervor aus den Wolken – so ist das sein Auge – dann immer mehr, das ist sein Kopf – noch mehr, das ist seine Brust, sein Leib – und endlich ganz – das ist seine liebevolle Gestalt, die mich mit ihrem Lichte begrüßt und an schönere, jüngere Tage erinnert. Ach – da kommt er wirklich hervor – sagen Sie, ob ich nicht Recht habe – denken Sie einmal an einen lieben alten Freund –«

»Ich denke schon daran – ja – allmählig taucht er auf –«

»Das ist sein Kopf – ha! das, das ist sein Leib – warten Sie einen Augenblick, er kommt rasch, er hat ein Bedürfnis nach mir – da, da ist sein ganzer Körper. Ach, da ist er! Guten Abend, mein lieber, lieber Freund –«

Und er breitete beide Arme aus, als wollte er ihn umfassen. Ich stand neben ihm und sah mehr den Mann als den Mond an. Mich bewältigte eine tiefe Wehmuth und Rührung. Und doch war eine große, eine unnennbar große Freude mit dieser Rührung vermischt. Schon der erste Ton seiner Stimme war wie der Ruf eines alten treuen Herzens in mein Ohr gedrungen – ich glaubte die reine Glocke zu kennen, die aus dieser Brust tönte – aber ich wollte mich ihm noch nicht verrathen, ihn nicht in seinen Betrachtungen stören, die sein ganzes Gemüth in Anspruch zu nehmen schienen und ihn hinderten, meine scharf auf ihn gerichtete Aufmerksamkeit wahrzunehmen. Während ich ihn nun von der Seite, vom Scheitel bis zur Sohle betrachtete und durch seinen grauen lockigen Bart hindurch die Züge seines Gesichts zu zergliedern versuchte, hielt er immer noch den Kopf nach dem Himmel gerichtet und verfolgte den langsam heraufsteigenden Vollmond, der jetzt schon mitten im blauen Aether schwamm und sein blendendes Licht rings auf die lautlosen Fluren herabfallen ließ.

»Nun ist es genug,« sagte er endlich, »jetzt hat er sein jugendliches Antlitz verloren und ist zu seinen anderen Freunden, den Sternen, gegangen, um ihnen, den Kleinen, seine ältere Weisheit zu lehren. O, darin ist er auch wie ich, ich habe immer gern das Gedeihen und Wachsen Jüngerer beobachtet, denn ich liebe das junge, hoffnungsvolle Geschlecht –«

»Da hätten Sie sich eigentlich zu einem Lehrer der Jugend geeignet,« nahm ich wieder das Wort und blickte ihn lauschend von der Seite an.

»Ja, ja, da haben Sie wohl Recht. Ich bin auch ein Lehrer gewesen in jüngeren Jahren – ich habe auch Schüler gezogen – ja, ja, und recht liebe, gute und fleißige Schüler.«

»Und ist denn aus ihnen etwas Tüchtiges geworden?«

»Ach, das weiß ich leider nicht recht – denn wo sind sie, die wir in unserer Jugend sahen? Die Welt hat sie in ihrem tiefen Abgrund verschlungen. Wo sind selbst wir für sie – sie mögen uns oft an anderen Orten suchen, als wo wir zu finden sind.«

»Haben Sie in einer öffentlichen Schule unterrichtet?«

»Nein, das nicht, ach nein! So glücklich war ich nicht. Es war in einem Kloster, wo ich einige Schüler hatte. Aber – erlauben Sie – jetzt fängt es an fühlbar kalt zu werden – wollen Sie mich in mein Zimmer begleiten, so sollen Sie mir willkommen sein.«

»Heute nicht, mein Herr, aber morgen – Sie wissen ja, Ihrer Augen wegen muß es bei Tage geschehen; auch möchte ich gern über etwas Anderes mit Ihnen sprechen, was mich in diese Gegend und zu Ihnen führt. So leben Sie denn wohl für heute – wann darf ich morgen im Schlosse erscheinen – weilt der Besitzer selbst darin?«

»Nein, nein, er weilt nicht darin. Nur ich ganz allein mit einem Baumeister, einigen Dienern und Arbeitern, die in diesen Tagen die letzte Hand anlegen, wovon ich mich überzeugen will, um dann wieder fort zu gehen.

Kommen Sie, wann es Ihnen beliebt – essen Sie eine Suppe bei mir, dann können wir reden und die Augen betrachten, so viel wir wollen.«

»Gut, ich werde kommen. Darf ich um Ihren Namen bitten?«

»Ach, mein Name, er hat nicht viel zu bedeuten!«

»Doch, doch – denken Sie, – ich bin wie der Mond, der über die Berge blickt und wie ein alter Freund nach Ihrem Namen fragt.«

»O – ein herrliches Bild – nun, wenn Sie ihn wissen wollen, ich heiße Aschhaupt, Ludwig Aschhaupt –«

»So, so; ich danke Ihnen. Leben Sie wohl – bis morgen!«

Und ich trat von ihm zurück. Wie gern hätte ich dem alten, guten, grauhaarigen Manne die Hand gedrückt. Er ging, so schnell er konnte, dem Schlosse zu. Noch einmal blickte ich mich nach ihm um, bis er auf der Treppe desselben verschwunden war, dann trat ich langsam und in tiefes Nachsinnen verloren, meinen Rückweg an, denn ich hatte viel, viel in Ueberlegung zu ziehen. Dieser Mann, diese Erscheinung – hier, in der Nähe von Brandstein und der Gränze des herzoglichen Landes – welches dunkle, schwer zu entwickelnde Räthsel gab er mir zu lösen!

Doch ich will den Gedanken des Lesers und den Ereignissen, die sich jetzt rasch auf einander folgen werden, nicht vorgreifen, ich bitte ihn vielmehr, bei der Gräfin wieder mit mir einzutreten;

»Nun,« sagte sie, »da sind Sie ja wieder. Was haben Sie ausgerichtet?«

»Nicht viel, ich habe kein Wort von meinem Auftrage gehen.«

»Kein Wort? Und warum nicht? – Aber wie, Sie sehen ja so ernst, beinahe trübe aus – was ist Ihnen begegnet?«

»Eigentlich nichts und dennoch sehr viel. Ich habe nur einen Mann getroffen, der wahrscheinlich der Intendant des neuen Besitzers von Stromberg ist. Und nach dem, was ich von ihm gehört, sind meine Hoffnungen, das Gut kaufen zu können, sehr gesunken.«

»Wie? Sie haben ja gar nicht Ihre Meinung darüber kund gegeben, sagen Sie.«

»Nein, und dennoch sind diese Hoffnungen gesunken, glaube ich. Ich habe durch das Herz dieses alten Mannes in ein anderes geblickt – und was ich da wahrgenommen, ermuthigt mich nicht gerade sehr.«

»O, sprechen Sie sich deutlicher aus, ich verstehe Sie nicht.«

»Ich verstehe mich selbst nicht, gnädigste Frau, seien Sie mir deshalb nicht böse. Aber ich fühle mich ermüdet und will mich beeilen, nach Hause zu kommen.«

»So bleiben Sie hier, Sie wollen ja doch wieder morgen nach Stromberg.«

»Das will ich freilich – aber dennoch muß ich die Nacht in meinem Hause zubringen, der Herzog läßt mich bisweilen rufen –«

»Das ist etwas Anderes. Aber Sie kommen mir ungewöhnlich erregt vor – vorher waren Sie nicht so.«

»Lassen Sie mich einmal sein, wie ich gerade bin – der Anblick des schönen Gutes, des Schlosses und Alles, was mir darüber im Kopfe herum geht, hat mich ernst gestimmt. Morgen werde ich heiterer sein. Aber ich höre mein Pferd vor der Thür wiehern – darf ich morgen Ihre Gastfreundschaft schon wieder in Anspruch nehmen?«

»Welche Frage, lieber Doktor – ich lasse Sie ungern in dieser Stimmung reiten – haben Sie auch einen Mantel?«

»Ich bin warm gekleidet, wie immer, wenn ich zu Pferde bin – also bis morgen, Gott erhalte Sie!« –

Ich war froh, als ich mich wieder allein befand, die Worte waren mir, ohne zu wissen, was ich sprach, aus dem Munde gekommen, ich hatte an etwas ganz Anderes dabei gedacht. Was ich aber auch dachte, ich fand nicht den rechten Schlüssel zu dem neuesten Räthsel.

Ich kam etwas spät nach Hause, denn ich ritt meist langsam. Nur in der unbeschränkten Freude jagt man sorglos dahin, aber ich hatte nicht Freude allein, ich hatte auch Sorge. Am nächsten Morgen wickelte ich meine Geschäfte so schnell wie möglich ab und um zwölf Uhr war ich schon wieder auf dem Wege nach Brandstein. Ich stellte mein Pferd ein, begrüßte mit wenigen Worten die Gräfin, dann schritt ich schnell über die Berge nach Stromberg. Und wie schön sah es im Mittagssonnenschein aus, denn an diesem Tage schien die Sonne zum letzten Mal warm hernieder, von heute an nahm sie Abschied auf lange Zeit. Das weite, fruchtbare Land, die Berge dahinter, mitten unter den herrlichen Bäumen das neue, blinkende, große Schloß – es war ein Aufenthalt,

eines Fürsten würdig, ich verdachte es dem Herzog nicht, es gern besitzen zu wollen.

Auf der breiten Treppe des Schlosses trat mir ein Diener entgegen. Ich fragte nach Herrn Aschhaupt und sagte, ich sei von ihm zu Tische geladen. Der Diener führte mich in ein großes Zimmer zu ebener Erde. Da sah ich den alten Mann von gestern Abend unter einem Haufen von Büchern sitzen und, die Augen tief niedergebeugt, eifrig lesen. Ein einziger Blick meines schnellen Auges reichte hin, und ich hatte ihn erkannt. Es war mir, als hätte ich zwanzig Jahre geschlafen und sähe ihn, die Brust über den Tisch und seine Bücher lehrend, sitzen und studieren, nur an einem anderen Orte und in einem anderen Kleide.

»Guten Morgen, mein Herr,« sagte ich mit einer Stimme, die ich so freundlich und kindlich wie möglich zu machen suchte – Sie haben mich eingeladen – da bin ich – nun sehen Sie mich einmal bei Tage an.«

Der Greis erhob sich ungewöhnlich schnell von seinem Tische, warf sein Buch bei Seite und schaute mich verwundert an. »Wie?« fragte er, »sind Sie der Herr von gestern Abend, der –«

»Ja, derselbe, der mit Ihnen den Vollmond, den lange nicht begrüßten Freund aus der Ferne über die Berge heraufsteigen sah –«

»Sie haben heute eine andere Sprache, wie mich dünkt – oder mein Ohr ist in einer seltsamen Täuschung befangen –«

»Sehen Sie und hören Sie mich genau an –« sagte ich und trat dicht vor ihn hin, ihm tief in die Augen blickend. Er betrachtete mich immer aufmerksamer.

»Kennen Sie mich nicht?« fragte ich, beinahe selbst ohne Athem, denn ich vermochte kaum, die tiefe Bewegung meines Herzens zurückzuhalten, das sich dem seinigen entgegendrängte.

»Ich kenne Sie und kenne Sie nicht – nur der Ton Ihrer Stimme ist es, der mir heute bekannter klingt, als gestern –«

»Ludovikus!« rief ich. »Kennst Du Deinen ehemaligen Schüler nicht mehr?«

»Ha! Ludovikus! Sie wissen meinen Klosternamen?«

»Ja, ich weiß ihn, Gott sei Dank!« jubelte ich. – »Und willst Du auch den meinen wissen, alter treuer Freund? Sieh hier Deinen alten Schüler Fritz Stilling aus dem Kloster der Franziskaner –«

Da schlug er hoch sein Auge auf und verschlang auf einen Blick meine ganze Person. Dann einen unartikulirten Schrei ausstoßend, stürzte er sich in meine Arme. Wir hielten uns einander umschlungen, wie nur Vater und Sohn sich umschlingen nach langer, langer Trennung. O, dieser Augenblick war einer der schönsten meines Lebens, ich durfte endlich hoffen, die Gefühle der Dankbarkeit äußern zu können, die so lange in meiner Brust geschlummert hatten.

Nur wenige abgebrochene Worte und Ausrufungen, Ausbrüche der mannigfaltigsten im Augenblicke sich ergebenden Empfindungen wurden anfangs zwischen uns

gewechselt, es dauerte lange, ehe wir die Ruhe fanden, zusammenhängend uns mit einander unterreden zu können. Tausendmal unterbrach er mich, tausendmal schloß er mich an sein Herz und immer wieder mußte er sich lange nicht geweinte Thränen auf den Augen wischen, die ihm die Rührung und die Freude unverhofften Wiedersehens auspreßten.

Unter diesen Umständen kamen wir erst spät zu Tische, an dem wir beide allein in einem stillen Zimmer saßen und seiner bösen Augen wurde heute nicht mehr gedacht; er hatte Alles vergessen, nur die Erinnerung an die Tage unseres Zusammenseins in dem alten Kloster am Rheine nicht.

Schnell, fliegend mußte ich ihm einen Ueberblick meiner Erlebnisse und Verhältnisse geben. Er war darüber mehr als befriedigt, er frohlockte und um so mehr, als ich ihm sagte, mein Glück sei allein sein Werk.

»Nein!« rief er, »nein! Das ist Gottes Werk, der hat es mir und Dir allein in die Hände gelegt, aber auch dafür muß ich ihm dankbar sein. Ach, wie Du Dich verändert hast, mein guter, guter Fritz, ich hätte Dich noch lange nicht erkannt. Wie männlich bist Du geworden, wie sicher bewegst Du Dich. Nein, nein, das hast Du im Kloster nicht gelernt, und von mir am wenigsten. Nur die paar Buchstaben, das Alphabet des Lebens und der Weisheit konnte ich Dir beibringen, und das ist das Wenigste, was Du weißt.«

»Das ist nicht das Wenigste, mein alter Freund, das ist die Grundlage des Gebäudes, welches Du jetzt in mir vor

Dir siehst, denn darauf allein hat Gott, der Herr, weiter gebaut. Nun laß es aber des Fragens und Staunens über mich genug sein, Du sollst später jeden Tag meines Lebens kennen lernen, wenn es Dir Vergnügen macht; sage mir lieber – wie kommst Du hierher?«

Da schwieg er betroffen still, sah mich lange zweifelnd an und fragte endlich: »Muß ich Dir das sagen? Verlangst Du es von mir?«

»Ich glaube sogar ein Recht darauf zu haben, Du wirst mich nicht in Ungewißheit über Dein Schicksal lassen wollen.«

»Wie? Und erräthst Du es nicht?«

»Wie soll ich es errathen, ich habe ja gar keine Anknüpfungspunkte –«

»Keinen? Gar keinen? O Du willst mich täuschen, ich merke es Deiner inneren Bewegung an, die sich in Deiner noch wie sonst alle Gefühle verrathenden Stimme ausspricht, denke ein wenig nach, mein Sohn, – wer kann wohl der Besitzer dieses Hauses sein, in dem ich mich als sein Freund und Sachwalter aufhalte?«

»Ludovikus!« rief ich, und konnte meine Bewegung nicht länger bemeistern, denn meine Ahnung hatte es mir schon am vorigen Abende verrathen – »Wäre es möglich! Es könnte nur Einer von uns sein, der auf diese Stelle des Erdbodens sein Haus bauen möchte –«

»Und er hat es wirklich hierher gebaut, mein Sohn, ja, Einer von uns, Du hast es getroffen, ich verstehe Dich – Maximilian ist sein Besitzer!«

»Ach!« Und wir blickten uns beide ernst, ahnungsvoll, tief erschüttert an. »Und der Grund, Ludovikus? Warum hat er gerade dies Gut gekauft?«

»Frage nicht mich, frage ihn selber, wenn er kommt, es ist allein sein Geheimniß. Kein Mensch – Niemand, auch seine treuesten Freunde nicht außer uns – darf seine Anwesenheit in der Nähe der Gränzen jenes Landes da drüben vermuthen – Du weißt, warum?«

»Ich weiß es, ja wohl, ja wohl! Aber was bezweckt er?«

»Frage Dich selber. Du kennst seine Geschichte. Hat er nicht immer einen und denselben Wunsch in seinem Herzen getragen?«

»Du siehst mich erstarrt – bewahrt er noch den Durst nach Rache in seinem Innern?«

»Rache und Liebe – beides, mein Sohn, ich konnte ihn nicht bewältigen, er war mir zu stark. Eine höhere Macht allein kann ihn bezähmen. Sende sie Gott!« Und Ludovikus senkte mit gefalteten Händen, gottergeben, sein ehrwürdiges Haupt.

»Laß es gut sein,« fuhr ich fort, »wir wollen der Zukunft nicht vorgreifen. Weiß er, wer hier in der Nähe wohnt – daß ich beim Herzog bin – weiß er das?«

»Mein Sohn, ich glaube er weiß Alles, er weiß vielleicht mehr als ich und Du –«

»Aber woher hat er die Kunde?«

»Wie? Lebt sein Vater nicht in der Stadt?«

»Ja, aber abgeschieden von aller Welt, von Niemandem gesehen, Niemanden sehend, ich selbst habe ihn vergeblich zu sprechen verlangt.«

»Das ist kein Beweis gegen meine Annahme. Wisse, dieser Vater lebt seit Jahren allein für seinen Sohn – er hat ihm in seiner Jugend nicht viel Väterliches gethan, er hat aber das Versäumte in seinem Alter nachgeholt. Selbst dies Schloß erstand aus seinen reichen Mitteln.«

»Nun erkläre ich mir beinahe Alles. Aber ich fürchte, Maximilian legt eine Mine – läßt er sie einmal springen – dann, dann – ich wage nicht, mir das Aergste zu denken. Es ist ein trauriges Geschäft, in diese Zukunft zu schauen. Weiß er aber auch, wie es in des Herzog's Herzen aussieht? Weiß er das?«

»Das ist mir nicht bekannt, wie mir überhaupt wenig von seinem Wissen und seinen Plänen bekannt ist. Du weißt ja, wie er ist. Sein Herz ist eine verborgene Schmiede, in der er allein hämmert und feilt. Und es ist Stahl, was er zu Stande bringt.«

»Ich weiß es, ich fürchte es. Aber warum ist er noch nicht hier?«

»Sein letzter Stahl ist noch nicht gehärtet genug – so denke ich es mir. Er hat mich vorausgesandt, die Vollen- dung des inneren Schloßbaues zu betreiben. Morgen wird die letzte Hand angelegt, morgen kehre ich zu ihm zurück und berichte ihm, daß Alles ist, wie er es verlangte.«

»Höre, Ludovikus! Thu' mir einen Gefallen. Mir fährt es wie ein Blitz durch die Gedanken. Sage ihm nicht, daß Du mich hier gesprochen hast, daß ich weiß, wer der Besitzer dieses Gutes ist. Ich will ihn überraschen. Es ist möglich, daß ich unerwartet vor seine Augen tretend,

sein Herz besänftige. Ich habe eine Hülfe – und diese Hülfe ist groß.«

»O, wäre es so, wie Du sagst! Aber ich hoffe es kaum.«

»Dennoch will ich es versuchen. Nur das Eine versprich mir. Theile mir ganz im Geheimen den Tag mit, wann er hier eintrifft – ich werde mich bei ihm einfinden und das Uebrige wird sich finden. Hier hast Du meine Adresse.«

»Das kann ich und das will ich thun.«

»Und kommst Du mit ihm wieder hierher?«

»Ohne Zweifel, unser Schicksal ist auf ewig verbunden, so hat er es gewollt, denn er ist der edelmüthigste Freund. Ich und Franziskus der ehemalige Guardian, wir begleiten ihn überall hin.«

»Der Guardian? Auch er? Du machst mich noch glücklicher, als ich schon bin! Wie kamet Ihr aber Beide zu ihm? Das wenigstens sage mir.«

»Das ist sehr einfach, mein Sohn; ein glücklicher Zufall ließ ihn uns finden. Du weißt vielleicht, daß unser Kloster aufgehoben und wir Bewohner desselben der Welt zurückgegeben wurden –«

»Ja, das habe ich in Münster gehört. Eure Spur aber blieb mir bis heute verloren.«

»Ach, es kam Alles so rasch, wie eine Feuersbrunst bei Nacht. Als wir in Münster nach Dir forschten, wußte Keiner von Dir –«

»Ja, der Probst war todt, und ich ging von da nach Berlin –«

»Nun also. Jene drei Bußprediger, die Jesuiten – Du erinnerst Dich vielleicht ihrer noch –«

»Gewiß, gewiß! Wie könnte ich die Buben vergessen
–«

»Nun ja – sie suchten und verfolgten Maximilian, in dem sie Gott weiß welchen politischen Verbrecher vermutheten. Der Pater Henrikus hatte ihn verrathen und heimlich angegeben als Ketzler und Verräther an der heiligen Mutter Gottes –«

»Das weiß ich – und wohin ginet Ihr?«

»Wir gingen mit traurigem Herzen in die weite Welt – ohne Mittel, fast ohne Brot. Ich hatte meine und Maximilian's Bücher in Dorsten untergebracht, wo wir einige Jahre im Kloster als Gäste lebten. Da gefiel es uns aber nicht. Wir wanderten weiter, von Kloster zu Kloster, von Freund zu Freund. – Da brach der Krieg aus. Wir, nicht wissend, wo uns verkriechen, kehrten nach Dorsten zurück. Da blieben wir nun bis zum Jahre 1816. In diesem Jahre besuchten wir eines Tages Wesel, neugierig, die siegreichen preußischen Truppen zurückkehren zu sehen, die die Welt vom Tyrannen befreit. Da wollte es Gott, daß wir uns am Rheine an der Brücke aufstellten, die vorüberziehenden Schaaren zu betrachten. Und wen erblickten wir da an der Spitze einer Abtheilung? Einen großen, herrlichen, uns unvergeßlichen Mann. Es war Maximilian. Er sprang von seinem Pferde und eilte auf uns zu, denn auch sein Adlerauge hatte uns erspäht. Wenige Worte verständigten uns. Eine Stunde später waren wir bei ihm in seinem Gasthofs. Er hörte von unserem Wanderleben, unseren Irrfahrten; er bot uns eine Heimat

bei sich an, wo er auch lebte. Wir zauderten nicht lange, wir zogen ihm nach und lebten in Berlin mit ihm bis jetzt.«

»In Berlin? Und das habe ich nicht gewußt?«

»Ja Berlin ist er noch jetzt. Von dort kommt er hierher. Hier ist er sicher, hier ist er nicht verbannt, denn dies Gut ist das seine. Er hat es von dem Fürsten, dem es gehörte und der ihm innig verpflichtet ist, gekauft. Jetzt weißt Du Alles.«

»Alles? Ach, wie wenig! Aber wenigstens die Hauptsache ist mir bekannt.« –

Von dem Auftrage des Herzog's, der mich nach Stromberg geführt, sagte ich Ludovikus nichts. Es hätte ja zu nichts gefruchtet. Maximilian allein hatte über den Verkauf zu entscheiden, und dessen Entscheidung sah ich voraus. Also schwieg ich. Bis zum späten Abend blieb ich bei meinem alten Freunde, der schon am nächsten Tage den Landsitz verließ. Wir hatten uns so viel zu erzählen, zu fragen, zu beantworten. Endlich nahm ich Abschied, nachdem ich noch einmal mit ihm den Mond über die Berge aufsteigen gesehen.

»Siehst Du,« sagte er, »habe ich nicht Recht gehabt? Blickte mich nicht mit ihm ein alter Freund an, als er gestern über die Berge heraufklomm?« –

Bei dem hellen Leuchten dieses Mondes kam ich in Brandstein an. Man war verwundert über mein langes

Ausbleiben und noch mehr über mein Schweigen über Alles, was ich vermuthlich ausgerichtet hatte. Meine stumme Erscheinung befriedigte heute noch weniger als gestern, und das war natürlich, denn ich träumte schwer und bang über die Verschlingungen der Verhältnisse, die sich mein Herz als Schwerpunkt auserlesen zu haben schienen, in welchem die Schicksale so innig verbundener und doch wieder sich so heftig abstoßender Personen zusammenliefen. Glücklicherweise schob die Gräfin meine seltsame Stimmung auf die mißglückte Unterhandlung in Betreff des zu laufenden Gutes. Dabei ließ ich sie auch. Erst spät in der Nacht betrat ich meine Wohnung in der Stadt wieder. Der letzte Akt meiner Handlungen in dem Drama meines Lebens hatte mit diesem Tage begonnen. Das fühlte ich tief in innerster Seele, und darum war ich so still und ernst, aber – das fühlte ich nicht minder, ich war auch gefaßt und zu Allem bereit.

VI. DIE STIMME GOTTES.

Als ich dem Herzog am andern Tage über den Beginn meiner Unterhandlungen, als Stromberg Bericht abstaten wollte, fand ich ihn nicht in der Stadt. Von einer plötzlichen Laune beherrscht, war er zur Jagd gefahren, von der er erst Nachmittags zurückkehrte. Da er um sechs Uhr, wie ich vernommen hatte, die Minister zum Vortrage befohlen, so begab ich mich gleich nach aufgehobener Tafel in's Schloß und ließ ihm meine Anwesenheit bemerklich machen. Sogleich wurde ich in sein Zimmer gerufen. Der gnädige Herr war heute etwas hastig, die

Bewegung im Freien, die Aufregung der Jagd schien sein starkes Blut in Wallung gebracht zu haben, er saß nicht wie sonst nach körperlicher Anstrengung still und nachdenkend auf seinem Sessel, sondern er ging mit raschen und entschiedenen Schritten in dem großen Gemache auf und nieder.

»Guten Abend,« sagte er eilfertig, wie steht es mit Stromberg? Sind Sie da gewesen? Ich habe das Schloß heute aus der Ferne gesehen. Es ist reizend, es muß mein werden, und sollte ich eine Million dafür bezahlen.«

»So hoch wird es nicht kommen, Durchlaucht.«

»Also Sie sind im Handel?«

»Im Beginn wenigstens, denn ich bin gestern und vorgestern auf dem Gute gewesen und habe mit dem Sachwalter gesprochen. Indessen bietet der Verkauf gewisse Schwierigkeiten dar; der Besitzer bezieht das Schloß erst in einigen Wochen, und sein Sachwalter war ohne genügende Vollmacht. Uebrigens ist das Grundstück und das Schloß selbst eines Fürsten würdig, ich habe Alles in Augenschein genommen, Außen und Innen.«

»So. Aber da ist für's Erste nichts zu thun. Wir müssen warten. Wie heißt der Besitzer?«

»Ich weiß es nicht, wie er sich nennt. Der Sachwalter schien den Namen seines Herrn noch geheim halten zu müssen.«

»Aha. Er ist schlau, dieser Herr. Nun, wir wollen es auch sein. Aber ich danke Ihnen für Ihre Mühe. Ich gebe die Sache unter keinen Umständen auf. Erwarten wir den neuen Besitzer selber. Ich werde ihn auszeichnen,

das wird vielleicht wie Oel wirken und ihn geschmeidiger machen; – Sie können sich jetzt ausruhen von Ihren Reisen und Unterhandlungen, Doktor. Dabei horchen Sie ein wenig herum, was man in der Stadt spricht – Sie verstehen mich?«

»Gewiß, Durchlaucht, ich habe schon lange ein aufmerksames Ohr.«

»Und was haben Sie bereits gehört?«

»Mit dem Allerneuesten bin ich noch nicht ganz vertraut, denn ich bin erst kurze Zeit wieder hier – ich habe auch noch nicht Alles vernommen.«

»Alles – wer will Alles wissen? Was Sie gehört haben, können Sie mir wenigstens sagen. Ich liebe es nicht, daß Sie mir ausweichen.«

Er blickte mich bei diesen Worten forschend an. Aber ich erwiderte diesen Blick eben so fest, weil ich erfahren wollte, ob ich ganz heraustreten dürfe mit meiner Meinung. Er schien mir in der Stimmung zu sein, eine Wahrheit vernehmen zu können, auch wenn sie herbe wäre.

»Was ich gehört habe, Durchlaucht, ist nicht viel Angenehmes. Das Gegentheil sogar. Auch wissen Sie es schon, denn Sie haben es mir ja selbst gesagt – man mурrt. Und wie ich die Sache ansehe – mурrt man, glaube ich, mit Recht.«

Ich legte auf die beiden letzten Worte einigen Nachdruck. Dieser verfehlte sein Ohr nicht. Er blieb, denn er hatte sich wieder in Bewegung gesetzt, stehen, drehte den Kopf heftig nach mir herum und sein immer düsterer blickendes Auge füllte sich mit ungewohntem Glanz.

»Mit Recht?« rief er. »Und das sagen Sie mir in's Gesicht?«

»Das muß ich Ihnen in's Gesicht sagen, gnädigster Herr, Sie haben mich ja mit der Bedingung in Ihre Dienste genommen, stets meine wahre Meinung zu hören. Sie sehen jetzt in mir den Freund und Vertreter der Wahrheit, ich bin das offene Wort selbst, welches ohne Scheu zu Ihren Ohren flattert –«

»So – ja – das klingt sehr schön – schmeckt mir aber sehr bitter.«

»Ich glaube es und bedauere es. Es ist aber nicht meine Aufgabe, gnädigster Herr, Ihnen nur Süßes zu schmecken zu geben, wo das Süße nicht frommt. Hier frommt es wahrhaftig nicht. Die Wahrheit ist oft etwas bitter – darf ich sie ganz vor Ihnen erörtern?«

»Ja, aber schnell und kurz. Kommen Sie mit einem Schlag zur Sache – denn ich vermuthe schon, wohin es geht. Auch ich werde kurz sein. Warum murrst man – das will und muß ich wissen.«

»Geradeheraus gesagt – über die fremden Männer, die Sie nicht allein in Ihren Dienst, sondern, wie man sagt, auch an Ihr Herz genommen haben –«

»Weiter!«

»Diese Männer sind Fremdlinge in diesem Lande und mit seinen Gesetzen und Bedürfnissen nicht gehörig vertraut; der Charakter Ihrer Unterthanen ist ihnen ein verschlossenes Buch; sie wissen nicht, was ein treues, gutes Volk gerne leisten mag, wenn es richtig geleitet wird,

aber auch nicht, wie viel dieses Volk nur zu ertragen geneigt ist, wenn man es überbürdet.«

»Hoho! Weiter!«

»Ich bin schon fertig mit meinem Berichte. Vielleicht aber darf ich so dreist sein, die Frage vor Ihren Ohren auszusprechen, die Ihre treuesten Anhänger, ungehört von Ihnen, Tag und Nacht wiederholen: Konnten Andere nicht dasselbe verrichten, was jene beiden Männer verrichten? Hatten Sie, der Herr, nicht kluge und ergebene Diener unter Ihren eigenen treuen Landeskindern zur Verfügung?«

Ich schwieg. Er senkte etwas den Kopf und ging schon langsamer auf und nieder. Einmal erhob er die Stirn und ich glaubte, er wolle gegen mich zornig losbrechen, aber er hielt sich zurück. Dennoch verstand ich, daß er maulte. Meine Vorstellungen hatten also einen kleinen Eindruck gemacht, irgend einen noch verwundbaren Fleck in seinem Innern getroffen. Ich sah, was ich in Zukunft wagen könne, wenn ich etwas wagen müsse. Und das gab mir Muth und Spannkraft für alle Fälle.

»Doktor!« sprach er mit nachdrücklichem aber warmem Tone und trat mir zwei Schritte näher. »Kennen Sie die neuen Diener, die Sie im Namen des Volkes anklagen?«

»Nein, Durchlaucht, ich kenne sie nicht, nur dem Namen nach, und habe höchstens auf Augenblicke ihre Person gesehen.«

»Nun – und Sie urtheilen schon? Sie offener, ehrlicher Mensch sind eben so vorurtheilsvoll und kurzsichtig, wie

die Andern, die der Neid aufstachelt und widersetzlich macht! Ich will Ihnen einen guten Rath geben. Lernen Sie diese angeklagten Männer kennen, sehen Sie sie sich an – sprechen Sie mit ihnen. Und wenn Sie dann zu mir kommen und sagen können: Herr Herzog, Sie haben Unrecht gethan, daß Sie Ihrem eigenen Willen folgten, Ihrer eigener Einsicht vertrauten – dann will ich mir die Sache überlegen. Aber das werden Sie nicht können, Sie werden im Gegentheil gestehen müssen, daß ich ein Recht hatte, gegen den Wunsch des ganzen Landes zu entscheiden. Denn dieses Land ist blind, ist unwissend, ist ungerecht – wenigstens diesen beiden Männern gegenüber. Denn sie, seine neuen Minister, sind vortreffliche Männer – ja, ja, ja – das sind sie, ich sage es Ihnen. Nie habe ich so gewandte, umsichtige, beinahe allwissende Männer, die für jede Noth eine Hülfe, auf jede Frage eine Antwort haben, in meinem Leben kennen gelernt. Sie sind gewissermaßen von Gott, ja, ja, von Gott angehaucht, denn die erhabene Weisheit, die in ihren Köpfen, und die Menschenliebe, die in ihren Herzen thront, strömt auch über ihre Lippen. Man lerne sie besser kennen und man wird sie verehren – wie ich sie verehere. Ueberall und immer hat man die Weisesten ihrer Zeit gesteinigt, gebrandmarkt, vergiftet. Ich will mir diese nicht steinigen, nicht brandmarken, nicht vergiften lassen. Denn ich bin Herr und ich habe einen Willen und mit dem Willen die Kraft – die von Oben stammt. Das ist meine Ansicht, meine Meinung von der Sache. Und bevor ich nicht sehe, was ich nicht glaube sehen zu können, daß sie mich, wie die verläumderische,

feile Welt sagt, belügen und betrügen – eher werde ich von ihnen nichts Schlimmeres glauben, als was ich jetzt von ihnen glaube. Das war es, was ich Ihnen heute sagen wollte, Herr Geheimrath – guten Abend!«

Es war das erste Mal, daß er mich so nannte.

Es lag in diesem Worte vielleicht eine Anerkennung meiner Offenheit und meiner vertraulichen Stellung zu ihm, vielleicht aber auch ein kleiner Spott, der mich strafen sollte. »Es ist gut,« dachte ich, verbeugte mich und trug den kleinen Denkkettel mit hinweg. Aber ich nahm mir vor, seinem Rathe Folge zu leisten und mich zu bemühen, diese von Gott angehauchten und von Weisheit und Menschenliebe überströmenden Männer, die neuen Minister, recht bald etwas näher kennen zu lernen.



An demselben Abend, es war ein Freitag, wurde ich um zehn Uhr Abends zu einem Kranken gerufen. Ich ging zu Fuß dahin, obwohl derselbe weit entfernt von meinem Hause wohnte. Die Schloßuhr schlug die elfte Stunde, als ich langsam und durchaus keine Ermüdung fühlend, in meine Wohnung zurückkehrte. Der Himmel war den ganzen Tag bewölkt gewesen und der Mond konnte die Nebelschichten der dicken Luft nicht völlig durchdringen, dennoch herrschte eine mäßige Helligkeit auf den Straßen der ruhenden Stadt. Ich hatte eben meine Hausthür aufgeschlossen und wollte sie, schon innerhalb des Hauses stehend, wieder leise zuschlagen, als ich das

Flüstern zweier Menschenstimmen vernahm, die, unweit von meiner Thür vorübergehend, sich dem gegenüberliegenden Schlosse zu nähern schienen. Von einer unwillkürlichen Neugierde getrieben, blickte ich zur Thür hinaus und sah dicht vor dem Portale des Schlosses zwei mit Mänteln und Hüten bekleidete Männer stehen, die mit der auf- und abschreitenden Schildwache leise einige Worte wechselten und dabei in den Bereich der hell brennenden Schloßlaternen geriethen. Gleich darauf trat die Schildwache zurück und ließ den Eingang frei, der dem Publikum des Nachts sonst verschlossen ist.

Dieser Umstand fiel mir auf. Ich hatte keinen besonderen Verdacht auf die beiden Männer, aber dennoch erschien mir ihr eigenthümlich demüthiges und doch herrisches Wesen, der gehorsamen Schildwache gegenüber, eine ungewöhnliche Bedeutung zu haben.

Rasch schloß ich die Thür hinter mir und stieg in mein Zimmer hinauf. Ich ließ dasselbe dunkel, stellte mich aber in's Fenster, welches den Schloßeingang beherrschte, durch welchen die Männer eingetreten waren. Obgleich ich nicht erwartete, sie sobald wieder daraus hervortreten zu sehen, so wurden sie doch in weniger als zehn Minuten schon wieder sichtbar. Jetzt aber waren sie zu Dreien. Der dritte Mann, eine hohe und stolze Figur, ebenfalls mit Mantel und Hut bekleidet, sprach einige Worte zur Schildwache, die augenblicklich das Gewehr präsentirte. Dann aber schritten die drei Männer rasch die Straße hinunter, die in die vornehmere Gegend der Stadt führt.

Ich fühlte mich etwas angeregt und sehr geneigt, im Angesicht dieses nächtlichen Spazierganges unaufgefordert den Lauscher zu spielen. Denn ich glaubte oder redete mir ein, in jener dritten hohen Gestalt den Herzog erkannt zu haben, der auf der Straße immer eigenthümlich gerade und mit erhobenem Kopfe daherschreiten pflegte. Dieser Umstand war mir genau bekannt. Ich machte es mir bequem, blieb aber im Dunkeln am Fenster sitzen, Auge und Ohr unverwandt nach der Straße gerichtet.

Ich mußte etwas lange in dieser Stellung verharren, ehe meine Neugier befriedigt wurde, denn erst nach ein Uhr kamen dieselben drei Männer wieder die Straße daher, blieben vor den Laternen, wenige Schritte von der abermals das Gewehr anziehenden Schildwache, stehen, flüsterten einige Worte, worauf sich die beiden zuerst gekommenen ehrerbietig vor dem dritten verneigten und dann davongingen. Der Herzog aber, denn kein anderer war es als dieser, trat allein in das Schloß, nachdem er einige Worte zu der Wache gesprochen und ihr, wie es schien, etwas in die Hand gegeben hatte. Jetzt war meine ganze Aufmerksamkeit leidenschaftlich angeregt. Ich mußte wissen, was dieser nächtliche Vorgang zu bedeuten hatte und womit er zusammenhing. Die verschiedenartigen Gedanken, die sich darüber in meinem Gehirne stritten, verscheuchten mir den Schlaf, ich ruhte kaum einige Stunden und schon um fünf Uhr Morgens war ich wieder auf den Beinen. Ich kleidete mich schnell an, denn ich hatte mir bereits einen Plan entworfen. Der Herzog,

wußte ich, stand um diese Jahreszeit regelmäßig um sieben Uhr auf; ich begab mich aber schon um sechs Uhr in's Schloß, welches mir zu jeder Zeit zugänglich war, sobald ich meinen Namen an der Wache nannte, und trat bei dem Kammerdiener Bernhard ein, der eine Dienstwohnung im Schlosse inne hatte und, wie ich ebenfalls wußte, frühzeitig thätig war. Ich fand den alten treuen Diener des Herzog's bei seiner Morgentoilette. Er schien sehr verwundert, mich so früh bei sich zu sehen.

»Guten Morgen, mein lieber Bernhard,« sagte ich – »sind Sie allein und haben Sie fünf Minuten für mich übrig?«

»Ich bin ganz allein und stehe zu Ihren Befehlen. Um sieben Uhr erst beginnt mein Dienst.«

»Bernhard, ich komme in wichtigen Angelegenheiten zu Ihnen – seien Sie verschwiegen gegen Jedermann, gegen mich aber aufrichtig und wahr. Sie wissen, ich bin dem Herrn Herzoge eben so ergeben, wie Sie.«

»Wohl weiß ich das, Herr Geheimerath, aber Sie machen mich besorgt. Was giebt's denn schon wieder?«

»Besitzen Sie noch das ganze Vertrauen des Herzog's wie früher?«

»Ich weiß es nicht anders, wenigstens fühle ich keine Abnahme desselben.«

»Das ist gut. Wo ist der Herzog diese Nacht gewesen?«

Der Kammerdiener erschrak. »Wie? Sie wissen es?« fragte er bebend.

»Sie sehen, daß ich weiß, daß der Herzog ausgegangen ist. Ich will aber wissen, wo er gewesen ist. Ich sage

Ihnen dabei zugleich im Voraus, daß ich von Ihrer Mittheilung keinen Gebrauch machen will; denn ich habe für mich allein beobachtet; aber die Verhältnisse, in denen wir leben, und unsere Pflicht, des Herzog's treue Diener im vollsten Sinne des Wortes zu sein, erheischen für mich, daß ich meine Ueberzeugung durch die eines Anderen verstärke, und für Sie, daß Sie mir nichts verbergen, was Ihnen etwa über diesen geheimnißvollen Ausgang bekannt ist.«

»Treue Diener! Ja, das sind wir, das wollen wir ganz sein. Ach! der Dienst wird immer schwerer, ich zittere manchmal, wenn ich zu ihm in's Zimmer trete.«

»Seien Sie kurz – wo ist er gewesen?«

»Ach, Herr Geheimerath, Ihnen will ich nichts verschweigen. Wohin er des Nachts geht, weiß ich nicht, wohl aber, mit wem er geht.«

»Ha! das ist mir für's Erste genug und vielleicht die Hauptsache.«

»Nun – mit den beiden neuen Excellenzen, den Ministern, die ihn so umgestaltet haben, seitdem sie bei ihm ein- und ausgehen, wann sie wollen, was meist im Geheimen geschieht.«

»Sie machen mich erbeben. Also sind sie oft des Nachts bei ihm? Und er geht öfters mit ihnen aus dem Schloß?«

»Ja, alle Freitage Nachts kommen sie um dieselbe Zeit und jedes Mal gehen sie mit ihm zu einer anderen Pforte hinaus. Weiter aber weiß ich nichts, weder wohin sie sich begeben, noch zu welchem Zwecke.«

»Haben Sie den Dienst, wenn der Herzog des Nachts zurückkehrte?«

»Leider ja, ganz allein. Er kommt immer erst um die erste Stunde des Morgens zurück, und stets begleiten ihn dieselben Herren, und jedes Mal ist er dann in einer sonderbaren Stimmung.«

»In welcher Stimmung?«

»In einer sehr weichen und gerührten Stimmung. Er spricht dann stets fromme Worte zu mir und betet lange und oft laut im Bette, ehe er einschläft.«

»Bernhard! Seien Sie ganz aufrichtig gegen mich – zum Besten dieses armen Herzog's – haben Sie gar keine Ahnung, wohin ihn diese beiden Herren führen?«

»Nicht die geringste.«

»Bernhard! Ich vermuthe in diesen heimlichen Gängen nichts sonderlich Gutes. Warum wählen sie sonst nicht den Tag? Wir sind Freunde – uns verbindet und leitet nur ein Interesse, das höchste im Staate. Wir müssen zu erfahren suchen, wohin sie unseren Herrn führen.«

»Um Gottes willen, Herr Doktor, ich nicht! Der Herr Herzog befiehlt mir jedes Mal mit strenger Miene, ihm weder mit Blick noch Schritt zu folgen, nie eine Neugierde zu verrathen – es wäre mein Tod.«

»Sehen Sie, daß es wichtig ist! Und was denken Sie davon?«

»Ich habe mir anfangs gedacht und denke es zuweilen noch, daß sie ihn in eine Betstunde oder dergleichen führen –«

»Ah – das ist möglich! Sie haben Recht, das glaube ich auch. Aber ich muß mehr wissen. Mir hat er nicht verboten, ihm mit Blick und Schritt zu folgen. Ich werde ergründen, wohin er sich begiebt. Ist es zu einem guten Zwecke, so kümmert es uns nichts. Also nur des Freitags geht er aus?«

»Des Freitags allein, immer um dieselbe Stunde, fast auf die Minute.«

»Das ist merkwürdig. Warten wir ruhig den nächsten Freitag ab. Erlaubt Ihnen dann Ihr Gewissen, mich zu benachrichtigen, aus welcher Pforte die drei Herren das Schloß verlassen? Weiter kann ich von Ihnen nichts wissen, das Andere ist meine Sache.«

»Ja, das erlaubt mir mein Gewissen. Sie dürfen aber nie meinen Namen nennen, wenn eine Enthüllung bevorsteht.«

»Hier meine Hand darauf, ich schwöre es Ihnen zu als ehrlicher Mann. Guten Morgen, Bernhard; wir sind also einig?«

»Vollkommen! Guten Morgen, Herr Geheimerath!«

Ich athmete tief auf, als ich diesen neuen Schritt in der Erkenntniß der Umtriebe der Hofintriguen gethan hatte. Ich bildete mir ein, in der Ferne einiges Licht über dieses Geheimniß schimmern zu sehen. Vorsichtig, leise, aber kühn wollte ich diesem Lichtschimmer nachgehen und mir das dunkle Werk der Nacht in der Nähe betrachten.

Am nächsten Freitag, um dieselbe Stunde, bekam ich Nachricht, welche Pforte die Nachtwandler heraus gelassen hatte, und da ich mich vorbereitet hielt, war ich

schnell hinter ihnen her. Auf weichen Schuhen, damit mein Tritt mich nicht verriethe, folgte ich ihnen und sah sie raschen Schrittes vor mir dahineilen. Damit sie mich nicht etwa für einen Spion hielten und ich sie besser im Auge behalten konnte, blieb ich stets auf der anderen Seite der Straßen, die sie schweigend durchschritten, der Herzog um einige Schritte voran, die anderen Beiden hinterher. Ich war übrigens nicht die einzige Person, die auf der Straße ging, denn es begegneten uns stets einige Nachtschwärmer auf unserem Wege. Die Nacht war zwar dunkel, hier und da aber brannte eine Laterne und zeigte mir sicher die fest in's Auge gefaßten drei Gestalten.

Da kamen sie in die Nähe des bischöflichen Palais. Hier machten sie Halt. Eine kleine Pforte öffnete sich und sie schlüpfen hinein.

Ha! das Licht vor meinen Augen in der Ferne wurde schon heller. Langsam wandelte ich nach Hause, ohne ihre Rückkehr abzuwarten. Am zweiten Freitag wiederholte sich derselbe Spaziergang, am dritten und vierten abermals. Wir waren schon in den Dezember gelangt – immer wieder kam der Freitag und immer wieder sah ich die drei Männer in derselben Pforte des bischöflichen Palais verschwinden.

Aber ich kam damit nicht weiter in meinen Beobachtungen. Bernhard's Meinung behauptete auch in mir den Vorrang. Ich hielt die drei für Mitglieder eines im Geheimen abgehaltenen frommen Verkehrs. Das war Alles, was mir zu errathen möglich war. Aber das befriedigte mich

durchaus nicht. Ich fühlte eine Ungeduld allmählig in meinem Herzen aufsteigen, die ich kaum noch bemeistern konnte. Es drängte mich mit Gewalt, mehr zu sehen und zu hören. Aber wie? Ich zerbrach mir den Kopf, immer vergebens, ich konnte nichts erdenken. Eben so wenig mein treuer Bundesgenosse Bernhard.

Da verfiel ich auf einen Gedanken, der mich meinem Ziele näher zu bringen schien. Ich nahm mir vor, die beiden Minister aus der Nähe zu beobachten, ich wollte sie endlich kennen lernen, wie mir der Herzog gerathen, wie es mir aber bisher noch nicht nach Wunsch geglückt war. Aber auch dieser Plan schlug fehl, da ich keine laute und öffentliche Bekanntschaft wollte. An den Bischof zwar hätte ich im Stillen gelangen können, denn der Zutritt zu ihm war jedem Besucher offen. Aber was ging mich der Bischof an? Ich wollte und sollte nur die Minister kennen lernen. Diese aber verschanzten sich auf eine unerhört schlaue und hartnäckige Weise gegen jede fremde Berührung. Gesellschaften besuchten und gaben sie nicht, es lud sie Niemand ein, Niemand wäre auch zu ihnen gekommen. Eben so wenig waren sie im Theater zu finden, welches bereits eröffnet war. Von der Außenwelt abgeschlossen, lebten sie in ihren Häusern, nur mit wenigen Personen verkehrend, die ihnen völlig ergeben waren. Beim Herzog konnte ich sie nur selten und dann nur im Vorbeigehen treffen, sie kamen nur des Abends und waren flüchtig, wie der Wind, bald dieser, bald jener

Thür sich bedienend. Sie schienen, auch hierin vom Hau-
che Gottes unterstützt, mit einem Mittel, sich unsichtbar
zu machen, ausgestattet zu sein.

Aber alle diese mannichfachen Hindernisse, statt mich
zu ermüden oder abzuschrecken, stachelten meine im-
mer lebhafter hervortretende Begierde mehr und mehr.
Ich mußte an sie heran, um jeden Preis – zu welchem
Zweck, das wußte ich selber noch nicht; aber es trieb
mich ihnen entgegen, wie mit einer innern übernatür-
lichen Gewalt. Endlich, auf keinem Wege meinem Ziele
näher rückend, entschloß ich mich, etwas zu thun, was
ich schon längst hätte thun sollen, nämlich den Herzog
geradezu zu bitten, mich mit ihnen bekannt zu machen
und mir so die beste Gelegenheit zu geben, die weisen
und tugendhaften Herren aus erster Hand kennen zu ler-
nen.

Da geschah etwas, was ich nicht erwartet hatte und
was mich schneller und richtiger zum Ziele brachte, als
alle meine bisherigen Bemühungen.

Wir waren mitten im Dezember. Es war wieder ein
Freitag, also ein Nachtwandlertag. Ich verfolgte mit ei-
nem wahren Ingrimme die drei vor mir herschreitenden
Männer und war nahe daran, in eine Art Wuth auszubre-
chen, als die kleine Pforte vor meinen Augen hinter ihnen
in's Schloß sprang.

Abermals unbefriedigt und vor Verlangen nach einer Aufklärung brennend, kehrte ich in meine Wohnung zurück – am nächsten Morgen dem Herzog meine Bitte vorzutragen, war ich fest entschlossen. Mit diesem Gedanken legte ich mich nach Mitternacht zu Bett. Noch lag ich schlaflos darin, als es an meiner Thür klingelte. Ich sprang schnell auf und öffnete das Fenster.

»Wer ist da?«

»Ach – sind Sie es selber? Ich bin es, Bernhard, der Kammerdiener des Herrn Herzog's. Kommen Sie sogleich zu Sr. Durchlaucht, er befindet sich unwohl.«

Aha! Mir schlug das Herz vor Freude. Ich sprang mit einer Art Wollust in die Kleider. In zehn Minuten war ich an der Thür, vor welcher Bernhard auf- und abgehend mich erwartete.

»Was giebt es, Bernhard?«

»Ach, es ist schlimmer, als es noch je gewesen. Der Herr Herzog kam vor einer Viertelstunde von seinem gewöhnlichen Gange zurück. Er starrte mich mit verwirrten Blicken an. Dann fiel er mir um den Hals und schluchzte dabei wie ein Kind. Ich konnte ihn gar nicht beruhigen. »Rufe mir den Doktor,« sagte er, »ich muß einen Menschen sprechen, der Augen hat – ich habe keine mehr.« Da sprang ich denn fort und da bin ich. Sie werden ja sehen, wie es ist.«

»Es ist gut so, Bernhard; so mußte es einmal kommen. Gott hilft. Wie? Gehen wir nicht in sein Schlafzimmer?«

»Nein, er sitzt noch auf in seinem geheimen Kabinet. Sie werden sich über sein Aussehen wundern, so verstört

und unglücklich ist er.« Leise wurde die Thür geöffnet, leise trat ich ein. Der Herzog saß auf einem Feldstuhle zusammengekauert vor dem Kamin und starrte, wie er es so oft that, in die rothe Glut, mir beim Eintreten den Rücken zukehrend. Sein Gesicht war bleich, sein Haar hing verworren, wie ich es nie wahrgenommen, da er stets große Sorgfalt auf sein Aeußeres verwandte, über die Stirn, seine Augen lagen tief in ihren Höhlen und waren von einem aschfarbigen Ringe umgeben. Im Ganzen sah er aus wie ein Mensch, der etwas Entsetzliches erblickt hat oder dem eine Todesgefahr droht, oder dessen Seele hülfloser Verzweiflung anheimgegeben ist.

»Guten Abend, gnädigster Herr!« sagte ich heute zuerst mit leiser, ehrerbietiger und weicher Stimme, da ich fühle, daß er eines tröstenden Beistandes bedurfte. »Ich sehe leider, daß Sie krank sind.«

Er drehte den Kopf langsam nach mir herum und gab mir die Hand. Ich war erschrocken über den tief traurigen, zerknirschten und unbeschreiblich wehmüthigen Ausdruck seines Gesichts. »Seien Sie mir nicht böse,« fing er endlich mit leiser Stimme an, »daß ich Sie aus dem Bette holen ließ; aber ich mußte Gesellschaft haben – und auf Sie fiel meine Wahl unter allen Menschen, die in meinem Gesichtskreise leben. Ja, ich fühle mich wirklich krank, das heißt nicht leiblich, denn alle meine Organe thun ihre Schuldigkeit, geistig aber ganz und gar. Sehen Sie mich an und beurtheilen Sie meinen Seelenzustand danach. Ich habe mich über mich selbst erschrocken, als

ich zufällig vor einen Spiegel gerieth. Aber mir ist zu Muth, als stände ich auf der Schwelle zu einem großen Unglück, einem schrecklichen Geheimniß, dessen geheimnißvolle Falten ich nicht glatten und durchdringen kann. Es weht eine schaurig kalte Luft um meine Seele, so daß sie zu frieren scheint, und mein Blut rollt schwer und bang in meinen Adern. Haben Sie schon solche Gefühle kennen gelernt? Stammen sie aus dem Leibe oder aus der Seele?«

»Ich kenne sie wohl. Sie stammen oft aus dem Leibe, oft aus der Seele, oft aus beiden zugleich, denn ist eins von beiden leidend, so leidet das andere mit, das liegt in der Natur unseres aus irdischen und göttlichen Elementen gemischten Stoffs. In der Regel aber,« – und hier erhob ich meine Stimme und ließ meine Augen ausdrucksvoll auf den seinigen ruhen – »deuten diese Gefühle an, daß unsere Seele sich mit Dingen beschäftigt, die wir abschütteln sollten, weil sie nicht nothwendig sind zu unserem Leben und verderblich für unser Glück und unsere Ruhe.«

»Sehr gut gesagt, ein vortrefflicher Rath in Worten! Aber wer kann das? Schütteln Sie sie ab! Als wenn ich ein Pudel wäre, der sich das Wasser aus dem Felle schütteln kann. Nein, Doktor, die Dinge, die diese Gefühle hervorrufen, sitzen bei mir zu tief, ich müßte mich ganz umschaffen können, wollte ich sie los werden. Ach! das Leben gefällt mir nicht, es ist kein Reiz, kein Duft, keine

Blüthe mehr darin. Ich habe keine genügende Beschäftigung, der ich mich, wie sonst, mit ganzer Herzensfreudigkeit hingeben könnte, und daher habe ich Langeweile. Ich muß, ich muß Zerstreuung haben – ich habe wirklich an eine große Reise gedacht – und doch kann ich bei dieser Stimmung meines Landes und unter den jetzigen unglückseligen Verhältnissen nicht fort. Auch Ihre Sängerin bleibt so lange – hat sie noch nicht geschrieben, wann sie eintrifft?«

»Sie hat mir schon drei Mal geschrieben, – und ich erwarte alle Tage die Anzeige der Stunde, wann sie kommt. Weihnachten aber ist sie gewiß hier.«

»Das ist gut, das ist doch etwas Angenehmes und Neues. Vielleicht haben wir dann ein kleines Freudenfest. Ihr kennt Euch also beide schon lange?«

»Von Jugend an; sie war sechs, ich zehn Jahre alt, als wir uns zuerst in Amsterdam sahen.«

»Ihr seid innig befreundet?«

»Wir lieben uns – wie Bruder und Schwester.«

»Ihr Glücklichen! Alle Menschen haben Freunde in diesem Leben – was habe ich dafür? O, ein Mann wie ich kann keinen Freund haben.«

»Das kann ich mir nicht denken. Warum nicht, Durchlaucht?«

»Weil Jeder, der mit mir verkehrt, mehr oder weniger eigennützig ist, nur seinetwegen, nicht meinetwegen mein Freund sein will!«

»Dann mache ich eine Ausnahme hiervon, Durchlaucht – ich bin ganz allein Ihretwegen Ihr Freund – verzeihen

Sie die Anmaßung, die in diesen meinen Worten liegt, aber es ist, wie ich sage – meine Person kommt in Bezug auf Sie in gar keinen Betracht. Ich wünsche von Ihnen für mich nichts mehr. Sie haben mir schon zu viel gegeben. Wie Sie mich hier vor sich sehen, habe ich mich Ihnen und Ihrem Vortheil allein und mit ganzer Seele geweiht.«

Er blickte mir treuherzig in die Augen, versuchte zu lächeln, aber er vermochte es nicht zu Stande zu bringen, sein Gram saß zu tief und zu fest. Dennoch nickte er mit dem Kopfe, als wollte er mir seinen Dank bezeugen. Noch einmal bot er mir die Hand und drückte die meinige – das hatte er noch nie gethan. Und eine Weile meine Hand in der seinigen behaltend und mich dabei fest anblickend, fragte er: »Wollen Sie wirklich mein Freund sein – in voller Bedeutung des Wortes?«

Ich legte meine Hand auf mein Herz und sagte laut und fest:

»Ja, Herr Herzog!«

»Gut – ich nehme Ihre Freundschaft an. Aber ich stelle sie sogleich auf die Probe. Beantworten Sie – was ich frage, aber sprechen Sie kein Wort mehr, als zum Verständniß nothwendig ist.«

Und meine Hand loslassend und sein Gesicht in beide Hände stützend fragte er leise und kaum verständlich: »Was halte Sie von dem Religionswechsel eines Menschen?«

Ich glaubte nicht recht gehört zu haben und bat um eine Wiederholung seiner Frage. Er sprach sie noch einmal

lauter und deutlicher aus, blieb aber in seiner eigenthümlichen Stellung.

»Aha,« dachte ich, »wir rücken vorwärts.« Und augenblicklich antwortete ich klar und verständlich: »Die Beantwortung dieser Frage kann ich in wenige Worte zusammenfassen. Ein einzelner Mensch kann seine Religion wechseln; ob er gut daran thut, Gott damit wohlgefällig ist, weiß nur Gott allein. Aber der Mensch muß sein Gewissen zu Rathe ziehen; was das erlaubt, mag er thun. Niemandem ist er darüber Rechenschaft schuldig; auch hat es weise und erhabene Menschen gegeben, die ihre Religion aus besserer, reinerer Ueberzeugung mit einer anderen vertauscht haben, denn von dieser Ueberzeugung hängt am Ende Alles ab –«

»Weiter! Sie wollen noch mehr sagen.«

»Das will ich. Bisher sprach ich von einem Privatmanne – er mag sein, wer er will. Ein Fürst aber,« – und hier erhob ich meine Stimme – »hat andere Rücksichten zu nehmen. Er muß sein Land, sein Volk und das Wohl desselben vor Augen behalten. Und in Bezug auf ihn möchte ich die Frage verneinen. Denn ein protestantisches Land – ich nehme ein solches zum Beispiel an – will und gebraucht protestantische Fürsten, das liegt in der Natur der Sache, das liegt in seinem Blute, seinem Geiste, in der unnennbaren Wechselwirkung beider. Eine einseitige Veränderung dieser Verhältnisse kann nur Böses erzeugen. Unfrieden, Unglauben, Zwietracht, Mißtrauen – kurz Alles, was aus dieser trüben Quelle fließt.«

»Haben Sie ganz und aufrichtig Ihre Meinung gesagt?«

»Ganz und aufrichtig.«

»Ich bin zufrieden – so weit sind wir einig, denn das ist auch meine Ansicht der Sache, wenn sie auch von Anderen bekämpft wird. Jetzt aber eine zweite Frage. Wir sind nur Menschen und können also irren. Nur Gott allein irrt nicht. Wenn nun aber Gott selbst will, daß wir unsere Ueberzeugung in kirchlichen Dingen wechseln, und wenn er uns befiehlt, wenn er zu uns spricht, daß wir es hören, auf daß wir ihm folgen – wie dann?«

»Wie, Durchlaucht? Das verstehe ich nicht. Wie kann ein Mensch wissen, daß Gott das verlangt? Wie kann er Gottes Worte hören, diesen seinen Befehl vernehmen? Denn Gott spricht ja nicht persönlich zu uns – nur in seinen Werken tönt seine allmächtige Stimme.«

»Freilich wohl, das habe ich bisher auch gedacht. Aber, Doktor, es giebt Dinge auf Erden, die unbegreiflich sind, Dinge, die wir mit unseren irdischen Sinnen nicht erfassen können, und also höhere Sinne, wie z. B. den Glauben, anwenden müssen, um sie zu verstehen. Und ich, ich kenne, ja, ich sehe ein solches Ding, unmittelbar von Gott kommend, das spricht zu mir, das befiehlt mir, auf nichts Irdisches zu achten, nicht auf meine innere Stimme, nicht auf die der Menschen, auch wenn sie brüllend würde, wie die des Qrkans – sondern allein der Stimme zu gehorchen, die es selbst spricht, die von Gott kommt. Wie nun?«

»Durchlaucht, hören Sie mich wohl an. Solche Dinge und Stimmen giebt es auf Erden nicht. Wenn uns eine

solche Stimme gepredigt wird, so tönt sie aus der Wüste, wo Asche, Staub und Verwesung ist, aber kein Leben, keine Wahrheit, keine Zweifellosigkeit. Oft hat man sich angeblich einer göttlichen Stimme bedient, um Jemanden, der weich genug war, den Eindrücken derselben nachzugeben, nach einer besonderen Absicht und zu einem besonderen Zwecke zu leiten. Dann lag aber jedesmal irgend ein Betrug zu Grunde, eine Hinterlist; man bediente sich künstlicher Mittel, um diesen Zweck zu erreichen und man hat ihn leider oft damit erreicht. Sind nun Sie dieser angeblich göttlichen Stimme sicher? Wer läßt sie hören? Wer ermahnt sie, darauf zu achten? Nein, nein, gnädigster Herr – Sie schenken mir Ihr Vertrauen, sagen Sie, aber Sie schenken es mir nur halb, denn Sie verbergen mir mehr, als Sie mir aufdecken. Lassen Sie mich ganz in Ihr Herz blicken, sagen Sie mir dreist und offen, um was es sich handelt, und ich werde Ihnen als Mensch, als Christ, vor allen Dingen aber als Mann der Wissenschaft eben so offen sagen, was Sie glauben können und was nicht. Sprechen Sie.«

Er schwankte sichtbar. Meine Worte hatten einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht. Er blickte hin und her und wischte sich den Schweiß von der Stirn, der in großen Tropfen darüber hin rieselte.

»Sie haben Recht,« sagte er endlich, »es muß klar zwischen uns werden. Ich habe zwar mein Wort gegeben, nicht eher von dieser merkwürdigen Erscheinung zu sprechen, als bis ich vollkommen von ihrer Wahrheit

überzeugt bin; aber ich fürchte, es nie ganz werden zu können.«

»Um zu einer vollkommenen Ueberzeugung zu gelangen, müssen Sie Belehrung suchen und eine vorurtheilsfreie Meinung anhören. Fragen Sie mich – oder haben Ihnen Menschen auch darüber ein vollkommenes Schweigen abgezwungen?«

»O, Menschen nicht! Gott selbst hat es mir abgezwungen.«

»Das ist nicht möglich, Durchlaucht, das kann nicht sein. Gott zwingt uns zu nichts durch Zeichen, die unseren gesunden Sinnen wahrnehmbar sind – und um so weniger glaube ich an diese Zeichen, wenn er zwingen soll. Gott braucht nicht zu zwingen, er braucht nur zu wollen, und er überzeugt uns schon.«

»Doktor, ich glaube Ihnen, ich vertraue Ihnen, Sie sprechen ehrlich und warm – und so hat auch mein eigenes Herz schon oft zu mir gesprochen. Hören Sie mich also an, Sie müssen mich aber nicht verrathen –«

»Nein – aber helfen – dienen – worin ich kann.«

»Wohl! Belehren Sie mich zunächst. Sagen Sie mir, wissen Sie von einer Lehre in der Welt, die man den thierischen Magnetismus nennt?« –

Ha! Ich staunte – wozu das hier? Sollte ich noch einmal in die verlockende Tiefe dieser trüben Quelle hinabsteigen? Aber ich faßte mich schnell und antwortete: »Ja, eine solche Lehre giebt es und ich kenne sie, sogar die Wissenschaft hat sich ihrer bemächtigt.«

»Nun wohl. Gehen wir weiter. Kennen Sie einen Zustand, den man Somnambulismus nennt? Sie sind ja Arzt.«

»Ich kenne ihn – es giebt einen solchen Zustand.«

»Ha! Und auch einen, den man Hellsehen nennt?«

»Wie!« rief ich, denn ich durchschaute augenblicklich die schlau und doch dumm angelegte Schlinge – »Hat man Ihnen etwa einen Hellseher gezeigt?«

»Eine Hellseherin wenigstens, ja, man hat sie mir gezeigt. Was halten Sie davon?«

Von einem tief unter geheimer Decke, ohne Zweifel zu unredlichen Absichten veranstalteten Betrug in meinem Innern überzeugt, theilte ich ihm mit, was ich in meinem Leben über diesen Zustand gehört, gelesen und erfahren hatte. Wie ich, nachdem ich lange darüber nachgedacht, an dem Vernommenen gezweifelt und zu den gelehrtesten und aufgeklärtesten Männern Berlin's gegangen wäre, um ihre Meinung zu hören, – wie diese mir gesagt, daß, obgleich man künstlich einen solchen Seelenzustand erzeugen könne, der etwas unbegreifliches, noch nicht vollkommen Erkanntes in sich trage, man dennoch der Meinung sei, daß unter hundert Fällen wenigstens neun und neunzig Mal ein Betrug dabei obwalte.

»Weiter,« rief er, »den Beweis, den Beweis von dem, was Sie sagen, und ich will Sie verehren als der Weisesten Einen.«

»Beweisen kann man nicht die Nichtexistenz dieses ohne Zweifel krankhaften Zustandes, aber man kann oft den Betrug nachweisen, der dahinter steckt. Erzählen Sie

mir den Zusammenhang Ihrer Anschauungen und vielleicht sehe ich dann klar und kann Ihnen den Beweis liefern, daß auch Sie betrogen sind.«

»Das wäre mir das liebste, obwohl ich es so leicht nicht glauben werde. So hören Sie denn. Aber ich muß etwas weit ausholen – Sie sind doch nicht müde? Nun gut – ach! es ist eine traurige Geschichte, deren ich hier gedenken muß. Aber ich will, ich will mich bezwingen, der Wahrheit zu Liebe. Sehen Sie, Doktor, ich bin nicht seit kurzen Tagen oder Jahren von dem Dasein des Hellsehens unterrichtet. Ich war noch jung, als ich davon erfuhr und von einem Manne erfuhr, der mir einst sehr nahe stand und, obwohl ebenfalls noch jung, doch ein sehr kenntnißreicher Mann war. Er schloß mir das Geheimniß jener Lehre auf und ließ mich einen Blick in die unbegreiflich tiefe Macht der theilweise göttlichen Natur des Menschen thun.«

Bei diesen Worten wurde ich sehr bewegt, denn ich ahnte, was kommen würde. Ich hatte mich in meinen Stuhl, auf den ich mich niedergelassen, zurückgelehnt und hörte mit großer Spannung und immer mehr wachsendem Antheil zu.

»Ach!« fuhr er fort. »Diese Mann, an den ich alle Tage mit tiefer Wehmuth und mit Gefühlen denke, die ich Ihnen nicht vollständig enthüllen kann, war mir sehr lieb und theuer. Er war einer meiner ersten Jugendfreunde. Und merkwürdig – jetzt fällt es mir erst ein und ich muß Ihnen bei alledem mein ganzes Herz öffnen – er stand

in einem ähnlichen Verhältnisse zu mir, wie Sie, denn er war, was Sie sind, mein Arzt und Rathgeber.«

»Ah!« machte ich, indem ich ein halb künstliches, halb natürliches Erstaunen verrieth.

»Haben Sie nie von ihm gehört? Doch wie sollten Sie nicht, in der plauderhaften Stadt hört man ja Alles.«

»Meinen Sie Herrn von Schellenberg, Durchlaucht?«

»Ja, den meine ich.«

»Wohl, von dem habe ich gehört.«

»Auch von meinem Streite mit ihm?«

»Von Ihrem Streite –? Nein!«

»Nun, ich meine jenen unglückseligen Vorfall, der uns auf ewig trennte –«

»Von dem habe ich allerdings gehört.«

»Und, was haben Sie davon gehört? Heraus damit, ich muß auch von Ihnen die Wahrheit vernehmen, wenn ich sie selbst sagen soll –«

»Wenn Sie es denn wollen, so erfahren Sie es. Man hat mir das traurige Verhältniß mitgetheilt, in welchem er einst zur Gräfin Brandstein stand –«

»Ha! Das ist es, was ich meine. Und was hat man Ihnen davon gesagt?«

»Die Wahrheit, Durchlaucht!«

»Welche Wahrheit – auch ich kenne sie –«

»Daß das Unrecht auf Ihrer Seite war!«

Er senkte traurig den Kopf und schwieg lange. Endlich fuhr er fort:

»Ja, man hat Ihnen die Wahrheit gesagt, ich sehe es. Aber hören Sie auch mich an. Ich habe ihm in einer Zeit

der Verblendung, der Selbstüberschätzung und des fürstlichen Muthwillens ein großes Unrecht gethan. Aber – glauben Sie mir – wenn ein Mensch ein so großes Unrecht büßen kann, so habe ich es gebüßt. Ich bin seit jenen unglücklichen Tagen nie wieder meines Lebens froh geworden, denn hier – hier in meiner eigenen Brust lebte mein strengster Richter. Und dieser Richter hat den Schellenberg streng an mir geahndet. O, und wissen Sie, daß er mir einmal erschienen ist –?«

»Erschienen? Im Geiste, im Traume oder in der Wirklichkeit?«

»O, im Geiste und Traume erscheint er mir alle Tage und Nächte – aber ich meine in der Wirklichkeit, und Sie – Sie selbst waren damals dabei –«

»Ich, und wo war das?«

»In jenem Landhause auf dem Montmartre, wo ich krank lag und Sie zum ersten Mal an meinem Lager saßen. Jener Ordonnanzoffizier des Königs von Preußen – wissen Sie es noch –?«

»Nun – was?«

»Das war er!«

»Herr von Schellenberg? Sie setzen mich in Erstaunen. Sie haben ihn erkannt?«

»Gewiß habe ich ihn erkannt, und ich war mehr erstaunt darüber, als Sie es jetzt sein können, denn er kam mit einem Herzen voller Vorwürfe und Drohungen zu mir – er kam, um sich zu rächen – und nur Ihre Gegenwart allein hat ihn daran verhindert.«

»Meine Gegenwart?«

»Sie ganz allein, und darum gewann ich Sie schon damals lieb und ließ Sie ungern von mir. Aber – daß ich Ihnen Alles sage – er wird noch einmal kommen – ich erwarte ihn jeden Tag.«

»Aengstigt Sie das? Doch – Sie kommen ganz von Ihrer Erzählung ab – Sie wollten mir von der Hellseherin erzählen, die man Ihnen hat erscheinen lassen –«

»Ja, Sie haben Recht. Aber meine Gedanken haben mich auch heute zu ihm geführt, wie sie mich alle Tage zu ihm führen, – sehen Sie – also Schellenberg hat mir zuerst von einer Hellseherin gesprochen –«

»Entschuldigen Sie mich, daß ich Sie unterbreche, aber ich fühle mich verpflichtet dazu. Herr von Schellenberg, obgleich er Sie mit jener Lehre bekannt machte und damals selbst daran glaubte – hat sich selber geirrt und seinen Irrthum später erkannt –«

»Wie? Woher wissen Sie das? Kennen Sie ihn denn?«

»Ein Berliner berühmter Professor war sein Studiengefährte – beide glaubten an den Magnetismus – beide erkannten nach Jahren ihren Irrthum – das hat mir jener Professor in Berlin selbst gesagt, der gerade Herrn von Schellenberg – diesen klaren Kopf – als den Beweis der Möglichkeit dieses Irrthums aufstellte.«

»Wie? Max hätte sich geirrt?«

»Ja, man hat ihn betrogen – Sie sehen also, man konnte auch Sie betrügen –«

»Sie sagen mir etwas ganz Neues und setzen mich in ein großes Erstaunen. Der Schellenberg ist betrogen –? Haha! Ja, dann konnte man mich auch betrügen – aber

Sie gehen sehr sicher zu Werke. Doktor, Sie legen die Axt unmittelbar an die Wurzel, denn Schellenberg war die Wurzel, aus welcher der Baum meines Glaubens wuchs.«

»So ist es kein Wunder, daß Sie irre gingen. Sie sehen es. Aber fahren Sie fort in Ihrem Berichte.«

»Gern – und nun mit leichterem Herzen. Schellenberg hatte mich schon lange verlassen, seine Lehre aber blieb in meiner Brust zurück. Ich habe sie gründlich studirt und Alles gelesen, was darüber zu lesen war. Aber ich wollte die göttliche Wahrheit auch einmal lebendig sehen, hatte jedoch lange keine Gelegenheit dazu. Da lernte ich vor einigen Jahren unsern Bischof kennen, mit ihm sprach ich ebenfalls über die Sache, die mir immer noch am Herzen lag. Und siehe da – auch er glaubte daran; er bestärkte mich sogar noch mehr in diesem Glauben. Er gab mir Bücher, die ich noch nicht kannte, er führte mich langsam und allmählig weiter, bis ich zuletzt das Ganze für sehr natürlich hielt, Endlich, vor einem Vierteljahr, wollte er mir den Beweis liefern, daß wir an eine Wahrheit glaubten. Er ließ eine berühmte Somnambule – Theresia heißt sie, ich weiß aber nicht, woher sie stammt – kommen – sie kam – ich sah sie, ich hörte sie und – durch ihren Mund sprach Gott zu mir –«

»Und wo, Durchlaucht, sagen Sie mir schnell, wo, in welcher Behausung hörten Sie diesen Mund zu sich sprechen?«

»In seinem Palais lebt sie verborgen – alle Freitage Nachts hat sie ihre Verzückungen, ihre hellen Augen – ich habe sie oft schon gehört –«

»Fahren Sie fort – Sie sehen, ich höre mit allen Sinnen

–«

»Aber sie verlangt etwas viel von mir, diese Seherin, und das hat mich stutzig gemacht. Sie verspricht mir zwar alle Segnungen des Himmels – sie zeigt mir die sieben Wundenmaale des Heilands, die sich alle Freitage Nachts um zwölf Uhr in ihrer Hand und auf ihrer Stirn öffnen und bluten – sie verheißt mir Vergebung aller Sünden – selbst meiner ärgsten, der gegen Schellenberg – aber Alles nur unter einer Bedingung –«

»Unter welcher?«

»Daß ich den Glauben, meine Religion wechsele und dem Glauben des Bischofs schwöre –«

Beinahe hätte ich, obgleich mir über diese niederträchtige Bosheit die Haare zu Berge standen, laut aufgelacht. Denn dieser Betrug kam mir doch etwas zu plump vor, er schien mir aus einem leeren Gehirne zu stammen und es dauerte lange, ehe ich begreifen lernte, wie ein sonst so vernünftiger und aufgeklärter Mann, wie der Herzog war, den Schlingen eines schlaunen Priesters und seiner Helfershelfer hatte zur Beute fallen können. Allein um in das schlüpfrige Gebiet religiöser Arglist einzudringen und die unglaubliche Tollkühnheit priesterlicher Herrschsucht zu ergründen und zu begreifen, ist oft der schärfste Verstand viel zu armselig und schwach; die Macht des angedrohten, mit Menschensinn begabten Gottes auf den Lippen dieser Jünger des verwerflichsten Fanatismus ist zu gewaltig, um ihr mit menschlich einfachem Verstande siegreich entgegen zu treten, ihr verheerendes Schwert

ist flammender, als das des Engels des Paradieses, es verwüstet die Herzen und verbrennt die Gehirne; mit dem Geläute ihrer ehernen Glocken rufen sie fromme Gebete hervor, die ihnen genügen würden, stiegen sie auf zu wem sie wollten, wenn sie nur dazu dienten, angeblich die Ehre Gottes zu verherrlichen, während sie in Wahrheit dazu bestimmt scheinen, ihre Allmacht über irdische Schicksale zu vergrößern und zu befestigen. Man hat von verschiedenen Seiten den Unglauben als das Trostloseste und Verderblichste gerichtet, was dem menschlichen Herzen auf dieser Erde zuertheilt werden könne, aber ich bin der Meinung, daß der übermäßige Glaube, der Glaube, der sich selbst über Gottes Thron erhebt und die Wagschale des Guten und Schlimmen in die Hände fanatischer Priester legt, mehr Schaden hervorgerufen und größere Sünden entwickelt hat, als jener.

Auch den Herzog also wollte man zu diesem alleinseigmachenden Glauben belehren, er sagte mir es ja selbst. Was man weiter damit bezweckte, war nicht mehr zu enträthseln. Durch seine Person wollte man auch sein Volk gewinnen; war ein Fürst, ein Volk mit seinem Beispiel vorangegangen, so konnte vielleicht ein zweites und drittes nachfolgen. Das war freilich ein kühner und abenteuerlicher Plan, aber welche Pläne der Art hat nicht der vor Nichts zurückschreckende, namentlich in düsteren Schöpfungen fruchtbare Menscheng Geist ausgebrütet? Es war für mich nicht schwer das ganze Machwerk jesuitischen Geistes hier auf einen Blick zu durchschauen, meine ganze Seele aber bäumte sich leidenschaftlich

auf, diesem Plane entgegenzutreten, und soviel in meinen schwachen Kräften lag, ein einfaches aber verständliches Wort mit dreinzureden, – und demgemäß ging ich sogleich an's Werk.

»Halten Sie ein, Durchlaucht,« rief ich und erhob mich von meinem Stuhle – »ich weiß genug; die ganze Absicht jenes Priesters, der Ihnen die Hellseherin untergeschoben, und seiner Helfershelfer liegt mir klar vor Augen. Offen gesagt, Sie befinden sich in den Händen von Betrügern, die, wie sie mit Ihrem Seelenheil ein Spiel treiben, auch Ihr irdisches Lebensglück in's Verderben stürzen und Ihr Volk mit Ihnen zugleich betrüben wollen. Haben Sie der Seherin etwas zugesagt?«

»Nichts. Ich schwebe aber zwischen Himmel und Hölle, denn die Entscheidung drängt unaufhaltsam auf mich ein. Ich sehe keinen Ausweg, der mich aus diesem Labyrinth führt. O, wenn Sie Recht hätten, wenn man mein von Oede und Reue zerknirschtes Herz mißbraucht und meinen unter den Schlägen des Schicksals sich beugenden Geist irre geführt hätte!«

»Das hat man allerdings beabsichtigt. Noch stehen Sie aber erst auf der Schwelle des nahenden Unheils – Sie dürfen keinen Schritt weiter thun. – Haben Sie Vertrauen genug zu mir, sich ganz und unbedingt meiner Leitung zu überlassen? Ich weiß einen Ausgang aus diesem Labyrinth.«

»Zeigen Sie ihn mir und meine ganze fernere Zukunft wird durch Ihr Licht erleuchtet sein. Was soll ich thun, um den Betrug, wenn es einer ist, zu enthüllen?«

»Für's Erste thun Sie Nichts, was Sie unauflöslicher an jene Männer bindet. Machen Sie keine Zugeständnisse, halten Sie mit allen Versprechungen zurück. Sodann aber lassen Sie mich das Wundermädchen mit meinen klaren menschlichen Augen anblicken. Sage ich Ihnen dann: sie ist von Gott gesandt! dann thun Sie, was Sie wollen, wechseln Sie Religion und Ueberzeugung, beginnen Sie Krieg mit Ihrem Volke, mit der ganzen aufgeklärten Welt – bevor ich aber diesen Ausspruch nicht von mir gegeben – thun Sie keinen Schritt.«

»Ihr Vorschlag gefällt mir, ich verliere dabei nichts.«

»Sie gewinnen Alles, die Ansicht der Wahrheit und die Befestigung Ihrer Seelenruhe.«

»Wenn es so ist, wie sie sagen, so haben wir eine zeugungsreiche Nacht hinter uns und einen helleren Morgen vor uns. Aber man wird große Augen über meine plötzliche Untersuchungslust machen –«

»Wer wird diese großen Augen machen?«

»Der Bischof und seine Freunde, die Minister.«

»Das muß Ihnen schon der Anfang eines Beweises sein, daß man ein unwürdiges Spiel mit Ihnen treibt.«

»Sie haben Recht. Aber was wollen Sie, daß ich ihnen sage?«

»Hören Sie mich an. Wir müssen die Sache natürlich einleiten. Sie gehen alle Freitage Nachts in das bischöfliche Palais?«

»Ja.«

»Gehen Sie nicht mehr hin, widersetzen Sie sich – man lasse die Seherin zu Ihnen kommen –«

»Wie soll ich das anfangen?«

»Auf folgende Weise. Sagen Sie, Sie glaubten zwar an ihre göttliche Kraft, aber Sie fühlten sich zu leidend, Ihre Besuche in kalter Winternacht fortzusetzen, man habe Ihnen jeden abendlichen Ausgang verboten. Um das heilige Werk jedoch fortführen zu können, müsse die Kranke in Ihr Schloß, in Ihre unmittelbare Nähe übersiedeln, Sie würden für ein geheimes und zweckdienliches Zimmer Sorge tragen –«

»Und dann – hier im Schloß?«

»Geht man auf diesen Vorschlag nicht ein, so haben Sie schon den Beweis, daß man Ihnen nicht recht traut, mithin etwas zu fürchten hat. Sie erblicken also schon im Hintergrund eine Lüge. Geht man darauf ein, so überlassen Sie mir das Uebrige, ich selbst werde die Seherin prüfen und ihren Zustand der Verzückung untersuchen.«

»Aber wie wollen Sie das anfangen, da ich Sie doch nicht einführen kann –?«

»Sie müssen mir Alles überlassen, Durchlaucht. Gestatten Sie mir, ein für meine Absichten geeignetes Zimmer zur Wohnung der Kranken auszuwählen und es zu meinem Vorhaben zweckmäßig einzurichten?«

»Ihr Vorschlag gefällt mir und ich gestatte Ihnen Alles. Es giebt leerstehende Wohnungen genug im alten Schlosse, die abgelegen und Jedermann unzugänglich sind. Verfahren Sie ganz nach Belieben damit. Wenn Sie aber wahrnehmen sollten, daß die Hellseherin eine Gottgesandte ist?«

»Dann hat der Bischof Recht und ich Unrecht, und Sie, gnädigster Herr können thun und lassen, was Sie wollen, ich mische mich in nichts mehr. Aber ich zweifle an diesem Fall – wir werden ja sehen! Außer uns darf aber Niemand eine Ahnung von unserem Unternehmen haben, an das ich schon morgen Hand anzulegen beginne, falls Sie es genehmigen –«

»Ich stelle Alles zu Ihrer Verfügung.«

»So bin ich zufrieden. Nächsten Freitag, heute über acht Tage, werde ich mit meinen Zurüstungen zu Stande gekommen sein; vielleicht bewegen Sie schon bis dahin den Bischof, die Kranke in's Schloß bringen zu lassen. Alles Uebrige wird sich finden.«

»Sie haben einen Stein von meiner Brust gewälzt, der mich zu erdrücken drohte – womit soll ich Ihnen danken?«

»Mit der Ueberzeugung, daß der Allmächtige in seiner Weisheit bisweilen Menschen auf die Erde sendet, die, so klein und unwichtig sie scheinen, doch oft auserlesen sind, ein großes und bedeutsames Werk auszuführen. Denn ich halte es für groß und bedeutsam, dem vor uns liegenden Betrüge die Maske abzuziehen und so die Welt von einem Ungeziefer zu reinigen, welches dieses schöne Erde schändet.«

»Sie gebrauchen harte Worte gegen Leute, die ich bis heute hochgehalten habe –«

»Die aber nichts desto weniger mit kaltem Herzen und im Innern über Ihre Leichtgläubigkeit lachend, Sie morgen in den Abgrund gestoßen hätten. Nein, Durchlaucht,

meine Worte sind für jene Leute nicht zu hart, denn jene Leute haben einen Panzer um ihre Brust, härter als Stahl – man muß mit Keulen auf sie schlagen, wenn man sie zu Boden schmettern will – und das will ich, so wahr mir Gott helfe!«

»Nehmen Sie sich nicht zu viel vor – jene Menschen sind stark.«

»Ich weiß es, aber ich fürchte sie nicht, denn mein Herz ist rein.«

»So segne Gott den Bund dieser Nacht. Und nun leben Sie wohl!« –

Mit einem Eifer, wie ich nie in meinem Leben von einem ähnlichen gestachelt war, eilte ich nach Hause. Schon früh am nächsten Morgen war mein ganzer Plan vollendet. Es war noch nicht acht Uhr, als ich mich schon im Schlosse befand, um den Platz auszuwählen, an welchem ich meine Netze ausstellen und das Wild fangen wollte, welches ich – ich verberge dem Leser noch den Gegenstand und die Gründe meiner Vermuthungen – sicher vor Augen zu haben glaubte.

VII. DER KNOTEN MEINES LEBENS BEGINNT SICH ZU LÖSEN UND WIEDER ZU VERWICKELN.

Von dem treuen Kammerdiener des Herzog's geführt und einem Baumeister meiner Bekanntschaft begleitet, denen ich die strengste Verschwiegenheit über unser Vorhaben auferlegt hatte, durchwandelte ich die weitläufigen Räume des herzoglichen Schlosses. Die Hinterfront desselben, an dem kleinen Flusse gelegen, welcher die

Stadt durchläuft, bestand aus alten Gebäuden, die seit einem Jahrhundert keiner Umgestaltung unterworfen gewesen waren. Die Zimmer derselben wurden nur bei außerordentlichen Gelegenheiten und zahlreichen Besuchen benutzt, waren aber wohnlich eingerichtet und hingen mit den neueren Schloßtheilen durch Korridore und Treppen zusammen. Unter diesen mit alten Ledertapeten geschmückten Zimmern wählte ich zwei zu meinem Gebrauche aus, die keine Verbindung mit einander hatten und durch eine etwa zwei Fuß dicke Wand geschieden waren. Das eine war groß, das andere klein; das erste hatte ich für die Somnambule, das zweite zu meiner Beobachtung bestimmt. Beider Eingänge lagen von einander getrennt auf verschiedenen Fluren; ihre äußeren Wände waren dick, ihre Höhe bedeutend. Zu diesen Räumen nahm ich die Schlüssel in Beschlag und gab dem Baumeister meine Anweisung, die derselbe von verschwiegenen Handwerkern in aller Stille und möglichster Schnelligkeit ausführen ließ.

Ich hatte mir für diese meine Einrichtung die Zimmer im Kloster zum heiligen Franziskus, in welchen das den Lesern gewiß noch in Erinnerung befindliche sprechende Heiligenbild hing, zum Muster genommen, nur ließ ich hier die nöthigen Anstalten sehr bequem treffen und nach genau durchdachtem Plane erweitern. Von dem Krankenzimmer leitete ich eine große Schallröhre, die oben an der Decke, mitten in einer großen Arabeske der Ledertapete begann, nach meinem Zimmer. Hier mündete sie hinter einer mit einer Feder verschließbaren

Klappe, die in solcher Höhe angebracht war, daß ich in aufrechter Stellung mit meinem Ohre das Nebenzimmer beherrschen konnte. Außerdem aber ließ ich an drei verschiedenen Punkten, die ebenfalls in dunklen Arabeskenstrichen endigten, um nicht wahrgenommen werden zu können, die Wand durchbohren, damit auch meinen Ohren der Zutritt in das Heiligthum des Krankenzimmers in allen Richtungen gestattet sei.

Alles wurde rasch und nach Wunsch zu Ende gebracht. Als die Probe angestellt und das Werk des Unternehmens würdig befunden worden war, ließ ich das Krankenzimmer mit allen möglichen Bequemlichkeiten versehen; aber auch mein Zimmer stattete ich sorglich aus, denn ich wollte selbst auf längere Beobachtungen, wenn sie nothwendig werden sollten, vorbereitet sein. Als ich auch hiermit zu Stande gekommen war, begab ich mich zum Herzog und drang in ihn, seine Vorstellungen über den Wechsel der Krankenwohnung zu beginnen und, sobald eine Entscheidung darüber getroffen worden, mich von derselben in Kenntniß zu setzen. –

Unterdessen waren wir im letzten Monate des Jahres vorgeschritten und näherten uns bereits der Gränze des nächsten. Es war Dienstag. Ich erwartete mit unbeschreiblicher Spannung die Annäherung des Freitags. Einstweilen hatte ich alle meine Versuche, den beiden Ministern mich persönlich zu nähern, eingestellt, erst nach dem Ergebnis des nächsten Freitags wollte ich mit voller Kraft die mir gestellte Aufgabe an ihnen auszuführen beginnen.

Da wurde meine auf diese wichtige Angelegenheit allein gerichtete Aufmerksamkeit auch in andere nicht minder bedeutungsvolle Richtungen gelenkt. Ich erhielt drei Briefe auf einmal, alle drei aus Berlin, darunter einen von Ludovikus. Unserem Abkommen gemäß zeigte er mir vertraulich an, Maximilian habe die Absicht kund gegeben, das Weihnachtsfest auf seinem neuen Gute in aller Stille zuzubringen, Franziskus und er selbst würden ihn dahin begleiten. Maximilian habe kein Wort über die Vorgänge in der Residenz geäußert, er sei schweigsam und zurückhaltend wie immer, scheine aber auf Alles gefaßt und zu Allem entschieden. Ich sollte, meinem gegebenen Worte treu, den Schreiber dieses nicht gegen ihn verrathen, denn er habe ihm Alles verschwiegen, was er durch mich in Erfahrung gebracht.

Als ich diesen Brief zu Ende gelesen, fühlte ich mein Herz in der Brust zittern, denn ich sah die Zeit gekommen, wo auch von einer anderen und nicht minder gefährlichen Seite her die Ruhe des Herzog's, meines Herrn, bedroht werden würde. Aber auch auf diese Erschütterung war ich gefaßt, auch nach dieser Seite hin hatte ich meinen Entschluß zur Reife gebracht.

Der zweite Brief war eine kurze, launige Epistel von Ludwig Devrient. Er würde kommen, schrieb er, und ich würde ihn sehen. Er liebe die Dunkelheit der Nacht und das Schwirren der Geister. Ich solle mich rüsten, denn auch ich würde einen Geist erblicken.

Diese Mittheilung verstand ich nicht. Sie schien mir aber in meiner jetzigen Lage gleichgültig und ich legte

sie, ohne ihre wörtliche Erörterung zu versuchen, bei Seite.

Um mich aber wieder sanfter, glücklicher und hoffnungsvoller zu stimmen und gleichsam Milch in mein aufgeregtes Blut zu träufeln, hatte mir das Schicksal den dritten Brief gesandt. Er war von Sidi und meldete mir, daß sie schon am nächsten Tage, also am Mittwoch, in der Residenz eintreffen und es gerne sehen würde, wenn ich ihr einige Meilen bis zu einem Orte, den sie nannte, entgegenkäme.

Schnell traf ich meine letzten Vorkehrungen zu ihrem Empfange und überließ das Uebrige den freudig schaffenden Händen meines alten Freundes Lehmann. Er hatte mit großen Kosten sein ganzes Haus zum Empfange der Künstlerin prachtvoll eingerichtet. Treppen und Flure, durch verborgene Oefen erwärmt, waren mit Statuen, Bildern und Blumen geschmückt. Das Wohnzimmer Sidi's selber, ein großer Saal und zu meiner Wohnung gehörig, – war durch eine Fülle tropischer Gewächse in ein kleines Paradies umgestaltet. Möbel von der feinsten Arbeit und zum bequemsten Gebrauche erdacht, waren darin aufgestellt; inmitten einer duftenden Blütenlaube stand der schöne Flügel, den er aus seinem eigenen Musikzimmer hatte herauf bringen lassen. So fand die unbekannte Königin seiner Verehrung Alles vor, was zu ihrer Bequemlichkeit und Annehmlichkeit dienen konnte.

Als ich alle diese Einrichtungen betrachtete und zum zehnten Male im Einzelnen durchging, schwamm ich in

einem Meere von Entzücken. Die drohenden Wetterwolken der so verschiedenartig herannahenden Ereignisse waren meinem Gesichte beinahe ganz entschwunden, mein Herz schwoll von Hoffnung und Freude allein.

Um mein Eintreffen mit Sidi nicht auffällig zu machen und sie erst ein paar Tage in Ruhe für mich zu behalten, hatte ich dasselbe auf die späteren Stunden des Tages festgesetzt und danach alle Vorbereitungen in meinem Hause treffen lassen. In meinem neuen Galawagen, den mir der Herzog nach meiner erfolgreichen Rückkehr von Berlin, zum Beweise seiner Zufriedenheit gnädigst geschenkt und den ich mit Pelzen aller Art warm und behaglich ausgestattet hatte, fuhr ich der theuren Freundin schon Vormittags bis nach dem bestimmten Orte entgegen.

Der Tag war trübe, aber mein Herz war heiter, so ging denn auch meine kurze Reise schnell und angenehm von Statten. Meine Pferde flogen leichtfüßig dahin, als wüßten sie, welche schöne Last sie heimholen sollten. Schon vor Mittag befand ich mich an Ort und Stelle. Ich war durch die bezeichnete kleine Stadt gefahren und hielt am anderen Ende derselben in einem Gasthofe vor dem Thore. Hier nahm ich das beste Zimmer in Beschlag, ließ es wärmen und räuchern und bestellte ein Mittagessen. Aber meine Ungeduld ließ mich nicht lange in einem so engen Raume verweilen. Ich bestieg meinen Schimmel, den ich mir von meinem Diener ebenfalls hierher hatte führen lassen und galoppierte die Straße entlang, auf welcher die Erwartete kommen mußte. Ich brauchte nicht

weit zu reiten; schon von ferne erkannte ich an dem mit Koffern und Kisten hoch bepackten Wagen die reisenden Damen. Wie ein junger Sturmwind war ich am Schlage und aus den Bügeln. Christel und Grete saßen innerhalb des Wagens, die Dienerin vorn unter dem Halbdeck, der Postillon fuhr vom Sattel aus. Es war kein Platz mehr für mich an ihrer Seite, ich mußte wieder zu Pferde steigen, als der erste Freudenrausch unserer Begrüßung vorüber war. Aber, eine Hand auf den geöffneten Schlag gelegt, galoppierte ich, vor Glück und Freude zitternd, nebenher. Christel, das Auge lächelnd und von Liebe schimmernd auf mich, aber dabei etwas ängstlich auf das muthige Thier unter mir gerichtet, beobachtete jede meiner Bewegungen. Worte wurden nur wenige gewechselt, die freudige Erschütterung war auf beiden Seiten zu groß und die Bewegung zu rasch. Da kamen wir vor dem Gasthofs am Ende des Städtchens an, ich führte die Wiedergewonnene mit einem wahren Triumphe in ihr behagliches Zimmer. Hier reichte sie mir beide Hände und begrüßte mich mit ihrer alten Wärme und Innigkeit.

»Also Du bist da? Da bist Du! O wie herrlich! O wie glücklich macht mich das!« Das waren so ungefähr die ersten Worte, die über unsere Lippen gingen. Man kennt ja die kurze und nur zu wohl gemeinte Art solcher Begrüßungen, wo das Herz tausend Worte, die Lippen aber keines haben,

Ich theilte ihr meine Absicht mit, erst am Abend in meinem Hause mit ihr einzutreffen, um ihren Einzug

nicht bekannt werden zu lassen, und sie billigte sie vollkommen. Wir speisten, so gut in dem Wirthshause zu speisen war, dann plauderten wir, und die Zeit verging uns auf diese Weise wie im Fluge. Schon brach die Dämmerung herein, denn wir hatten einen der kürzesten Tage des Jahres.

»Laß Greten mit der Dienerin in Eurem Wagen ausfahren,« bat ich, »und erzeuge mir die Ehre, mit mir in dem meinigen zurückzukehren.«

»Wie? Du hast auch einen Wagen hier? Du warst ja zu Pferde –«

»Muß ich Dir nicht gleich im ersten Augenblicke alle meine Besitzthümer zeigen? Verdenke mir nicht die kleine Eitelkeit – gewissen Leuten zeigt man ja so gern Alles, was man hat.«

»So fahret, Kinder, fahret!« rief sie Greten zu.

»So!« scherzte Grete. »Ich soll Euch also allein lassen? Das fällt mir gar nicht ein. Wenn er Dich nun entführte, Sidi, und wir hätten das Nachsehen?«

»Du bist immer noch die alte Grete!« rief ich. »Beeilet Euch, daß Ihr in den Wagen kommt, ich habe große Ueberraschungen für Euch zu Hause.«

»Auch für mich?« fragte Grete mit glühenden Wangen.

»Gewiß, und für Dich die allergrößte!«

»Nun, so will ich es denn wagen; leben Sie wohl, mein sehr verehrtes Paar, fahren Sie glücklich!«

Der schwere Reisewagen fuhr mit frischen Postpferden davon. Ich ließ ihn eine weite Strecke voraus, wohl wissend, ihn einholen zu können, wenn ich wollte. Es dunkelte bereits, als auch wir in unsern Wagen stiegen, der vor unsere Thür gerollt kam und zwei blendende Laternen am Bocke zeigte.

»Wie!« rief Sidi. »Das ist Dein Wagen und auch die Pferde gehören Dir?«

»Ja, mein Kind, steig ein und erkälte Dir die Füßchen nicht.«

»Du scheinst mir in der That ein sehr vornehmer Herr geworden zu sein,« flüsterte sie, als ich ihr die Hand beim Einsteigen bot. Und als sie nun im Innern des Wagens saß, die vorsorglich ausgebreiteten Pelze und sein ganzes schöne Innere sah, da schaute sie mich fast wehmüthig vor Freude an, hatte aber keine Worte mehr.

Da piff der Kutscher und die munteren Goldfüchse tanzten dahin.

»Fliegen sie nicht gut?« fragte ich. »Die habe ich vom Herzog, wie auch den Wagen. Er hat ihn mir geschenkt zur Belohnung, daß ich Dich für ihn gewonnen habe. Ich verdanke ihn also eigentlich Dir. O, wie lange habe ich mich auf diese kurze Reise mit Dir gefreut! Wie glücklich bin ich, Dich endlich in einem Raume zu sehen, der mir gehört, wenn er auch so klein ist, wie dieser!« Und ich ergriff mit wonnigem Beben ihre Hand und bedeckte sie mit Küssen. Sie lächelte.

»Du küssest meinen Handschuh,« flüsterte sie und eröthete leicht. Ich hatte es nicht einmal bemerkt, dennoch fühlte ich eine kleine Anwandlung von Schaam über meine leidenschaftliche Hast, aber mich verzehrte eine innere, nie gefühlte, halb freudige, halb beklommene Glut.

»Ich darf nicht wagen, Deine entblößte Hand zu küssen – sie würde frieren – es ist kalt.«

»Da – dann werde ich sie Dir wohl selbst bieten müssen – o Deine Lippen sind heiß, mein Freund, Du thust das Gegentheil, statt sie zu erkälten –«

Ich blickte sie dabei an, wie sie das so ruhig sagte und hielt meinen Eifer zurück. Ich seufzte im Stillen, sah auf dem Wagen – verfolgte mit meinen Augen in immer längeren Pausen den schon zurückgelegten und noch vor uns liegenden Weg. Ach! ich hatte ihr so viel sagen wollen und nun konnte ich keine Worte finden. Und der Weg war außerdem nur kurz, die Pferde liefen so überaus schnell, und es schien meiner weit abschweifenden Seele nur wenige Minuten gedauert zu haben, so sahen wir die Residenz, von glänzenden Laternen schimmernd, dicht vor uns liegen. Dieser Anblick aber lenkte unsere Aufmerksamkeit von uns selber ab, wir wandten uns wieder den Außendingen zu.

Da war das Thor erreicht, wir rasselten durch die langen Straßen der Stadt dahin – endlich waren wir am Schloß, gleich darauf vor meiner Wohnung. Der Wagen fuhr in den Thorweg ein, die Thüren schlugen hinter uns zu und wurden geschlossen und verriegelt – Sidi war

in meiner Behausung; kein Fremder wußte es, kein aufdringlicher Besuch konnte uns in unserem Glücke stören.

Ich hob die warme, liebliche Gestalt aus ihrem Sitze, ich hatte sie gern in überströmender Wonne die Treppe hinaufgetragen, aber ich schämte mich vor den Umstehenden. Denn Lehmanns standen schon mit Greten da und bewillkommneten den sehnlich erwarteten Besuch. Rasch wurde die hell erleuchtete Treppe erstiegen; Sidi war über den Schmuck derselben betroffen.

»Gilt das mir, theuerster Freund?« flüsterte sie, leise zitternd, als ich sie hinaufführte.

»Wem sonst? Du siehst, wie willkommen Du hier bist. Sei mir hier zehnfach begrüßt und Dein Eingang gesegnet – das ist die Thür!«

Aber diese Thür wurde von innen geöffnet und meine alte Mutter, glänzend in ihrer prunklosen schwarzen Tracht, die sie gewöhnlich trug, die schneeweißen Haare über der wolkenlosen Stirn gescheitelt, die ein einfaches Häubchen bedeckte, trat der Ankommenden in ihrer ganzen harmlosen Friedfertigkeit entgegen.

»Sidi, meine alte Mutter – Mutter, da ist die Christel, die langersehnte –«

»Deine Mutter!« hörte ich sie aufjauchzen, und schon hatte sie sie umschlungen und küßte sie so laut und innig, daß es mir im tiefsten Herzen widerhallte.

Meine Mutter weinte vor Freude, sie mußte sich ohne Unterlaß die hellen Thränen trocknen, die auf ihren blöden Augen rieselten. So saßen sie beide neben einander in dem herrlichen Saale, den ein lieblicher Wohlgeruch

erfüllte und zahllose Kerzen erleuchteten. Lehmanns hatten sich für's Erste zurückgezogen, sie kamen erst etwas später auf meinen Wunsch wieder herein.

»Ach, ich bin leider blind, mein liebliches Kind,« schluchzte meine Mutter und legte ihre Arme um die schwellenden Schultern Sidi's, »aber sieh, ich sehe Dich doch im Geiste und fühle Deine ganze, liebe, so lange ersehnte Nähe – doch o, verzeihe der alten Mutter Deines treuen Freundes, sie nennt Dich Du, wie sie Dich immer im Stillen genannt hat, als Du noch nicht bei ihr warst –«

»O theuerste Frau, Mutter meines vielgeliebten Freundes, der mir ja immer wie ein von Gott gegebener Bruder war – wie glücklich machen Sie mich damit!« Und sie schmiegte sich inniger an sie und bedeckte die kleine Frau fast ganz mit ihren Armen und Küssen.

Meine Mutter aber saß wie betäubt neben ihr und lauschte mit vorgeneigtem Kopfe auf den berausenden Wohlklang dieser glockenreinen Stimme, derer Ton ihr tief in das Herz zu dringen schien. Endlich sagte sie: »Kaum bedaure ich, daß ich Dich nicht sehe, denn so schön kannst Du nicht aussehen, wie ich Dich höre und fühle. O glaube mir, meine anderen Sinne sind gut. Ja, ja, so habe ich mir das Mädchen gedacht, von dem mein Fritz so oft gesprochen – gesegnet sei Dein Eintritt in dieses Haus des Friedens, der Eintracht und der Freundschaft!«

Da traten Röschen und Karl wieder ein. Wir drei erhoben uns und die Vorstellungen und Begrüßungen begannen von Neuem. Beide standen verwundert da und

blickten die hohe, reizende Gestalt der schönen Künstlerin an, denn das war sie ja in ihren Augen mehr als meine Jugendfreundin. Karl war wie geblendet von einer Schönheit, die er sich so groß nicht vorgestellt. Da erst kam Sidi ganz zu sich und blickte sich in dem prachtvollen Zimmer um. Alles und Jedes bewunderte sie und für jede das Auge überraschende Zierrath hatte sie ein liebevolles Wort. Plötzlich fiel ihr Auge auf den Frager. »Ach!« rief sie – »da steht auch mein Lieblingsinstrument – und es ist schon geöffnet – darf ich es versuchen?«

Meinem musikalischen Freunde verging der Athem; er machte eine Reihe von Geberden durch, von denen er selbst nichts wußte. Ich mußte schon im Voraus über das Entzücken lächeln, was ich nun bei ihm im Ausbruch begriffen sah. Aber schon saß die Herrliche am Flügel, schlug ein paar Akkorde an und – heraus aus tiefer Brust schmetterten Töne, die rauschend und klingend an den hohen Decken und Wänden des Saales widerhallten. Alle Augen und Ohren öffneten sich weit, meine Mutter saß wie verzückt auf ihrem Platze. Karl wurde blaß wie eine Leiche und seine Frau flüchtete sich erschrocken hinter ihn. Auch ich stand wie eine Bildsäule da. Wer hatte auch je solche Perlentöne gehört. Dann aber, und als ob sie unseren Wunsch errathen hätte, fiel die Sängerin in meine Lieblingsarie, die Agathe im Freischütz singt: ›Wie nahte mir der Schlummer.‹

Doch, ich kann mir die Beschreibung hiervon ersparen. Man denke sich die Wirkung dieser Musik, von dieser Stimme, aus dieser Brust gesungen. Alles war bezaubert. Meine Mutter, aufstehend, wankte mit ausgebreiteten Armen der Sängerin, nachdem sie geendet, entgegen, schluchzend: »Meine Tochter, meine Tochter!« und schloß sie, in milde Thränen der Wollust aufgelöst, in ihre mütterlichen Arme. –

Das war der erste Theil des glücklichen Abends. Die aus einem Nebenzimmer hervortretende Grete erinnerte mich, daß wir noch einen zweiten Theil vor uns hatten. In diesem Augenblick meldete mir mein Diener, der Herr Doktor Goy sei in meinem Zimmer und begehre mich zu sprechen.

»Aha!« sagte ich und wischte mir den Schweiß ab, der in reichlichen Tropfen von meiner Stirn floß. Sodann rief ich Karl herbei und bat ihn, in einem Nebenzimmer Alles nach unserer Verabredung zu veranstalten, in zehn Minuten würde ich in dasselbe eintreten. Daraus begab ich mich, eine ernste Miene annehmend, in mein Studirzimmer, wo ich meinen alten Freund schon auf dem Sopha sitzend fand, den ich absichtlich um diese Zeit zu mir bestellt, aber durch einen Nebeneingang des Hauses und auf einer kleineren Treppe hatte eintreten lassen.

Ernst Goy hatte sich in der That eine stattliche Figur zugelegt, seitdem ich ihn dem Leser nicht wieder vorgeführt; sein Umfang war fast noch einmal so stark, wie der meinige. Er war heute Abend, wie zu jeder Zeit jetzt, sehr sorgfältig und fein gekleidet, denn er hatte viel durch

mich zu thun bekommen und lebte in günstigen äußeren Verhältnissen.

»Guten Abend, mein lieber Goy!« begrüßte ich ihn. »Du bist pünktlich und das ist mir lieb. Ich habe ein Geschäft für Dich.«

»Ich stehe zu Diensten, wie immer, Du weißt es. Was giebt es?«

»Es ist etwas Ernsthaftes. Du mußt eine Nachtwache thun. Ich habe eine vornehme Dame im Hause, die krank geworden ist.«

»O, eine vornehme Dame, und bei Dir im Hause, wie kommt denn das?«

»Sie befindet sich auf der Reise und ist hier krank geworden. Sie wohnte zuerst im Gasthof, Lehmanns haben sie aus Mitleiden in ihr Haus genommen und ich habe ihr eins von meinen leer stehenden Zimmern eingeräumt. Hast Du Zeit, hier zu bleiben?«

»Für Dich Alles und immer! Du hast zu bestimmen, aber was fehlt ihr?«

»Sie hat leider ein organisches Herzübel mit congestiven Beschwerden nach dem Kopfe; wir werden ihr zur Ader lassen müssen – sei auf ihren Puls aufmerksam, wenn Du bei ihr wachst; sobald Du eine Zunahme in seiner Frequenz und Fülle findest, so säume keinen Augenblick und gebrauche die Lancette.«

»Schon gut, wenn es weiter nichts ist – aber was hast Du selber? Du bist so unruhig. – Dir ist doch nichts Uebles begegnet?«

Und er sah mich fragend an, während ich einen künstlichen Seufzer ausstieß. »Ach,« sagte ich – »alter Freund, mir ist ebenfalls nicht behaglich zu Muthe. Ich habe eine böse Nachricht erhalten.«

»Wie? Und das sagst Du mir erst jetzt?«

»Eile nicht, sie zu hören, denn sie betrifft auch Dich.«

»Du erschreckst mich – was ist denn geschehen?«

»So höre es denn, wenn Du ein Mann bist und die unvermeidlichen Schläge des Schicksals zu ertragen vermagst – ich habe von Christel und Grete eine Nachricht –«

»Wie – von ihnen – was für eine? Ich bitte –«

»Darf ich Alles sagen – bist Du darauf gefaßt?«

»Heraus damit, wenn Du nicht willst, daß mich der Schlag aus der Stelle rührt.«

Als ich die mit diesen Worten verbundene Miene der Verzweiflung auf seinem Gesichte sah, konnte ich trotz meines angenommenen Ernstes das Lachen nicht unterdrücken, ich zog daher rasch mein Tuch heraus und verbarg mein Gesicht darin. Er nahm es für Wahrheit und glaubte, ich weinte vor Schmerz. Er ergriff meinen Arm. »Mensch,« rief er, »Fritz, habe Erbarmen, Du tödtest mich hundertfach mit Deinem Zögern – sage mir Alles – sind sie todt?«

»Ja, todt für uns, denn, denn – sie sind beide verheirathet!«

Er fiel lautlos auf einen Sessel und stöhnte – ich selbst lief wie ein Verzweifelnder, nur um meine Freude zu verbergen, im Zimmer auf und nieder.

»Verheirathet!« stammelte er und griff sich in die Haare. »Grete! Du Undankbare!«

»Und Christel!« rief ich, die Hände ringend.

»Wen, wen hat sie geheirathet, sage es mir – ich würge den Unglücklichen!«

»Sie sind uns beide unerreichbar, mein Freund, also tröste Dich – ich habe mich auch schon getröstet.«

»Schon getröstet? – Ich werde mich hüten – ich will mich nicht trösten – wüthen will ich lieber, rasen – sage mir, wo finde ich die Schändliche, und wenn sie hundert Meilen von hier entfernt wäre – ich muß sie noch einmal sehen und – zermalmen. Ha!«

»Sei doch nicht thöricht – sei ein Mann – es sind Weiber, Weiber – ach – haha!« Und ich begann laut zu schluchzen, womit ich mein schallendes Gelächter bedeckte. Aber ich fühlte, daß ich der Scene ein Ende machen mußte, denn ich begann meine ernste Haltung zu verlieren. Ich ging also an die Thür, öffnete sie ein wenig und that, als ob ich mit einem außen stehenden Diener spräche.

»Ja,« sagte ich laut, »wir kommen!«

»Was giebt es?« schrie er mit einer Donnerstimme, die durch das ganze Haus schallte. »Was ist?«

»Die Dame hat ihren Anfall, sie bedarf unserer Hülfe –«

»Jetzt – jetzt soll ich gehen? Ich kann nicht –«

»Ermanne Dich, fasse Dich und folge mir.« Ich selbst that, als ob ich mich männlich zusammennähme und ergriff seinen Arm. Er folgte mir mechanisch, den Kopf

auf die Brust gesenkt, die Arme schlotternd, das Gesicht bleich wie der Tod.

So zog ich ihn über die Flur und trat mit ihm in das vorerwähnte Zimmer, welches wir von einer matt brennenden Lampe dürftig erleuchtet fanden. Auf dem Sopha unter einer seidenen Decke lag eine Gestalt, die Kranke vorstellend. Lehmanns standen beide daneben, die Hände gefaltet. Wir näherten uns der angeblichen Herzkranken. Ernst Goy hatte die Augen auf, aber er sah nichts, er schaute in sich hinein, wo Alles öde und leer war.

»Guten Abend, Madame,« sagte ich. »Wie geht es?«

Grete hatte schon mit ihren scharfen Augen meinen Begleiter erfaßt; sie zitterte am ganzen Leibe, denn sein Zustand war ihr nicht entgangen. Lehmann jedoch hatte sie vorbereitet. Sie kicherte zwar, aber ihre gewaltige Brust arbeitete vor Aufregung unter der Decke so, daß ich jeden Augenblick glaubte, sie würde ihre Fesseln sprengen.

»Wie geht es?« fragte ich noch einmal. Es erfolgte keine Antwort. Die blitzenden Augen der vermeintlichen Kranken sogen mit Behagen die wohlgenährte Gestalt ihres alten Freundes ein. »Da,« sagte ich zu diesem, »sieh selbst und überzeuge Dich von ihrem Zustand.«

Ernst Goy näherte sich dem Lager – er warf einen unaussprechlich trostlosen Blick auf die Kranke. Endlich, da er ihr volles, glühendes und von Gesundheit strotzendes Gesicht sah, wurde er aufmerksamer und streckte den

Kopf vor. Schon blickte er scharf und immer näher tretend auf sie hin – da ertrug die vor Lachen und zurückgehaltener Regung beinahe erstickende Grete ihre Lage nicht länger; sie schlug die Decke zurück, sprang auf und schrie:

»Mir geht es gut, Herr Doktor – guten Abend!«

Ernst Goy war wie vom Blitz gerührt – er trat einige Schritte zurück und öffnete die Augen, wie man ein Fenster öffnet, um frische Luft einzulassen.

»Grete!« brüllte er mit einer Stimme, daß die Wände bebten.

»Ernst Goy!« rief auch Grete, und noch ein Augenblick und sie sprang an seinen Hals und drückte ihn so fest an sich, wie sie mich früher so oft gedrückt hatte.

»Und Du bist verheirathet?« schrie er, als er wieder Athem genug dazu hatte.

»Verheirathet? Ich? Wer sagt das?«

»Der da hat es gesagt – und Christel ist auch verheirathet –?«

»Er lügt, er lügt – wie würde ich hier stehen, wenn ich verheirathet wäre –?«

»O dann, o dann ist es gut« – und er stieß einen Seufzer aus, der die Scheiben klirren machte. – Und so entwickelte sich die abendliche Scene, und die Kranke war genesen und der Getäuschte war enttäuscht. Wohl dem, der so rasch zur Genesung und zur Aufklärung seiner Täuschung gelangt, wie die herzenskranke Grete und mein von Glück berauschter alter Freund!

Dieser glückliche und scherzhafte Abend aber ging ernstern Tagen vorher, wie das Vorspiel eines düsteren Drama's oft heiter und sonnig ist. Schon in früher Stunde des nächsten Morgens wurde ich unerwartet an die schwierigen Verwickelungen erinnert, die noch auf meinem Wege lagen und gelöst werden mußten, bevor ich an mein friedliches Ziel gelangt war.

Mein Diener meldete mir einen fremden Herrn, der nur mir allein seinen Namen sagen wolle. Ich ließ ihn eintreten und sah zu meiner Ueberraschung den angehenden Schauspieler Karl Seydelmann eintreten, den ich schon beinahe ganz aus meiner Erinnerung verloren hatte.

»Ach,« sagte ich – »Herr Seydelmann! Seien Sie mir begrüßt! Sie haben Wort gehalten.«

»Ich halte immer Wort – Sie haben mir diesen Besuch gestattet und ich bin gestern gekommen und erwarte meinen großen Meister hier zu finden.«

»Er ist aber noch nicht da. Indessen hat er mir geschrieben, daß er in diesen Tagen eintrifft; sonst aber bin ich nicht im Stande gewesen, seine launige Mittheilung zu verstehen – da, lesen Sie selbst.« Und ich gab ihm den kurzen Ansagebrief des Künstlers, den ich mir aufbewahrt hatte.

Der junge Mann las die wenigen Zeilen seines erhabenen Vorbildes mit Entzücken. Sogleich aber sagte er: »Ich kann Ihnen vielleicht einige Aufklärung über das Dunkel

geben, welches für Sie in diesen Worten liegt. Ich habe mit einem vertrauten und von allen Vorgängen unterrichteten Freunde in Berlin eine Correspondenz unterhalten und auf diese Weise jeden Schritt des großen Künstlers in Erfahrung gebracht. Er kommt wirklich hierher und wird am Abende des heutigen Tages seine Reise antreten, wozu er einen dreiwöchentlichen Urlaub erhalten hat.«

»Aber warum kündigt er sich mir dann nicht genauer und verständlicher an? Mein Freund, in dessen Hause ich hier wohne, hat ihm eine behagliche Wohnung in Stand gesetzt und es wäre wünschenswerth, zu wissen, in welcher Stunde er eintrifft.«

Der junge Schauspieler lächelte. »Er ist sonderbar, dieser Mann,« sagte er, »man kann sich seine Eingebungen selten hinreichend erklären. Aber ich habe in Erfahrung gebracht, daß er in den letzten Wochen eine ihn stark fesselnde vornehme Bekanntschaft gemacht und daß der Gegenstand derselben ihn eingeladen hat, mit ihm hierher zu reisen und bei ihm einstweilen einzukehren.«

»Eine vornehme Bekanntschaft – hier aus der Residenz?«

»Das weiß ich nicht. Aber der Herr soll ein Gut hier in der Nähe besitzen, und dorthin wird ihm der nach neuen Anregungen jagende Künstler wohl zunächst folgen.«

Ich schwieg betroffen und besann mich. – Sollte es möglich sein, dachte ich – aber zu welchem Zwecke das?

Unbewußt hatte ich die letzten Worte laut gesprochen.

»Zu welchem Zwecke?« fragte der Schauspieler. »Da fragen Sie mich zu viel. Ludwig Devrient ist ein unbegreiflicher Abenteurer, er hat immer Zwecke, sie liegen aber oft im Verborgenen.«

»Es ist gut – wo sind Sie abgestiegen?«

»Im Gasthofs zur deutschen Krone.«

»Ich freue mich, Sie wiederzusehen. Warten wir Devrient's Ankunft ab – er hat mir seinen Besuch zugesagt und wird nicht ausbleiben. Einstweilen werde ich mir aber Mühe gehen, seinen Aufenthaltsort in Erfahrung zu bringen. Haben Sie sich schon dem Intendanten unserer Bühne vorgestellt?«

»Ach nein – ich habe doch keine Hoffnung, hier zu spielen, ich bin ja erst ein Schüler. Auch liegt das gar nicht in meiner jetzigen Absicht – ich trete bis jetzt nur auf ganz kleinen Bühnen auf – das Studium allein – Sie wissen es ja – hat mich hierher geführt.«

»Sie haben Recht. Kann ich Sie mit irgend etwas unterstützen?«

»Ich danke – ich wollte mich nur bei Ihnen melden und Ihre Hülfe in Anspruch nehmen, sobald ich meine Studien beginnen kann.«

»Aha, wenn er kommt. Ich werde Sie nicht vergessen.«

»So leben Sie wohl!«

»Kommen Sie heute Abend wieder zu mir, vielleicht kann ich Ihnen schon Auskunft geben.«

Er versprach es und ging, ließ mich aber in seltsamen Gedanken zurück. Devrient mit einem vornehmen Herrn in Bekanntschaft? Auf einem Gute in der Nähe – sollte

das, konnte das Maximilian sein? – Lag etwa eine tiefere Absicht in diesem Bunde? Es konnte wohl sein. Sollte er mit irgend einem Plane meine Pläne durchkreuzen, mir gar zuvorkommen in der Entwicklung seines Geschicks? Nein, das durfte er nicht. Also heute Abend geht er auf die Reise! – Ich rechnete. – Da muß er Sonnabend Nachmittag eintreffen – es ist gut – ich werde Sonnabend nach Stromberg reiten und erfahren, woran ich bin. Sonnabend, ha, das ist der Weihnachtsabend! Vorher aber kommt der Freitag – ein düsterer Tag – bis dahin ist noch viel zu thun. O meine stille Weihnachtsfreude – wo bleibt sie? Ich muß Sidi auf lange und häufige Abwesenheiten meinerseits vorbereiten – wie wäre es, wenn ich ihr schon jetzt eine Mittheilung darüber machte – ich hätte eine Vertraute – sie könnte mir helfen, mich treiben, beruhigen – ja – das soll geschehen!

Und es geschah noch an diesem Tage. Und ich fand wirklich in ihrer Theilnahme am Vorgehenden eine große Beruhigung, außerdem aber war ihr meine Unruhe erklärt, die ich ihr doch nicht hätte verbergen können. Sie hatte sich vorgenommen, erst nach Beginn des neuen Jahres als Künstlerin in der Residenz aufzutreten, so lange wollte sie in aller Stille bei uns leben; auch waren die Vorarbeiten zum Freischütz auf unserer Bühne nicht eher vollendet, und darin sollte sie ja zum ersten Male vor unserem Publikum erscheinen. Ach! so wenig mir das gefiel – ich konnte es nicht ändern, hatte ich sie doch bei alledem noch über acht Tage für mich. –

Mit diesen Gedanken beschäftigt, kleidete ich mich an und begab mich auf das Schloß, wohin ich um elf Uhr beschieden war. Ich trat beim Herzog ein und fand ihn in ziemlicher Gemüthsruhe. Sein Auge war klarer, als es lange Zeit vorher gewesen war.

»Sie haben mir einen guten Rath gegeben,« sagte er, als er mich begrüßt hatte. »Aber ich habe einen schweren Kampf gehabt. Ich habe meine Absicht ausgesprochen und – man hat gestutzt!«

»Ich dachte es mir wohl.«

»In der That, man schien sehr betroffen. Ich erhielt nicht sogleich Antwort vom Bischofe, dem ich mein Anliegen vorbrachte; er hielt erst eine Konferenz mit seinen Freunden und dem Beichtvater des kranken Mädchens ab, welcher zugleich ihr Arzt und Magnetiseur ist.«

»Wer ist dieser Beichtvater?«

»Ein alter Mann, aber rüstig an Kraft und groß an Geist wie an Frömmigkeit – so ist er mir wenigstens geschildert.«

»Und haben Ew. Durchlaucht nachher die Antwort des Bischofs erhalten?«

»Ja. Gestern Abend war er mit den beiden Ministern selbst bei mir. Man hatte sich Alles überlegt, entwickelte einen großen Vorrath verfänglicher Fragen, brachte wichtige Einwendungen vor und suchte meinen Entschluß zu erschüttern –«

»Sie blieben aber dabei?«

»Standhaft. Ich stellte ihnen als Bedingung meinerseits auf – ich wolle mich nicht mehr wie ein Dieb in der Nacht aus meinem Hause schleichen –«

»Und – ich brenne vor Begierde –«

»Und man ging, obwohl sichtlich ungern, auf die Aenderung ein. Noch heute Abend, in aller Stille, wird man die Kranke hierher bringen, nachdem man selbst in meiner eigenen Begleitung gestern Abend das auserwählte Krankenzimmer genau untersucht und es für angemessen erklärt hat.«

»Ah! So werde ich sie also sehen!«

»Das ist Ihre Sache – ich weiß nicht und will nicht wissen, was Sie unternommen haben – aber ich verlasse mich darauf, daß Sie mir keine Blöße geben.«

»Befürchten Sie nichts, Durchlaucht; ich will die Blößen Anderer entdecken, Ihre Person darf in gar keine Mitwirkung kommen. Ich handle für Sie, aber ich gehe allein in's Feuer.«

»So bin ich zufrieden. Wie soll ich mich aber morgen Nacht verhalten, wenn ich die Kranke besuche?«

»Thun Sie wie immer, lassen Sie nichts blicken, was den Verdacht erwecken könnte, Sie hätten bereits Ihre Ansicht geändert. Sobald die Sitzung morgen Nacht zu Ende ist, werde ich mich bei Ihnen einfinden und Ihnen meine Meinung darlegen.«

»So ist es also abgemacht. Gott gebe ein glückliches Ende – ich habe Hoffnung, aber ich habe auch Besorgniß.«

»Ich habe keine –«

»So leben Sie wohl!«

Ich ging, aber ich hatte nur so gethan, als ob ich keine Besorgniß hege. Meine Besorgniß hatte jedoch ein anderes Ziel als die seine – dennoch verfolgte ich ruhig meinen Plan und verrichtete wie alle Tage meine Geschäfte in anscheinend größter Gemüthruhe, die mir nur vollständig zu eigen war, wenn ich in das klare Auge meiner Sidi schaute und in ihrer Nähe verweilte – und das that ich, so oft ich Zeit und Gelegenheit dazu hatte.

VIII. DIE SOMNAMBULE, IHR MAGNETISEUR UND DEREN BESCHÜTZER.

Daß ich sehr gespannt war, endlich einmal eine Somnambule zu sehen, die vom Himmel auserwählt und gesandt war, dem Fürsten eines protestantischen Landes das Licht des Lebens, die wahre und unverfälschte Religion, zu enthüllen, auf deren schirmenden Fittich er allein in das Himmelreich getragen werden konnte, bedarf hier wohl keiner Erörterung. Beinahe war diese Spannung so groß, wie das Interesse, welches ich an der mir noch dunklen Persönlichkeit derer nahm, die so glücklich gewesen waren, dieser göttlichen Prophetin habhaft zu werden. Kaum vermochte ich daher meine leidenschaftliche Aufregung zu bewältigen und mich in ein ruhiges Abwickeln der bevorstehenden Ereignisse zu fügen. Sidi, die jetzige Vertraute aller meiner Kümmernisse und Bestrebungen, der ich endlich auch diese Last mitgetheilt, hatte Mühe, mich in den Schranken männlicher Fassung zu erhalten, und sie that dies mit einer Aufopferung von

Beredtsamkeit und Zärtlichkeit, die unter anderen Umständen hingereicht haben würde, mich in einen Himmel voller Glückseligkeit zu versetzen. So aber machte mir diese Theilnahme meinen jetzigen Zustand eben nur erträglich, und als endlich der Donnerstagabend herangenaht war und ich meinen ersten Beobachtungsgang in mein geheimes Gemach im Schlosse antreten sollte, siehe, da kam, durch ihr Zureden herbeigeführt, eine friedliche Zuversicht und Gemüthsheiterkeit über mich, wie ich sie kurz vorher kaum noch für möglich gehalten hatte, die mich aber geschickt machte, mit voller Fassung dem bedeutungsvollen Unternehmen entgegenzutreten, welches ich mir vom Schicksal aufgebürdet sah.

Der Herzog hatte seinen Kammerdiener Bernhard mit dem Umzuge der Kranken beauftragt. Durch diesen wurde sie, in der That von einem alten Geistlichen begleitet, in aller Stille in das Schloß geführt. Um neun Uhr Abends kam der treue Diener in mein Haus und berichtete diese große Thatsache. Ich machte mich sogleich auf den Weg. Von einer anderen Seite des Schlosses her, so daß es nicht möglich war, mit den Bewohnern oder Besuchern des geheimen Krankenzimmers irgend wo zusammen zu stoßen, begab ich mich in mein kleines Gemach, dessen Boden ich mit weichen Decken hatte belegen lassen, um selbst meinen leisesten Schritt zu verbergen. Ich riegelte die Thür hinter mir zu und befand mich im Dunkeln. Ich sah nichts, als bisweilen die kleinen Funken, die aus meinen eigenen Augen sprangen, und hörte nichts, als das Schlagen meines Herzens, welches mir gegen die Brust

hämmerte, als wollte es seine enge Behausung sprengen. Leise drückte ich auf die Feder, die mir die Aussicht auf das Krankenlager verschaffen sollte, und ließ sie spielen. Aber siehe, da zeigte sich etwas Unerwartetes. Denn als ich mein Auge an die wohlbekannte Oeffnung legte, sah ich nichts. Die Eingangsöffnung war da, aber die Ausgangsöffnung schien verstopft. Betroffen und anfangs den Verdacht hegend, man habe meinen Belauerungsplan entdeckt, stand ich einen Augenblick nachdenkend da. Sogleich aber begab ich mich an die zweite Oeffnung und pries dabei meine Eingebung, wenigstens an drei gedacht zu haben. Wenn aber nun auch die übrigen verstopft waren? Schnell, um mich dessen zu versichern, legte ich mein Auge an – ha! da faßte ich schon einen fernen Lichtschimmer auf, der Durchgang der kleinen Röhre war also frei. Ich athmete auf. Lange blieb ich in derselben Lage und gewöhnte mein Auge an das Dämmerlicht, welches ich in der Ferne erblickte. Allmählig nahm dieses Licht an Helligkeit zu und ich sah deutlich einen dunklen Schatten durch den matt erleuchteten Raum sich hin und her bewegen. Nachdem ich mich genügend von dem nur geringen Umfange des zu überschauenden Raumes überzeugt, begab ich mich an die dritte Oeffnung. Diese lag für mich heute am günstigsten, das überblickte ich sogleich. Ich sah nicht allein klarer, als auf der anderen Seite, was wahrscheinlich von der Stellung des Lichts im Zimmer herrührte, denn ich erspähte das Bett der Kranken und auf einem kleinen Tische davor eine grünbeschattete Lampe, sondern ich faßte auch den auf- und

abwandelnden Schatten deutlicher in's Auge. Nur konnte ich sein Gesicht nicht sehen, er mußte sich erst setzen, denn auf diese Voraussetzung war die Richtung dieses Sehrohres angelegt.

Da mich meine Augen also für's Erste unbefriedigt ließen, nahm ich zu meinen Ohren meine Zuflucht. Ich öffnete die dazu angebrachte Klappe und legte meinen Kopf an. Anfangs hörte ich nichts, als das Summen der Luft in der Röhre oder das Rauschen meines eigenen in heftiger Bewegung wallenden Blutes. Alles schien still im Nebenzimmer. Allmähig aber nahm die Kraft meines Organes zu und ich erlauschte deutlich genug die auf dem Teppiche des Zimmers hinschlurrenden Tritte eines Wandelnden, welches vermuthlich der Beichtvater war, denn ein krankes Mädchen hatte wohl keinen so schweren Fuß. Da brach der Schritt plötzlich ab und augenblicklich hörte ich Jemand sprechen.

»Theresia, mein Kind,« sagte eine anfangs etwas dumpf klingende Stimme, »wie befindest Du Dich hier in der neuen Behausung?«

»Ich danke, Ew. Ehrwürden,« antwortete eine zweite, aber feinere und schwächliche Stimme, die von Zeit zu Zeit durch einen leichten Husten unterbrochen wurde, »es geht mir leidlich wohl. Wir haben es gut bei dem Herrn Herzog.«

Aha! dachte ich. Sie weiß also schon, daß sie bei dem Herzog ist – vorwärts!

»Werden wir auch unsere Speise aus seiner Küche erhalten?« fragte dieselbe Stimme.

»Speise? Leibliche Speise, meine Tochter? O! denke nicht an den Leib, wo es sich allein um die Seele handelt, die von dem glänzenden Lichte des Schöpfers gespeis't wird. Aber gewiß wird man uns nicht hungern lassen.«

»Und wohnst Du denn auch neben mir, wie beim Herrn Bischof?«

»Nein, mein Kind – man hat nicht daran gedacht, mir diese Aufmerksamkeit zu erweisen – mein Zimmer liegt jenseits des Flures – und das eben stimmt mich unbehaglich und etwas mißtrauisch zu gleich. Mir gefällt es hier nicht so gut, wie bei Sr. Hochwürden, dem edlen Bischof. Die priesterliche Luft that mir wohler, als die herzogliche.«

Und es erfolgte eine lange Pause nach diesem Gespräche, welches außer dem Worte ›mißtrauisch‹ wenig Aufschluß gab, wenn mir nicht der Ton der Stimme des redenden Mannes von Augenblick zu Augenblick bekannter geklungen hätte. Ich gab mir alle Mühe, das Gesicht desselben zu erhaschen, aber es gelang nicht, obgleich ich über eine Stunde im Zimmer verweilte. Nach dieser Zeit schloß ich meine Klappen, öffnete die Thür und entfernte mich.

Am nächsten Morgen – es war der verhängnißvolle Freitag gekommen – begab ich mich auf Umwegen im Innern des Schlosses, die nur Wenige so genau kannten wie ich, in mein Beobachtungszimmer.

Die mittlere Schauöffnung war und blieb verschlossen; man hatte; wie ich später erfuhr, das Bild des Gekreuzigten darauf gehängt und diese Stelle zufällig gewählt,

weil sie gerade dem Bette der Kranken gegenüber lag. Auch heute war das Zimmer, wie ich durch die beiden anderen Oeffnungen erkannte, ziemlich dunkel, man hatte sich bemüht, das unverfälschliche Tageslicht des allsehenden Schöpfers durch Vorhänge vor den Fenstern so viel wie möglich auszuschließen. Dennoch aber gelang es mir nach längerer Beobachtung endlich, ein krank und elend aussehendes weibliches Antlitz, welches einem verwachsenen Körper anzugehören schien, wahrzunehmen. Von dem Gesicht des Beichtvaters aber konnte ich wieder nichts erspähen, eben so wenig hörte ich ihn sprechen, er schien in einer für mich unerreichbaren Ecke am Fenster zu lesen.

So bereitete ich mich denn auf meine längere Beobachtung am Abend vor. In Folge eines früheren Berichts des Herzog's, daß ihm mitgetheilt sei, die Kranke genieße Freitags keinen Bissen Speise und schlafe den ganzen Tag in vollkommener Bewußtlosigkeit, hatte ich gerade an diesem Morgen durch eine der Kranken zugewiesene Dienerin, ohne daß dieselbe meine Mitwirkung erfuhr, mehrere Teller mit Leckereien, Früchten allerlei Art vom schönsten Aussehen und überzuckerte Kuchen in das Krankenzimmer bringen und dabei sagen lassen, der Herr Herzog sende von seiner eigenen Tafel der armen Kranken dieses kleine Labsal, der Segen Gottes möge darauf ruhen und sie Kraft und Genesung daraus schöpfen. Eben so hatte ich für den Herrn Beichtvater einige Flaschen wohlschmeckenden, aber sehr kräftigen Ungarweins aufischen lassen. –

Es war also Freitag Abend. Um neun Uhr verließ ich meine von Licht und Freude schimmernde Wohnung und begab mich in mein einsames, dunkles Kämmerlein im Schlosse. Vorsichtig schloß ich alle Oeffnungen auf; das mittlere Schauloch war noch verstopft. Ich stellte mich zuerst an das zur Linken angebrachte. Wieder sah ich den grünen Lichtschimmer vom vergangenen Abend, wieder wandelte der männliche Schatten auf und ab. Auch die rechts gelegene Oeffnung gab mir keinen näheren Aufschluß.

Ich nahm also meinen Platz am Hörrohre ein. Anfangs hörte ich nur die bekannten leisen, über den Teppich hingleitenden Schritte des wandelnden Mannes; nach einigen Augenblicken vernahm ich aber auch dieses Geräusch nicht mehr und es wurde Alles still. Der Beichtvater war also entweder in Gedanken versenkt stehen geblieben oder hatte sich schweigsam auf einem Stuhle niedergelassen. Da gab er wieder ein Lebenszeichen von sich. Ich vernahm deutlich das Entkorken einer festverschlossenen Flasche und gleich darauf das leise und perlende Geriesel einer in ein Glas vorsichtig ausgegossenen Flüssigkeit. Der Herr Beichtvater hatte also Durst zu einem guten Glase Ungar. Es schmeckte ihm auch vortrefflich, denn nach einem etwas ungewöhnlich langen Zuge ließen seine Lippen ein lautes Schnalzen und seine Brust einen so frohen Seufzer des Wohlgefallens hören, daß man beinahe Lust bekam, Theilnehmer seiner Genüsse zu werden. Aber da flüsterte es plötzlich vom Bette der Kranken her:

»Gieb mir auch ein Glas davon – er duftet so schön und schmeckt gewiß noch besser.«

»Wie, Theresia, mein Kind schläfst Du denn nicht?«

»Nein, ehrwürdiger Vater, aber mich hungert und durstet.«

»Mein Kind, darin irrst Du. Du verwechselst die Sehnsucht nach göttlicher Speise mit der nach dieser irdischen. Jetzt kannst Du aber nichts erhalten – nachher, wenn wir fertig sind. Der Wein könnte Dich berauschen – Du bist schwach und nicht daran gewöhnt, dies Getränk aber ist stark, und Du weißt, wir haben eine wichtige Nacht vor uns.«

»Ach! So mische mir Wasser darunter, wenn er für mich zu stark ist –«

»Auch das nicht – ich muß durchaus auf meinen Willen bestehen. Nachher sollst Du trinken, so viel Du willst – jetzt aber gedenke allein Deiner und meiner Pflicht – wir sind bald am Ende.«

»Ach, theurer Vater, es dauert so lange! Es wird mir so schwer! Ich habe ein so großes Verlangen nach frischer Luft – darf ich auch nichts essen?«

»Was willst Du, eine Frucht oder ein Biskuit?«

»O, gieb mir beides – laß mich auch den leckeren Kuchen kosten, den Du eben versuchst.«

Rasch sprang ich an ein Sehloch und schaute hindurch. Der Schatten des Mannes kreuzte das Zimmer, bückte sich zu der Kranken hinab und gab ihr wahrscheinlich das Verlangte. Ich kehrte an das Hörrohr zurück.

»Ach! wie das schmeckt!« sagte die Kranke. »Herrlich! So etwas hebe ich nie gegessen, selbst beim Herrn Bischof nicht. Gieb mir mehr.«

»Da hast Du – nun ist es aber auch genug. Aber, mein Kind, hast Du auch die Worte behalten, die Du heute sprechen wirst?«

»Ich weiß Alles, vertraue meinem Gedächtniß; aber um Eins bitte ich Dich. Lasse es nicht so lange dauern, wie sonst. Höchstens eine kurze Viertelstunde, länger halte ich es nicht aus.«

Da schlug die Schloßuhr die zehnte Stunde. Ich schloß mein Hörrohr und begann selbst einen Spaziergang in meinem Zimmer. Ich hatte eigentlich schon genug gehört – meine Meinung war bestätigt, der Betrug war handgreiflich. Aber – ich wollte noch mehr hören und wo möglich sehen – denn die Stimme des redenden Mannes haftete schon deutlicher in meinen Ohren, ich glaubte einige noch in meinem Gedächtniß aufbewährte Klänge einer bestimmten Ausdrucksweise, namentlich wie die Worte gezogen und betont wurden, wieder erkannt zu haben. Es war daher natürlich, daß ich mich, von einer geheimen Wuth angestachelt, in eine Aufregung versetzt sah, wie ich keine ähnliche jemals empfunden zu haben glaubte. Dennoch aber unterbrach ich von Zeit zu Zeit mein im Gehen fortgesetztes Nachdenken, horchte bald durch das Rohr, bald schaute ich durch die eine oder die andere Sehöffnung.

Es schlug halb elf. Da trat der männliche Schatten, nachdem er noch ein Glas Wein getrunken, wahrscheinlich um sein ermattendes Gewissen anzufeuern, vor das Bett der Kranken und beugte sich zu ihr nieder. Aber er drehte mir den Rücken zu, ich konnte also nichts von seinem Thun wahrnehmen. Rasch an das Rohr springend, hörte ich indessen folgende Worte:

»Theresia, meine Tochter, die wichtige Stunde naht. Ich spreche Dich frei, kraft der mir verliehenen Gewalt, von allen Deinen Sünden, von schon begangenen und noch zu begehenden – im Namen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Schlafe, mein Kind, und erfülle die heilige Pflicht, die Dir durch mich von dem Herrn Bischof auferlegt ist.«

Und als er darauf schwieg und ich mich wieder an meine Sehöffnung gestellt hatte, glaubte ich einige mir bekannte Handbewegungen an ihm wahrzunehmen, woraus ich schloß, daß er magnetische Manipulationen mit der Kranken vornahm.

Es folgte jetzt eine tiefe Stille. Meine, einem weiten Kreise herumflatternden Gedanken halfen mir die Zeit verschlingen – es schlug elf Uhr. Da hörte ich, wie der Beichtvater mit einer gewissen Hast einen Stuhl ergriff und ihn auf eine andere Stelle trug. Er setzte sich. Ich beobachtete scharf durch die Oeffnung zur Rechten, vor der er in ziemlich gerader Richtung, sechs Schritte von mir entfernt, saß. Schon sah ich ihn bis zur Brust – plötzlich beugte er sein Gesicht etwas tiefer, der Kranken entgegen – es kam in meinen Sehstrahl – ich fuhr zusammen –

beinahe hätte ich einen Laut der Verwunderung und der Freude von mir gegeben. Ich hatte das blasse, abgezehrete und eckige Gesicht des Beichtvaters auf einen Augenblick gesehen, aber dieser Augenblick hatte hingereicht, es vollständig zu erkennen. Ich hätte darauf geschworen, mich nicht zu irren. Unauslöschlich waren diese scharfen, unheimlichen und lauernden Züge in mein Gedächtniß gegraben. Sein Haar war zwar stärker gebleicht als früher und bedeckte seinen ganzen Kopf, aber auf seiner stark hervorragenden und spitzen Nase saß, wie im Kloster zum heiligen Franziskus, eine mir sehr wohl bekannte messingene Brille mit gefärbten Gläsern. Wer war es, wer konnte es anders sein, als der schlaue Pater Henrikkus, der ehemalige Vikarius unseres guten alten Klosters?

–

Ich befand mich in einer unglaublichen Aufregung, die mich nicht lange aufmerksam an einem und demselben Platze ließ. Ich überhörte sogar den Eintritt des Herzog's und seiner Begleiter und die Worte, die zu seiner Begrüßung gesprochen wurden. Erst nach einer Weile faßte ich mich wieder und, die Oeffnungen für meine Augen aufgebend, ließ ich allein mein Ohr Zeuge des Vorgehenden sein. Aber ich täuschte mich sehr, ich erhielt keinen besonderen Aufschluß mehr; es wurden überhaupt nur wenige Worte gesprochen. Der Vorgang im Allgemeinen aber war folgender. Der Herzog war eingetreten und hatte sich auf einen Stuhl, wahrscheinlich in der Nähe der Kranken, niedergelassen. Ihm zur Seite saßen, in für mich undurchdringbarem Schatten, seine Begleiter, im

Hintergrunde am Fußende des Bettes stand der Sünden vergebende Pater Henrikus.

»Schläft sie fest?« fragte der Herzog mit gleichgültiger Stimme.

»Durchlaucht, sie schläft den Schlaf der auf der Erde Müden, aber der im Himmel Wachenden.«

»Darf ich sie berühren?«

»Im Namen Gottes, ja!«

»Sie ist kalt und steif, wie immer – ha – und sie blutet wieder.«

»Der Sohn Gottes spricht heute wie immer durch das Blut, welches die verruchten Hände der Menschen ihm entzogen haben.«

»Laßt sie sprechen, wenn sie sprechen kann.«

»Theresia, meine Tochter, sprich und verkünde den unabänderlichen Willen des ewigen Gottes. Legen Sie die Hand auf ihre Herzgrube, Durchlaucht – so – verkünde den Willen Gottes, Theresia.«

Und mit langsam pathetischem, künstlich geheimnißvollem Tone sprach die Kranke:

»Du, der Du bist ein Mann der Stärke und Gewalt auf Erden, habe Ehrfurcht und Gehorsam vor den Geboten des stärkeren Herrn im Himmel. Glaube an ihn und Deine Gebete werden erhört werden. Alle Deine Sünden, so groß sie sind, sollen Dir vergeben sein in Ewigkeit. Tritt aber an den Tisch unseres Herrn und gelobe und glaube an die einzige und alleinseligmachende Kirche auf Erden und im Himmel.«

Hier stand der Herzog plötzlich und mit Geräusch auf.

»Es ist so dumpf und schwül hier im Zimmer!« sagte er etwas heftig.

»Das merke ich auch an der Kranken,« sprach des Beichtvaters Stimme – »sie ist unruhig – ihr Schlummer ist nicht so kräftig, ihre Kraft nicht so innerlich wie sonst – ha! sie bewegt sich schon, sie wird ihre Krämpfe wieder bekommen –«

»Die will ich nicht sehen!« rief der Herzog und eilig war er zum Zimmer hinaus, eben so eilig gefolgt von seinen Begleitern

»Ist er fort?« fragte Theresia mit ihrer natürlichen Stimme.

»Ja, meine Tochter, er hat seinen Besuch heute selbst abgekürzt.«

»Gieb mir ein Glas von dem schönen Wein – ha! Du trinkst ihn ja nur allein.« Sie schwieg. Ich sprang rasch an das Sehloch zur Rechten, wohin ich glaubte, daß der Pater sich bewege, und ich kam zu rechter Zeit, um zu bemerken, wie die Kranke aufgesprungen war und sich in gieriger Hast über die Teller der Speise bückte und mit vollen Händen ihren Mund versah.

Ich fühlte eine ungeheure Lust in mir, an das Schallloch zu treten und mit donnernder Stimme hindurch zu schreien: »Pater Henrikus, guten Abend, Du schurkischster aller Schurken!« Aber ich bezwang mich. Ein Ekel, größer als meine Lust dazu, erfüllte mich; ich konnte kaum die wenigen Minuten mit Ruhe abwarten, die ich

für hinreichend zur Entfernung des Herzog's und seiner würdigen Begleiter, der übermäßig frommen Minister hielt. Ich schloß meine Vorrichtungen, um sie nicht mehr zu benutzen, sie hatten mir hinreichende Dienste geleistet.

Eine halbe Stunde später wurde ich von Bernhard beim Herzog eingeführt, der schon allein auf seinem Zimmer war und zu des alten Dieners Verwunderung eine Flasche Wein verlangt und diese jetzt geöffnet vor sich stehen hatte. Ich wollte reden, aber er ließ mich nicht zu Worte kommen.

»Doktor!« sagte er. »Ich weiß nicht, wie mir ist. Aber Ihr Mißtrauen hat mir alle Andacht benommen. Beinahe kam mir der ganze Hokuspokus heute selbst wie eine Gaukelei vor. Nun, was haben Sie erkundschaftet?«

»Mein Mißtrauen war gerechtfertigt, gnädigster Herr, nur allzu sehr. Die Beweise bleibe ich Ihnen indeß noch schuldig – ich habe für jetzt nur eine Bitte.«

»Auch die will ich Ihnen gewähren – da – trinken Sie ein Glas Wein mit mir – ich danke Ihnen übrigens, Ihre Belehrung hat mir Augen und Gewissen zugleich geöffnet, von einem Religionswechsel ist bei mir keine Rede mehr, selbst wenn es eine wirkliche Hellseherin wäre –«

»Aber von anderen Dingen, Durchlaucht, darf ich meine Bitte vortragen?«

»Wohl bekomm's! Sprechen Sie sie aus!«

»Verschaffen Sie mir Zutritt zu den beiden Excellenzen, Ihren Herren Ministern – ich muß sie morgen sprechen.«

»Sie müssen? Warum?«

»Weil ich sie zu kennen glaube, wie ich den Beichtvater der armen Kranken erkannt habe.«

»Wie? Also wirklich? Haben Sie gesehen und gehört, was Sie wollten?«

»Zu meiner ganzen Zufriedenheit – und hoffentlich auch zu der Ihrigen.«

»Und was wollen Sie von den Ministern?«

»Ich will sie besuchen. Dann aber lassen wir die heiligen Festtage ruhig vorübergehen. Ich habe Maßregeln zu treffen, die ich Ihnen jetzt nicht enthüllen kann – vor allen Dingen aber bitte ich um Zutritt zu den Ministern – ich muß sie morgen, noch vor Tische, gesprochen haben, und eben so den Bischof.«

»Halten Sie den Bischof auch für einen Betrüger?«

»Ja, Durchlaucht, gerade heraus gesagt, ich halte ihn dafür – mir dämmert ein Licht auf, dessen Leuchten, sobald Sie es erblicken werden, Sie entsetzen wird.«

»Erschrecken Sie mich nur nicht noch mit Ihren Enthüllungen – ich habe so schon genug – da – klingen wir an auf eine gute Lösung – ich danke Ihnen – aber, da fällt mir ein – beim Bischof haben Sie eine gute Einführung – er war heute nicht dabei, er hat sich unpäßlich melden lassen – fragen Sie in meinem Namen nach seiner Gesundheit bei ihm vor –«

»Ah – er war heute nicht dabei?«

»Nein – haben Sie ihn gesehen – ich nicht.«

»Ich konnte keinen von den Herren sehen, da ich sie aber alle *drei sehen muß*, so sprach ich eben meine Bitte deshalb aus.«

»Ah, Doktor – so hängt es zusammen! Ach, ich bin heute müde, so müde, wie ich lange nicht gewesen, und das verdanke ich Ihnen. Gehen Sie, in Gottes Namen, zu den Herren, machen Sie sich selbst den Auftrag von mir dazu – ich bin mit Allem zufrieden.«

»So erlauben Ew. Durchlaucht, daß ich mich entferne?«

»In Gottes Namen – schlafen Sie wohl!«

Der Morgen des Sonnabends war gekommen. Auf den Herrn Bischof hatte ich es zuerst abgesehen. Er war ja unpäßlich, vielleicht auch ein wenig schlau außerdem, wollte erst abwarten, wie die erste nächtliche Zusammenkunft bei der Somnambule im Schlosse ablaufen und ob sie durch einen Zwischenfall sich auszeichnen würde. Haha! So betrachtete ich wenigstens die Sache und beschloß, ihm aus Theilnahme an dieser seiner Unpäßlichkeit meinen ersten Besuch abzustatten.

Ums zehn Uhr ließ ich meinen Galawagen anspannen und fuhr in scharfem Trabe vor das bischöfliche Palais. Es war ein überaus neblichter, kalter, unfreundlicher Morgen, die ganze undurchdringbare Atmosphäre schien mit aus der Ferne schon fühlbaren Schneewolken überladen zu sein.

»Ist der Herr Bischof zu sprechen?« fragte ich den mich empfangenden Thürsteher.

»O!« erwiderte dieser und kratzte sich mit einem etwas kritischen Gesichte hinter den Ohren – »Seine Hochwürden ist wohl zu Hause, aber – die Morgenstunde scheint mir etwas sehr früh zu einem Besuche.«

»Ah. Seine Hochwürden ist vielleicht krank?«

»Krank? Daß ich nicht wüßte – aber –«

»Aber ich komme im Auftrag Sr. Durchlaucht, des Herrn Herzog's –«

»Das ist etwas Anderes – dann freilich – bitte, steigen Sie gefälligst die Treppe hinauf.« Und er zog eine Schelle, die den dienstthuenden Lakaien herbeirief. Ich ließ mich mit meinem vollen Titel anmelden, denn diesem Manne gegenüber würde ich mir es übel genommen haben, mein Licht unter den Scheffel zu stellen. In zwei Minuten ward ich durch eine große Thür eingelassen und stand in einem prachtvollen Zimmer, Auge in Auge dem Gewaltigen gegenüber, der in dieser schönen Stadt über Herzen und Seelen, selbst des Gewaltigsten, zu gebieten zu haben glaubte. Wen sah ich aber vor mir? Ich hatte diese Gestalt nicht allein vor langen Jahren, sondern auch kürzlich einige Male im Vorzimmer des Herzog's, obwohl nur flüchtig, und dann durch andere Gedanken von ihr abgezogen, gesehen. Er war ein umfangreicher Mann geworden, dieser Herr Bischof, wie schon vor fünfzehn Jahren seine Jugend verheißen hatte. Aber seine in Breite und Wölbung gewaltige Brust, wie stark sie auch

immer gewesen, war von seinem stärkeren Leibe überflügelt worden. Dieser schien einem Berge ähnlich, der in der Art, wie er hier getragen wurde, etwas Majestätisches und Würdevolles zeigen sollte, wenn überhaupt ein aufgeschwemmter Leib Majestät und Würde zeigen kann. Auch sein früher schon volles Gesicht hatte an Fülle zugenommen, es war rund, wie ein Vollmond und beinahe eben so glänzend und feurig, denn, die irdischen Genüsse, denen sich dieser Mann des Himmels überließ, spiegelte sich in allen Farben und Stoffen daran ab.

»Also ich habe die Ehre?« fragte mich eine trompetenartige Stimme, die ein seit langer Zeit in meiner Brust schlummerndes, aber nicht vergessenes Echo erweckte.

»Ich selbst, Ew. Hochwürden, habe die Ehre, von Sr. Durchlaucht mit diesem frühen Besuche beauftragt zu sein. Er schickt mich, seinen Leibarzt, hierher, um sich nach Ihrem Befinden erkundigen zu lassen, welches, wie Seine Durchlaucht fürchtet, in den letzten Tagen nicht ganz nach Wunsch war.«

»Seine Durchlaucht ist sehr gnädig, und Sie, Herr Geheimerath, sind sehr gütig. Darf ich bitten, Platz zu nehmen!«

Wir saßen und schauten uns etwas lange mit gegenseitiger höflicher Dreistigkeit an. Aus seinen wasserblauen Augen, um die sich einige Schatten gleich den niedergeschlagenen Dünsten einer geistigeren Flüssigkeit gelagert hatten, blickte eine kleine, bischöfliche Neugierde hervor, die sich wahrscheinlich auf die unerwartete Sendung des Herzog's bezog; aus den meinen sprühte – ich fühlte es

selbst und bemühte mich auf alle Weise, es zu mäßigen – ein durchbohrendes Feuer, welches nie ein Diplomat haben muß, wie ich in diesem Augenblick einer war, aber ich hatte schon in der kurzen Zeit meiner Anwesenheit beim Bischof so viel gesehen und gehört, als ich an ihm zu sehen und von ihm zu hören gekommen war.

»Also Ihre Gesundheit? – darf ich Seine Durchlaucht in dieser Beziehung beruhigen?«

»Vollkommen, mein Herr! Männer von meiner Constitution leiden etwas an der Leber – ach! es ist eine unglückliche Constitution, die ein höchst mäßiges, fast karges Leben verlangt. Aber der Herr hat sie gegeben, wie er Alles giebt, und man muß sich ja schon hier auf Erden an Entsagung gewöhnen. So verlangt es die Vorschrift Gottes.« Und er bekreuzte sich mit demüthig gen Himmel aufgeschlagenen Augen.

»Wohl, wohl! Aber beobachten Sie die Vorschrift Gottes mit Strenge – entsagen Sie wirklich etwas. Ich bin ein Arzt, ich durchschaue Ihr Leiden Mäßigen Sie immerhin Ihre leiblichen Genüsse, das wird Ihnen wohlthun, denn es giebt Fälle im Leben, wo ein plötzlicher Schlagfluß –«

Und er sprang auf. »O! Machen Sie mich nicht ängstlicher, als ich schon bin – besorgen Sie etwas dergleichen von mir?«

»Nicht im Geringsten – ich warne nur im Interesse des Herrn Herzog's. Sie wissen, unser Beruf legt uns die Pflicht auf, um das Wohl der Menschheit stets besorgt zu sein.«

»Ach! Welch' köstlicher Beruf!« rief er mit Salbung und setzte sich wieder. »Wäre ich nicht Priester – ich möchte Arzt sein. Doch das bringt mich auf eine Frage, die mir für jetzt die wichtigste ist. Sie sind ja der Leibarzt des Herrn Herzog's. Was halten Sie von der Gesundheit unseres gnädigsten Herrn?«

»O, in dieser Beziehung befürchten Sie nichts; seine Gesundheit ist vortrefflich.«

»Entschuldigen Sie meine laienhafte Ansicht, aber ich bin darin nicht ganz Ihrer Meinung.«

»Und warum nicht, wenn ich fragen darf?«

»Ich – ich habe so meine eigenen kleinen Bedenken. Ich verkehre etwas viel mit diesem guten Herrn – Gott erhalte ihn mir lange! – und da finde ich, er hat bisweilen kleine sonderbare Launen und diese stammen ohne Zweifel aus – aus einer mangelhaften Verdauung – so meine ich.«

»Ach, ist es das? Ew. Hochwürden Verdauung scheint freilich besser zu sein, als die seine, aber – ich für meine Person bin auch mit dieser ganz zufrieden, und was die kleinen Launen anbetrifft, so finde ich sie in der That erträglicher, als die großen, die andere Leute haben.«

»Freilich, freilich, aber, Herr Leibmedikus – seien Sie nicht zu kurzsichtig in Ihrer Diagnose. Das Leben eines so hohen Herrn ist von großer Wichtigkeit für alle seine Unterthanen – sorgen Sie ja für ihn; ich, ach! ich kann nur bei dem Allerhöchsten für ihn beten!« Und er blickte wieder wie der demüthigste Seelenhirt heuchlerisch zum Himmel.

»Es wird Sr. Durchlaucht sehr wohlthuend sein, durch mich zu hören, daß sie der Gegenstand Ihrer so großen Besorgniß und Fürbitte ist, welche letztere gewiß von außerordentlicher Wirksamkeit sein wird, aber ich gebe Ihnen noch einmal die Versicherung, daß die erstere vollkommen unbegründet ist.« Und ich stand auf; ich hatte genug an dem Priester, der sich um den Leib seines Herrn so viel zu bekümmern schien, wie um seine Seele.

»Und wollen Sie mich schon wieder verlassen?«

»Ich habe meine Pflicht erfüllt und mich von Ew. Hochwürden vollkommener Genesung überhaupt – aber, aber – der Schlagfluß, Herr Bischof – nehmen Sie diese Warnung nicht zu gering; es weht bisweilen ein böser, giftiger Wind durch die Welt, so eine Art Sturm, der die Blüten des Lebens zerknickt und lieber die Großen als die Kleinen niederwirft. Dies ist der einzige Fall, wo es besser ist, ein winziger Strauch als eine Eiche zu sein.«

»Haha! Ja wohl, ja wohl! Aber ich bin nicht groß, ich bin ja nur klein – ein winziger Strauch, wie Sie so hübsch sagen« – und er klopfte sich wohlgefällig auf den herrlichen Bauch –. »Und was den Sturm betrifft, wie Sie so richtig bemerken, so bin ich in meiner Jugend – haha! selbst so eine Art davon gewesen, und da fürchte ich ihn nicht so sehr – haha! Darf ich bitten, Sr. Durchlaucht meinen unterthänigsten Respekt zu bezeugen?«

»Ich werde es nicht vergessen – Herr Bischof! ich habe die Ehre!«

Und mit einer tiefen Verbeugung war ich hinaus, lächelnd, das Herz vor Freude in meiner Brust hüpfen fühlend, denn dieser Herr gestand selbst ein, was ich ja nur zu sehen gekommen war, in seinem Leben einst eine Art Sturm gewesen zu sein.

Rasch sprang ich in den Wagen und ließ zum Minister der Finanzen fahren. »Wir wollen sehen,« sagte ich zu mir, ob sich der Herr Blitz eben so verwandelt hat, wie der Herr Sturm – wie sah er doch aus – ach ja – er muß es sein und kein Anderer.«

Da hielt mein Wagen schon vor dem schönen Hôtel Sr. Excellenz. Ich schritt langsam, in das von innen geöffnete Haus und fragte nach dem Herrn Minister.

»Bedaure – er ist für Niemand zu sprechen.«

»Bedaure auch, daß ich ihn dennoch sprechen muß. Seine Durchlaucht, der Herzog befiehlt es –«

»Wie? Sollte ich die Ehre haben –?«

»Nein, mein Freund, ich bin nur sein Abgesandter, aber ich muß Seine Excellenz in wichtigen Aufträgen sprechen.«

»Das ist etwas Anderes!« Und rasch wurde die Schnur gezogen, die einen Diener mir entgegenführte.

In fünf Minuten stand ich Sr. Excellenz, dem Herrn. Finanzminister, gegenüber. Es war, wie ich erwartet, derselbe kleine schwächliche Mann, der mir neulich erst beim Betrachten eines Gemäldes im Vorzimmer des Herzog's aufgefallen war – ich flog mit meinem Blicke nach dem mir an ihm unvergeßlichen Kennzeichen, seinem glühwurmartig glimmernden Augen, und diese Augen flogen

blitzartig schnell auch auf mich. »Ah! riecht der Blitz den Schwefel noch? – dachte ich – Hat der Tiger in ihm nicht mehr die Witterung des Löwen?« Und während ich dieses dachte, machte ich eine tiefe Verbeugung und brachte meinen Gruß von Sr. Durchlaucht an.

»Seine Durchlaucht ist sehr gütig!« flötete er mit einer etwas sanfteren Stimme als sein Beschützer, der Bischof. »Und was befiehlt Seine Durchlaucht?«

»Seine Durchlaucht hat eine schlechte Nacht gehabt,« begann ich.

»Das thut mir sehr leid. Aber was soll man gegen diese schlaflosen Nächte thun? Auch ich habe sie bisweilen. Es sind böse Einflüsse von Außen her, die uns die Ruhe rauben, eben so wie die böse Witterung uns den Genuß der freien Luft raubt –«

»Und der Sturm uns erkältet und der Donner und der Blitz uns erschreckt –«

»Sehr richtig bemerkt – aber Sie sprachen von der schlaflosen Nacht Sr. Durchlaucht.«

»Ja. Aber in dieser schlaflosen Nacht hat Seine Durchlaucht einen hellen Gedanken gehabt –«

»Dann ist sie doch zu etwas nütze gewesen – aber Sie machen mich neugierig« – und sein Auge bohrte sich wie ein brennender Stachel in die meinen, es war, als wenn ich die Schärfe desselben körperlich fühlte.

»Er hat sich mit dem Wohle der Armen und Bedrängten beschäftigt und beschlossen –«

»Beschlossen – was?« Und seine Augen schienen aus ihren Höhlen herauszutreten und sich an die meinen zu klammern.

»Ein allgemeines großes Krankenhaus für alle Konfessionen zu gründen.«

»Ah! Und für alle Konfessionen – das ist ein sehr humaner Gedanke, ganz der erhabenen und milden Denkart des Herrn Herzog's entsprechend.«

»Und da Sie, als Minister der Finanzen, dabei ein Wort mitzusprechen haben, so sendet er mich, der ich als Arzt ebenfalls dabei betheilt bin, zu Ew. Excellenz, um durch meinen Mund Ihre Uebereinstimmung noch heute vor Tische entgegenzunehmen.«

»Ah – ist es so eilig?«

»Ja, Seine Durchlaucht hat den Gedanken einmal erfaßt und – Sie wissen es ja – was er einmal erfaßt hat, führt er auch aus.«

»Gebe es Gott, daß es so ist!« seufzte der ehemalige fromme Bußprediger und schleuderte einen Vipernblick an die Decke des Zimmers. »Aber ich bin ganz damit einverstanden – natürlich. Das Nähere aber –«

»Das behält der Herr Herzog sich vor – natürlich, sage auch ich. Also ich kann Ew. Excellenz Beifall aussprechen?«

»Ich lege ihm meine ganze Bereitwilligkeit gehorsamst zu Füßen.«

»So ist mein Besuch nicht vergebens gewesen. Ich habe das Licht der Intelligenz aus Ihren Augen leuchten gesehen, auf welches der Herr Herzog mich schon vorher aufmerksam gemacht hat –«

»Sie machen mich schamroth und überhäufen mich mit Güte; ich bitte, meine unterthänigste Ehrfurcht Sr. Durchlaucht auszusprechen.«

Er machte mir eine höchst anmuthige Verbeugung, und ich sprang sehr vergnügt die Treppe hinab. »Sturm und Blitz sind da,« sagte ich frohlockend, als ich weiter fuhr; »nun wollen wir sehen, ob der Zahn der Zeit auch vom Zahn etwas übrig gelassen hat. Ein herrlicher Dreimännerbund! Sie haben Wort gehalten, diese Herren. Von den Proletariern sind sie zu den Patriciern gegangen, von den Patriciern zu den Fürsten und haben den Fuß auf ihren Nacken gesetzt. Aber Geduld! Wir haben auch einen Fuß für Euren Zacken. Und welchen! O Maximilian, Maximilian! Du allein bist würdig, diese Brut zu zertreten. Dir spreche ich im Voraus den Antheil des Löwen zu!«

Und ich kam zu Sr. Excellenz, dem Minister des Innern, der Polizei, des Handels und Gott welcher Einrichtungen im Staate! Eigentlich hatte ich mich auf diesen meinen letzten Besuch am meisten gefreut, denn der Pater Zahn war von jeher in meiner Erinnerung mein Liebling geblieben. Und nicht etwa, weil er mich einmal in seinem Zorn

den Barbiergesellen genannt und mich zum Jesuitenzögling hatte machen wollen – ach nein! Sein Gesicht, welches ich neulich erst in seiner ganzen höhnischen Frechheit auf seinem ungeschlachten Leibe aus dem Kabinet des Herzog's hatte daherwandeln sehen, hatte mir immer von den drei Bußpredigern den größten Widerwillen eingeflößt. Der Leser weiß schon, ich liebe die frechen und gemeinen Gesichter, mit einem Worte, die Ohrfeigengesichter nicht, und ein solches hatte ja mein alter Bekannter Zahn.

Ich wurde erst wieder, wie bei den anderen Herren, wegen wichtiger Geschäfte Sr. Excellenz abgewiesen, da ich aber wichtigere von Seiten Sr. Durchlaucht zu erkennen gab, öffneten sich auch hier alle Pforten. Ich stand noch im Vorzimmer und wartete auf den mich anmeldenden Diener. Da hörte ich durch die eben aufgehende Thür ein unendliches, lautes und beinahe schallendes Gähnen, und ich lachte beinahe eben so laut auf.

»Aha!« dachte ich, »der ewig müde und gelangweilte Pater Zahn verräth sich schon, bevor er sich blicken läßt – nun, wir wollen ihm nächstens eine Scene bereiten, bei der er nicht vor langer Weile gähnen wird.«

Die Thür ging ganz auf und ich schritt über die Schwelle des Mannes, der es einst so herzlich mit mir gemeint hatte. Der Leser kennt so gut wie ich den langen, hageren, starkknochigen Minister des Innern mit seiner Mappe, seinem geträumten Weltall unter dem Arme, mit den

gewaltigen Kiefern, dem gefräßigen Maul und den herkulischen Zähnen, womit er Alles verschlingen und zerbeißen zu wollen schien, was in seinen Bereich kam. So stand er vor mir und lächelte mich höhnisch an, wobei ich mir gehörig Zeit nahm, zu bemerken, daß Pater Zahn der am wenigsten gealterte von seinen Kameraden war.

»Also Sie kommen von Sr. Durchlaucht?« fragte er mit seiner gewöhnlichen frechen Dreistigkeit. »Wie befindet sie sich?«

»Vortrefflich, Excellenz, obwohl sie die letzte Nacht nicht gut geschlafen hat. Aber Seine Durchlaucht hat oft schlaflose Nächte, weil sie manchen Kummer hat – das ist ja, wissen Sie, ein Erbtheil der Fürsten –«

»Ja wohl, ja wohl! Darf ich aber zuerst fragen, wen ich die Ehre habe vor mir zu sehen – mein dummer Diener hat Sie nicht verstanden.«

»So habe ich das doppelte Vergnügen, mich selber vorzustellen. Ich bin der Geheimerath Dr. Stilling, der Leibarzt Sr. Durchlaucht –«

»Ah – sehr erfreut, sehr erfreut! Stilling – Stilling! Der Name klingt mir bekannt –«

»Was!« dachte ich. »Sollte Herr Zahn etwa auch ein übermäßig gutes Gedächtniß haben?«

»Sie irren wahrscheinlich,« sagte ich, »ich habe wenigstens noch nicht die Ehre gehabt. Ew. Excellenz persönlich zu begrüßen, denn ich mußte leider auf das Vergnügen verzichten, Sie schon früher kennen zu lernen, als ich auf Befehl Sr. Durchlaucht Ihnen meine Aufwartung machte.«

»Ich empfangen Niemand!« sagte er grob.

»Und ich gehe zu Wenigen aus eigenem Antriebe!« erwiderte ich eben so. »Und ich erlaube mir die Bemerkung, daß ich selbst jetzt nur auf Befehl des Herrn Herzog's, meines Gebieters, vor Ihnen stehe und mir zum zweiten Male schon die Freiheit nehme, Ihnen meine Verbeugung zu machen.«

Und ich machte ihm eine ironische sehr tiefe Verbeugung, die er sich auslegen mochte, wie er wollte, aber sogleich sehr leutselig, obwohl zum ersten Mal, erwiderte:

»So muß ich dem Herrn Herzog meinen Dank für das Glück sagen, Ihre Bekanntschaft mir wenigstens jetzt noch verschafft zu haben –«

»Ich habe nichts dagegen; aber Sie gestatten mir vielleicht, mich jetzt des Auftrags zu entledigen, den ich für Sie empfangen habe?«

»Ich bin ganz Ohr, mein Herr!«

»So werde ich ganz Zahn sein!« dachte ich.

»Der Herr Herzog ist ein vortrefflicher und gerechter Regent,« fing ich an, »er hat das Wohl aller seiner Untertanen im Auge, wenn er auch bisweilen, wie z. B. jetzt, eine gewisse Partei mehr zu berücksichtigen scheint, als die andere.«

»Ah! Sie wollen von einer gewissen Partei sprechen, ich weiß aber nicht, zu welcher Sie selbst gehören.«

»Wie können Sie zweifeln! Bin ich nicht des Herzog's Diener, muß ich nicht seinen Vortheil allein im Auge haben, eben so wie Sie?«

»Sie haben Recht, ich verstehe; bitte, fahren Sie fort.«

»Seine Durchlaucht beabsichtigt also, ein Waisenhaus zu gründen, nicht allein für seine protestantischen, sondern auch für seine katholischen Unterthanen –«

»Ah, sehr wohl – Sie sind katholisch – wenn ich Sie noch einmal unterbrechen darf –«

»Ja, das bin ich,« sagte ich fest, aber sichtbar ergrimmt, denn Herr Zahn wollte mir etwas zu stark auf den Zahn fühlen.

»Aber nun – was soll ich dabei thun?«

»Sie möchten sich die Sache überlegen, bis Sie zu Sr.Durchlaucht kommen, um Ihre Ansicht derselben zu entwickeln.«

»Der Herr Herzog ist in der That sehr gnädig. Er kommt meinem sehnlichsten Wunsche entgegen. Ist das aber Ihr ganzer Auftrag?«

»Sind Sie mit diesem noch nicht befriedigt?«

»Vollkommen – aber Sie scheinen etwas eilig zu Werke zugehen –«

»Ich habe viele Patienten und muß meine Geschäfte im Fluge abmachen.«

»Aber man baut im Fluge keine Waisenhäuser.«

»Die baue ich auch nicht, das war nicht die Absicht, die mich hierher führte – oder hielten Sie mich vielleicht für einen Baumeister?«

»Bei Leibe nicht – aber wie ist Seine Durchlaucht so plötzlich auf diesen Einfall gekommen, er hat mir doch gestern noch nichts davon gesagt?«

»Er hat den Plan dazu in dieser glücklichen Nacht gefaßt, so sagt er mir wenigstens, und da er die beiden Festtage allein auf seinem Belvedere zubringt, so will er, da heute weder Vortrag noch Sitzung ist, den beruhigenden Gedanken mit auf seinen Landsitz nehmen, daß Ew. Excellenz mit ihm einverstanden ist.«

»Ah – nun verstehe ich Sie – das hätten Sie mir gleich sagen sollen –«

»Verzeihen Ew. Excellenz, ich bin wohl ein guter Arzt, aber kein so gewandter Diplomat wie Sie –«

»Sie beschämen mich mit Ihrem Lobe – ich bin – ich bin –«

»Also Sie sind einverstanden?«

»Kann ich es anders sein? Es ist ein so natürlicher Wunsch aller Menschenfreunde, die armen kleinen Kinder wohl versorgt zu sehen, also auch der meinige. Ueberbringen Sie gefälligst dem gnädigen Herrn meine vollkommene Uebereinstimmung.«

»So, habe ich die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen.«

»Mein Herr Geheimerath – auf Wiedersehen!«

»Sie sind sehr gütig – ich werde Sie an Ihr Wort erinnern. Guten Morgen!«

Ich stieg zum letzten Mal in meinen Wagen und fuhr zum Herzog, dem ich zu seiner eigenen Verwunderung seinen neuesten Entschluß ankündigte, ein Kranken- und Waisenhaus für alle Konfessionen zu gründen.

»Aber das war ja meine Absicht gar nicht!« rief er lächelnd.

»Sie haben mir ja Ihren Auftrag an diese Herren selbst freigelassen.«

»Ach so! Ei, ei, Doktor! Sie bringen am Ende auf diese Weise Ihre Schäfchen in's Trockene und haben selbst diesen schönen Plan gehabt?«

»Ist es ein schlechter Plan, der Ew. Durchlaucht die Ueberzeugung verschafft, daß Sie von jenen Ministern schlecht bedient sind?«

»Und bin ich das wirklich?«

»Ew. Durchlaucht sollen sich die Antwort selbst sagen, wenn Sie sehen werden.«

»So bin ich zufrieden. Gott gebe seinen Segen! Ich fühle mich leichter als je und hoffe, daß aller Kummer bald vorüber ist.«

»Er wird bald vorüber sein, auch ich hoffe es – verleben Sie Ihre zwei Feiertage auf dem Belvedere in Ruhe und Heiterkeit, und – das Uebrige wird sich finden.«

»Sie nehmen die Sache leicht, Doktor!«

»Ach nein, Durchlaucht, sie ist noch immer schwer genug – aber ich wünsche frohe Feiertage –«

»Und ich auch – leben Sie wohl!«

IX. EIN WEIHNACHTSABEND.

Selten hatte ich in den letzten Wochen mein Haus mit so leichtem Herzen betreten, wie an diesem Tage; es schien sich Alles nach Wunsch zu gestalten und zu Gunsten derer zu entwickeln, denen ich meinen Beistand gewidmet hatte. Nur noch ein steiler Berg war zu übersteigen, und bevor ich nicht auf dessen Gipfel siegreich

stand, konnte ich von ungetrübter Ruhe und Zufriedenheit nicht träumen. Dieser Berg war Maximilian's unvergessener Haß und Racheplan gegen den Herzog, einen Mann, der mir in früheren Tagen, zufolge jener Erzählung meines Freundes, als ein Tyrann vor Augen gestanden hatte, jetzt aber, da ich ihn näher kannte und er mein Herr geworden war, dessen Gnade und Güte ich so Vieles verdankte, mehr bemitleidenswerth als strafwürdig schien. Was nun Maximilian auch gegen ihn auszuüben entschlossen war, ich hatte mir vorgesetzt, zwischen beiden die Vermittlerrolle zu übernehmen und der heutige Tag war zu diesem schwierigen Werke ausersehen, falls des jungen Seydelmann's Vermuthung sich als richtig erwies, daß Devrient heute am Orte seines Besuches eintreffen würde, und falls die meinige nicht falsch war, Maximilian habe jenen auf sein Gut mitgenommen.

Wie der Leser weiß, hatte ich den Weihnachtsheiligabend alljährlich auf Brandstein zugebracht und auch diesmal war mit den beiden Noringen eine freundschaftliche Zusammenkunft daselbst verabredet; nur wollte ich mir die Fahrt dahin und das trauliche Fest draußen noch dadurch versüßen, daß ich Sidi meine Gefährtin sein ließ, die ich dann, während ich nach Stromberg zu Maximilian ging, so lange bei der Gräfin lassen wollte, bis ich sie nach Beendigung meiner ernstesten Geschäfte wieder abholen konnte. Unsere Weihnachtsbescheerung in der Stadt war, daher, um diese Anordnung nicht zu stören, erst auf den Morgen des Weihnachtstages selbst festgesetzt.

Sidi hatte sich mit diesem Vorschlage einverstanden erklärt, wie sie ja mit allen meinen Wünschen einverstanden war, und so machten wir uns schnell an die Ausführung desselben. Nach einem zeitigen Mittagsmahle setzten wir uns in unseren schönen Wagen und rollten munter unserem nächsten Ziele entgegen.

Die dicken Nebelschichten, die am Morgen dieses Tages den Himmel bedeckten, hatten sich gegen Mittag in Schneewolken auf die Erde herabgesenkt. Jetzt hüllten sie die Erde in einen leichten weißen Mantel ein, ließen aber dafür den Himmel wieder in seiner ganzen herrlichen Bläue hervortreten. Nachmittags kam sogar die Sonne zum Vorschein und bestreute den Weg mit funkelnden Lichtpunkten, während wir unsere Zeit mit Plaudereien über die vorliegenden Verhältnisse verbrachten. Sidi kannte jetzt so genau wie ich das traurige Schicksal der schönen Dame, zu der ich sie führte, sie wußte, zu welchem Zwecke ich Maximilian heute aufsuchte, und man kann sich denken, daß sie die Schwierigkeit meiner Aufgabe nicht geringer ansah, als ich. Aber ihr sanfter Zuspruch, ihre freundliche Ermunterung, mit Nachdruck und voller Hoffnung an ein Werk zu gehen, welches nur Gutes bezweckte, stärkte und belebte mich von Neuem, wozu nicht wenig die Entlarvung der drei ehemaligen Bußprediger beitrug, die ich ihr unterwegs in allen Einzelheiten als neuestes Ergebnis mittheilte.

Als ich mit meiner Erzählung zu Ende war, näherten wir uns schon rasch den Bergen und die schöne winterliche Landschaft derselben forderte meine Begleiterin zu

einem Genusse auf, der ihr, die immer nur in geschlossenen Städten gelebt hatte, ziemlich fremd war und sie daher mit einer ungekannten Freude erfüllte. Als wir nun aber immer tiefer in die Wälder geriethen und, langsamer vordringend, eine Höhe nach der anderen erreichten, wobei die tiefe Stille dieser Einöden ihr Herz mit erhabenem und doch anmuthigem Schauer bewegte, da faßte sie sanft meine Hand und sagte:

»Hier ist es reizend, mein Freund, hier zu leben muß eine Wonne sein!«

»Wenn Du glücklich bist, ja, meine liebe Christel; wenn Du ein vorwurfsfreies Herz, einen leichten Lebensmuth hast und der innerste Keim Deiner Seele von keiner Qual, mag sie heißen, wie sie will, zernagt wird, ja, dann hast Du Recht.«

»Freilich, mein Lieber, nur einen solchen Gemüthszustand kann ich vor Augen haben – ich meine, ich würde mich in dieser Stille und Einsamkeit schrankenlos glücklich fühlen.«

»Wenn Du allein wärest? Und wolltest Du selbst die Freuden und Genüsse der großen Welt dafür opfern?«

Sie beantwortete die erste Frage nicht, wohl aber schickte sie sich an, die zweite zu bejahen, als wir, wieder rasch heranrollend, Brandstein erreichten.

Ich will nicht bei der Ueberraschung verweilen, die mein Erscheinen mit einem so unerwarteten, aber desto

willkommeneren Gaste daselbst herbeiführte. Die Gräfin und Thekla waren entzückt über das liebeliche Geschöpf, welches ich ihnen als meine treue Jugendfreundin und zugleich als die große Künstlerin vorstellte, deren Talent, verbunden mit ihrer äußeren Begabung, sie vollständig zu würdigen wußten. Aber ich verweilte nicht lange in diesem anmuthigen Kreise, ich rüstete mich bald zu meinem bedeutungsvollen Gange nach Stromberg, indem ich der Gräfin die Mittheilung machte, ich hätte Ursache, anzunehmen, der Sachwalter ihres unbekanntes Nachbarn sei von seiner Reise zurückgekehrt, und ich wolle daher meine abgebrochenen Unterhandlungen über den Ankauf des Gutes mit ihm von Neuem beginnen. Beim Abschied bat ich sie noch, den beiden Noringen, sobald sie kämen, Christel nicht als die Sängerin Sidi, sondern als meine Verwandte vorzustellen, damit das Geheimniß der Anwesenheit derselben auf keine Weise vorzeitig enthüllt werde. So nahm ich Abschied und, von Sidi einen ermuthigenden Blick erhaschend, der mir das Gelingen meines Planes zu verheißen schien, trat ich meinen einsamen Weg durch den stillen Wald und über die Berge ohne Zagen an.

Der Schnee lag hier nur in sehr geringer Menge und setzte meiner kurzen Wanderung keine Hindernisse entgegen. Aber es war beinahe vier Uhr, als ich den Gipfel des Berges erreicht hatte, und wieder breitete sich eine undurchdringliche Nebelschicht vor den klaren Gewölben des Himmels aus und mischte sich mit der Dämmerung des Abends, Land und Flur rasch in das dunkle Kleid

der Schatten und der frühzeitig hereinbrechenden Nacht zu hüllen. Als ich mich unbemerkt dem Schlosse näherte, aus welchem nicht der leiseste Ton, der die Anwesenheit mehrerer Menschen verrathen hätte, zu vernehmen war, blickte ich mich rings um und war erstaunt über die so überaus schnell nahende Nacht. Aber um so schneller trieb mich eine innere Stimme vorwärts, den Tag heraufzubeschwören, dessen Licht auszubreiten ich gekommen war. Ich pochte an die kleine Seitenthür, die früher immer geöffnet war, als Ludovikus im Schlosse verweilte, und siehe, der alte Diener, der damals sein Gefährte gewesen war, öffnete sie mir auch jetzt. Das schien mir ein Zeichen von guter Vorbedeutung zu sein.

»Ist der alte Herr Aschhaupt hier?« fragte ich, nachdem ich ihn begrüßt und er mich leicht wieder erkannt hatte.

»Da Sie mich, seinen Diener, hier sehen, kann ich die Frage wohl nicht gut verneinen, mein Herr.«

»So führen Sie mich schnell zu ihm.«

»Ach, Herr, ich darf Niemanden in das Schloß lassen, ich habe strenge Befehle.«

Das schien mir ein noch besseres Vorzeichen von der Anwesenheit des neuen Besitzers zu sein, aber ich ließ meine Freude nicht merken, sondern bat nur den Diener, sich in aller Stille zu seinem alten Herrn zu begeben und ihm meinen Besuch kund zu thun. Das Weitere würde dann dieser selbst veranlassen.

Der Diener wies mich in ein kleines Gemach neben der Thür und entfernte sich eilig, um seinen Auftrag auszurichten. Ich brauchte nicht lange zu warten; in wenigen

Minuten stand ich wieder vor meinem alten Ludovikus, der mich herzlich bewillkommnete und, den Finger auf die bärtige Lippe legend, flüsterte:

»Komm, wir sind Alle da –«

»Maximilian auch?«

»Ja, ja, er ist da – aber woher weißt Du, daß wir schon heute hier eintreffen würden?«

»Du siehst, ich erfahre Alles – führe mich zuerst zum Guardian, den meine Seele zu begrüßen verlangt.«

Er ging mir voran, ich folgte ihm mit schlagendem Herzen, wie es uns immer schlägt, wenn wir einen Freund wieder sehen sollen, in dessen Auge wir lange Jahre nicht geblickt haben. Da öffnete er die Thür und siehe da! bei einer hell brennenden Lampe die Zeitung lesend, sah ich meinen alten Gönner, den ehemaligen Guardian vom Kloster des heiligen Franziskus, gemächlich an einem Tische sitzen.

»Franziskus!« rief Ludovikus. »Schau auf und betrachte den Freund, den ich Dir bringe.«

Der Lesende erhob sich – o wie bebte mein Herz vor Lust, den alten würdigen, freundlichen Herrn zu erblicken, der mir so viel Gutes in meiner Jugend erwiesen hatte! Er kannte mich nicht, ich aber erkannte ihn sogleich wieder, obwohl er bedeutend gealtert und stärker geworden war, einen langen Bart trug und sein vollständiges Kopfhaar in weißer Fülle seinen Scheitel bedeckte. Da fing ich an zu sprechen:

»Hochwürdigster!« sagte ich leise und ernst. »Zwanzig Jahre sind vergangen, seitdem ich das Glück hatte,

von Ihrer wohlwollenden Stimme zum ersten Mal begrüßt zu werden, fünfzehn, seitdem Sie, voll tröstenden Zuspruchs, mich an den Rhein begleiteten wo ich mich von Ihnen trennte, um in Münster meinen Studien obzuliegen und meiner dunkeln Zukunft entgegenzugehen. Wie! Kennen Sie Ihren einstigen Liebling nicht mehr, den kleinen Fritz Stilling, des armen Schneiders Sohn, dem Sie in seiner verwaisten Jugend Vater, Freund und Beschützer waren?«

Eine dunkle Röthe freudigen Erstaunens färbte die milden Züge des gemüthlichen Greises. Einen schnellen Blick auf Ludovikus werfend, gleichsam fragend, ob der Fremde die Wahrheit spräche, und auf dessen bejahenden Wink die Lampe erhebend und an mein Gesicht haltend, staunte er mich an, als wenn ihm das Räthsel eines neuen Lebens gelöst würde.

»Ist es möglich!« rief er. »Fritz Stilling!«

»Ja, theuerster Franziskus – Fritz Stilling!« Und schon lag ich in seinen Armen.

Eine halbe Stunde widmete ich mich der Freude des Wiedersehens. Dann aber erhob ich mich. Ludovikus, an meiner zunehmenden Unruhe meinen Wunsch errathend, nahm meine Hand, führte mich durch einige Zimmer und ließ mich vor einem Gemache stehen, dessen Thür, zur Vorsicht, damit kein unberufener Lauscher ein innerhalb gesprochenes Wort vernehme, mit einer dicken Friesdecke verhangen war.

»Sieh, mein junger Freund,« sagte Ludovikus – »in diesem Zimmer athmet die Brust, an der Du so lange nicht

gelegen – ruhelos wie immer schreitet der beklagenswerthe und doch so brave Mann auf und nieder und giebt allein seinen ihn verzehrenden Gedanken Raum. Tritt ein zu ihm, und wenn Du es mit Gottes Hülfe vermagst, gieb ihm und uns den lange entbehrten Frieden wieder.«

»Das will ich versuchen, Ludovikus, ist er allein?«

»Ich glaube es, denn sein neuer Freund, der große Künstler, den er, ich weiß nicht weshalb, hierher geführt hat, verließ ihn erst vor wenigen Minuten, um auf seinem Zimmer einige Briefe zu schreiben.« Er winkte mit der Hand zum Gruß und ließ mich allein. Ich stand vor der Thür Maximilian's, meines Freundes, der gekommen war, in seinem ein Menschenalter hindurch genährten Grimme einen Blitzstrahl auf das Haupt Dessen fallen zu lassen, den ich, sogar mit meinem Leben, wenn es nöthig werden sollte, zu vertheidigen bereit war, selbst gegen Maximilian. Aber dahin, hoffte ich, würde es nicht kommen. Ich faßte mich schnell, beschwichtigte das ungestüme Klopfen meines Herzens, schlug den Vorhang zurück und, ohne meinen Eintritt durch irgend ein Zeichen anzukündigen, drückte ich rasch das Schloß auf – und siehe, ich stand vor einer hohen, stolzen, gebieterischen Gestalt, die, den Kopf auf die Brust geneigt, die Hände auf dem Rücken gefaltet, vor einem knisternden Kaminfeuer und vier brennenden Wachskerzen, die dennoch das große Gemach nicht ganz erhellten, auf und nieder schritt und mich, den angerufen Eindringenden, mit Staunen und sichtbarem Unbehagen in den edlen Zügen anblickte.

Ach! wie sah er noch so kräftig und wohl aus, wie üppig lockte sich sein ungebleichtes Haar auf seinem Scheitel und wie geistig frisch leuchtete sein funkelndes stolzes Auge – aber welche Betrübniß, welcher Schmerz lag um diese Augen und in den festen Linien dieses die volle Kraft des Mannes zeigenden Antlitzes!

»Gott scheint es wirklich gewollt zu haben,« begann ich meine Anrede, »daß unsere Lebenswege noch einmal zusammentreffen sollten, denn siehe, hier stehen wir Beide, nach so langer Zeit der Trennung, uns wieder gegenüber und ich begrüße Dich, Du vielgeliebter Freund, mein theurer Maximilian, mit denselben dankbaren und herzlichen Empfindungen, mit denen ich Dich einst in jener Nacht, am Ufer des Rheins, einsam aber getrost verlassen habe. Wie? – Kennst Du mich nicht mehr? Willst Du diese Dir dargebotene Hand nicht ergreifen, die Du so oft mit der Deinigen gedrückt hast, da sie noch kleiner und schwächer war?«

Er trat mir einen Schritt näher, bog den Kopf gegen mich vor und rief: »Ist es ein Traum? Täuscht mich mein Ohr nicht? Sehen meine alten Augen recht – Fritz, bist Du es, der lebendig vor mir steht?«

»Ja, Maximilian, ich bin es!« Und ich näherte mich ihm ganz und, wie ich als Jüngling an seiner Brust gelegen, lag ich auch als Mann daran und fühlte das laute Klopfen dieses edlen Herzens wieder, welches fünfzehn Jahre entfernt von dem meinigen geschlagen hatte.

»Ist es möglich,« rief er, sich ermannend, »Du hier, bei mir, dem Einsamen und Verlassenen? Aber wie?« – und er

fuhr heftig mit dem stolzen Kopfe in die Höhe – »Woher weißt Du, daß ich auf Stromberg bin – ist ein Verräther in meiner Nähe oder hast Du mich mit listigen Spähern umstellt?«

»Keins von beiden, mein Freund, nur der Zufall hat mir Deine wahrscheinliche Anwesenheit verrathen, und mein Herz, oder wenn Du lieber willst, das Vorgefühl der Erfüllung Deines sehnlichsten Wunsches, einmal wieder in der Nähe Deines Vaterlandes zu sein, hat mich unter allen Edelleuten der Umgegend auf Dich schließen lassen, der, Gott allein weiß, zu welchem Zwecke, den großen Künstler Devrient hierher geführt hat.«

»Ha! Auch das weißt Du?«

»Ich vermuthe es vielmehr, wie ich Dir sage« – und ich erzählte ihm, was mir der junge Seydelmann über seinen Meister mitgetheilt hatte.

»Das ist ein seltsames Zusammentreffen von Umständen und Du hast Deinen guten Kopf zum Errathen meiner tief verborgenen Pläne vortrefflich abgerichtet, mein lieber Freund. Bevor wir aber über dieses Wiederfinden uns freundschaftlich unterhalten, laß uns zuerst Wichtigeres abthun. Sage mir also den Grund, warum Du in so heimlicher Stille, trotz meiner nothwendigen Vorsicht, jeden Eindringling von mir fern zu halten, meine Nähe suchst, denn daß Dich eine höhere und ernstere Absicht hierher treibt, deren Hauch ich fühle, obwohl ich sie nicht ganz durchschaue, sagt mir Dein eigenes Gesicht, worauf Zweifel, Unruhe und Rückhalt, mir zum Sprechen deutlich, ausgeprägt liegen.«

»Maximilian, Du zweifelst auch an mir? Ist es nicht ein hinreichender Grund, der mich hierher treibt, weil mein Herz sich sehnte, endlich Dir wieder nahe zu sein? Hast Du die innigen Bande der Freundschaft, einer Freundschaft, die für mich ohne Ende ist, vergessen, die uns einst mit einander vereinigt hatten?«

»Ich habe sie nie und werde sie nie vergessen, mein theurer und ergebener Freund, aber eben, weil diese Bande der Freundschaft innig waren, und weil Deine Theilnahme an meinem düsteren Geschick – sieh, Du erröthest – den größten Theil Deiner Liebe zu mir ausmachte, so glaube ich, daß Dich auch jetzt noch ein anderer Grund, als jene Liebe selbst, hierher geführt hat – sprich und sage mir also dreist und ehrlich, wie sonst, was in Deinem Herzen liegt, damit ich erkenne, ob ich in Dir einen vollkommenen Freund vor mir habe, und ich werde Dir eben so ehrlich meine Antwort sagen.«

»Wohlan! Du bringst uns Beide sogleich auf den richtigen Weg. Ja, Maximilian, mich führt eine große, eine wichtige Absicht hierher – und ich werde Dir nichts verschweigen, denn viel liegt für Dich auf meinem Herzen – sage Du mir aber zuerst, was führt Dich hierher und welchen geheimen Plan birgt das tiefe Geheimniß, mit dem Du Dich hier umgiebst?«

»Ist meine Anwesenheit an diesem Orte nicht sehr natürlich? Ist dies nicht mein Haus – gehören die umliegenden Ländereien nicht mir? Kann ich nicht hier so gut wie anderswo meine Tage in Ruhe beschließen?«

»In Ruhe, Maximilian! Sieh, auch Du erröthest bei diesen Worten. Und ich will Deine Rede mit dem Gedanken ergänzen, den Du mir verbirgst: und liegt nicht dort in der Nähe dieses Hauses die Gränze meines Vaterlandes, nach der ich mich so viele Jahre vergeblich sehnte – athmet nicht wenige Schritte von hier das herrliche und unvergeßliche Weib, welches ich immer liebte und noch liebe und um welches man mich so hinterlistig betrog? Und endlich, Maximilian – o laß mich die ganze Wahrheit sagen – wohnt da drüben, jenseits der Berge, nicht der gewaltige Mann, der mich um diese Liebe, des Lebens höchstes Glück, betrog – habe ich nicht ein Recht, in seiner Nähe mich einzunisten, mit meinem Auge sein Beginnen zu durchspähen und mit meinem Arm seine Bahn zu durchkreuzen?«

Betroffen von meinen lebhaft gesprochenen Worten ging er heftigen Schrittes vor mir auf und nieder, seine Brust hob und senkte sich stürmisch und seine Augen blitzten, wie sie blitzen konnten, wenn ein Sturm seinen Busen durchwühlte.

»Ja!« rief er endlich und blieb mit plötzlich erbleichendem Gesicht dicht vor mir stehen – »Ja, Du hast Recht, Du hast mich errathen, Du hast meine Sehnsucht, meine Liebe und – meine Rache nicht vergessen, so wenig wie ich. Wohlan denn, höre es, Du, der Du sein Diener bist und für sein Leben und seine Ruhe Deine Nächte opferst, wie ich auch die meinen geopfert hätte, wenn es mir vergönnt gewesen wäre – Du, der Du durch eine unbegreifliche Fügung der Umstände jetzt dieselbe Stellung

inne hast, die ich einst, minder glücklich als Du, die meine nannte, höre es und verhindere es, wenn Du kannst, – ich bin hierher gekommen, um mich an Deinem Fürsten und Herrn – denn der meine ist er nicht mehr – wie ich es ihm und mir zugeschworen, und wie ich es Gott gelobt, auf eine Weise zu rächen, die einzig in ihrer Art und unerhört, aber, – aber, seiner versteckten Bosheit und meiner endlosen Qual würdig ist.«

Ich trat auf ihn zu, ruhig und gefaßt, legte meine Hand auf seine Schulter und sah ihm fest in das so schöne, so glänzende, aber auch von glühendem Hasse so düster blitzende Auge, indem ich sagte:

»Maximilian, höre auch mich. Die bitteren Gefühle, die Deine Brust bewegen und Deine gestählte Kraft zu dunklen Thaten treiben, sind gerecht; ich kann sie Dir nicht verdenken, denn man hat Dich gröblich mißhandelt. Aber höre mich ganz an und schau' in mein Auge, Mann, und senke das Deine nicht in die Nacht Deiner trüben Gedanken – ich, ich sage es Dir und ich schwöre es Dir: Du wirst Dich nicht an dem Herzog rächen, oder nur auf eine Deiner würdigere Weise. Denn, wenn Du Dich auch vollkommen kennst und Deinem Grimme diese Rache gelobt hast – ich kenne Dich und Dein edles Herz besser als Du.«

»Spende meinem Herzen keine schmeichlerischen Lobsprüche – ich bin kein Knabe mehr, denn ich bin zwanzig Jahre älter als Du. Mein Haar fängt an zu erbleichen und die Fasern meines Herzens haben längst den höchsten Grad ihrer Härte erreicht – aber Du irrst Dich in meinen

Vorsätzen, wenn Du sie für schwankend hältst – sie sind unerschütterlich – ja, sie sind es, und Niemand, selbst Du nicht, wird sie aus meiner Seele reißen.«

»Niemand, Max? Wenn es nun aber doch Jemanden giebt, der diesen Versuch unternähme?«

»Nenne ihn mir – und ich werfe ihn zu den Todten.«

»So wirf mich dahin – denn ich bin es, der Dich nicht allein liebt, so innig liebt und hoch verehrt, sondern ich bin es auch, der Dich vor Dir selber schützen will; denn was Du zu thun beabsichtigst, ist Deiner und des erhabenen Geistes unwürdig, den der Schöpfer der Welt so verschwenderisch in die Falten Deiner Seele gelegt hat.«

Er sah mich starr an und schien betroffen von dem tiefen und ergreifenden Tone, mit dem ich diese Worte gesprochen hatte. »Und Du bist es,« fragte er endlich mit unglaublicher Wehmuth, »Du, der dieses an mir wagen will? Hast Du den Tannenwald beim Kloster der Franziskaner vergessen?«

»Nein, ich habe nichts vergessen – ich bin derselbe, der ich damals war. Aber ich habe etwas dazu gelernt, was ich damals noch nicht wußte, was ich aber jetzt – hier Dir zu sagen gekommen bin.«

»So laß es mich hören, um von mir zu vernehmen, daß ich es für nichtig erkläre.«

»Magst Du es thun, wenn Du es kannst. Also Du willst Dich rächen? Was bezweckst Du damit? Du willst einen Anderen strafen. Wohl! Er hat diese Strafe verdient. Wie aber, schaffst Du Dir damit das verlorene Glück wieder? Kannst Du Dir ein neues Leben damit geben, auf welchem

alles Böse, was Dein Leben öde und traurig gemacht hat, verwischt ist?«

»Mein Glück liegt hinter mir, ich habe darauf verzichtet.«

»Das hast Du nicht, das darfst Du nicht. Denn ich, ich bin hier, um es Dir als ein einst verlorenes, jetzt aber wiedergefundenes, von Neuem darzubringen, es in Deine Hand zu legen und Dir – wenn ich Dir auch Deine Jugend nicht wiedergeben kann – doch einen glücklichen und sanften Lebensabend, ein reueloses Alter zu bereiten.«

»O! Du versprichst viel – beinahe dasselbe, was mir einst wohl süße Träume im Schläfe verheißen haben; aber, mein Freund, Du bist kein Gott, nicht einmal ein Zauberer – Du kannst nicht mehr thun, als Menschen thun – und das ist für mich zu wenig.«

»Auch Menschen vermögen oft viel. Irre Dich nicht in mir. Nicht vergeblich hat mich die Vorsehung Dir zum zweiten Male in den Weg gestellt – zum ersten Male begegnete ich Dir auf dem Montmartre wieder – heute begegne ich Dir hier. Erkennst Du darin keine höhere Fügung? Du schweigst. So will ich vollenden. Harter und stolzer Mann, Du hast in Deinem Herzen Kummer und Wehmuth – aber Du hast über den steten Blick in Dein eigenes Herz vergessen, auch in das Herz Anderer zu schauen.«

»Und in welches soll ich schauen, um Trost und Freude für das meine zu gewinnen?«

»Glaubst Du Kummer und Wehmuth allein für Dich geschaffen? Ich will Dich eines Besseren belehren. Schau zuerst in das Herz Deines Feindes – des Herzog's.«

»Was würde ich da sehen, als Trotz und Hochmuth, Leichtsinn und Uebermuth?«

»O! Du hast vergessen, daß ein allsehender, richtender Gott lebt. Und dieser richtende Gott hat alle jene schlimmen Eigenschaften, die Du eben nanntest, ausgewischt aus seinem Herzen und statt ihrer Sorge, Qual, Elend und Reue darin zurückgelassen – denn sieh, meine Augen, die hier vor Dir von wahrer Menschenliebe glänzen und in Deine Seele fürsprechend dringen – sie haben tief auch in seine Seele geschaut, und was sie da gefunden haben, o Max – das gönne ich Dir nicht.«

Er schwieg und senkte immer tiefer sein Haupt. Ich nahm es für ein gutes Zeichen und enthüllte ihm meine mit dem Herzog zugebrachten Nächte, wie er selbst das Gespräch auf ihn gebracht und seine Wehmuth und seine Rette über das Vergangene vollständig gestanden und beklagt habe.

»Es ist nicht möglich,« rief er, als ich zu Ende war. »Er kann mich nicht geliebt haben, denn er hat mir zu wehethan!«

»Das fühlt Niemand mehr als er, und er würde Millionen dafür geben, die Vergangenheit ungeschehen zu machen, die ihm Tag für Tag und Stunde für Stunde – so sagte er selbst – nach jener That verdüstert und verbittert hat. – Aber ich bin noch nicht fertig mit meinem Wissen.

Ich kenne noch ein anderes Herz, in welches Du blicken mußst –«

»Und welches wäre das?«

»Kennst Du eine Gräfin Brandstein?«

»Fritz Stilling – woran mahnst Du mich?«

»Woran ich Dich mahnen muß – kennst Du sie?«

»Ja, ich kenne sie – ich habe sie wenigstens gekannt –«

»Du weißt also auch, daß sie zehn Minuten entfernt von hier, in einem stillen Thale, in tiefster Abgeschiedenheit ein Leben voll christlicher und menschlicher Liebe lebt?«

»Ich habe es gehört, aber was soll das hier?«

»Weil ich auch als ihr Anwalt vor Dir stehe – denn wise, ich bin auch ihr Freund geworden und habe auch in ihr Herz geblickt –«

»Sprich, Du Allwissender – oder Du tödtest mich –«

Und ich erzählte ihm, wie mich der Zufall zur Gräfin geführt und mich zu ihrem Freunde gemacht, wie sie mir selbst in einer stillen Stunde ihr Schicksal mitgetheilt, und wie Maximilian's immer gehegte Voraussetzung die richtige gewesen, daß sie unschuldig, vollkommen unschuldig, und einzig und allein als ein Opfer der Bosheit ihrer eigenen Mutter gefallen war.

»Und hast Du kein Gefühl mehr für sie,« fragte ich, »für sie, die noch so viel für Dich hat? Wirst Du auch sie gänzlich elend machen, indem Du Deine Rache an dem Herzog übst, und willst Du dadurch eine Scheidewand zwischen Euch aufstellen, die Euch auf ewig trennt?«

Er hatte sich gesetzt und seinen Kopf in seine Hände gelegt. Ich trat an ihn heran und legte eine Hand auf seine Schulter. »Und ich bin noch nicht fertig mit meinen Vorstellungen,« fuhr ich fort. »Ich will Dich noch in andere Herzen blicken lassen – merke auf, Maximilian – vielleicht findest Du in ihnen, was Du so sehr zu wünschen scheinst, Grund und Stoff zur Sättigung Deiner Rache.«

»Rache? An wem könnte ich mich noch rächen, als an diesem Einen?«

»Ich will Dir sogar Dreie dafür geben. Erinnerst Du Dich noch an das sprechende Heiligenbild im Franziskanerkloster?«

»Ha! Woran erinnerst Du mich?«

»An die drei Jesuiten, die Dir, dem edlen Wilde, nachzuspüren, gekommen waren und so schreckliche Worte in jener unvergeßlichen Nacht aussprachen, daß Du mir selbst von ihnen sagtest: Merke Dir diese höllischen Worte. Fasse sie in Dein Gedächtniß; und Dein Herz, und wenn Du dieser Brut begegnest, vertilge sie mit der Flamme Deines reinen Geistes, erstickte sie in den Netzen ihrer eigenen Schlaueit und beweise so der Welt und Gott – Dir selber, daß Du nicht bist wie einer von diesen.«

»Und diese Brut – diese prahlerische Brut?«

»Sie sind nicht allein prahlerisch gewesen, sie sind vollkommene Schurken geworden, denn sie haben ihre damaligen Worte in Wahrheit verwandelt –«

»Du spannst mich auf die Folter –«

»Aber sieh, sie sind in meiner Hand; ich halte sie fest, sie sind mein – Dein, wenn Du willst, und Du kannst

sie zertreten. Denn sie sind die böswilligen Rathgeber des schwach und elend gewordenen Fürsten, den Du zu vernichten gekommen bist, durch die er, an den Rand des Verderbens gelockt, sein Volk in's Unglück stürzt und Dein schönes Vaterland in ein Bethaus voller heuchlerischen Gewinsels verwandelt. Sie allein haben die furchtbaren Katalen geschmiedet, unter denen Deine Landsleute seufzen und in Unzufriedenheit gegen den Thron ihres Herrn murren, denn wisse« – und nun erzählte ich ihm, wie die drei Männer sich allmählig emporgeschwungen und, durch äußere Verhältnisse begünstigt, endlich sich des Ohres des Herzog's bemächtigt und ihn an die Schwelle des Religionswechsels sogar geführt hatten – »und siehe,« so endigte ich meine Erzählung, »an diesem Gelingen ihrer scheußlichen Pläne – bist Du schuld –«

»Ich? Du willst mich auch noch beschimpfen?«

»Nicht beschimpfen – aber ich muß die Wahrheit sagen, die ich hier vertrete. Du hast den Samen jener mysteriösen Schwärmerei in das gläubige Herz des Herzog's gestreut, indem Du ihm Kenntniß gabst von einem höheren Seelenzustande der Somnambulen, der Hellseherei. Er hat Dir auch darin geglaubt, wie er Dir immer glaubte und diesen Glauben bis zum Aberglauben fortgebaut. Jene drei höllischen Rathgeber haben den Grund gelegt gefunden, worauf sie das Gebäude ihrer Täuschung errichten konnten, und sie sind eifrig und schlau genug zu Werke gegangen. Denn sie haben den Keim, den Du in seine Brust gelegt, zur Giftpflanze aufwuchern lassen

und ihm eine Seherin vorgeführt, die von Gott selbst gesendet zu sein ihm vorlügt und ihn bewegt, wozu sie ihn zu bewegen angeleitet ist. Da aber habe ich mich Deiner Worte im Kloster erinnert und bin zwischen ihn und seine Verderber getreten, indem ich ihm zurief: Halten Sie ein, Herr Herzog, Sie irren in Ihren Voraussetzungen, denn auch Herr von Schellenberg hat sich darin geirrt –«

»Woher weißt Du das?«

»Von dem Professor K*** in Berlin, der mir es selbst gesagt.«

»Wie? Stehst Du mit dem Teufel im Bunde, daß Du Alles weißt?«

»Mit Gott, sage lieber, denn er hat meine Wege dahin gelenkt, wo ich erfuhr, was mir zu wissen nothwendig war.«

Er schwieg lange und starrte in die knisternde Glut des Feuers, das im Kamine prasselte und ein Stück Holz nach dem andern in Kohle verwandelte. Plötzlich drehte er sich heftig zu mir herum und fragte schnell: »Ist das Alles wahr, was Du mir so eben gesagt?«

»Ich will es auf das Evangelium beschwören!«

»Dann laß mir eine Stunde Zeit – ich will allein mit mir zu Rathe gehen – Du sollst meinen Entschluß nach Ablauf dieser Stunde erfahren.«

»Ich gebe sie Dir, aber ich halte sie strenge inne – nach der abgelaufenen Zeit bin ich wieder bei Dir.«

Ich ging hinaus und begab mich zu den beiden alten Freunden, die mich in großer Bewegung erwarteten und verwundert in mein flammendes Gesicht schauten.

»Du hast viel Zeit gebraucht, was hast Du ausgerichtet?« fragte Ludovikus.

»Ich habe ihm meine Arznei tropfenweise eingegossen und er trägt sie jetzt in seinen Eingeweiden mit sich herum. Ich bin gewiß, daß sie wirken wird – warten wir eine Stunde, so lange hat er sich Bedenkzeit ausgebeten.«

Und die Stunde ging rasch vorüber. Ich trat wieder bei ihm ein und sagte: »Deine Stunde ist verflossen, Maximilian, nun aber ist die meine gekommen.«

Er saß wieder, wie vorher, auf dem Sessel und hatte das Gesicht in den Händen verborgen. Ich näherte mich ihm und hob seinen Kopf empor. Da sah ich Thränen, heiße Thränen sein Antlitz überfließen, das wohl wenige dieser kostbaren Tropfen gesehen haben mochte. Ich hatte schon meinen Pelz übergeworfen und hielt meinen Hut, zum Weggehen gerüstet, in der Hand. Er bemerkte es sogleich, als er sein Auge zu mir erhob.

»Was hast Du beschlossen?« fragte ich mit so weichem Tone, wie ich ihn annehmen konnte.

»Willst Du mich schon verlassen?«

»Ich habe heute noch mehr zu thun.«

»Wohin gehst Du von hier?«

»Zur Gräfin Brandstein, die mich erwartet.«

»Ha! Und weiß sie, daß ich hier bin?«

»Sie hat keine Ahnung davon.«

»Kann ich sie sehen – von Weitem nur –?«

Ich überlegte. »Es ist möglich,« sagte ich, »aber Du darfst sie nicht erschrecken, sie ist auf nichts vorbereitet.«

»Laß sie mich sehen, und wenn – wenn ihr Auge noch eine Spur der alten Flamme bewahrt – so – so –«

»Was dann?«

»So will ich Dir bei ihr – meine Antwort geben.«

»Das nehme ich an – komm, ich will Dich zu ihr führen.«

Es war acht Uhr Abends, als wir das Schloß verließen und die kalte Nachtluft unsere heißen Stirnen umfächeln fühlten. Aber diese Luft war auch kräftig und belebte mein Blut wieder, mich zu neuen Hoffnungen stählend. Er hatte meinen Arm gefaßt und schritt lebhaft aber schweigend neben mir her. So stiegen wir den Berg hinauf und erreichten die Stelle, wo die aufgehäuften Steine die Granze des herzoglichen Gebietes bezeichneten.

»Sieh, Maximilian,« sagte ich, »hier ist die Schwelle Deines Vaterlandes. Bis hierher hat mich Emmeline selber begleitet, als ich zum ersten Male nach Stromberg ging.«

»Und was wolltest Du auf Stromberg?«

»Ich kam im Auftrage des Herzog's, hoffend, das schöne Gut um jeden Preis für ihn kaufen zu können, denn er hatte lange nach seinem Besitz getrachtet.«

»Und weißt Du, warum? Aber laß mich auf diesen Steinen einen Augenblick verweilen. Hatte er vielleicht eine Ahnung, daß ich der unbekannte Käufer sein könne?«

»Ich weiß es nicht genau, aber es ist möglich. Er sah Dich im Wachen und im Traume alle Tage vor sich stehen und fürchtete Deine Nähe –«

»Aha, das war sein Gewissen!«

»Wohl war es das. Mir aber sagte er, er wolle keinen fremden Nachbar in so unmittelbarer Nähe der Greifen dulden.«

»Also er liebt sie noch?«

»Nein, das weiß ich gewiß, aber er achtet sie hoch wegen ihrer seltenen Tugenden.«

»So laß uns weiter gehen.«

Wir stiegen rasch Berg auf, Berg ab; endlich kamen wir vor Brandstein an.

»Hier sind wir am Ziele,« sagte ich – »sieh die reizende Gegend, selbst in der Nacht und im Winter ist sie schön.«

»In diesem einsamen Schlößchen wohnt Emmeline?«

»Ja, hier wohnt sie.«

Wir näherten uns dem Hause, um welches herum die tiefste Stille herrschte. Ich spähte nach allen Seiten, bemerkte aber Niemanden, der uns hätte belauschen können. Wir betraten die Veranda. Ich wußte, daß die Gräfin mit ihren Gästen in dem großen Saale war, dessen jetzt verschlossene Thüren auf diese Veranda führten. Maximilian setzte sich auf eine Stufe der Treppe und seufzte laut. Da hob er plötzlich sein Haupt empor und horchte aufmerksam. Und auch ich öffnete mein Ohr, denn eine mir nur zu wohlbekannt Stimme ließ in diesem Augenblick ihre glockenreinen Töne durch die verschlossenen Thüren und Fenster weit in die stille Nachtluft hinausklagen.

Maximilian sprang auf. »Was ist das für eine wunderbare Stimme?« fragte er erhebend. »Sie erinnert mich wie der Ton der Nachtigall an den Frühling meines Lebens.«

»Laß sie Eingang finden in Deine Seele – Du hast noch viele Frühlinge vor Dir. Es ist aber die Stimme meiner Jugendfreundin, der ehemaligen kleinen Christel, die ich in Amsterdam kennen gelernt und von der ich Dir schon in meiner Kindheit erzählt habe.«

»Nein, nein, nein, sie ist es nicht. Ich verstehe mich auf schöne Stimmen. Und ich glaube sie zu kennen, denn so kann nur ein Engel singen.«

»Du täuschest Dich nicht, Sidi ist ein Engel –«

»Die Sidi? Aus Berlin? Wie kommt dieses hochbegabte Wesen hierher?«

»Es ist meine Christel, Christel van Hees – ich sage Dir es ja. Ich habe sie zum Herzog eingeladen; nun ist sie gekommen und wohnt bei meiner Mutter; ich habe sie heute der Gräfin vorgestellt.«

»O Du Glücklicher! Bewundere diese Stimme, sie dringt bis in's tiefste Herz und beseligt es –«

»So laß sie in das Deinige dringen und es zur Milde bewegen – auch Du kannst noch glücklich werden.«

»Laß mich Emmeline sehen und ich will es für möglich halten.«

Ich trat auf die Veranda und näherte mich einem der Läden, welche die Fenster verschlossen. Ich wußte, wie man sie mittelst einer Feder von Außen öffnen konnte und vermuthete, daß sie, da es noch früh war, von Innen nicht verriegelt waren. Ich fand meine Vermuthung bestätigt; der Laden sprang ohne Geräusch auf und ich

schlug ihn vorsichtig ein paar Finger breit zurück. Maximilian war schon hinter mir und schaute mit vorgebeugtem Kopfe und keuchendem Athem in's Innere des vor uns liegenden Zimmers.

Auf einem großen Tische brannte ein kolossaler Weihnachtsbaum mit hundert farbigen Lichtern; er streute einen beinahe magischen Schein durch das große, glänzende Gemach. Auf dem Tische lagen die Geschenke, die die liebevolle Gräfin ihren Freunden heute gespendet. Die Kinder, ihre Pflégbefohlenen, hatten die Gaben der Liebe schon empfangen und waren wieder entlassen. Die Gräfin war also mit ihren Gästen allein. Aber ich sah sie selber nicht. Sidi, ihre vollkommene schöne Gestalt in ein graues Atlaskleid gehüllt, saß am Flügel und sang einige kleine sanfte Wiegenlieder, die das Herz des Menschen milde und vergebungsreich stimmen. Vor ihr standen die beiden Noringen, Vater und Sohn, ihr zur Seite Thekla, alle drei in tiefes Entzücken versenkt.

»Ha, sie ist es, es ist die Sidi!« hörte ich ihn an meiner Seite flüstern. »Aber wer ist die andere junge Dame in dem rosarothern Kleide?«

»Es ist Thekla, der Gräfin und des Herzog's Tochter –«

»Ha! sie ist ihm ähnlich!«

»Aber nicht ihm allein; Er sagte mir selbst, sie habe von ihm nur das Körperliche – von einem Anderen aber die Seele.«

»Wer ist dieser Andere?«

»Frage Dich selber. Emmeline hat nur Einen geliebt und dieser Eine – bist Du!«

»Still!« rief er und barg seinen Kopf an meiner Brust.

»Du wolltest mir hier Deine Antwort geben, Maximilian –«

Er schwieg, aber – er weinte.

»Eine Antwort will ich haben, Du hast sie mir versprochen.«

»Gehe hinein und zeige mir die Gräfin!« sprach er mit hastiger, flüsternder Stimme. »Stelle sie mir hier an das Fenster, daß ich ihr Gesicht beobachten kann, – dann, dann – wenn Du mich nachher nicht wieder findest – kehre ruhig nach Hause zurück.«

»Und Deine Antwort?«

»Erwarte mich morgen Abend allein in Deinem Zimmer – Niemand aber darf von meiner Anwesenheit Kenntniß haben – ich will zuerst meinen alten Vater besuchen und Noringen – und dann Dich.«

»Und kann ich auf Dein edles Herz rechnen, mein alter, treuer, wohlwollender Freund?«

»Rechne, worauf Du willst. Aber gehe hinein und quäle mich nicht länger.«

Ich drückte ihm die Hand und verließ ihn, um mich durch die hintere Thür in's Haus zu begeben. Als ich in's Zimmer getreten war und die Versammelten begrüßt hatte, sah ich mich schnell nach der Gräfin um. Sie hatte sich in einen Winkel zurückgezogen, um ihren Thränen, die ihr Christel's Gesang ausgepreßt, im Stillen freien Lauf zu lassen. Ich winkte ihr und sie folgte mir sogleich, unbemerkt ihre nassen Augen trocknend. Ich stellte mich

mit dem Rücken gegen das Fenster, so daß sie mit dem Gesicht dahin gewendet stand.

»Wie gefällt Ihnen meine Freundin gnädigste Frau?«

Sie lächelte freudig. Das wollte ich; sie war so schön, wenn sie lächelte.

»Sie haben uns einen Schatz zugeführt,« sagte sie innig.

»Das ist sie auch – also sie gefällt Ihnen?«

»Köstlich! O wie schön und reizend sie ist! Und sie spricht eben so schön, wie sie singt, und sie fühlt, wie sie spricht.«

»Haben Sie viel mit ihr gesprochen?«

»Ich habe ihr ganzes kindliches Herz durchforscht – Sie blieben so lange fort – haben Sie etwas ausgerichtet?«

»Ich hoffe es.« – Da war es mir, als hörte ich einen lauten Seufzer dicht hinter mir an die Scheiben schlagen. Ich drehte mich unwillkürlich um, aber ich konnte in dem Dunkel, welches draußen herrschte, nichts erkennen.

In diesem Augenblick trat Sidi an uns heran und bot mir freundlich die Hand. In ihrem Auge lag etwas Schwimmendes, Verführerisches, was ich noch nie darin wahrgenommen hatte. Ich drückte ihre Hand und nickte ihr zu.

»Hast Du ihn gefunden?« flüsterte sie.

Ich nickte abermals und begab mich zu den übrigen Gästen. Die beiden Noringen blickten mich verwundert an, sie hatten keine Ahnung gehabt, daß ich im Besitz einer so schönen Verwandten sein könne. –

Eine Stunde später verließen wir Brandstein. Vater und Sohn fuhren in ihrem, Sidi und ich in meinem Wagen zurück. Ehe ich aber das Haus verließ, näherte sich mir die Gräfin und legte mit bedeutungsvoller Miene eine schöne, große, weit geöffnete Rose in meine Hand. Dabei lächelte sie verstohlen und drückte den Finger auf ihre schwellenden Lippen.

»Was soll die schöne Rose, gnädigste Frau?«

»Still! Sehen Sie sie an – sie ist weit geöffnet. Ich wünsche Ihnen Glück.«

Ich saß schweigend und nachdenkend neben Sidi, eben so schweigend und nachdenkend hingen ihre Blicke an meinem Gesichte. Ihre Augen schienen noch zu schwimmen.

»Warum blickst Du mich so wunderbar geheimnißvoll an?« fragte ich sie.

Sie näherte sich mir und legte ihren lockigen Kopf sanft auf meine Schulter.

»Wie gefällt Dir die Gräfin?« fuhr ich nach einer Weile fort, um doch etwas zu sprechen.

»Sie ist immer noch eine schöne und herrliche Frau.«

»Du hast Recht – womit habt Ihr Euch die Zeit vertrieben, als ich weg war?«

»Du bliebst zwar lange, aber die Zeit ist mir kurz geworden. Sie hat mir viel von Dir erzählt, diese schöne Frau.«

»Was kann sie Dir von mir erzählt haben, was Du noch nicht wüßtest?«

»O! es giebt so viele Dinge, die Werth für uns Frauen haben, von denen Ihr Männer nichts wißt!« rief sie und ließ mit ihrer hellen Silberstimme ein so fröhliches Lachen erklingen, daß es mir wonniglich durch Mark und Bein schauerte. »Aber Du mußt nicht Alles hören wollen, was sie mir anvertraut hat,« fuhr sie fort, »Frauen haben ja immer Geheimnisse, wie Du weißt. Erzähle mir lieber, was Dein Freund Maximilian gesagt hat.«

»Ja,« sagte ich, »das will ich!« – Und ich erzählte ihr Wort für Wort unsere inhaltreiche und bedeutungsvolle Unterredung.

X. DIE SYLVESTERNACHT.

Am Abend des ersten Weihnachtstages hielt ich mich zu Hause; vom Eintritt der Dunkelheit an erwartete ich mit wachsender Spannung den versprochenen Besuch Maximilian's. Aber er kam nicht. Schon wurde ich unruhig und ging mit mir zu Rathe, wie ich im Fall seines Ausbleibens mich verhalten sollte, als um neun Uhr mein Diener einen Fremden meldete, der seinen Namen zu nennen sich weigere. Ich begab mich selbst hinaus und siehe, er war es, der längst Ersehnte. In mein Zimmer mir folgend, blickte er sich forschend um.

»Sind wir ganz allein, Fritz, und vor jeglicher Belauschung geschützt?«

»Ja, Maximilian, Du kannst es von mir nicht anders erwarten; ich habe für Alles gesorgt.«

»Du wohnst hübsch hier und in einem großen Hause. Deine Verhältnisse sind also günstig?«

»Ich danke meinem Gott für alles Gute, was er mir so reichlich gegeben hat. Kann ich ihm auch dafür danken, daß er Dich mir wiedergegeben hat?«

»Wie meinst Du das?«

»Darf ich Deinen Eintritt in mein Haus einen gesegneten nennen?«

Er reichte mir die Hand und blickte mich lächelnd an. »Du hast Wort gehalten,« sagte er, »Du hast sie mir gezeigt – sie ist noch schön – die Jahre sind beinahe spurlos über sie dahin gegangen – nur in ihrem Innern hat der Gram gewüthet – sie gehört auch in dieser Beziehung zu den Auserwählten.«

»Ich bin derselben Meinung, aber – welche Antwort bringst Du mir?«

»Siehst Du es nicht an meinem aufgehellten Gesicht? Wäre ich überhaupt gekommen, wenn ich Deinen Wünschen zu widerstreben mich geneigt fühlte? Hier hast Du meine Hand – Du hast dieses stolze, felsenfeste Herz mit dem lebendigen Hauche Deiner milden Seele besiegt – ich schone den Fürsten dem Vaterlande zu Liebe, welches Buben zerfleischen – siehe also da, was Du für ein großer Meister geworden bist.«

»Rühme mich nicht für eine That, die Jeder vollbracht hätte, der mit einem Manne, wie Du bist, zu verhandeln hatte, zumal wenn er, wie ich, in seinem Leben immer seine Pflicht zu erfüllen gelehrt worden ist. Ich habe Dich nicht durch eigene Gewalt und Ueberlegenheit, sondern mit Hülfe der Waffen besiegt, die Du selbst in meine Hände gelegt. Maximilian allein konnte Maximilian besiegen!

Aber was sagst Du zu diesen drei verruchten Menschen? Wer hätte es für möglich gehalten, daß sie uns bis heute zu schaffen machen würden?«

»Meinst Du die Prediger der Buße? Ha! Bald sollen sie selber Buße thun. Ihretwegen komme ich zu Dir – ich will ihnen mit meinem schärfsten Messer bis an die Seele dringen – meine Rache wird gründlich und schrecklich, aber auch gerecht sein.«

»Was willst Du mit ihnen beginnen?«

»Das laß allein meine Sorge sein. Gegen gewöhnliche, menschliche Waffen sind sie stich- und hiebfest, eine kleine Dosis Gift tödtet sie nicht. Ich mußte mir daher ein ganz eigenes bereiten, womit ich sie erwürgen will. Ich habe die ganze Nacht mit diesem Ludwig darüber gebrütet. Er hat einen vortrefflichen Gedanken gehabt, einen wahren Satansgedanken, wie er sie in seiner genialen Abenteuerlichkeit bisweilen erzeugt, und den will ich ausführen.«

»Meinst Du den Ludwig Devrient? Also ihn? Aber sage mir zuerst, zu welchem Zwecke hattest Du ihn mit auf Dein Schloß genommen?«

»Mein Freund, ich fand Gefallen an seinem eigentümlichen, halb göttlichen, halb teuflischen Wesen, woraus seine Natur zusammengesetzt ist. Solche Menschen kommen in einem Jahrhundert nur einmal vor. Ich hatte gehört, der Herzog wolle diesen großen Künstler sehen und sich an seinem Talente erfreuen. Da nahm ich mir vor, ihm denselben in seiner ganzen Größe, aber in einer nach meiner Absicht geformten Gestalt zu zeigen.

Es gelang mir, das kindlich lenksame Gemüth des seltsamen Mannes für mich und meinen Plan zu gewinnen; wir arbeiteten gemeinschaftlich an meiner so lange aufgesparten Rache. Da kamst Du gestern und machtest einen Strich durch diesen Plan. Ich gab den ersten auf und habe nun einen zweiten entworfen, der jenem aber ähnlich ist und der ohne Wandelung ausgeführt werden soll. Frage mich indessen nicht, wie er beschaffen ist. Du sollst damit überrascht werden und Deine Freude daran haben. Du wirst eingestehen, daß er meiner und unseres erhabenen Zweckes würdig ist. Dazu magst Du mir aber noch Manches mittheilen, was ich wissen muß, und deshalb bin ich heute Abend hierher gekommen. Bei meinem Vater und meinem Freunde Noringen bin ich schon gewesen und ich werde sie auch morgen noch sehen. Sie sind von meinem Vorhaben unterrichtet und stimmen mir vollkommen bei. Auch Meister Ludwig wird morgen zu Dir kommen und sich nach verschiedenen Dingen erkundigen. Gewähre ihm Alles, was er verlangt, fördere mit allen Kräften seine sonderbaren Wünsche. So viel aber will ich und muß ich Dir sagen: ich habe die Sylvesternacht zur Ausführung meines Planes gewählt. Ich werde als neuer Besitzer von Stromberg ein großes Fest geben. Ich werde den Herzog, die Minister, den Bischof und den ganzen Hof einladen; Alles, was in der Stadt oder in Zurückgezogenheit auf dem Lande lebt, soll bei mir erscheinen – werden aber jene drei Herren dieser Einladung Folge leisten?«

»Du mußt sie durch den Herzog zu dem Feste befehlen lassen, dann müssen sie kommen.«

»Der Vorschlag ist gut – aber der Herzog selbst?«

»Lade ihn immerhin als Besitzer von Stromberg ein; schreibe ihm, Du hättest durch mich seinen Wunsch erfahren, das Gut zu besitzen – er solle es am Sylvesterabend in Augenschein nehmen.«

»Vortrefflich – ich sehe, Du bist in einer guten Schule hier bei Hofe gewesen.«

»So etwas macht sich ganz von selbst. Willst Du aber den Herzog im Schlosse selbst empfangen? Er würde Dich augenblicklich erkennen, denn Du hast Dich fast gar nicht verändert.«

»Wie kannst Du das denken! Noringen der Aeltere wird die Pflichten des Wirthes erfüllen und mich entschuldigen. Erst wenn die Maschine ihre Wirkung gethan – wollen wir sehen, ob er mich kennen zu lernen verlangt.«

»Welche Maschine? Doch nicht etwa eine Höllenmaschine?«

»Eine Art davon. Ja, ich will die drei büßenden Frommen bei lebendigem Leibe auf einem Feuer rösten, daß alle Zuschauer ihre Freude daran haben sollen. Zählen sie viele Verbündete bei Hofe?«

»Fast keinen einzigen.«

»So bin ich zufrieden. Wir werden eine gute Komödie haben. Du mußt mir aber helfen, den Herzog zur Annahme meiner Einladung zu bewegen; ohne ihn und die drei schwarzen Herren wäre das Ganze eine Seifenblase.«

»Sei unbesorgt. Er wird gern kommen, denn er hascht nach Zerstreungen, er langweilt sich mit den Frommen über die Maaßen. Darf ich ihm sagen, daß er Devrient bei Dir finden wird?«

»Ha! Du ahnst meinen Plan. Ja, wenn es nöthig ist, sage es ihm Aber für jetzt genug hiervon. Ich habe noch eine Frage für Dich. Was sollte die Rose besagen, die Dir Emmeline gestern Abend beim Abschied so bedeutungsvoll in die Hand drückte?«

»Warst Du noch draußen um diese Zeit?«

»Ich habe Euch abfahren gesehen nun – darf ich es hören?«

»Ja,« sagte ich, indem mir plötzlich ein rascher Gedanke durch den Kopf schoß, »sieh, hier ist die Rose!« Und ich holte sie vom Fenster her, wo sie in einem Glase Wasser frisch und duftig blühte. »Sie gab sie mir und ließ mich ahnen, daß, so weit diese Rose geöffnet ist, so weit auch ihr Herz nur – für Einen offen stehe.«

»Wie? Ist das Wahrheit? Sie liebt mich wirklich noch?«

»Noch eben so, wie vor fünf und zwanzig Jahren. Das nennt man Treue!«

»Ja, aber ach! welche lange fürchterliche Zeit!«

»Jammere nicht, sondern genieße! Da hast Du auch die Rose zum Andenken.«

Er nahm sie, drückte lange seine Lippen darauf und verbarg sie dann in seinem Busen. »Auch Deine Rose ist noch weit geöffnet, Emmeline!« dachte ich. Den Rest des Abends aber brachten wir mit Erzählungen über die lange Zeit unserer Trennung hin.

Um zwölf Uhr Mittags am nächsten Tage, als gerade der junge Seydelmann bei mir war, erschien Ludwig Devrient. Er war munter und vergnügt, wie ich ihn noch nie gesehen hatte. Als er in mein Zimmer trat und den jungen Schauspieler bemerkte, stutzte er.

»Wie!« rief er. »Mein Schatten auch hier? Verfolgen Sie mich wirklich durch die ganze Welt, mein Herr?«

»Bis zum Acheron, mein großer Meister!« jauchzte freudig der junge strebsame Mann.

»Seien Sie stolz darauf,« nahm ich das Wort. »Ein Meister wird oft durch seine Schüler mehr geadelt, als durch seine Nebenbuhler. Er hat Sie nun einmal zum Vorbild genommen und beharrt auf seinem Vorsatze. Das zeugt von großer, ruhiger und also bedeutungsvoller Entschlossenheit.«

»Sie reden ihm warm das Wort. Nun – sei es darum! Aber hier bin ich – ich grüße Sie und habe sogleich einen Wunsch vorzutragen.«

»Wünschen Sie Spanier, Ungar oder Griechen?«

»Haha! Sie greifen meine schwächste Seite an. Aber heute, jetzt wenigstens nichts von dem Allen – wir haben Geschäfte, zum Teufel, mein Herr, und wichtige Geschäfte. Jetzt gilt es, den Kopf oben zu behalten. Nachher aber, wenn wir fertig sind – geben Sie her, ich bin eben kein Kostverächter von Gottes süßen Thränen. Vor allen Dingen aber zeigen Sie mir den Beichtvater Ihrer Sornambule.«

»Den Beichtvater – den im Schlosse?«

»Denselben, diesen höllischen Seelenverkäufer! Sie sollen ihn sehen.«

»Und dann muß ich auch den Bischof und die erhabenen Minister sprechen, und zwar lange sprechen. Ich sterbe vor Verlangen, ihnen zu beichten und sie beichten zu lassen.«

»Das ist eine schwere Aufgabe.«

»Nicht so schwer, wie Sie denken. Ich verschaffe mir Eingang. Wir haben bereits vorgearbeitet. Ich werde mich ihnen von hohen Personen empfehlen vorstellen – von Patriciern und Fürsten – he! ihren Freunden! Wann kann ich sie sprechen?«

»Nachmittags von vier bis sechs am besten.«

»Abgemacht! Seydelmann! Heda! Wachen Sie auf aus Ihrem Schlummer – was begrinsen Sie mich so? Sie haben mir einmal gesagt, Sie könnten zeichnen. Sie wollten mich malen. Treffen Sie mit dem Bleistift?«

»Ich habe diese Kunst einst zu meinem Vergnügen getrieben und einige Vollkommenheit darin besessen,« erwiderte der Gefragte bescheiden.

»Verstehen Sie es noch? Kurz geantwortet und drastisch!«

»Ich hoffe es.«

»So werden Sie mich zu den Herren begleiten. Sie können dann mit mir nach Stromberg fahren und bei mir einige Tage verleben. Heda, mein Herr! Es wird Studien regnen – der Himmel wird ein Gewitter schicken, Blitz und Sturm sind schon da. Man wird naß werden und sich

schütteln – Sie fassen mit an – wir tauchen sie unter – tief, bis an die Haarspitzen! Außerdem aber« – wandte er sich zu mir – »muß ich die ersten Schauspieler Ihrer Bühne besuchen.«

»Die kenne ich schon und weiß, wo sie wohnen,« rief Seydelmann frohlockend.

»So sollen Sie mein Mentor sein – ich will auch einmal den Telemach spielen!« Und er schnitt ihm ein Gesicht, daß mir über diesen Telemach die Haare zu Berge stiegen.

»Haha!« rief er und konnte seine Freude kaum mäßigen. »Es giebt eine Komödie, wie sie noch nie dagewesen ist. Aber wir haben auch einen Zweck, der uns in das heißeste Feuer treibt. Wir wollen einmal versuchen, was wir können, Losschlagen wollen wir, eine Schlacht liefern – bluten müssen sie alle, die Feinde – bluten, bluten – ha!« Und während er dies mehr für sich als für uns laut hervorsprudelte, war er nach seiner Art im Zimmer auf- und abgeschritten, hatte seine Glieder hin- und hergebogen und mit seinem bei jedem Gedanken wechselnden Gesicht ein Schauspiel ganz eigener Art aufgeführt. Seydelmann stand wie erstarrt vor ihm und verschlang jedes seiner Worte, jede seiner Geberden mit aufgerissenen Augen und offenem Munde. Aber der merkwürdige Mensch hatte keine Ruhe im Hause. Er ging mit Seydelmann davon, ohne mir fast einen Gruß zu sagen, um die Schauspieler auszusuchen, die seine Puppen werden sollten und die er einmal nach seiner Manier wollte tanzen lassen, wie er sagte. –

Am Abende dieses Tages aber, nachdem er mit Seydelmann den ersten Besuch beim Bischof und den beiden Excellenzen gemacht, mit großer Befriedigung heimgekehrt war und ein paar Flaschen guten Ungars aus Lehmanns Keller geleert hatte, verlangte er eifrig nach der Somnambule. Ich führte ihn selbst in das geheime Zimmer des Schlosses, wohin uns ebenfalls sein Schatten begleitete. Mehrere Stunden stand er ohne Regung vor der Schallröhre und den Sehlöchern und that weiter nichts, als daß er sich vor Entzücken die Hände rieb. Als er endlich mit mir nach Hause ging, sagte er: »Nun noch einen Schluck – dann in den Wagen. Ich bringe große Beute mit nach Hause – die Excellenzen gefallen mir, besonders der Zahn.« Und er blieb stehen und gähnte wie dieser, so daß ich erschrak und den Bußprediger in zweiter Gestalt vor mir zu sehen glaubte.



Zwei Tage später kehrte der Herzog vom Belvedere in die Stadt zurück. Eine Stunde schon nach seiner Ankunft ließ er mich durch Bernhard rufen, der mir mittheilte, daß sein hoher Herr so heiter sei, wie er seit langen Jahren nicht gewesen. Ich begab mich in's Schloß, fand das Vorzimmer leer und den Herzog allein, ich konnte also sogleich vorgelassen werden.

»Nun,« sagte er mit freundlichem Gesicht, »die Feiertage sind glücklich vorüber. Ich habe sie nicht gern, sie kommen mir immer länger und langweiliger vor, als alle

übrigen Tage, die Gott geschaffen hat. Was giebt es Neues hier? Sie sind wieder auf Stromberg gewesen?«

»Ja, Durchlaucht, ich war da.«

»Und wie steht es mit dem Kauf?«

»Der Sachwalter hat die Hoffnung noch nicht aufgegeben.«

»Ich auch nicht – man muß sich so leicht nicht abschrecken lassen. Ich danke Ihnen aber im Voraus, Sie sind ein guter Unterhändler – da – lesen Sie, welchen Brief ich aus Berlin heute Morgen empfangen habe.«

»Aus Berlin?«

»Ja, er trägt wenigstens die Aufschrift daher – so lesen Sie doch.« Ich nahm den mir dargebotenen Brief in die Hand und sah augenblicklich, daß er von Ludovikus' zitternder Hand geschrieben war. Ich las Folgendes:

»Gnädigster Herr!

Ew. Durchlaucht haben mir die Ehre erwiesen, Sich durch den G. R. Dr. Stilling nach meinem Gute Stromberg erkundigen zu lassen. Ich bin nicht abgeneigt, Ihnen dasselbe zu überliefern, falls es Ew. Durchlaucht noch dasselbe Vergnügen gewährt, es zu besitzen, wenn Sie es betreten und kennen gelernt haben werden. Darf ich mir die Freiheit nehmen, Sie zu diesem Besuche unterthänigst einzuladen, so spreche ich den Wunsch hiermit aus, Ew. Durchlaucht möge dem kleinen Feste beiwohnen, welches ich am nächsten Sylvesterabend Punkt fünf Uhr beginnen lassen werde, wenn Ew. Durchlaucht

keine andere Zeit dazu zu bestimmen geruhen sollten. Ich würde mir die Ehre gegeben haben, Höchst Sie persönlich zu diesem ländlichen und einfachen Feste einzuladen, wenn mich meine Geschäfte nicht noch bis kurz vor jenem Tage in Berlin gefesselt hielten. – Da ich für etwa dreihundert Personen in meinem Schlosse Raum habe, so trage ich Ew. Durchlaucht noch die Bitte vor, die Einladungen in Hochdero Namen an sämtliche Edelleute des Hofes, die höchsten Beamten des Civils und Militairs, einschließlich beider Geistlichkeiten, so wie die Behörden der Stadt ergehen lassen zu wollen.

Die vorausgesetzte Genehmigung dieser ersten Bitte läßt mich noch eine zweite wagen. Da ich eine Theatervorstellung beabsichtige, es mir aber in der Eile der Ausführung an den nothwendigen Hülfsmitteln gebricht, so wage ich zu hoffen, Ew. Durchlaucht werden mir von denjenigen Schauspielern, Musikern und Technikern einige Tage Gebrauch zu machen gestatten, die ich dem Herrn Intendanten Grafen von O*** als die gewünschten werde bezeichnen lassen.

Ich verharre in unterthänigster Ergebenheit &c.

Graf Brunneck.«

»Das ist ein höchst sonderbarer Brief,« sagte ich und reichte das Blatt hin.

»Sonderbar, ja, aber hübsch, offen und ehrlich, wie ich es liebe. Und ein Graf Brunneck ist es – nun wissen wir doch, wen wir vor uns haben – und der gute Herr scheint

mir, nach der Handschrift zu urtheilen, schon etwas gebrechlich zu sein. Aber, in der That, er macht uns ein Vergnügen, was mir gerade fehlte. Und nun gar am Sylvesterabend. Den habe ich immer zu einem guten Späße geliebt. Das ist ganz nach meinem Geschmack.«

»Und wenn ich Ew. Durchlaucht darauf aufmerksam machen darf, denn ich habe bereits von dem Sachwalter des Herrn auf Stromberg von diesem beabsichtigten Feste gehört, so kann ich Ihre Neigung, an demselben Theil zu nehmen, vielleicht dadurch erhöhen, wenn ich zu verrathen mir erlaube, daß der berühmte Devrient aus Berlin seinen ersten Auftritt dort begehen wird, ehe er nach der Residenz kommt.«

»Devrient? Das ist ja herrlich. Es wird immer hübscher. Es ist also etwas Großes! Das ist ja eine wahrhafte Ueerraschung. Ah – wir müssen Alles sehr schnell besorgen. Bitte, sehen Sie doch nach, ob Jemand im Vorzimmer ist.«

Ich trat zur Thür hinaus und schaute mich um.

»Niemand als Herr von Noringen ist da!« sagte ich zurückkehrend.

»Noringen, der Vater oder der Sohn?«

»Der Sohn, Durchlaucht!«

»Rufen Sie ihn herein.«

Otto von Noringen trat raschen Schrittes über die Schwelle und stattete seinen militairischen Gruß ab.

»Thun Sie mir einen Gefallen, Noringen?« fragte leutselig der Herzog. Der junge Offizier verbeugte sich bloß.

»Gehen Sie doch sogleich bei'm Intendanten der Schauspiele vor und befehlen Sie ihm in meinem Namen, zu thun, was in diesem Briefe steht. Da lesen Sie auch. Ebenso erfolgen alle Einladungen nach Stromberg in meinem Namen.«

Der junge Mann stand vor seinem Fürsten, hielt den Brief verwundert in der Hand und erröthete.

»Warum werden Sie roth?«

»Ich freue mich, Durchlaucht.«

»Da thun Sie Recht – junge Leute müssen Freude haben. Da fällt mir ein – man sagt ja, eine Freude kommt nie allein – daß ich Ihnen auch eine machen kann. Sie sind lange genug mein Adjutant als Lieutenant gewesen – Sie sind von heute an Rittmeister –«

»Durchlaucht!«

»Wollen Sie sonst noch etwas?«

»Nur meinen innigsten Dank aussprechen –«

»Ich dachte, Sie hätten noch etwas Anderes auf dem Herzen.« Und er warf mir einen sehr verständlichen Blick zu. Ich lächelte.

»Sonst – sprechen Sie, ich bin bei Laune.«

Der neue Rittmeister wurde im Gesichte roth wie das Blut, das unter der Haut desselben kreiste, aber seine Sprache stockte und seine Augen wußten nicht, wohin sie sich wenden sollten.

»Sprechen Sie,« fuhr der Herzog lauter fort, »sonst muß ich sprechen. Aber ich will doch nicht hoffen, daß es wahr ist, was man sich in die Ohren tuschelt, daß –

daß Sie verliebt sind – Sie wissen, ich liebe nicht verliebte Offiziere.«

»Durchlaucht!« stammelte der verliebte Rittmeister.

»Lassen Sie es gut sein – ich hoffe, man hat Sie verläumdet. Meine Sorge allein wird es sein, Ihnen eine verständige, reiche und schöne Hausfrau auszusuchen – aha! ich habe den rechten Punkt getroffen – er entfärbt sich schon wieder. Nun – genug für heute, gehen Sie und thun Sie, was ich befohlen. Guten Morgen, Doktor!«

Der glückliche, aber auch verduzte neue Rittmeister wankte aus dem Zimmer des Fürsten wie ein Trunkener. Er bedurfte meines Armes, als er die Treppen hinunter stieg.

»Was war das?« fragte er, als er, unten angekommen, in der frischen Morgenluft hoch aufathmete.

»Du bist Rittmeister und sollst obendrein eine Frau haben – bist Du nicht zufrieden mit dem doppelten Glück?«

»Den Teufels auch! Ich will mich nicht von ihm verheirathen lassen, wie er so viele verheirathet hat –«

»Wenn er Dir aber seine Tochter giebt?«

»Ah – wäre es möglich! Glaubst Du, daß er Thekla meinte?«

»Ich glaube es ganz bestimmt, denn es kam mir wie eine Anspielung auf Dein Verhältniß mit ihr vor.«

»Wenn Du Recht hättest – Mensch! ich jagte mein bestes Pferd heute todt, wenn ich nach Brandstein ritte –«

»Da wärest Du sehr thöricht. Ich würde ganz ruhig hinausreiten und unterwegs Pläne machen.«

»Da sieht man, daß Du nicht verliebt bist – Du reitest im Schritt, ein Verliebter aber jagt auf Tod und Leben.«

»Meinst Du? Wollen wir wetten, wer von uns beiden am meisten verliebt ist, – Du oder ich?«

»Ja – die Wette gehe ich ein. Wer wird aber Schiedsrichter zwischen uns sein?«

»Wir selber – das Wort des Einen oder Anderen genügt –«

»Gut, und wann wird sie bezahlt?«

»Einen Tag nach der Hochzeit –«

»Wie? Heirathen wir denn zusammen? – O, ich durchschaue ich Dich. Du hast mich zum Besten. Ich Narr, der ich Deinen Scherz für Ernst hielt – guten Morgen!«

Und er schwang sich auf sein zum Dienste des Fürsten immer bereit stehendes Pferd und ritt zum Intendanten der Schauspiele. –

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich in der Residenz die Nachricht von dem seltsamen Feste auf Stromberg. Daß der Herzog selbst die Einladungen angesagt, gab demselben einen Anstrich von Bedeutung, der es in den Augen der Geladenen zu einem Ereigniß besonderer Art erhob. Und sehr bald, man wußte eigentlich nicht recht, wer das Geflüster in Gang gebracht, verbreitete sich das Gerücht, der Herzog beabsichtige auf Stromberg, am Schlusse des alten und beim Beginne des neuen Jahres, dem sehn-suchtsvoll harrenden Lande ein ganz eigenthümliches

Geschenk zu machen. Und wie man erst an das Fabeln gekommen war, ging man noch weiter und einige kluge Augen blickten sogar durch das Vergrößerungsglas der Einbildung und Hoffnung und wollten schon voraussehen, die beiden angefeindeten Minister seien in Ungnade gefallen, ein Regierungswechsel stehe bevor, der dem Lande den gebrochenen Frieden wiedergeben und von dem Nacken des Volkes das Joch abheben werde, welches jene fremden Emporkömmlinge, übermächtig genug, darauf gelegt hatten.

Diese Gerüchte aber trugen sich nur in auserwählten Kreisen herum, der Partei der Bedrohten kam kein Wort davon zu Ohren. Daß aber auch sie zu dem Feste geladen, wie man sehr bald erfuhr, schien jene Gerüchte Lügen zu strafen; man hatte also Grund genug, zu schwanken und in dem sich widersprechenden Benehmen des Herzog's ein geheimnißvolles, unerklärbares Gebahren zu finden, welches sowohl der Hoffnung wie der Besorgniß Raum ließ. So blieb zuletzt nur noch eine allgemeine Spannung zurück, die von Stunde zu Stunde wuchs, je mehr von den Anordnungen verlautbarte, die aus Stromberg mit herzoglichen Mitteln selbst getroffen wurden. Denn es blieb nicht lange verborgen, daß vom Hoftheater nicht allein Mitglieder der Bühne und Kapelle, sondern auch Dekorationen aller Art nach dem Landsitze des fremden Grafen wanderten, und endlich sogar wurde das Geheimniß durch den Herzog selber kund: der große Devrient aus Berlin sei herübergekommen und werde jenem Feste

durch sein erstes Auftreten eine ganz besondere Weihe gehen.

Ich befand mich bei allen diesen hin- und herschwankenden, wahren und unwahren Mittheilungen in einer eigenthümlichen Lage. Alles und Jedes erwogen, war ich nicht ganz frei von Besorgniß. Freilich wohl traute ich Maximilian's Klugheit und Umsicht und Devrient's Genie einen genügend großen Einfluß zu; hatten sie aber den vorausgesetzten glücklichen Erfolg sicher in Händen? Das war eine bedeutsame Frage, deren Antwort ich mir nach meinem Wunsche wohl zurechtlegen, aber nicht mit Gewißheit bejahend aussprechen konnte.

Devrient war nach jenem ersten Besuche jeden Tag auf einige Stunden nach der Stadt gekommen, aber er erschien mir hier ein ganz anderer Mensch als in Berlin. Zum ersten Male in seinem Leben war er mäßig im Genusse des überall freigebig gespendeten Weines; man sah es ihm an, daß er seine ganze innerliche Kraft auf einen Wurf gesetzt hatte, denn auf seiner von Natur wohlgebildeten und klaren Stirn lag eine Wolke des Nachdenkens, des Grübelns, des Schaffens, die ich in seiner früheren gewöhnlichen Sorglosigkeit niemals wahrgenommen hatte. In diesen Tagen auch hatte er seine mannichfachen Besuche bei den Gewalthabern fortgesetzt und endlich seine Studien, wie er sagte, beendet.

Am Mittag vor dem Feste kam er, von seinem Schatten begleitet, in meine Wohnung, zum letzten Mal vor dem Ausbruch des Sturmes, wie er sich ausdrückte. Sein

Auge war verschleiert, wie die Sonne hinter Gewitterwolken; es fehlte ihm an Worten, man sah ihm auf den ersten Blick an, daß eine Welt von Gedanken sein Inneres in Beschlag genommen habe und seine Mittheilung nach Außen hin verhindere.

»Ich bin fertig,« sagte er mit fast tonloser Stimme zu mir, als er sich verabschiedete, – »ich gehe nach Hause. Gebe mir Gott morgen einen guten Tag, ich habe ihn nöthig. Leben Sie wohl, auf Wiedersehen! Sie können mir später sagen, ob ich etwas von der Kunst verstehe oder nicht, die Kunst meine ich, wie man in einem Staate das Oberste zum Untersten – ja so! beinahe hätte ich geplaudert. Leben Sie wohl!«

Und er stieg mit seinem Schatten in den schon bereit stehenden Wagen und fuhr wie eine donnernde Windsbraut nach Stromberg.



Der von allen Seiten sehlichst erwartete Sylvesterabend war endlich gekommen. Ein herrliches gelindes Frostwetter versprach eine angenehme Hin- und Rückreise. Ich traf schon früh meine Vorbereitungen zur Abfahrt, denn ich wollte vor allen Uebrigen an Ort und Stelle sein. Sidi wünschte mir Vergnügen und Maximilian's Unternehmungen den besten Erfolg. Mit so guten, von so schönen Lippen gesprochenen Wünschen meinen Weg antretend, glaubte ich nichts befürchten zu dürfen, und so fuhr ich Mittags zwei Uhr fröhlich und hoffnungsvoll davon.

Ich nahm zuerst meinen Weg nach Brandstein. Hier wußte man bereits, daß ein Graf Brunneck auf Stromberg eingetroffen sei oder vielmehr eintreffen werde und zum heutigen Abend den Herzog und den ganzen Hof eingeladen habe. Otto von Noringen's Standeserhöhung hatte auf Thekla einen sehr beruhigenden Eindruck gemacht. Sie schwamm in einem Meere von Wonne und gab sich den rosigsten Einbildungen hin, wie sie für die liebende Jugend geschaffen zu sein scheinen. Ich mußte noch einmal Wort für Wort Alles wiederholen, was der Herzog ihrem Geliebten in meiner Gegenwart gesagt hatte; erst als ich damit zu Ende war, ließ man mich fort. Durch diesen Aufenthalt kam ich etwas später, als ich wollte, in Stromberg an und hatte hier Gelegenheit, zu bemerken, daß der Wunsch, an diesem seltsamen Feste pünktlich Theil zu nehmen, ein allgemeiner war, denn ich war bei Weitem nicht der erste Gast auf dem schönen Landsitze. Von allen Seiten kamen fast zu gleicher Zeit die Wagen herangerollt und entluden sich ihrer geschmückten Insassen.

Es ging stark gegen fünf Uhr, als ich mit einigen Edel-leuten die große Treppe des neuen Schlosses hinanstieg. Noringen der Aeltere, von seinem Sohne und einigen vertrauteren Freunden, worunter sich mehrere Stabsoffiziere befanden, unterstützt, machte in Ermangelung des noch abwesend gemeldeten Besitzers den Wirth auf eine Weise, daß man ihn beinahe selbst für den Festgeber zu halten geneigt war. Bald wogten die fröhlich angeregten Gäste staunend und bewundernd durch die lange Reihe der Prunkgemächer auf und ab. Die großen Räume

waren im neuesten Geschmacke verziert und strahlten in einem Lichtmeere hellglänzender Wachskerzen. Nach seinem Gefallen wählte ein jeder der zahlreichen Gäste dies oder jenes Zimmer zum ersten Verweilen, wie es seinem Geschmacke am meisten entsprach. Allmählig füllten sich die Säle und endlich strotzten sie von glänzenden, bebänderten und schwarz gekleideten Gestalten. Allgemein aber war man verwundert, keine Damen zu sehen, die, wie man sich plötzlich in die Ohren raunte, von dem unverheiratheten Besitzer des Schlosses für ewige Zeiten aus diesem Feenschlosse verbannt seien. Man stand eben, in große und kleine Gruppen getrennt, erwartungsvoll da, als sich die Thüren öffneten und, unter Vortritt Sr. Hochwürden, des Bischofs, die beiden Minister erschienen und eine ihrem Range entsprechende Würde mit dem hoheitsvollen Gefühle persönlicher Bedeutsamkeit zur Schau trugen. Aber ihre Verbeugungen, die sie rechts und links spendeten, wurden etwas kalt erwidert; die verschiedenen Gruppen schlossen sich fester gegen sie ab, und so blieb ihnen nichts übrig, als einen kleinen Kreis für sich allein zu bilden, wofür sie sich mit höhnischen Blicken und geflüsterten Schlagworten an den gegen sie Partei nehmenden Anwesenden rächten.

Um halb sechs Uhr, als bereits alle Eingeladenen versammelt waren, wurde die Ankunft des Herzog's verkündet. Er trat mit dem freundlichsten Lächeln herein und sah würdevoll und leutselig zugleich aus, welche Miene er, wenn er wollte, so gut anzunehmen verstand. Der

alte Kammerherr von Noringen begrüßte Seine Durchlaucht im Namen des Besitzers und zeigte an, daß Letzterer zwar noch nicht anwesend sei, jedoch jeden Augenblick erwartet würde; nichts desto weniger aber werde das Schauspiel Punkt sechs Uhr seinen Anfang nehmen. Der Herzog schien anfangs darüber verwundert zu sein, indessen verstanden es einige halb und halb eingeweihte Freunde Noringen's, seine Gedanken zu zerstreuen und seine Aufmerksamkeit auf die Schönheiten des von ihm so sehr begehrten Besitzthums zu lenken. Von seinem Kriegsminister, einem alten und hochverdienten General, begleitet, wandelte er durch die Reihen der Gäste, begrüßte bald diesen, bald jenen, und sprach laut seine Freude aus, die so lange nicht gesehenen Herren einmal wieder willkommen zu heißen. Nur an den beiden Ministern, die mit dem Bischof jene kleine dunkle Gruppe bildeten, und gegen die er in der That seit der vorletzten Freitagsnacht eine starke Abneigung fühlte, ging er kalt und kaum mit dem Kopfe nickend vorüber, eine Gesinnungsdarlegung, die allgemein bemerkt wurde und freudiges Staunen erregte, indem man sich der schadenfrohen Hoffnung hingab, die Vermuthungen, die man über den eigentlichen Grund dieses Festes gehegt, seien denn doch wohl nicht so ganz aus der Luft gegriffen gewesen. Nachdem eine zahllose Reihe glänzender Diener Erfrischungen, kalte und warme Getränke herumgereicht und die Gäste irgend einen beliebten Imbiß an den schwer belasteten Speisetafeln genommen hatten, hörte

man in der Ferne von einem großen Orchester den vaterländischen Festmarsch ertönen. Wie auf einen Wink fing man an, sich in Bewegung zu setzen und dem Orte des Schauspiels zu nähern.

Wir traten also in den größten und glänzend erleuchteten Saal. Am höheren Ende desselben war die Bühne aufgeschlagen. Unmittelbar davor waren die Zuschauerplätze durch reihenweis geordnete Sessel bezeichnet. Das Orchester befand sich in einem Nebenzimmer; man wollte ein Schauspiel für die geladenen Gäste, nicht aber für die ausübenden Musiker aufführen. Sobald daher ihr Musikstück beendet war, schlossen sich die Thüren des Nebenzimmers, in dem sie sich befanden, und wurden erst wieder geöffnet, sobald der Vorhang gefallen war. Ich erwähne dies hier im Voraus, um mich in meiner späteren Schilderung nicht so oft unterbrechen zu müssen.

Dem Herzog hatte man einen etwas erhöhten Platz zur linken Seite der Bühne angewiesen; von hier auf konnte er nicht nur die Vorgänge auf dem Theater, sondern auch die vordersten Reihen der Zuschauer, Mann für Mann, genau übersehen. Hinter seinem Stuhle stand der ältere Noringen. Um ihn herum saßen seine Generale, Adjutanten und die auch im Unglück ihm treu gebliebenen Edelleute seines Hofes. In der ersten Reihe der Zuschauer, gerade in der Mitte derselben, nahmen die Würdenträger der Regierung, der Bischof zwischen seinen Freunden, den beiden Ministern, Platz. Um sie herum, dicht gedrängt, bildete ein Kranz von Staboffizieren eine Art Ehrenwache um die bedeutungsvollsten Männer

des Staates. An diese reihte sich die übrige Zuschauer-
menge, bunt durch einander gemischt, wie es Neigung
oder Zufall mit sich brachte.

Bis jetzt wußte noch kein Mensch den Titel des auf-
zuführenden Schauspiels. Da fiel es dem Herzog ein,
danach zu fragen, und augenblicklich überreichte ihm
sein dienstthuender Kammerherr einen Zettel, der das
Nothwendige enthielt. Kein Anderer aber erhielt einen
solchen, nur hörte man bald im Kreise herum den Namen
des Stückes aussprechen: ›Die Fürstenmörder‹ erschallte
es von Mund zu Mund, verfaßt von einem Unbekannten,
aber so dargestellt, daß alle mitspielenden Personen der
Reihe nach sich den Augen und Ohren der Zuschauer ent-
wickeln würden.

Wie man auch über diese Seltsamkeit verwundert sein
mochte, man war schon vorbereitet, hier etwas Außerge-
wöhnliches zu erleben und man hatte auch keine Zeit zu
weitläufigen Bemerkungen übrig, denn der Festmarsch
des Orchesters war bereits in eine einfache aber ergrei-
fende Kirchenmusik übergegangen, die von so beruhi-
gender Wirkung war, daß sie fast augenblicklich die Ge-
müther besänftigte und würdig auf die Vorgänge hin-
überleitete, die sich sogleich darstellen sollten. Die Mu-
sik schwieg und der Vorhang flog zum ersten Mal auf.
Man sah einen von der Morgendämmerung warm und
anmuthig beleuchteten Wald. Im Hintergrunde erblickte
man ein einsames Kloster, dessen Fenster von innen er-
hellte waren und aus dessen Hallen ein wunderlieblicher

Chorgesang betender Mönche erscholl. Langsam und allmählig entwickelte sich der Gesang aus der Tiefe des alten Klosters, immer lauter schwoll er an, und zuletzt ließ er eine Stimme allein hörbar werden, – die mir durch Mark und Bein schauerte.

Mein Herz erstarrte. Ich errieth augenblicklich, was mir und den Zuschauern bevorstand, denn ich erblickte im Schatten des Waldes das alte Kloster, worin ich selbst fünf Jahre in kindlicher Freude und Lust gelebt hatte. Die herrlichen Töne aber, die so eben in nie so gewaltig und rein gehörtem Basse aus dem Kloster erschollen, trugen noch mehr dazu bei, mich tief und wonnig zu bewegen, denn ich erkannte sogleich Maximilian's wunderbare und majestätische Stimme, der das Alter eben so wenig ihre Kraft, wie ihre Reinheit und Milde benommen hatte.

Ich hatte meinen Platz gerade dem Herzog gegenüber gewählt und mein Auge fiel während dieses Gesanges unwillkürlich auf sein Gesicht. Dadurch erhielt ich Gelegenheit, die ungeheure Wirkung dieser Stimme zu begreifen, denn der Herzog, kaum von den ersten Schwingungen derselben genossen, erhob fast erschrocken sein Haupt und horchte mit beinahe athemloser Aufmerksamkeit. Plötzlich sank er in seinen Stuhl zurück, faltete die Hände und senkte den Kopf auf die Brust.

Man konnte annehmen, daß der friedliche, klagende Gesang seine Seele berührt hätte, die so gern mit göttlichen Dingen verkehrte. Aber ich glaubte noch eine andere Empfindung in seiner hingesenkenen Haltung wahrzunehmen.

Von ihm flog mein Auge zu dem Bischof und seiner Umgebung hinüber. Auch sie senkten das Haupt, aber nicht, weil ihnen die Stimme bekannt war, wie dem Herzog, sondern weil der Vorgang im Innern des Klosters ihr heiliges und frommes Herz zu rühren den Anschein haben sollte.

Da schwieg der schöne Gesang; die Klosterpforten öffneten sich und heraus trat der Chor der Mönche, das vorher begonnene Tedeum fortsetzend, und schritt Paarweise zweimal über die Bühne, worauf er sich langsam im Hintergrunde verlor.

Nur drei Mönche blieben auf der Bühne zurück.

Ich traute meinen Augen kaum, als ich sie genauer betrachtete, denn, waren sie es wirklich oder täuschte ich mich, ich sah meinen alten Pater Guardian, Ludovikus und endlich Maximilian vor mir, letzterer aber absichtlich seinem Vorbilde am wenigsten ähnlich. Die dieselben vorstellenden Schauspieler waren vortrefflich geschult und namentlich die beiden ersteren Strich für Strich der Wirklichkeit nachgebildet. Mein Auge verließ sie und ging zu dem Mittelpunkt der vordersten Zuschauer über, und auch hier begegnete ich drei staunenden Gesichtern, die wie gebannt auf den redenden Mönchen ruhten, die sich mit den Namen Franziskus, Ludovikus und Maximilian anredeten und als solche ihr Spiel fortsetzten.

Die Handlung begann sehr einfach. Es wurde die friedliche Stille hervorgehoben und die Eintracht der Mönche innerhalb der klösterlichen Mauern gerühmt, während draußen in der Feindschaft und Tücke der Welt die Kriegsfackel entbrannte und Menschen gegen Menschen wie die wilden Thiere des Waldes ihre Leidenschaften entfesselten. Das Gespräch der drei Mönche wurde unterbrochen durch einen ziemlich erwachsenen Knaben, der – man denke sich mein Erstaunen – unverkennbar meine Art und Weise zu sprechen und sich zu bewegen blicken ließ. Auch trug er meinen Namen und wurde als Schützling des Klosters vorgeführt. Kurz, ich sah die Geschichte meines Lebens sich hier zum zweiten Male in gedrängter Kürze vor meinen Augen entwickeln, denn sie spann sich allmählig fort bis in meine gegenwärtige Zeit. Doch, eilen wir nicht der Vorstellung voraus.

Als der Name des Knaben genannt wurde, vermehrte sich die allgemeine Aufmerksamkeit; Aller Augen richteten sich auf mich und ich fühlte die brennende Wirkung, die eine solche Flut neugieriger Blicke immer mit sich bringt. Auch der Herzog sah mich an, wollte lächeln und mir zuwinken, aber es gelang ihm nicht recht. Ein dunkles Gefühl, daß noch etwas Anderes, Ernsteres diesem harmlosen Anfange folgen werde, vereitelte den wohlwollenden Ausdruck seines Gesichtes und machte es bang und erwartungsvoll.

Die drei Mönche entfernten sich nach Beendigung ihres Gesprächs und ließen den Knaben allein zurück, nur der Pater Maximilian verbarg sich hinter einem Baum

und belauschte Worte und Handlung des mit sich redenden Knaben. Dieser, Gott dankend, daß er ihm im Kloster eine Zufluchtsstätte bereitet, ließ sich vor einem Heiligenbild nieder und betete. Und hier entspann sich nun die Scene, wie ich sie im ersten Theile dieser Geschichte beschrieb und deren Hauptpersonen der genannte Mönch und zuletzt der Pater Vikarius bildeten. Da erschien des letzteren Gestalt selber und versetzte mein Blut in eine unglaubliche Wallung, denn Pater Henrikus war dargestellt, wie er leibte und lebte, in jedem Zuge, jeder Bewegung, bis auf die messingene Brille, die lose auf seiner spitzen, schnüffelnden Nase schwebte. Als er Maximilian's und des Knaben Gespräch belauscht hatte, beklagte er sich ingrimmig über die Lauheit der jetzigen Frommen, drohte mit irdischen und himmlischen Strafen und verhiess endlich die Ankunft der zur Buße der Sünder herbeigerufenen Jesuiten, die den Sündenpfluß der Welt mit der Süße und Lieblichkeit ihrer Frömmigkeit rein waschen sollten.

Hier faßte ich mir ein Herz und richtete mein Auge wieder auf die drei ehemaligen Jesuiten. Es gehörte Muth und ein hartes Herz dazu, sich an ihrer beginnenden Seelenqual zu weiden. Ohne Zweifel ahnten sie, was kommen würde und fühlten sich doch dabei in eine Falle eingeklemmt, aus der kein Entrinnen möglich war. Bleichen Angesichts schauten sie düster und voll ohnmächtiger Wuth vor sich hin, aber noch fest und gedrungen, das Geschick gleichsam herausfordernd, welches an diesem unseligen Abend über sie herein zu brechen drohte.

Doch da wurde meine Aufmerksamkeit wieder zur Bühne gezogen. Lauter, aber streng dem Leben nachgebildeter, sehr unharmonischer Weihegesang erscholl von ferne und es nahte die Prozession der die Bußprediger einholenden frommen Gemeinde. Voran schritten Knaben, grüne Zweige, bunte Fahnen und Heiligenbilder in den Händen tragend; ihnen folgten plärrende Frauen, ganz kleine Kinder an den Armen nachschleifend, um sie ebenfalls des Ausflusses der göttlichen Stunde theilhaftig werden zu lassen; sodann kamen überirdisch blickende Männer, denen die Tabakspfeifen und Branntweinflaschen aus den Taschen guckten. Hinter ihnen schritt Pater Henrikus her, die scheinheiligen Augen in den offenen Himmel bohrend, und hinter ihm endlich die drei Jesuiten, gefolgt von einem unregelmäßigen Schwarme, der ihre Rockzipfel gefaßt hielt und inbrünstig mit gottseligen Küssen bedeckte.

Da aber, als ich die drei Bußprediger genauer betrachtete, gerann mir das Blut. Ich sah sie, nicht wie sie in früheren Jahren ausgesehen, sondern, um sie von den Anwesenden desto leichter erkennen zu lassen, in ihrer jetzigen, schärfer hervortretenden Persönlichkeit. Plötzlich fiel mein Blick, unwiderstehlich gefesselt, auf die eine dieser Gestalten, und ich schauerte unwillkürlich zusammen. Devrient erschien zum ersten Mal auf der Bühne, in der Gestalt des Pater Sturm, dem Bischofe ähnlich wie ein Apfel dem andern, der ihm, gleichsam um das vollkommene Ebenbild zu zeigen, wie vom Schicksal dicht vor seine Augen gesetzt schien. Noch dazu war sein

schwarzes Priesterkleid beinahe von demselben Schnitt, wie das, welches der wirkliche Priester in diesem Augenblick trug. Ein allgemeines Beifallsgemurmel erhob sich plötzlich von allen Seiten und hier und da ließen sich die Ausrufe hören: »das ist er, das ist Devrient!«

Selbst im Kleinsten waren sich die Beiden ähnlich. Devrient zeigte dieselbe unförmliche, dicke, aufgeschwemmte Gestalt, den watschelnden Gang, das Zwinkern der Augen, die salbungsvolle Bewegung der Hände und des Kopfes. Und das Gesicht dieses Kopfes, wie sah es aus! Er schien es dem Vollmonde selber gestohlen zu haben; kaum entdeckte man darin eine Andeutung einer nebelhaft verschwommenen Nase und verstohlen im Hintergrunde sich verkriechende Augen, nur der fletschende Mund trat in seiner Breite und Sinnlichkeit deutlicher hervor, als in dem am Himmel glänzenden Mondbilde.

Und gerade in dem vorderen Mittelgrund der Bühne stellte sich das würdige Kleeblatt auf, Zahn gegenüber Zahn, Blitz gegenüber Blitz, Sturm gegenüber Sturm. Und nun fing der letztere an zu sprechen. Mit wahrhaft dröhnender Stimme – wo hatte dieselbe bisher in seiner Brust geschlafen? – verkündete er die beseligende Ankunft der drei heiligen Väter.

»Hier sind wir,« donnerte er das staunend aufhorchende Publikum an, »die Welt zu erleuchten, zu belohnen und zu bestrafen. Hier ist Pater Zahn, der die Sünden der Menschen wegfressende Bekehrer, hier Blitz, der zerschmetternde Rächer der Unthaten und Laster, hier bin

ich, Sturm selber, der über die Gräber unheilig Begrabener dahinbrausende Sturm.«

Hin schmetterten seine kurz abgerissenen Worte und brüllten aus seiner gigantischen Brust hervor, hohl und tief, wie die Stöße des wild brausenden Sturmes. Mir erhob sich das Haar vor Grauen, eben so den übrigen bei diesen Tönen erbebenden Zuschauern.

Ein anfangs lauterer Murmeln des Beifalls erstickte, kaum geboren, in sich selber, der Beifall gab sich zuletzt nur durch Schweigen und ängstliches Athmen kund – der sprechendste und erschütterndste Beifall, den es giebt. Da sah ich die drei Urbilder der Schauspieler an.

Zahn saß, mit seinen Händen seine Kniee umklammernd, mit offenem Munde und gläsern stierenden Augen da; Blitz hatte den scharfen Ausdruck seines stechenden Auges verloren und schien seinen kleinen Körper in den Falten des Rockes seines Nachbars verbergen zu wollen; Sturm selber, der fromme Bischof, reckte seinen stierartigen Kopf dem Sturm auf der Bühne entgegen, als erblicke er, vor Schrecken in Stein verwandelt, zu seinem Entsetzen sein zweites Ich in einem vorgehaltenen Spiegel.

»Sehen Sie den Bischof und Ihre Minister an!« raunte in diesem Augenblick der Kammerherr von Noringen dem Herzog zu. Dieser erhob seinen funkelnden Blick, schüttelte sich vor Grauen und schien einen Augenblick lang seine Gedanken verloren zu haben.

Aber das Stück spielte weiter. Der Haß des Pater Henrikus schürte das glimmende Feuer der Jesuiten gegen

den edlen Maximilian und den Knaben zur Flamme an und die Scene des sprechenden Heiligenbildes entwickelte sich rasch und natürlich. Ich muß kurz sein in der Aufzählung dieser Scenen; man hat sie alle im Gedächtniß und kennt ja die einzelnen Vorgänge genau. Nur weniger Einzelheiten will ich gedenken. Maximilian und der Knabe saßen lauschend vor dem Heiligenbilde ihrer Zelle. Man hörte deutlich die Jesuiten hinter der Scene sprechen, Zahn's kampfhafte Gähnen leitete das Gespräch ein. Wort für Wort, wie ich es selbst damals angehört, und noch dazu in denselben Tönen glaubte ich wieder zu vernehmen, denn ach! Devrient selber stand hinter der Bühne und sprach mit verschiedenen Stimmtönen allen Dreien nach. Mein Blut schien mir schwer und kalt wie Eis durch die Adern zu rollen. Ich glaubte jene schreckliche Nacht noch einmal und in ergreifenderer Wahrheit zu durchleben. Man hätte hören müssen, wie er donnerete, als er den Pater Sturm seinen Fluch gegen die ketzerischen Fürsten schleudern ließ.

»Noch zehnmal,« brüllte sie, können neue Generationen auf einander folgen, ehe die Menschheit um einen Gedanken vorwärts geschritten ist! Dafür wollen wir um so rascher vorwärts schreiten. Auf den Flügeln des Sturmwindes über ihre Köpfe dahin! Ob sie untergehen und verkommen in Dummheit – uns einerlei – wir sind die Leuchten der Welt, wir sind die Gewaltigen – im Willen und im Geiste. Und wir wollen es sein. Laßt uns erst

ein paar Jahre älter werden! Zuerst besiegen wir die Proletarier, dann die Patricier, zuletzt die Fürsten, die ketzerischen Fürsten. An die Fürsten müssen wir heran – herunter müssen sie unter unsern Fuß,« – man hörte ihn damit den Boden stampfen – »und wir über ihnen stehen. So regieren wir die Welt. So will es unser Recht, so will es unser Gesetz, so wollen es unsere himmlischen Leidenschaften und Begierden. Vorwärts, Triebe! Vorwärts, Gedanken! Ihr könnt nicht hoch genug fliegen. Ich werde sie haben, ich muß sie haben – und – sollte mich die Hölle verschlingen!«

Diese Worte sprach er mit so dämonischer Gewalt, mit so ausdrucksvoller teuflischer Betonung, daß man, obgleich man ihn nicht vor Augen hatte, sich unwillkürlich sein grinsendes Gesicht vorstellte, das wohl eher dem eines Satans als eines Menschen ähnlich sehen mochte.

Die drei auf die Häupter der Fürsten tretenden ehemaligen Jesuiten lagen bei dem Erguß dieser Rede mit ihren Leibern dicht an einander. Sie athmeten kaum, einer schien sich in den andern verkriechen zu wollen. Da fiel der Vorhang – ein endlos schallender Jubelruf brach sich Bahn – die Thüren des Nebenzimmers öffneten sich und eine rauschende Musik verschlang den hundertstimmigen Lärm.

Der Herzog sprang wie eine Feder von seinem Stuhle auf und drehte uns den Rücken zu. Er sprach heftig mit Noringen und dem Kriegsminister, die ihn zu beruhigen schienen; endlich setzte er sich wieder.

Ich übergehe jetzt die weitere Handlung des Stücks, die in einzelnen wesentlichen Zügen meinem Leben nachgebildet war, in manchen Dingen aber davon abwich, wie sie das dramatische Interesse erheischte. Die drei Jesuiten stiegen durch Ränke und Schlaueit empor, drängten sich in die Nähe eines Fürsten und wollten an ihm nun ihr verheißenes Kunststück versuchen.

Der Knabe des Klosters dagegen trat als erwachsener Mann auf, kam in die Nähe desselben Fürsten und wurde, was ich war, sein Arzt und Rathgeber. Jetzt verstand der Herzog schon vollkommen, was man ihm zeigte. Er änderte jeden Augenblick die Farbe und nickte mir zu wiederholten Malen seinen Beifall zu.

Die Handlung schritt weiter vor. Man wollte den Fürsten zum größeren Ruhme Gottes seiner angestammten Religion abwendig machen. Man berathschlagte, wie dies am besten zu bewerkstelligen sei. Zuletzt baute man auf seine aus dem Schlummer geweckte Gläubigkeit und beschloß, durch eine künstlich abgerichtete Hellseherin ihm den letzten Stoß zu versetzen.

Da sah ich den Herzog zusammenzucken. – Als nun aber sein Arzt kam und dem Fürsten den ihm gespielten Betrug enthüllte, da lächelte er mich an und winkte unverholen mit der Hand. Man wurde auf den Herzog so aufmerksam, wie man es schon lange auf mich und die drei Würdenträger gewesen war.

Da schlägt der Arzt, zum Beweise der Wahrheit seiner Ueberzeugung, dem Fürsten vor, die heiligen Männer zu

belauschen. Es wird das sprechende Heiligenbild in Wirklichkeit gesetzt. Der Fürst geht darauf ein und begiebt sich mit seinem Rathgeber in die geheime Kammer.

Hier war dem Schauspieler und mit ihm dem Haupttheile des Festes ein unvorhergesehenes Ende bestimmt. Die beiden Minister und der Bischof sahen das Geheimniß ihres unheilvollen Lebenslaufes enthüllt, der Herzog ebenso und – die Katastrophe konnte nicht anders sein, als sie sich jetzt darstellte. Der überwältigte Bischof lag wie ein bewußtlos Träumender mit stieren Augen und aufgerissenem Munde hinten über in seinem Sessel. Zahn's furchtbares Gebiß klapperte hörbar an einander. Blitz war stumm und sah, geistig vernichtet, einem Blödsinnigen ähnlich.

Da sprang der Herzog von seinem Stuhle empor. Die linke Hand gebieterisch gegen die Bühne ausstreckend, gebot er augenblicklichen Einhalt. Man schien dies Ereigniß hinter der Bühne erwartet zu haben, denn der Vorhang rauschte sogleich herab. Dann auf seinen Sessel tretend und die ganze Versammlung überschauend, rief er mit heller, aber seine tiefe Bewegung verrathender Stimme:

»Wer mich liebt und mir treu und gewogen ist, folge mir!«

Wie von unsichtbaren Federn emporgeschleunigt, sprangen seine Offiziere auf und jauchzten ihm ein donnernes Hurrah entgegen. Der Sieg der Wahrheit über Lug

und Trug hatte sich überall im Sturmschritt Bahn gebrochen. Noch einmal aber gebot der Herzog Ruhe, und mit der Hand auf die vernichteten Opfer zeigend, rief er:

»Bewachtet sie! Sie sind Euere Gefangenen, denn sie haben gegen Euch eben so frevelhaft, wie gegen mich gehandelt!«

Und nun, von einem rauschenden Gewoge zustimmender, jubelnder Menschen umbraust, verließ er den Saal und stellte sich im Mittelpunkt einer der zunächst gelegenen großen Räume auf. Hier stand er mitten im Kreise seiner Getreuen mit hoch erhobener Gestalt und funkelnden Augen; seine ganze Mannheit hatte er in diesem Augenblick wieder erlangt, die die drei unberufenen Bußprediger mit ihren nichtssagenden Gebeten, in denen kein Gedanke Wahrheit, kein Funken Göttlichkeit war, kriechend und lauernd so lange unterdrückt hatten.

»Rufet mir Stilling herbei!« gebot der Herzog mit donnernder Stimme.

Augenblicklich wurde mir Platz gemacht und ich stand vor ihm. Als er mich erblickte, wurde sein Auge vor Rührung und Milde feucht.

»Doktor!« stammelte er mehr, als er sprach. »Sie wissen Alles – Ihre Geschichte hat man mir zum Besten gegeben. Ich habe daraus etwas gelernt. Sie müssen wissen, wer mir und meinem treuen Volke diesen unermeßlich großen Dienst geleistet. Reden Sie!«

Ich war erstarrt – ich sollte hier Auskunft geben? Darauf war ich nicht vorbereitet. Dennoch trat ich einen Schritt vor, legte die Hand auf mein Herz und verbeugte

mich tief. Aber da gewährte ich, daß eine andere Hand, ein kühnerer Gedanke mir zu Hülfe kam. Ich sah eine Nebenthür sich öffnen und eine seltsame Gruppe den uns umstehenden Kreis durchbrechen, während der ältere Noringen mir hastig einige Worte zuflüsterte:

»Durchlaucht,« sagte ich nun, »ich wußte freilich, wie wichtig Ihrem Gewissen der reine Glaube Ihrer Väter und wie heilig Ihrem Herzen das Glück Ihrer Unterthanen und die Wohlfahrt Ihres Landes war. Aber nicht ich habe dieses kühne Schauspiel veranstaltet – ein kühnerer Geist und ein edleres Herz hat Ew. Durchlaucht diesen großen Dienst geleistet. Lassen Sie mich schweigen, heben Sie aber Ihr Haupt empor und schauen Sie sich um – kennen Sie den Mann da, der hinter Ihnen steht?«

Der Herzog drehte sich schnell um, blickte einen Augenblick scharf in die angedeutete Richtung und fuhr dann mit einem Ausrufe des höchsten Erstaunens, wenn nicht Schreckens, zurück. Denn, von zwei alten Freunden geführt, war eine greise Gestalt herangetreten, deren zitterndes aber Ehrfurcht gebietendes Haupt, welches schneeweiße Locken bedeckten, sich tief vor dem Herzoge beugte. Auf einen Stock gestützt, hatte sie in stiller Würde dagestanden und den Augenblick erwartet, den ich so eben eingeleitet.

»Ha!« rief der Herzog. »Schellenberg! Treten Sie aus dem Grabe hervor? Bringen Sie mir Kunde vom Jenseits? Mann – was wollen Sie hier?«

»Nein, Durchlaucht,« sprach der halb zusammengesunkene Greis, dessen faltiges Gesicht bei jenem unerwarteten Ausruf der Verwunderung seines ehemaligen Herrn von einer Thränenflut überschwemmt wurde – »Nein, Durchlaucht, wohl trete ich aus dem Grabe der Vergessenheit hervor – denn es giebt auch ein Grab des Lebens, wie es eins des Todes giebt – und wage mich noch einmal an das blendende Licht des Gottestages, denn ich möchte nicht gern länger vergessen sein – ich könnte darüber sterben – ich möchte viel lieber noch einmal den Schimmer einer glücklichen Stunde und Ew. Durchlaucht leuchtendes Auge sehen – denn ich habe lange genug im Stillen geweint.«

»Weinen Sie nicht mehr – verschonen Sie mich mit Ihrem Schmerze – auch ich habe genug davon – aber nun, was wollen Sie und was führt Sie aus Ihrer Einsamkeit hierher?«

»Durchlaucht, ich komme nicht für mich – für wen aber könnte ich sonst kommen? Hier, meine alten Freunde umstehen mich und winken mir zu mit ihren treuen Augen, mich voll Muth und Hoffnung an Ihr mildes, fürstliches Herz zu wenden – o, Sie wissen wohl, was ich liebe, denn Sie kennen mich ja seit langer Zeit –«

»Und was lieben Sie?«

»Außer Gott liebe ich meinen Fürsten, und Beiden habe ich es oft bewiesen. Außer diesen Beiden aber liebe ich, kann ich nur noch lieben meinen Sohn – denn ich habe weiter nichts auf Erden als ihn. – O, Gnade, Durchlaucht, Gnade, Gnade für meinen verbannten Sohn!« Und

er fiel auf die Erde und lag knieend vor den Füßen seines Herrschers.

»Gnade! Gnade! Gnade!« murmelte es laut im Kreise um die ergreifende Gruppe, auf die jetzt Aller Augen voll funkelnder Erwartung gerichtet waren.

Da faßte sich der Herzog mit beiden Händen nach der Brust, als wollte er ein tief sitzendes, beängstigendes Gefühl aus seinen langen Banden lösen – rasch trat er auf den Greis zu, der zu seinen Füßen kauerte, und hob ihn empor. »Meine Herren!« rief er mit lauter Stimme – »Sie brauchen nicht um Gnade zu flehen für Einen, für den dieser da bittet, nein, Ihrer Stimmen bedarf es nicht, denn dies, hier, mein eigenes Herz hat ihn schon längst begnadigt. Aber Du, alter Mann, wo hast Du Deinen Sohn, daß ich ihn sehe, wenn auch er mich zu sehen verlangt, und daß er mein fürstliches Wort höre, wenn er es hören will?«

Da öffnete sich noch einmal der große Menschenkreis und herbei durch die Menge schritt, hochehobenen und kühnen Hauptes, festen, aber doch gesänftigten Blickes, die schöne Gestalt des verbannten Edelmannes. Vier Schritte vom Herzog entfernt blieb er stehen und schaute ihn an. Der Herzog aber, erschrocken, daß der so lange Gefürchtete ihm so nahe sei, trat einen Schritt zurück und starrte ihn an, wie Jener ihn anstarrte. So blickten sich die beiden Männer, die fünf und zwanzig Jahre in bitterem Hasse einander entfremdet gewesen waren, beide geprüft und mit Schmerzen reich gesegnet, aber

beide die Schmerzen besiegend und rüstig in ungebrochener männlicher Kraft, Auge in Auge.

»Schellenberg!« rief der Herzog mit gebrochener Stimme – »Schellenberg! was bringen Sie mir und wie kommen Sie an diesen Ort?«

»Durchlaucht,« antwortete eine tiefe und mächtig aus der ergriffenen Brust sich lösende Stimme, Nicht ich komme hierher, sondern Sie – denn ich bin hier in meinem Eigenthum, ich bin bei mir. Ich wohne auf Stromberg, und Stromberg ist mein – ich bin heute der Wirth und Sie sind mein Gast!«

»Ah!« rief der Herzog und fühlte nach seiner tropfenden Stirn. »Also ich habe mich doch nicht geirrt!«

Aber Maximilian fuhr sogleich fort: »Aber Sie fragen mich, Durchlaucht, was bringen Sie mir? Gestatten Sie mir dagegen zu fragen: Durchlaucht, was geben Sie mir, wenn ich Ihnen etwas Gutes bringe?«

»Meine Hand – da haben Sie sie!«

»Ich nehme sie an!« Und frei und ehrlich reichte er seine Rechte hinüber, die der Herzog sogleich ergriff. So standen sie einen Augenblick still, während der sie umgebende Kreis ernster Männer in banger Erwartung der Lösung des peinlichen Auftrittes blieb.

Da winkte der Herzog mit der Hand und der Kreis um ihn vergrößerte sich, alle Umherstehenden traten mehrere Schritte zurück. Und auf den einst geliebten, so schwer gekränkten, dann verbannten, jetzt aber schon halb versöhnten Freund und Diener zugehend, legte der Herzog vertraulich seinen Arm auf die Schulter desselben und

sagte mit gepreßter, aber weithin verständlicher Stimme: »Schellenberg – ich freue mich, Sie so unerwartet vor mir zu sehen, und ich danke Gott für diesen schweren, aber schönen Augenblick. Aber nicht hier, nicht unter den Augen des zuschauenden Hofes, kann ich thun, was ich Ihnen gegenüber thun muß – Abbitte leisten für das Geschehene. Ich kenne noch *ein* Herz, welches eben so große Ansprüche an diese meine Worte hat, wie das Ihrige, und wenn Sie der Mann geblieben sind, der Sie früher waren, und ein wirkliches vergebungsreiches Herz im Busen tragen, so verlassen Sie mit mir einige Augenblicke diese Räume und folgen Sie mir dahin, wo ich allein und ungehindert vor Ihnen reden kann.«

Maximilian schaute auf und schien ihn zu begreifen. Aber das Verlangen des Herzog's war stark und kam unerwartet. Der von tausend süßen und bitteren Gefühlen ergriffene Mann, so kraftvoll er auch war, schien zu taumeln, denn sein Herz mochte wohl überfließen, wenn er bedachte, was ihm im nächsten Augenblicke bevorstand.

»Stilling!« rief der Herzog mir zu. »Sie sind unser Vertrauter und Mitwisser aller unserer Geheimnisse gewesen – ich weiß es, ich fühle es – thun Sie heute noch einen Schritt für mich und eilen Sie nach Brandstein, um die Person, die ich meine, auf unsere Ankunft vorzubereiten.«

Ich raffte mich auf. Schnell durchbrach ich den um uns geschlossenen Kreis und sprang die Treppen hinab. Meinen Pelz rasch um die Schultern werfend, obgleich mich

eine innere Glut beinahe verzehrte, und meinen Hut ergreifend, lief ich zum Schlosse hinaus und strebte, so eilig mich meine Beine tragen wollten, dem jenseits der Berge liegenden Brandstein zu. Athemlos kam ich davor an und verschaffte mir Einlaß. In der Hast Pelz und Hut abzulegen vergessend, trat ich in einer wahrhaft fieberhaften Auslegung bei der Gräfin ein. Diese lag im Schatten des Zimmers auf einem Sessel, Thekla saß am Tische und las ihr aus einem Buche vor.

Kaum sah mich die Erstere, so sprang sie von ihrem Sitze empor und stürzte mir entgegen.

»Mein Freund!« rief sie, auf das Heftigste erschrocken – »Was bringen Sie uns – ich sehe es Ihnen an, es ist etwas Wichtiges, Verhängnißvolles, Entsetzliches geschehen –«

»Nein, gnädigste Frau, beruhigen Sie sich!« brachte ich athemlos hervor. »Wohl ist etwas Wichtiges und Großes geschehen, aber es ist nichts Entsetzliches.«

»Sprechen Sie – Sie tödten mich mit Ihrem Zögern.«

Und tief Athem holend, fuhr ich fort: »Der Herzog ist auf Stromberg – Sie wissen es – kennen Sie den Besitzer desselben, der heute das Fest giebt? Ahnen Sie nicht, wer es ist, wer es sein kann?«

Die Gräfin drückte beide Hände fest auf ihr Herz, das ihren Busen stürmisch bewegte, und mit gepreßter Stimme sprach sie:

»Sagen Sie es mir – ich kann jetzt Alles hören.«

»Sie wissen es schon – ich sehe es Ihnen an – so kann Sie nur ein einziges Gefühl erschüttern. Aber Sie wissen

noch nicht, daß sie versöhnt und Freunde sind, daß sie hierherkommen, ja, daß sie, glaube ich, schon da sind.«

»Wer? – Wo? – Bei mir?«

Aber ich hatte nicht mehr Zeit zu antworten, denn draußen auf der Veranda hörte ich schon feste Tritte das Herannahen der Erwarteten verkünden. Sie waren beinahe ebenso rasch gelaufen, wie ich, ihr Bote. Schnell öffnete ich selbst die Thür der Veranda, und sogleich fiel der düster glimmende Schein brennender Fackeln, die die begleitenden Diener in Händen hielten, in das trauliche Gemach. Aber schon trat der Herzog eiligen Fußes ein, an seiner Hand Maximilian von Schellenberg führend; hinter ihnen her kamen, etwas langsamer, die beiden Noringen, Vater und Sohn.

Maximilian's breite Brust hob sich gewaltsam, kaum vermochte sie so viel Luft einzuathmen, wie der gesteigerte Lebensproceß in seinem Herzen verlangte. Da stieß er einen frohlockenden Schrei aus und trat einen Schritt vor; sein blitzschnelles Auge hatte die schöne Gestalt der Gräfin erfaßt.

»Gnädigste Frau,« sagte der Herzog und verbeugte sich tief vor der bebenden und mit purpurner Glut übergossenen Dame, die sich vor Erregung kaum auf ihren Füßen hielt, – »Sie sehen mich unerwartet in später Stunde in Ihrer ausbedungenen Einsamkeit erscheinen – ich bitte um Entschuldigung deshalb. Aber die Vergangenheit hat

ihre Pforten aufgethan und es ist Zeit, daß ich ihr Rechnung trage. Ich komme zu Ihnen, um vor Ihnen und Diesem zu bekennen, daß ich vor Jahren ein schweres Verbrechen beging, ein Verbrechen, welches nicht die Menschen, wohl aber Gott an mir bitter gestraft hat. Könnten Sie in mein Herz blicken, es bedürfte wahrlich meiner Worte nicht; so aber muß ich sprechen und ich spreche gern. Wohl kann ich hoffen, daß Gott mir meine Sünden verziehen hat, denn er schickt mir Den, um den ich in einsamen Stunden der Nacht auf meinen Knien demüthig gebeten habe; darf ich aber auch hoffen, Sie werden nicht erbarmungsloser sein als Gott? Schellenberg, treten Sie näher und ermannen Sie sich. Sie haben nichts Böses gethan, also zittern Sie nicht. Wohlan denn – kennen Sie dieses herrliche Geschöpf Gottes?«

»Ich kenne sie – sie liebte mich einst!«

»Maximilian!« rief eine innig flehende und halb gebrochene Stimme.

»Und Sie, Schellenberg, lieben Sie sie nicht mehr?«

»Ich liebe sie noch, wie ich sie immer und allein geliebt!«

»Das hat auch sie gethan, ich weiß es am besten. Und Sie können sie lieben, denn wenn der Schnee rein ist, der vom Himmel fällt, und die Luft, die vom Meere daherweht – diese ist wie Schnee und Luft – ich büрге mit meinem fürstlichen Worte dafür.«

Und einen Schritt vortretend und einen Ruf ausstoßend, der allen Anwesenden durch die Seele schmetterte, sprang mehr, als er ging, Maximilian auf Emmeline

zu. Aber auch sie trat ihm entgegen und es war rührend anzusehen, was nun geschah, denn Beide, als sie sich Angesicht zu Angesicht gegenüberstanden, fielen zur Erde und knieten, sich die Hände reichend, dicht vor einander. Da wurden unsere Augen naß und auch der Herzog mußte sich die seinigen trocknen.

Er wandte sich ab und blickte in dem stillen, heimlichen Gemache umher, wo so viele Seufzer der Sehnsucht und Erinnerung ausgehaucht waren – da fielen seine Augen auf Thekla, die in der Thüre zum Nebenzimmer stand und mit heißen Zähren der eben berichteten Scene zugeschaut hatte.

»Thekla, mein Kind!« rief er. »Da bist Du! Guten Abend, meine Tochter! Tritt näher zu uns und vermehre unser Glück. Hast Du mir vielleicht auch einen Wunsch vorzutragen?«

Und sein Blick fiel voll und fragend auf Noringen, den jüngeren, der schweigend und mit gebeugtem Haupte neben seinem Vater in einer Ecke des Zimmers stand. Aber die mit Worten, wie der mit dem Blick Gefragte blieben beide stumm.

»Ihr antwortet nicht, meine Kinder – so laßt diesen da sprechen. Doktor! Was wünschen diese Kinder?«

»Von Ihnen gesegnet zu sein, Durchlaucht!«

»So kommt her!« Und mit einer Hand die erröthende Tochter, mit der anderen den bewährten jungen Freund ergreifend, legte er die Hände beider in einander; dann aber, sich flüchtig im Kreise verneigend, verließ er rasch

das Zimmer und das Haus und Noringen, der Aeltere, und ich folgten ihm.

XI. SCHLUSS

Nach Beendigung jener ernsten und ergreifenden Scenen hatten wir eine heitere und lärmvolle Nacht auf Stromberg zugebracht; vortrefflicher Gesang, entzückende Orchestermusik, Devrient's unnachahmlicher Humor und die mannichfachen Freuden einer ausgesuchten Tafel hielten die überaus angeregten Gäste bis weit nach Mitternacht zusammen. Der Herzog selbst, nicht viel früher aufbrechend, hatte sich den leidenschaftlichen Ausbrüchen politischer Befriedigung von Seiten der ganzen Versammlung nicht entziehen können; er hörte mit lächelndem Gesicht die glühenden Dankesreden an, die ihm und den Befreiern des Vaterlandes, den Veranstaltern des heutigen Festes, von seinen Edelleuten, denen die Stromberg'schen Weine die Zunge gelockert zu haben schienen, dargebracht wurden.

Ich selbst war erst vier Uhr Morgens in der Stadt angekommen, hatte aber auch da noch keine Ruhe und noch weniger Schlaf finden können, denn das in der vorangegangenen Nacht Geschehene und Gehörte kreiste in meinem Gehirne und lenkte meinen Blick auf den langen Lebensabschnitt, der jetzt vollendet hinter mir lag und dessen Verwickelungen mit der Beendigung jenes bedeutungsvollen Drama's zugleich ihre Lösung gefunden hatten. Voll von Dankgefühl gegen die göttliche Vorsehung, vertraute ich mich ihrem ferneren Schutze an, hoffend,

daß der vor mir liegende Tag nicht minder glücklich als der verflossene sein werde.

Mit solchen Gedanken entschlief ich endlich; aber um acht Uhr Morgens erhob ich mich schon wieder und kleidete mich an. Um meiner Mutter einen guten Morgen zu wünschen, wie ich gewöhnlich that, begab ich mich sogleich in ihr Zimmer, überbrachte ihr meinen Neujahrswunsch und theilte ihr die wesentlichsten Vorfälle des vergangenen Abends mit. Von ihr ging ich an Christel's Thür und klopfte an dieselbe an.

»Wer ist da?« fragte die für mich lieblichste Stimme auf Erden.

»Ich bin's, Christel, und ich will Dir meinen Glückwunsch zum neuen Jahre darbringen.«

»Ich danke Dir, aber entschuldige uns, mein lieber Freund, wir sind beim Ankleiden – wir kommen nachher selbst zu Dir.«

»So wünsche ich Dir einen guten Morgen – vor Mittag siehst Du mich nicht wieder, ich habe Geschäfte.«

»So lebe wohl bis dahin – verlief das Fest gestern nach Wunsch?«

»Erfreulich und folgenreich – Du sollst es erfahren. Also auf Wiedersehen!« Gleich darauf wurde meine heute so kostbare Zeit von einem ganzen Haufen angeblich glückwünschender, in der That aber nur neugieriger Menschen in Anspruch genommen. Alle wollten wissen, was gestern geschehen war, denn das auf Flügeln des Windes eilende Gerücht hatte sich schon in den mittleren Klassen der Stadt Bahn gebrochen. Die Leute aber,

die von mir etwas Neues erfahren wollten, geberdeten sich meist, als wenn sie mir etwas mitzutheilen hatten und versuchten auf diese Weise den Grund ihres frühen Besuches so schlau als möglich zu verdecken.

»Guten Morgen, theuerster Freund,« sagte der Erste, »ich wünsche von Herzen Glück zum neuen Jahr. Aber da sind ja merkwürdige Dinge gestern vorgefallen!«

»Ja, freilich, merkwürdig genug!«

»Aber wie ist das Alles so plötzlich geschehen, so auf einen Schlag? Wer hat dabei die Hand im Spiele gehabt?«

»Große Ereignisse, mein Lieber, bereiten sich stets im Dunkeln vor und zeigen sich dann plötzlich wie der Blitz. Wir armen Menschen sehen und hören sie wohl, wenn sie vollendet sind, aber wir bemerken die geheimen Fäden nicht, die sie spinnen und weben. Guten Morgen und ein glückliches Jahr!«

»Wissen Sie schon,« sagte der Zweite, der beinahe im Galopp in mein Zimmer gestürzt kam, »daß den katholischen Bischof der Schlag gerührt hat, daß er gelähmt an allen Gliedern und sprachlos, aber bei voller Besinnung nach Hause gebracht ist und von Gerichtsdienern bewacht wird?«

»Ja, ich weiß es.«

»Und auch, daß die beiden Minister – möge sie der Teufel holen – im herzoglichen Gefängniß sitzen und daß ihnen der Proceß gemacht wird?«

»Auch das weiß ich.«

»Gott, Sie reden ja gar nicht – mir können Sie – es doch sicher anvertrauen, ich sage es Niemanden wieder.

Aber, ist es denn wahr, daß sie den Herzog wirklich haben katholisch machen wollen?«

»Es ist wohl möglich, mein Herr, indessen wünsche ich Ihnen das fröhlichste Neujahr.«

»Ha!« rief der Dritte, »haben Sie es gehört, der Schellenberg ist wieder da – es hat eine große Scene gegeben – der Herzog hat ihn begnadigt und sogar, was ich jedoch nicht glaube, umarmt – der gute Herzog! Aber er soll sehr alt geworden sein, der arme Schellenberg!«

»Ja, er ist gerade um so viele Jahre älter geworden, als er vom Lande entfernt gewesen ist. Das ist erstaunlich – aber ich wünsche Ihnen ein recht recht glückliches Neujahr!« –

Hatten diese drei ersten Besucher mich nur gelangweilt, so that mir der vierte mit seinen Fragen weh.

»Guten Morgen, Doktor,« sagte er. »Also der Devrient ist da und die große Sängerin auch?«

»Woher wissen Sie das?«

»Die ganze Stadt sagt es, sie hat ja gestern vor dem Herzog auf Stromberg gesungen.«

»So, das ist mir neu!«

»Und übermorgen singt sie im Freischütz – nur Schade, daß der Weber nicht kommt –«

»Ja wohl, das weiß ich, und das ist wenigstens wahr.«

»Herrliches Wetter! Herrlicher Neujahrstag! Wir leben in einer merkwürdigen Zeit – guten Morgen!«

Jetzt hatte ich genug. Ich befahl meine Thür zu schließen, denn ich hätte den ganzen Tag damit zubringen können, die tausenderlei Meinungen der Rathenden und

Neugierigen anzuhören. Ich stellte mich an's Fenster und erwartete jeden Augenblick einen um die Ecke des Schlosses biegenden Wagen. Und da kam er wirklich. Vier herrliche Pferde rissen ihn wie der Sturmwind daher. Er hielt vor meiner Thür und in wenigen Augenblicken stürzte sich Maximilian in meine Arme.

»Heil Dir zum neuen Jahre, Du, mein theurer, über Alles geliebter Freund!« rief er frohlockend.

»Nun, Maximilian, Du hast aber lange geschlafen?«

»Ich? Ich bin gar nicht im Bette gewesen. Jetzt ist nicht Schlafens Zeit, mein Freund. Wir müssen wachen und nachholen, was wir so lange verschlafen haben. Aber, Fritz, was soll ich Dir sagen, um mich Dir ganz verständlich zu machen?«

»Wie? Verstehe ich Dich denn nicht schon lange? Sage mir gar nichts und ich werde Dich am besten begriffen haben. In vielen Dingen denkt man sich lieber etwas, als daß man es sich sagen läßt, so geht es mir wenigstens.«

»O Fritz – wie glücklich bin ich – ich fange ein neues Leben an!«

»Habe ich es Dir nicht vorher gesagt? Und doch hast Du mich so lange vergeblich reden lassen – aber vergeuden wir nicht die Zeit mit Dingen, die sich von selbst verstehen. Hast Du vergessen, welcher Besuch uns bevorsteht – es ist zehn Uhr und die bestellten Gerichtsleute erwarten uns gewiß schon an Ort und Stelle.«

»Ha! Es ist wahr. Komm, laß uns gehen und die Sache schnell abthun – es ist das letzte Stück Galle, was auf meinem Herzen lastet.«

Und wir begaben uns eiligst in's herzogliche Schloß, wo uns einige Gerichtsdiener erwarteten, denen wir Arbeit versprochen hatten. Sie folgten mir mit dem diesen Leuten eigenen, eilfertigen Instinkte. Zunächst führte ich Maximilian in das geheime Gemach neben der Wohnung der Somnambule und machte ihn mit den Einrichtungen desselben bekannt. Dann trat ich selbst, die mich begleitende Wache vor die Thür der Kranken stellend und ihr den letzten Auftrag ertheilend, ohne alle Anmeldung in das Krankenzimmer. Da fand ich den vortrefflichen Beichtvater mit seiner Patientin an einem zierlich bestellten Tische sitzen und behaglich ein feines Biskuit in seine Tasse Kaffee mit herzoglicher Sahne tauchen. Es schmeckte ihm herrlich und sowohl er, wie seine Pflegbefohlene, sahen ganz fröhlich aus.

»Guten Morgen, mein Herr!« sagte ich.

Er stand auf und trat mir entgegen, sein stechendes Auge voll Verwunderung auf den unerwarteten Störenfried heftend.

»Was wünschen Sie, mein Herr, und warum stören Sie diese Kranke in ihrer Morgenruhe?«

»O! Ihre Ruhe ist so wichtig nicht, wie ich sehe, Sie stören sie ja selbst und frühstücken sogar gemächlich mit ihr.«

»An meine heilbringende Nähe ist sie gewohnt – ich bin ihr Arzt und Beichtvater. Aber wen habe ich die Ehre vor mir zu sehen?«

»Das werden Sie sogleich erfahren. Ich komme im Namen des Herrn Herzog's.«

»Ah! Seine Durchlaucht läßt uns gewiß zum neuen Jahre Glück wünschen?«

»Das thut er freilich und das thue ich auch auf meine Art. Aber Sie fragen mich, wer ich bin. Sehen Sie mich einmal genau an, mein Herr.«

»Ich sehe Sie schon lange an, aber ich kenne Sie nicht.«

»Klingt Ihnen auch meine Stimme nicht bekannt? Fragen Sie Ihr Gedächtniß – ich wenigstens habe Sie schon lange erkannt.«

»Schon lange – wie soll ich mir das deuten? Ich sehe Sie zum ersten Mal.«

»Ich bediene mich Ihrer eigenen Worte. Aber Sie irren sich – wir sind wirklich alte Bekannte.«

Der ehemalige Pater Vikarius riß die Augen auf und setzte seine Brille zurecht. Es schien ihm etwas unheimlich zu Muthe zu werden, denn meine Stimme hatte etwas Schneidendes angenommen, was ich nicht zu unterdrücken vermochte, so sehr ich mir auch Zwang anthat, meine Gefühle nicht vor der Zeit zu verrathen.

»Sie haben ein schlechtes Gedächtniß,« fuhr ich fort, »ich habe ein bei Weitem besseres. So muß ich denn wohl selbst meinen Namen nennen, den ich so gern von Ihnen hätte aussprechen hören. Ich bin auch ein Arzt, aber kein Beichtvater, wie Sie, wenn Sie mich nicht für den Ihrigen in der Folge annehmen wollen. Mit einem Wort, ich bin der Leibarzt Sr. Durchlaucht, der Geheimerath Dr. Stilling – in meiner Jugend nannten Sie mich Fritz, den Buben, den jungen Teufel, den Zögling des Ketzers!« Und

ich blickte ihm scharf in die Augen, die sich mit einem trüben Flor zu umziehen begannen.

»Mein Herr!« stammelte er, »ich – Sie sehen – ich bin –«

»Ja, Sie sind, ich weiß es wohl, der fromme Pater Henrikus!«

Und er fiel auf einen Stuhl und bedeckte sein aschenbleiches Gesicht mit den Händen, während die, plötzlich sehr hellsehende Theresia in eine Ecke des Zimmers flüchtete und, auf einem Stuhle zusammengekauert, sich schweigend verhielt.

»Ermannen Sie sich,« fuhr ich fort, »es stehen Ihnen noch neue Ueberraschungen bevor, Sie sollen sogleich noch mehr Bekannte zu begrüßen Gelegenheit haben.«

Da sprang er entschlossen auf und stellte sich mit höhnischer Geberde vor mich hin. »Mein Herr!« rief er, »das ist eine Beleidigung – ich kenne Sie nicht; ich stehe hier unter dem Schutze des Herzog's und meines eben so mächtigen Herrn, des Bischof's.«

»Unter Beiden haben Sie gestanden, die Zeit ist vorüber. Wir sind durch Ihre Bemühungen wirkliche Hellseher geworden. Der Bischof liegt in den letzten Zügen, denn der Höchste der Herren hat ihn mit seiner Zuchtrüthe berührt – und seine erhabenen Freunde, die Herren Minister, sitzen im Stockhause, wo sie seit Jahren hätten sitzen sollen, wenn Gott nicht zu langmüthig gewesen wäre.«

»Mein Herr, Sie reden irre – ich zweifle an Ihrem Verstande – denn das kann nicht sein und ich – ich kenne Sie nicht!«

»Nicht? Das wundert mich. Vielleicht aber kennen Sie einen Anderen. Erinnern Sie sich auch nicht eines gewissen Maximilian's, eines großen Ketzers, der mit Ihnen und mir im Kloster der Franziskaner am Rhein lebte?«

»Nein, mein Herr, auch den kenne ich nicht, Sie irren sich in meiner Person!«

»Sollte es wirklich sein? Das wollen wir einmal versuchen!« Und ich erhob meine Stimme und rief laut: »Maximilian, öffne Dein Ohr! Täusche ich mich, oder sehe ich den Pater Vikarius vor mir?«

Da donnerte die Stimme des Gerufenen von der Höhe des Zimmers herab und schallte durch das ganze Gemach wie das Brausen des Sturmwindes: »Du täuschest Dich nicht, Fritz, mein Freund – er ist es, ich sehe ihn und ich höre ihn – guten Morgen, Pater Henrikus!« Und als wenn eine Stimme vom Himmel herunter gebraust wäre und sein halsstarriges Herz in tausend Stücke zerschmettert hätte, so brach der entlarvte Betrüger augenblicklich zusammen. Er fiel auf die Kniee und beugte sein sündhaftes Haupt.

Ich klatschte in die Hände. Und herein, Maximilian voran, traten die lächelnden Diener des Gerichts. Der am Boden liegende Heuchler aber klapperte bei diesem schrecklichen Anblick mit den Zähnen und hatte die Sprache verloren. Nur seine Augen hafteten auf dem

stumm vor ihm stehenden Maximilian, der ihn mit seinem beredten Schweigen wie mit der tödtlichsten Waffe durchbohrte.

Ich sprach nur noch wenige Worte; auch die beiden Beamten machten nicht viele Umstände. Sie ergriffen den Betrüger und entführten ihn dem herzoglichen Schlosse, welches seine unreine Gegenwart schon zu lange besudelt hatte. Das von Krämpfen ergriffene Wundermädchen aber wurde sogleich in das städtische Krankenhaus abgeführt.



Während Maximilian zum Herzoge hinaus ging, kehrte ich in mein Haus zurück. Ich fand Ernst Goy meiner warten. Er war fein wie ein Bräutigam gekleidet und hatte glänzend weiße Handschuhe auf den Fingern. Aber er sah betrübt aus und schien von einem tiefen Kummer bewegt.

»Guten Morgen, Ernst Goy,« sagte ich. »Also Du kommst, mir Glück zu wünschen. Wohlan, ich thue desgleichen.«

»Du hast mich errathen, mein lieber Freund, das ist allerdings ein Grund meines Besuches. Gott gebe Dir seinen ganzen Segen!«

»Und Dir nicht minder – aber Du siehst aus, als ob Du nicht ganz auf den Segen bautest, der Deinen Lippen entfließt. Du hast gerade kein Neujahrsgesicht heute.«

»Ach, Fritz, Du findest mich zerknickt – mit mir ist es aus.«

»Schon wieder etwas? Du setzt mich in Erstaunen. Was ist denn vorgefallen?«

»Ach!« seufzte er laut und schlug die Augen nieder.
»Ach, die Grete!«

»Grete? Spukt die schon wieder in Deinem Gehirn? Was hast Du mit der Grete?«

»Ich will es Dir nur sagen – gestern Abend war ich hier, und sie betrug sich ganz freundlich gegen mich. Als ich aber mit meiner Angelegenheit herausrückte – und um ihre Hand bat –«

»Die hat sie doch gewiß angenommen?«

»Zum Teufel! Nein! Das hat sie eben nicht. Sie hat mich ausgelacht, wie immer, wenn ich davon zu reden anfing.«

»Ausgelacht? Du scherzest!«

»Du machst mich wahnsinnig mit Deinem Zweifel – das ist nicht zum Scherzen.«

»Aber welchen Grund hat sie, daß sie Deine Hand verschmäht?«

»Sie hat zwei, einen abscheulichen und einen ungerichten. Einmal sagt sie, sie bliebe beim Theater, so lange ihre Herrin, die Sidi, dabei bliebe, es gefiele ihr zu gut in dieser Lage. Ha! Du seufzest auch darüber. Ist das nicht ein abscheulicher Grund? Sodann aber sagte sie, ich hätte eher kommen sollen, wenn ich sie heirathen gewollt, jetzt sei sie zu alt.«

»Willst Du mir wohl die Grete sogleich herbeirufen?«

Er sprang willig hinaus; einen Augenblick daraus kam er mit seiner alten Freundin zurück.

»Grete!« sagte ich. »Hier ist Ernst Goy.«

»Ja, Herr Geheimerath, ich sehe ihn. Er ist nicht so klein, daß man ihn aus dem Auge verliert, wenn er vor Einem steht.«

»Aber er bittet um Deine Hand – hat er sie nicht durch seine lange Liebe und Treue verdient?«

»Das wohl – aber was macht er sich aus mir – ich bin ihm zu alt; er möchte viel lieber eine Jüngere heirathen.«

»Grete!« rief drohend der anhängliche Verehrer der kolossalen Schönheit und stampfte unwillig mit dem Fuße.

»Ernst Goy!« rief Grete und machte es ebenso.

»Ihr seid ein seltsames Paar,« sagte ich, »Ihr gebt einander nichts nach. Aber, Grete, er hat mir so eben vertraut, daß er Dich mehr als jede Jüngere liebt – findest Du kein Gefühl in Deiner Brust, das Dich zu ihm zieht?«

Sie drehte sich um und kicherte. »Was hab' ich von ihm? Sobald er mich hat, ist er meiner überdrüssig und läuft mir davon.«

»Grete!« rief der verläumdete Liebhaber und holte sein seidenes Taschentuch hervor.

»Ernst Goy, was willst Du?«

»Deine Hand – ich liebe Dich fürchterlich – ich kann nicht länger ohne Dich leben –«

»Das hast Du schon als sechszehnjähriger Naseweis gesagt, und lebst immer noch.«

»Ich sage es aber heute zum letzten Mal – entweder – oder – Du wirst meine Frau – oder –«

»Oder ich werde es nicht! Haha! Du nimmst eine andere.«

»Grete,« besänftigte ich, »die Sache ist ernst geworden mit der Zeit, laß das Scherzen sein. Mache ihn glücklich – ich will für ihn bürgen –«

»Sie? Für den Sausewind?«

»Das ist er nicht mehr. Sieh, er ist ein gesetzter Mann geworden und hat sein gutes Brot.«

»Ich glaube es und ich weiß es. Aber warum wird er denn immer grob, wenn er mir seine Liebe erklärt? Ich bin ein Weib und habe ein weiches Herz, wenn auch mein Aeußeres etwas unförmlich ist.« Und auch Grete fing an, etwas Nasses im Auge zu trocknen.

»Wenn es nur das ist, so will ich hoffen, daß seine Grobheit bis jetzt eine leidenschaftliche Eigenschaft seines Dich entbehrenden Herzens ist. Gehörst Du ihm erst, so wird er schon höflicher werden. Nicht wahr, Ernst Goy?«

»Ich will sie auf den Händen tragen, ich will sie vergöttern, ich will, mit einem Worte, nie wieder grob sein.«

»Du hörst es – antworte ihm.« Grete kicherte wieder und blickte ihren alten Liebhaber, der nur aus Liebe grob war, schalkhaft von der Seite an.

»Und wenn ich es nun versuchen wollte?« flüsterte sie.

»Grete!« brüllte er wie ein Löwe, der seine Löwin gefunden hat und stürzte auf sie los.

»Ernst Goy!« rief sie – »Du zerquetschest mich – ist das Deine Höflichkeit?«

Aber ich hatte genug gesehen und gehört – ich fühlte mein eigenes Herz warm werden und ging aus dem Zimmer.

Eine Stunde später war dasselbe wieder frei; die Beiden, die sich so früh verloren und so spät erst wieder gefunden hatten, waren einig geworden. Ich setzte mich auf meinen Schreibstuhl und starrte meine Bücher an. Aber nur eine todte Weisheit schien mir in ihnen zu liegen – ich sehnte mich nach lebendiger.

Da ging die Thür leise hinter mir auf und ein leichter Fuß trat behutsam über meinen Teppich daher.

»Guten Morgen, mein Freund, und ein glückliches neues Jahr!« flötete eine liebliche Stimme.

Ich sprang auf. Christel stand vor mir, im vollständigen Tagesanzuge, schön wie eine Rose und lächelnd wie der Morgen, der sie mit Thau benetzt. Die runden, warmen Schultern quollen voll über das schwarze Atlaskleid hervor, welches ihre reiche Brust umspannte, und ihre goldenen Locken wogten bei jeder Bewegung um den herrlichen Kopf.

»Christel!« rief ich verwundert – »So schön habe ich Dich nie gesehen!«

»Ich habe auch etwas lange zu meiner Toilette gebraucht, mein Lieber, es ist ja Neujahrstag! Ich möchte gern, daß der Eindruck, den Du heute von mir empfängst, das ganze Jahr andauert – sieh, ich bin nur ein Weib und alle Weiber sind etwas eitel.«

»Das höre ich von Dir zum ersten Mal. Aber ich wünsche Dir tausendfaches Glück zum neuen Jahre.«

»Und ich habe nur ein einfaches für Dich – Du bist schon so reich gesegnet.«

»Du hast Recht. Gott ist liebevoll gegen mich gewesen.«

»Aber dennoch seufzest Du, mein Freund?«

»Ach ja! Doch da fällt mir ein – übermorgen wirst Du zum ersten Mal singen – man wird Dich anstaunen – man wird Dich vergöttern.«

Sie schüttelte leise den Kopf und ihr blaues, klares Auge füllte sich mit glänzenden Perlen.

»Du schüttelst den Kopf – was soll das bedeuten?«

»Daß ich nicht singen werde – ich werde nicht das Theater betreten, ich werde bei Dir bleiben – hier werde ich vielleicht singen, aber man wird mich vielleicht nicht vergöttern.«

»Ich verstehe Dich nicht – sprich deutlicher.«

»Ich bin nicht mehr beim Theater, mein Freund!«

»Christel!« rief ich und fühlte, wie alle Schleusen meines Herzens sich öffneten und alles Blut unaufhaltsam mir nach dem Gesicht strömte.

»Wenn Du es aber verlangst.« fuhr sie schalkhaft fort, »so werde ich mich entschließen, ferner auf dem Theater zu singen.«

»Nein, nein,« rief ich, »ich habe dieses Verlangen durchaus nicht.«

»Dann bin ich zufrieden – und hast Du mir nichts Anderes zu sagen? («

»Was soll ich Dir sagen? Du siehst mich verwirrt – ich weiß nicht, was ich von Deinem neuen Entschlusse denken soll.«

»Denke das Beste und schaue mich an, wie Du mich einst auf der Brücke der Havel angeschaut hast – da war ich noch keine Künstlerin und wäre vielleicht nie eine geworden, wenn Du bei mir geblieben wärest –«

»Sprichst Du die Wahrheit? Aber die Kunst?«

»Ich spreche immer die Wahrheit, mein Freund; und die Kunst? Ach, die lebt mehr in meinem Herzen als in meinem Ehrgeiz. Sie geht mir nicht über das ganze Glück des Lebens und das Glück –«

»Das sprichst Du nicht aus Dir – das hat Dir meine Mutter oder die Gräfin Brandstein gesagt.«

»Du wunderbarer Mann! Wenn das ein Vorwurf ist, so trifft er mehr Dich als mich – müssen mir erst Andere sagen, was Du mir nie gesagt hast?«

»Was habe ich Dir nie gesagt?«

»Muß ich es Dir denn auch jetzt noch selbst sagen: daß Du mich liebst?«

»Christel – Du weißt es? Ja, ja, nun kann ich es sagen: o, ich liebe Dich so lange schon und so unbeschreiblich innig!«

Und sie trat mir einen Schritt näher, blickte mir voll in's Auge und, indem sie ihre weiße Hand auf meine Schulter legte, flüsterte sie:

»Wirklich? Und erst heute sagst Du mir das? Zehn Tage schon bin ich in Deinem Hause, nachdem ich eben so viele Jahre vergebens auf Dich gehofft – so viele Stunden

haben wir allein zugebracht und nie hat dieses süße Wort einen Ausgang aus Deinem Herzen gefunden?«

»Wie konnte ich, wie durfte ich – Du warst eine große Künstlerin geworden –«

»Laß die Künstlerin für immer in mir begraben sein, vergiß sie und erblicke in mir nur das Weib, das liebende Weib. Denn sieh, ich bin offener als Du – ich liebe Dich auch, und eben so lange, wie Du mich liebst, habe ich Dich innig geliebt.«

»Mit schwesterlicher Liebe oder –«

»Mit dieser Liebe!« und ihre Arme öffneten sich und ich lag an dem treuen, reinen Herzen, welches Gott für mich geschaffen zu haben schien und deshalb schon in meiner Kindheit an meine Seite gesetzt hatte.

Da glitt ein anderer, noch leiserer Schritt über den Teppich, und als wir aufschauten, sahen wir meine blinde Mutter vor uns stehen.

»Meine Kinder!« rief sie. »Ich sehe es nicht mit meinen Augen, aber ich sehe es in meinem Geiste – Ihr habt Euch gefunden und haltet Euch umschlungen – darf ich meinen mütterlichen Segen vom Himmel herabflehen?«

Und vor ihr niedersinkend, fühlten wir ihre sanfte Hand auf unserem Scheitel lasten, und die Worte, die sie weinend und doch freudig über uns sprach, schienen uns das kostbarste Geschenk des Himmels zu sein, denn wir waren von einer liebenden Mutter gesegnet.

Eine Stunde später war ich beim Herzog. Er hielt ein Schreiben in der Hand, welches er langsam überlas. »Da,« sagte er, »das fehlte mir noch! Nun bin ich auch von Ihnen betrogen – lesen Sie – die Sängerin sagt ab – sie will nicht mehr auf dem Theater singen –«

»Durchlaucht,« rief ich, vor Freude strahlend – »ja, Ihnen sagt sie es ab, aber mir hat sie zugesagt, denn sie wird mein Weib!«

»Wer? Die Sidi? Ah! Nun durchschaue ich den ganzen Streich. Sie haben mir einen tüchtigen gespielt. Ich glaubte, Sie seien mein Diplomat in Berlin gewesen, und Sie waren Ihr eigener. Darum waren Sie so glücklich! Nun, ich vergebe es Ihnen – aber ich werde doch wenigstens ihre Stimme ein Mal hören?«

»So oft Sie befehlen, gnädigster Herr, wir sind tief in Ihrer Schuld.«

»Davon wollen wir schweigen – die meinige werde ich abzutragen suchen – ich will wenigstens Ihre Ausstattung besorgen, damit ich doch etwas Freude davon habe, und wo wird die Hochzeit sein?«

»Auf Stromberg, Durchlaucht!«

»Auf Stromberg! Ah! Ein herrlicher Ort dazu. Ich kann ihn zwar nicht mehr besitzen, denn er hat einen Herrn, der seiner würdig ist, aber ich habe mich getröstet, denn auch ich habe Ruhe in meinen anderen Schlössern gefunden. Und durch Sie allein habe ich sie gefunden.«

»Ich that nur meine Schuldigkeit, Durchlaucht!«

»Wollte Gott, jeder Fürst fände Diener, die so ihre Schuldigkeit verstehen und üben wie Sie – Sie sind mir

ein Freund geworden. Ich drücke Ihnen die Hand – gehen Sie und seien Sie so glücklich, wie Sie es verdienen. Haben Sie den Schellenberg gesprochen?«

»Ja, Durchlaucht!«

»Aber Sie wissen es doch – er ist so eben abgereis't und mit ihm drei Andere, Mutter, Tochter und Bräutigam.«

»Abgereis't? Und das erfahre ich von Ihnen?«

»Ja, ich hatte den Auftrag dazu – hier sind Briefe an Sie. Das junge Paar kommt einen Tag vor der Hochzeit wieder. Sie aber sollen auf Stromberg wohnen und dort Ihre Flitterwochen zubringen – da, nehmen Sie und lesen Sie zu Hause. Guten Morgen!«

Ich wankte hinaus, über die Maaßen von dem betroffenen, was ich so eben gehört, und doch war es so natürlich.



Es war ein lieblicher Maientag. Die warme Sonne streute ihr goldigstes Licht durch die frisch belaubten Bäume und Sträucher, und die Nachtigallen ließen ihre sehnsuchtsvollen Stimmen darin erschallen. Es lagerte eine so friedliche Ruhe auf dem schönen Stromberg, als wäre es ausgestorben und als lebten nur die Vögel, die Lüfte und die Blumen darin. Und dennoch war viel Leben und mit diesem Leben auch viel Glück in den Gemächern und schattigen Umgebungen des Herrens Schlosses, denn ein neuvermähltes Paar, welches erst am Tage vorher mit zwei anderen Paaren das Gelübde ewiger Treue abgelegt, hatte seinen Aufenthalt darin genommen. Ich wandelte

mit meiner für immer wieder gewonnenen Christel durch die schattigen Laubgänge, sie hing an meinem Arme und ihr lockiger Kopf ruhte, nur leise geflüsterte, aber doch wohl verstandene Worte lispelnd, auf meiner Schulter. Wir waren so glücklich, wie zwei Menschen unter diesen Umständen es sein können. Da hörten wir einen Kuckuck in den Gebüschern rufen und schauten aus unserer seligen Träumerei auf.

»Wie lange wird dieses unser Glück dauern,« scherzte Christel und lächelte mich an – »laß uns zählen!«

»Versuche die Götter nicht,« entgegnete ich ihr.

»O! die Götter sprechen nicht durch einen Kuckucks-mund, sie haben andere Stimmen für uns – aber laß mich einmal zählen.« Und sie zählte zehn, zwanzig, dreißig Mal – da aber schien es, als wenn dem Kuckuck die Stimme ausginge, wenigstens wechselte er den Ton und endlich fing er laut zu lachen an. Aber er lachte wie ein Mensch, dieser Kuckuck, und siehe, wir fanden, daß uns dieser Göttermund getäuscht hatte, denn aus den Gebüschern sprang ein muthwilliges Paar hervor, Otto von Noringen, Thekla an der Hand haltend, und jubelte über den trefflich gelungenen Scherz.

Das junge Paar, erst vier und zwanzig Stunden vermählt, wie wir, hauste auf Brandstein und war in aller Heimlichkeit herüber gekommen, um sein Glück durch das unsrige zu verdoppeln.

»Ach, Otto, mein Freund,« rief ich, »bist Du gekommen, die Wette zu bezahlen – wer ist nun der Verliebteste von uns Beiden?«

»Ich will Alles bezahlen,« lautete die fröhliche Antwort, »sogar eine Wette, die ich noch nicht entschieden verloren habe, denn ich bin in so spendungsreicher Laune, wie nie. Aber verschone mich mit dem Abrechnen, ich sage Dir lieber gleich, daß ich über alle Begriffe glücklich bin, wiewohl ich nicht sagen kann, ob ich es mehr bin als Du, denn Du siehst mir eben auch nicht unglücklich aus.«

»Was reden die ernstesten Männer vom Rechnen?« jubelte Thekla, indem sie am Arme ihrer neuen Freundin daher hüpfte. »Ich glaube gar, sie haben kaufmännische Geschäfte!«

»Die haben sie immer, meine Liebe,« rief Christel, »das gehört zum Wesen des Mannes – aber auch wir haben welche, wir wollen sie wenigstens haben.« Und sie sah mich mit einer strahlenden Innigkeit an, wobei ihre Augen den Aeußerungen ihrer schönen Lippen widersprachen, was eine Seltenheit an ihr war.

Aber wir Vier sollten nicht lange allein bleiben, denn aus einem Gange hervor wandelte eine in ihrer Art seltsame und eben so würdevolle Gruppe. Meine Mutter, an jedem Arme von einem silberhaarigen Greise geleitet, trat langsamen Schrittes daher und näherte sich uns.

Franziskus und Ludovikus, die beiden Getreuen, führten sie umher und bezeichneten ihr mit Worten die Schönheiten des Orts, die ihr Auge nicht wahrnehmen konnte. Als sie in unsere Nähe gelangt waren, blieben sie stehen.

»Warum bleibt Ihr stehen und tretet nicht ganz heran?« fragte ich.

»Das ist wider die Abrede,« entgegnete mit seiner alten herzlichen Milde der ehemalige Guardian – »Ihr bleibt für Euch und wir für uns, nur der Zufall und der lachende Kuckuck hat uns in Eure Nähe geführt.«

Und augenblicklich umlenkend, schritten sie wieder den breiten schattigen Weg zurück, den sie gekommen waren, dem schwellenden See entgegen.

Da kam von einer anderen Seite eine andere und unerwartetere Störung. Zwei Reiter ließen sich blicken und stiegen eben von den Pferden, die ein ebenfalls berittener Diener in Empfang nahm. Erstaunt hoben wir unsere Augen auf, denn wir sahen den Herzog und den alten Noringen vor uns. Sogleich trat ich ihnen entgegen und begrüßte sie ehrerbietig, während die jungen Frauen in den Gebüschchen sich versteckten.

»Wir bitten um Entschuldigung,« rief der Herzog, »aber schon glaubten wir, Stromberg sei so einsam wie Brandstein, dessen Vögel ausgeflogen sind; indeß sehen wir, daß wir uns geirrt. Darf ich die Dame des Hauses begrüßen?«

Sobald Christel diese lautgesprochenen Worte in ihrem Versteck hörte, warf sie die kleine weibliche Ziererei bei Seite und trat mit hochgeröthetem Gesicht hervor, indem sie sich vor dem Herzog verbeugte.

»Zürnen Sie nicht, meine schöne Frau,« sagte der galante Herzog, »ich komme nicht, um zu stören. Heute will ich auch nicht die süßen Töne Ihrer Stimme bewundern und mich rühren lassen, wie neulich, lieber ein andermal – wir kommen heute nur auf einen Augenblick und als

Boten, um unseren Kindern – denn das seid Ihr ja Alle – eine Nachricht zu überbringen. Geben Sie ihn hin, Noringen, und dann auf und davon!«

Und der alte Kammerherr nahm einen Brief aus seiner Tasche und legte ihn in meine Hand. Er trug die Aufschrift: »An die Glücklichen in Stromberg und Brandstein.«

»Das ist für uns Alle!« rief ich freudig.

»Ja!« entgegnete der Herzog – »und ich habe die Ehre, mich zu empfehlen – adieu, Thekla, mein Kind – adieu, Sidi, schöne Sängerin – adieu, Ihr beneidenswerten Männer!« Und mit Augen und Händen winkend, bestiegen die Beiden ihre Pferde und ritten lachend den Weg zurück, den sie gekommen waren.

Ich aber ging bei Seite und erbrach den Brief. Da aber war schon eine leichte Gestalt an meiner Seite und ergriff meinen Arm, und augenblicklich auch eine zweite; Otto von Noringen aber ging, uns alle Drei anschauend, rückwärts einen Schritt vor uns her.

»Wollt Ihr mitlesen?« fragte ich, da die sechs glühenden Augen sich neugierig auf das Schreiben richteten.

»Ja – das wollen wir – nun, mach' ihn nicht zu.«

»So leset oder höret lieber, denn ich will ihn Euch vorlesen – dann weiß Otto auch gleich, was darin sieht.«

Und ich las folgende Worte:

»Meine geliebten Kinder und Freunde!

Wenn dieser Brief in Eure Hände gelangt, werdet Ihr glücklich sein. Gott erhalte Euch dieses Glück

lange Zeit! Aber auch zwei andere Herzen haben noch einmal ein Glück gefunden, welches sie schon für ewig verloren gegeben hatten.

Um vor den Einflüssen freudiger Unruhe, die in Eurer Stadt den vorgefallenen Ereignissen folgen mußte, bewahrt zu bleiben, zog ich es vor, mich schnell an einen Ort zu begeben, der mich aller unöthigen Gemüthserschütterung überhebt. Emmeline war mir auf meinen Wunsch dahin gefolgt. Jetzt, nachdem auch Thekla und Otto uns verlassen haben, sind wir wieder allein. Wir hielten lange und ernste Berathungen mit einander. Es galt, unsere ganze Zukunft vor jederlei Kümmerniß sicher zu stellen. Wenn wir der oberflächlichen Meinung der Welt gefolgt waren, hätten wir vielleicht nie wieder das vollkommene Glück gefunden, welches uns jetzt umschließt, denn diese Meinung der Welt erhebt oft Ansprüche, die die einzelnen Menschen nicht zu erfüllen vermögen. So aber fragten wir allein unsere Herzen und handelten, wie diese uns antworteten. Auf diese Antwort hat Emmeline ihr Geschick mit dem meinigen auf ewig verbunden, und dies ist der Grund meines heutigen Schreibens. Auch wir sind so glücklich, wie Ihr, vielleicht noch glücklicher, denn wir genießen die uns noch vorbehaltenen Tage mit Ruhe und Klarheit des Verstandes und mit Dankbarkeit gegen Gott, der, nachdem er uns so viel genommen, jetzt um so mehr gegeben hat.

Die Tage des Unfriedens, des Schmerzes und der Leidenschaft sind vorüber, wir gehen dem friedlichen Abend des Lebens entgegen. Die Nacht, die einst auf solchen Abend folgt, kann nur von süßen und holden Träumen erfüllt sein, und das hoffen wir mit Gott, unserem gnadenreichen Schöpfer.

Kinder, seid zu Hause glücklich. Wir sind nach Italien, dem Lande der ewigen Sonne, gereis't, um vielleicht erst nach Jahren zu Euch zurückzukehren. Wenn wir aber dann zu Euch kommen, hoffen wir Niemanden zu finden, der uns zürnen wird, daß wir nach einer viertelhundertjährigen Trennung noch ein Glück erstrebten, welches vielleicht ohne dieselbe nicht so vollkommen gewesen wäre, wie es jetzt ist.

Gott erhalte Euch und gebe Euch Frieden.

Die Eurigen.

Maximilian und Emmeline.«

»Das ist die größte Freude, die wir heute noch haben konnten!« riefen wir Alle zusammen, drückten uns die Hände und schauten uns mit Augen an, die noch mehr sprachen, als unsere Worte.

Aber die Sonne, die bisher freundlich über uns gelächelt, hatte eben ihren Tageslauf vollendet und sank träumerisch und still hinter den blauen Bergen nieder. Christel und ich geleiteten mit dieser scheidenden Sonne die Freunde nach Brandstein, dann aber kehrten wir,

im Innersten unserer Seele beglückt, wieder nach Stromberg zurück. Und an dem leer gewordenen Himmelsraume stieg, als wir unsere neue Heimat erreicht, für jene glänzende Sonne der stillere Mond herauf, und auch er begrüßte uns wohlthuend mit seinem himmlischen Lichte, wie seine mächtigere und größere Schwester es vor ihm gethan. Und bald ruheten wir in Frieden und vergaßen die Mühseligkeiten und Sorgen der Welt, die das Schicksal so reichlich auf unseren Jugendpfad gestreut hatte.